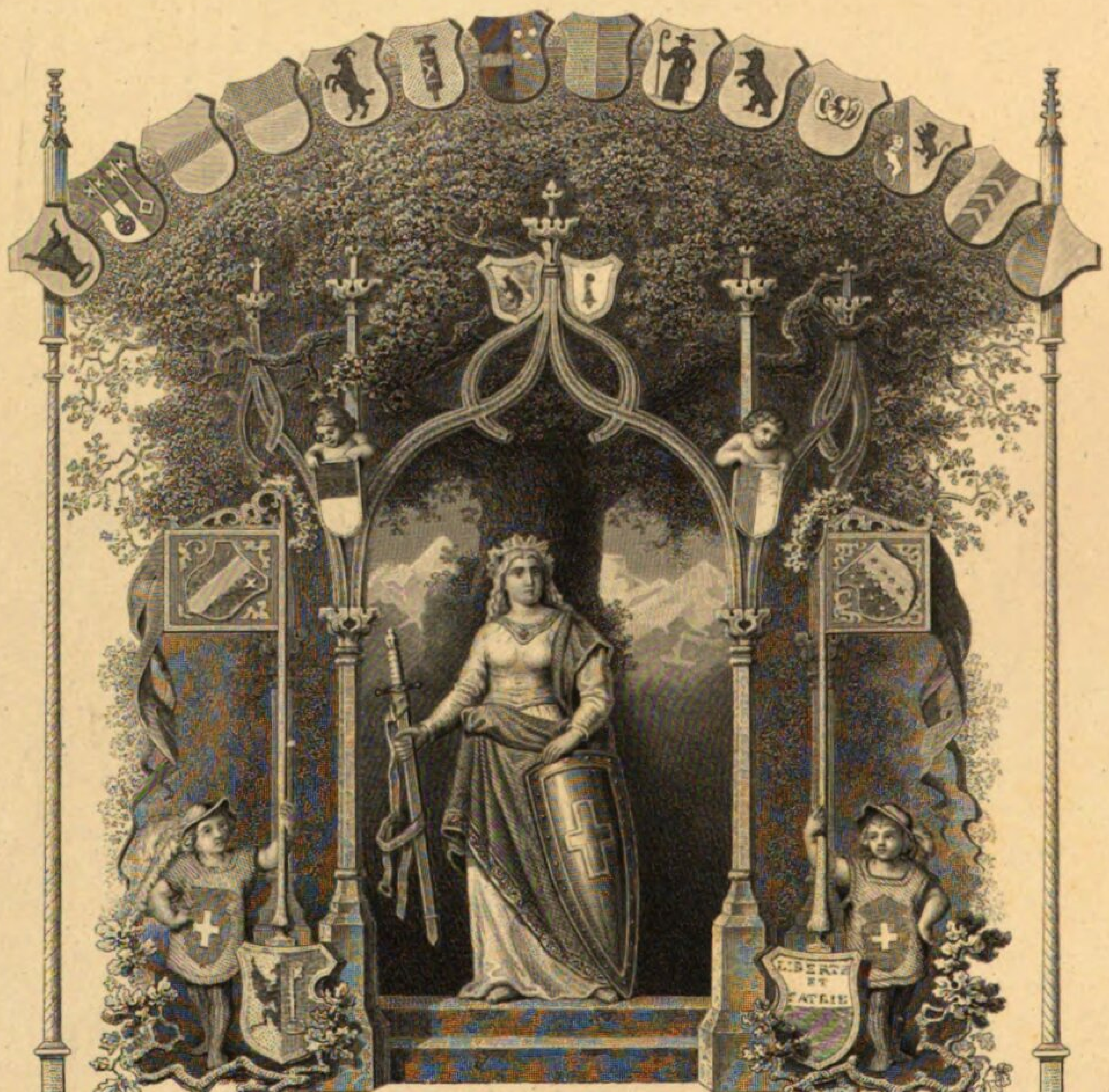

BIBLIOTHEKA
RICKMERSIANA
O. BARTH.

DIE SCHWEIZ
in
ORIGINAL-ANSICHTEN
mit einem
HISTORISCH TOPOGRAPHISCHEN TEXT
von
H. RUNGE.

III. BAND.



DARMSTADT.
DRUCK UND VERLAG VON GUSTAV GEORG LANGE.

PARIS
G. SCRIBA Jne
6 Rue Montmorency.

NEW-YORK
FRANK BERNHARD & Co
268 Broomestreet.

Ergänzung.

Die Schweiz

[illegible]

[illegible]-Ansichten

[illegible] Gegenden,

[illegible] Bergen und sonstigen [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] den [illegible] Künstlern unserer Zeit.

Mit

einem historisch-topographischen Text

von

H. Runge.

Dritter Band.

Die Westschweiz.

Darmstadt.

[illegible] Verlag von Gustav Georg Lange.

1866.

DIE SCHWEIZ

in

ORIGINAL-ANSICHTEN

mit einem

HISTORISCH TOPOGRAPHISCHEN TEXT

von

H. RUNGE

III. BAND



Die Schweiz

in

Original-Ansichten

ihrer interessantesten Gegenden,

historisch merkwürdigsten Städte, Badeorte, Kirchen, Burgen und sonstigen ausgezeichneten Baudenkmäler

alter und neuer Zeit.

Nach der Natur aufgenommen

und in Stahl gestochen

von den ausgezeichnetsten Künstlern unserer Zeit.

Mit

einem historisch-topographischen Text

von

H. Runge.

Dritter Band.

Die Westschweiz.

Darmstadt.

Druck und Verlag von Gustav Georg Lange.

1866.

Inhalt des 3. Bandes.

Die Westschweiz.

Stahlstich-Titel mit der Vignette: Helvetia.

Der Kanton Bern.

Ein eigenthümliches Schicksal hat es gewollt, daß Land und Volk der schweizerischen Eidgenossenschaft ihren Namen von einem der kleinsten Kantone hergenommen haben. Allerdings gehört Schwyz zu den Stiftern des Bundes, der jetzt zwei und zwanzig Kantone umfaßt, und Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß es auf die wechselvollen Geschicke, welche das kernige Volk der Alpen bis auf den heutigen Tag durchlebt, bedeutsam eingewirkt hat; aber wie konnte der einfache Hirtenstamm an Muotta und Mythen sich dem bevölkerteren, reicheren Luzern, dem geschickten, einflußreichen Zürich und namentlich dem starken, energischen und stolzen Bern voranstellen und ihm das Recht der Namengebung, dies alte Recht der Häupter und Führer, mit Erfolg streitig machen? Das ist ein Räthsel, das die allgemeine Geschichte der Schweiz allein nicht zu lösen vermag, eine Thatsache, welche selbst bei oberflächlicher Prüfung bedeutsam erscheinen muß, so wenig sie sich auch zu erklären scheint. Blicken wir nur auf Bern, wie es sich noch heut, nachdem es einen großen Theil seiner Besitzungen verloren, darstellt. Mit breiter Basis stützt sich der Kanton auf die Hochalpen, über deren riesige, firnbedeckte Gipfel vom Oldenhorn an bis zum Titlis hin sich die Grenzlinie zieht, welche ihn von Wallis und Uri scheidet; Thäler drängen sich hier an Thäler und kräftige Männer, die sich den andern Bergbewohnern dreist an die Seite stellen können, bewohnen sie und verstärkten einst die kriegerischen Schaaren, welche die mächtige Stadt ins Feld zu senden vermochte. Weiter nördlich wird das Land

zwar schmäler; es sind nur noch zwei Thäler, das der Aar und das der Emme, vorhanden; aber dichter ist hier die Bevölkerung und nicht weniger kräftig, nicht weniger thatendurstig hat sie sich gezeigt. Und noch höher hinauf gegen Mitternacht muß sich wohl der Kanton an den Grenzen Solothurns, der alten Bundesgenossin, spalten, doch ostwärts drängt er sich fast bis an den Jura hinan und westwärts steigt er sogar über die Berge der Jurakette hinüber, um sich zum Nachbarn Basels zu machen. So weit dehnt sich noch heut Bern aus, das einst auch die Waadt beherrschte, tief in's Aargau hinein seine waltende Hand ausstreckte, an allen Unterthanen-Gebieten seinen Antheil hatte, im Rath und im Kriege hochansehnlich war und oft, wo es sich um Hochwichtiges handelte, ohne Widerspruch entschied. Und doch und trotzdem heut seine Hauptstadt die Bundesstadt ist, in der die ersten Männer der Schweiz sitzen, vermochte es nicht dem kleinen Hirtenlande den Rang abzulaufen; doch mußte das aristocratische Bern gegen das democratische Schwyz zurückstehen; es mußte sich gefallen lassen, daß seine Stämme und die seiner Eidgenossen einen Namen empfingen, der nicht der seinige war.

Wir haben gesagt, daß das sich wenig zu erklären scheint und doch ist es leicht erklärlich, wenn wir die Geschichte des Kantons ins Auge fassen. Lassen wir sie vor uns vorübergehen.

Wann zuerst sich Menschen in der Gegend der obern Aar, der Emme und der Seen von Brienz, Thun und Biel niederließen — niemand weiß es. Aber die Untersuchungen der Alterthumsforscher haben im letzten Jahrzehend unwiderleglich dargethan, daß auch hier jenes Volk angesiedelt war, das sich auf Pfählen in stehenden Gewässern seine einfachen Wohnstätten zu erbauen pflegte. Nicht nur Pfahlbauten der späteren Zeit, in denen Waffen und Geräthe von Eisen gefunden wurden, kommen vor; auch die älteren und ältesten sind vertreten. Hier finden sich nur Bronzebeile, dort nur Steinwaffen neben den primitivsten Erzeugnissen der menschlichen Arbeit, als redende Zeugen davon, daß schon lange bevor der Fuß des erobernden Römers schweizerischen Boden betrat, andere Menschen bis an die Alpen vorgedrungen waren. Freilich, die Geschichte weiß von ihnen nichts; sie kennt nur jene helvetischen Stämme, welche 225 vor Christo die Kelten des Pothals in ihren Kämpfen gegen die Römer unterstützten, im Jahr 107 derselben Zeitrechnung und noch später, zu Cäsars Zeit, unter Orcitirix oder Orgetorix nach Gallien fruchtlos einzufallen versuchten und endlich unter römischer Herrschaft lebten, bis die germanischen Stämme über den Rhein und an die Alpen erobernd und verwüstend vordrangen.

Wissen wir so durch die Geschichte und aus derselben nichts über die vorrömische Zeit der Schweiz, so wissen wir auch nicht viel über den Kanton Bern in der römischen Periode. Mit der ganzen westlichen Schweiz gehörte er zu Gallien und

stand lange unter dem römischen Befehlshaber von Obergermanien zu Mainz, bis im vierten Jahrhundert nach Christo die Provinzial-Verfassung des Augustus durch eine andere ersetzt ward und die Gegend zwischen Alpen und Jura zur gallischen Provinz Maxima Sequanorum kam. Anfänglich mögen die Römer nur im ebneren Lande des Kantons das Volk ganz unterworfen haben und werden in den Gebirgen noch unbesiegte, ihre Freiheit wahrende Stämme geblieben sein; aber nach und nach, je länger die römische Herrschaft dauerte, mußten sich auch diese gehorsam den fremden Befehlshabern fügen und stellte sich in Folge dessen im ganzen Lande die Ruhe her. Doch scheint eine völlige Romanisirung keineswegs erfolgt zu sein und das Volk Sitte, Sprache und Nationalität im Wesentlichen noch lange beibehalten zu haben. Auch entstanden größere Städte nicht; fast alle Ansiedlungen an Aar und Emme waren nur von geringem Umfang und wenig Bedeutung, denn die Römer hatten keine Veranlassung, in dieser Gegend, durch welche Hauptstraßen nicht zogen, große Waffenplätze anzulegen und die keltischen Einwohner leisteten überhaupt und auch als Städtegründer sehr wenig. Da sie die ältesten bekannten Einwohner des ganzen Schweizerlandes und auch des Kantons Bern sind, so sei es uns gestattet, sie hier mit Mommsens Worten zu schildern. „Zu den vorzugsweise begabten unter den überhaupt kulturfähigen Völkern", sagt der berühmte Geschichtsforscher*), „gehörten die Kelten nicht. Ihre Tapferkeit wird gepriesen, und mit Grund; aber es war die Tapferkeit des Fechtmeisters und des Raufbolds, nicht die des Bürgers. Das bunt gestickte Kampfgewand, die glänzende Rüstung waren keine Nebensache bei diesem Kampfspiel; sie gefielen sich auch in Friedenszeiten im Zweikampf, und die Wunden, die man darin oder im Kriege empfangen hatte, waren nicht so sehr ehrenvoll als Ehrenzeichen, mit denen renommirt ward — gelegentlich denn auch so, daß man die Wunde nach dem Kampf erweiterte, um mit einem größeren Ehrenzeichen aufzuziehen. Die Kelten verschmähten es, mit Wurfwaffen zu fechten und kannten wenigstens in älterer Zeit nur den Kampf mit der Stoßlanze und vor allem den mit Schwert und Dolch; ja sie gefielen sich darin, nur in leichtem Gewande oder gar nackt, kaum geschützt von dem hohen schmalen Schilde, ihren breiten mehr fleischigen als sehnigen Körper den Waffen der Feinde darzubieten. Die Münzen der römischen Colonie Ariminum, die als Grenzfestung gegen die Kelten des Pothals gegründet war, zeigen sie uns, wie sie um die Zeit der punischen Kriege dort den Römern erschienen: unbehelmt, mit dem langen zottigen Haupthaar und ähnlichen Knebelbart, den breiten Goldring um den Hals, mit dem langen engen nach der Sitte aller alten Völker am Buckel verzierten und bebilderten Schilde, das Schwert

*) Th. Mommsen, die Schweiz in römischer Zeit. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Neunter Band. Zürich 1853—1856.

in der Hand und den Dolch im Lauf unter der Achsel. Es waren sogenannte Helden in dem Sinne, wo das Heldenthum ein gutes Stück Bärenhäuterei und Flegelhaftigkeit in sich schließt; Helden, die lange vor dem Mittelalter im Waffenschmuck turnierten und im Duell ad hominem argumentirten. Tüchtige Gegner auf der Wahlstatt, immer vorausgesetzt, daß sie leidlich nüchtern und die Sonne nicht allzuheiß war, unterlagen sie dennoch auch militärisch, wo immer ihnen ein wohlgeführtes römisches Heer gegenüber stand, der nothwendigen Uebermacht der Wurfwaffen und des gegliederten Organismus über die Kraft, die allein auf den harten Stahl und den derben Arm vertraut. Ihre Schwäche lag aber vor allem in ihrer politischen Untüchtigkeit. Die sittliche Energie, welche die Welt beherrscht, weil sie sich selber zu beherrschen weiß, welche den Einzelnen aufhebt in dem größeren Ganzen und den engen Egoismus zum Nationalsinn läutert, diese eigentliche Herrlichkeit und Gewaltigkeit der Menschennatur, auf der der Staat ruht, ist dem keltischen Wesen verhältnißmäßig fremd. Daraus erklärt es sich, warum sie in der Geschichte eine vergleichungsweise unbedeutendere Rolle gespielt haben, als irgend eine andere indogermanische Nation von gleicher Ausdehnung. Sie haben wohl Tempel zerschlagen und Städte verbrannt, Rom und Delphi, Byzanz und Pergamon haben vor ihnen gezittert; aber von jenem thörichten Gallier an, der das eroberte Rom aus lauter lieber Langerweile wieder fahren ließ, bis hinab auf Paddy, der seinen Kartoffelacker so flach wie möglich umwühlt, und über die Improvements des Sachsen den Zorn der heiligen Jungfrau herabruft, haben sie sich unfähig erwiesen, ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wahrhaftigkeit zu begründen und im besten Fall es nicht weiter gebracht, als zur Gründung eines Soldatenstaates; die militärische Ordnung ist die einzige, die sie kennen und anerkennen. Zwei Dinge sind es, sagt der alte Cato, auf welche die Gallier Werth legen: auf die Gloire und den Esprit. Die Kelten haben alle Staaten des Alterthums erschüttert, aber gegründet haben sie keinen von dauerndem Bestand; und schon jene oberflächliche Weise, in der sie sich festsetzten in den neugewonnenen Landschaften, nicht minder ihr Verzichten auf Seefahrt und Meerherrschaft beweist, wozu die Geschichte sie nicht bestimmt hat. Sie waren schlechte Bürger, aber vortreffliche Reisläufer und gute Unterthanen; die Römer haben sie mit derselben Leichtigkeit sich unterworfen, wie sie die Kleinasiaten bezwangen. Die nationale Geschichte der Gallier geht mit Vercingetorix Tode so gut zu Ende, wie die der Vorderasiaten mit dem Mithradats."

Auch für den Kanton Bern war es gut, daß das so geschilderte keltische Volk, das durch den Einfluß des sinkenden Römerthums nicht regenerirt werden konnte, durch ein anderes Volk überfluthet ward. Nachdem schon im vierten Jahrhundert die germanischen Stämme häufige räuberische Einfälle in die Schweiz gemacht hatten, drangen sie endlich im fünften unaufhaltsam über den Rhein vor

und setzten sich nordwärts von den Alpen fest. Im Osten des Landes siedelten sich die wilden, alles verheerenden und zerstörenden Alemannen an, im Westen, also auch im Gebiet des Kantons Bern, die civilisirteren Burgunder, deren Hauptsitze am Genfer-See entstanden. Ist auch ihre Geschichte nur dürftig auf uns gekommen, so weiß man doch, daß sie milder als die Alemannen mit den Einwohnern, welche sie vorfanden, verfuhren; sie ließen ihnen einen Theil ihres Grundbesitzes, schützten sie durch gute Gesetze, traten zum Christenthum, das jene bereits bekannten, über und nahmen sogar im südlichsten Theil ihres Gebiets die Sprache der Besiegten an. Aber nicht lange vermochten sie ihr Reich zu erhalten; die kriegerischen, eroberungslustigen Franken dehnten sich weiter und weiter aus und das burgundische Helvetien ward durch Chlodwig's Söhne endlich gleich dem alemannischen ihre Beute. Auch die schweizerische Sage weiß von den Gräuelthaten zu erzählen, welche die fränkischen Herrscher zu jener Zeit und später gegen einander verübten, und von den Leiden, welche das Volk in den fortwährenden Kriegen und Zwisten trafen, bis endlich Pipin der Kleine die Merowinger vom Thron stieß und nach seinem und seines Sohnes Karlmann Tode die gewaltige Herrschaft seines andern Sohnes, Karls des Großen, begann. Merkwürdig genug weiß Bern von diesem sonst in deutschen Ländern so allgemein genannten Herrscher wenig zu erzählen; nicht wie zu Zürich und im Wallis haftet sein Andenken im Volke und auch die Spuren seines unmittelbaren Einflusses treten nur schwach hervor. Unter seinen unmächtigen Nachfolgern gehörte Bern bald zu Lotharingen, bald zu Deutschland, bis endlich der fränkische Graf Rudolph, ein Verwandter des karolingischen Stammes, der zu Strättlingen am Thuner-See gewohnt haben soll, das Königreich Hoch- oder Klein-Burgund zwischen Jura und Reuß stiftete.

Ohne Zweifel hob sich in der Periode dieses zweiten burgundischen Reiches, von welcher die Geschichte mancherlei zu berichten weiß, das Land; wir erfahren, daß viele Ortschaften gegründet, zahlreiche Kirchspiele errichtet, Klöster gestiftet wurden und daß die Thätigkeit der Menschen sich entwickelte. Vorzüglich wird die Regierung Rudolph's II. gerühmt, dessen Gemahlin jene Bertha war, welche mit Rücksicht auf die große Zahl der Kirchen und Klöster, die von ihr herstammen, als Heilige erscheint, trotzdem manche jener Traditionen, welche an sie anknüpfen, auf die deutsche Göttin Berchta hinweisen. Wie diese lehrte sie den Weibern des Landes das Spinnen, und die goldene Zeit des Burgunderlandes war diejenige, „wo Bertha spann" und mit ihren spinnenden Begleiterinnen lehrend und Gaben spendend das Land durchzog. Aber auch das zweite burgundische Reich ging nach fast anderthalbhundertjährigem Bestehen zu Ende; von neuem fiel 1032 das Land unter Kaiser Konrad II, den Rudolph III. von Burgund als seinen Erben bezeichnet hatte, an Deutschland, und ward von Statthaltern verwaltet, als welche die Herzoge von Zähringen, die das Rectoramt Burgunds erblich empfingen,

bald erscheinen. Mehr und mehr erweiterte nun der Adel seine Macht, überall saßen kleinere und größere Herren auf festen Schlössern, hielten das Volk in Abhängigkeit und befehdeten sich untereinander. Aber die Zähringer waren keine schwächlichen Menschen; sie suchten, consequent genug, ihr Ansehen und ihre Macht kräftig zu fördern und sich im Besitz des Landes zu sichern. Um dies zu erreichen, bedurften sie fester Plätze und deßhalb gründete Berthold IV. von Zähringen 1177 Freiburg, die freie Burg im Uechtlande und sein ebenso energischer Sohn Berthold V., nachdem er Burgdorf und Solothurn, zwei alte Ortschaften, befestigt hatte, Milden (Moudon) und Yverdon und 1191 auch Bern, die wohlgelegene, fast uneinnehmbare Aarestadt.

Nachdem die Aar die Seen von Brienz und Thun durchflossen, strömt sie mehrere Stunden fast nordwestwärts und bildet, bevor sie sich nach Westen wendet, durch seltsame kurze Krümmungen zwei Halbinseln, von denen die nördlichere, wie die in der Enge aufgefundenen Alterthumsreste beweisen, zur keltischen Zeit bei feindlichen Einfällen den Landeseinwohnern als befestigter Zufluchtsort diente. Nicht diese Halbinsel, sondern die südlicher gelegene, welche gegen den Strom hin ebenfalls steil genug abfällt, wählte Berthold V. für seine Stadt. Wohl mag schon vorher ein kleiner Ort, Namens Bern, vorhanden gewesen sein, über den die feste Burg Nydeck emporragte; und wohl bekannt war der Ort dem Herzog, der nicht selten von seinem Sitz zu Burgdorf aus nach Nydeck kam und auf dem Burghof unter der Linde Landtag und Gericht halten ließ. Kräftig wuchs die Stadt in Folge der Begünstigungen, welche ihr durch Berthold's Handveste zuertheilt wurden, empor; ein Theil des benachbarten niedern Adels ließ sich in ihr nieder und größer noch war die Zahl der geringeren Leute, welche hinter den Mauern freie Bewegung und Schutz gegen Bedrückungen suchten. Siebenzehn Jahre waren erst, seit der Grundstein der Stadt gelegt ward, verflossen, als Herzog Berthold, der letzte seines Stammes, starb; Bern's ferneres Aufblühen war damit gefährdet. Aber was ihm nachtheilig schien, diente zu seinem Glück; denn Kaiser Friedrich II., an den sich die Bürger bittend wandten, ertheilte ihm neue Privilegien und erklärte es bald zu einer selbstständigen, freien Reichsstadt, was doch weit ältere Städte der Schweiz, wie z. B. Zürich, erst nach schweren Kämpfen zu erreichen vermochten.

Aber die Kämpfe sollten Bern nicht erspart bleiben. Ahnte auch der Adel nicht sogleich, daß er dereinst an den Städten und dem Bürgerthum zu Grunde gehen sollte, so war ihm doch eine ihm nicht unterworfene Stadt, welche ihre Selbstständigkeit durch eigene Kraft zu wahren suchte, ein Dorn im Auge. Schon 1230 sah sich Bern von dem Grafen von Kyburg bedrängt und in Folge dessen genöthigt, bei dem Grafen von Savoyen Hülfe zu suchen, welche es indeß nur dadurch erlangen konnte, daß es ihm dienstbar zu sein versprach. Doch erlangte

es, nachdem es einmal für den Grafen gekämpft hatte, seine vollständige Unabhängigkeit wieder, um sie nicht wieder aufzugeben. Mehr und mehr dehnte sich die Stadt aus und auch die Zahl ihrer streitbaren Bürger wuchs; bald hatte sie von einzelnen Herren nichts mehr zu fürchten und durfte es selbst wagen, dem mächtigen Kaiser Rudolph von Habsburg ungehorsam zu sein. Zweimal zog er im Jahre 1288 mit einem starken Kriegsheer vor die Stadt; zweimal mußte er nach fruchtloser Belagerung ruhmlos abziehen; die Berner aber waren so wenig eingeschüchtert, daß sie noch in demselben Jahre vor einige Schlösser reicher und angesehener Edlen rückten und sie eroberten. Und als bald nachher von neuem Habsburgische Schaaren Bern angriffen und ein Kampf an der Schoßhalde entstand, da schlugen sie nochmals die Feinde zurück. Aber so blutig war der Streit, daß ihr weißes Panner geröthet ward und sie zum Andenken daran in ihr Wappen anstatt des schwarzen Bären im weißen Felde einen in weißer Straße schräg aufwärts steigenden Bären mit rothen, blutgefärbten Klauen in ein rothes Feld setzten.

Je kräftiger Bern seine Freiheit vertheidigte, desto zahlreicher wurden seine Feinde; rings umher der Adel gehörte denselben an und nothgedrungen mußten die entschlossenen, sonst so trotzigen Bürger, wie der einfache Chronist Justinger erzählt, sich ein wenig biegen und schmiegen. Selbst die Schwesterstadt Freiburg schloß sich Berns Gegnern an, deren Führer der Graf von Savoyen und von Greyerz, der Bischof von Lausanne und die Herren von Neuenburg und von Thurn waren. Zum erstenmal kämpfte nun Bern in offner Feldschlacht, aber auch hier blieb ihm der Sieg gegen den übermächtigen Feind, der sich beim Donnerbühl unweit Bern ihnen entgegen gestellt hatte.

Ohne Zweifel hob der Sieg am Donnerbühl wie das Ansehen, so auch das Selbstgefühl der Bürger; andere Städte wie Laupen, Biel und Solothurn suchten Berns Bündniß und der kleine Adel zitterte auf seinen Besten, welche Bern, um sich von feindlichen Nachbarn zu befreien, zu brechen begann. Auch Freiburg söhnte sich mit der Schwesterstadt an der Aar wieder aus und selbst der Graf von Kyburg ward Bürger zu Bern. Dazu gewann Bern Land und Leute; so erhielt es 1324 Laupen und 1334 die Pfandschaft von Hasli, des einst freien Reichslandes an dem Ursprung des Aarstroms. Mehr und mehr entwickelte sich zugleich der Charakter der Bernischen Bürgerschaft. Das Regiment war ein aristokratisches; an der Spitze des Gemeinwesens stand der in die Stadt gezogene Adel, der seine Vorrechte zu wahren verstand und mit Stolz auf Diejenigen, die nicht zu ihm gehörten, herabblickte, und jede nicht ritterliche Handthierung verachtete. Denselben Stolz besaßen die übrigen Einwohner, die die Nichtberner nicht als Ihresgleichen ansahen. Mit außerordentlicher Zähigkeit wurden die vorgesteckten Ziele verfolgt; nicht leicht gab es ein Mittel, das man verschmähen zu müssen glaubte; wo man einmal Fuß gefaßt hatte, wich man nicht leicht wieder

zurück und brachte die Gewalt da energisch zur Anwendung, wo andere Mittel nicht wirken mochten. Leicht ward der Bundesgenosse, wenn er nicht auf ganz festen Füßen stand, zum Unterthan, und was diesen betrifft, so fielen seine alt hergebrachten, feierlich verbürgten Rechte sehr wenig in's Gewicht, wenn sie den gnädigen Herren unbequem wurden. Jede Widersetzlichkeit traf früher oder später harte, oft unbarmherzige Strafe, jeder Angriff ward früher oder später gerächt; nach allen Seiten hin streckte sich die Hand aus, um zu unterwerfen, was unterworfen werden konnte. Mit Rücksicht auf die Staatsklugheit und Politik des bernischen Regiments hat man Bern das schweizerische Venedig genannt, und nicht mit Unrecht; näher fast noch liegt der Gedanke an das alte Rom, das im Großen ähnlich verfuhr, wie Bern im Kleinen. Wie verschieden davon war die Politik des klugen Zürich und der Bern benachbarteren, aber weniger kraftvollen Städte Solothurn und Freiburg! Nie haben sich an Bern die anderen Kantone, welche sein Geschick und seine Macht stets fürchteten, innig angeschlossen; eifersüchtig wachten sie stets darüber, daß es nicht im Rath der Eidgenossenschaft das Uebergewicht erlange und die gleichberechtigten Eidgenossen in halb abhängige Bundesgenossen umzuwandeln vermöge.

Freilich trat Bern's Charakter im vierzehnten Jahrhundert noch nicht deutlich heraus; er machte sich vielmehr erst in den Uranfängen geltend, aber dennoch scheint der benachbarte hohe Adel die Gefahr schon damals erkannt zu haben. Als Bern es mit dem Papst hielt und Kaiser Ludwig von Bayern nicht anerkannte, bildete sich gegen dasselbe, das freilich den Adel außerdem fortwährend geschädigt hatte, ein neuer Bund, zu dem die Grafen von Nidau, von Kyburg und von Neuenburg, viele Edle aus der Waadt, dem Aargau und dem Uechtland und endlich auch die Stadt Freiburg gehörten. Der Angriff richtete sich zunächst gegen das von Bern erworbene Städtchen Laupen, in das eine kleine Besatzung unter dem Befehl des Edlen Johann von Bubenberg gelegt worden war und von derselben todesmuthig vertheidigt ward. Bern sah sich schwer bedroht; es suchte überall Hülfe und empfing sie. Neben den Haslern und Simmenthalern erschien ein kleines Häuflein aus dem ebenfalls gefährdeten Solothurn und außerdem fanden sich Hülfstruppen aus den Urkantonen, die zum erstenmale mit Bern in Verbindung traten, ein. Unmittelbar vor Laupen fand am 21. Juni 1339 die Schlacht statt, in welcher noch nicht 6000 Streiter Berns und seiner Bundesgenossen einem wenigstens dreimal so starken feindlichen, siegessichern Heere gegenüber standen. Dennoch ward von ihnen der glänzendste Sieg errungen; mehrere der Grafen, eine große Zahl von Rittern und Edlen, der Schultheiß und andere Glieder des Raths der Stadt Freiburg und viel Volk bedeckten am Abend des Schlachttages das Feld, und nicht weniger als sieben und zwanzig Banner fielen in die Hände der Berner. Zwar war der Krieg damit noch nicht

geendet, aber schon im Jahre 1341, nachdem noch einige kleinere Kämpfe stattgefunden hatten, brachte die bekannte Königin Agnes von Ungarn, welche im Stift Königsfelden lebte, den Frieden endlich zu Stande und veranlaßte auch die beiden Schwesterstädte Bern und Freiburg, ihr Freundschaftsbündniß zu erneuern.

Ohne Zweifel hatte Bern in diesem Kriege, welcher ihm den sicheren Untergang bringen sollte, schwer gelitten; aber es erholte sich so schnell wieder von seiner Erschöpfung, daß es schon nach zwei Jahren dem Herzog von Savoyen Hülfstruppen zu stellen vermochte. Immer wieder von neuem ergänzte sich die Bürgerschaft durch die Einwanderung kräftiger, thatenlustiger Männer, welche der weithintönende Ruf der freien Stadt anzog. Neue Geschlechter ersetzten die alten, ausgestorbenen, aber der Geist, der zu Bern waltete, blieb derselbe. Die Stadt erweiterte sich und man begann eine neue Ringmauer, die freilich, da es noch immer an Fehden nicht fehlte und die Zahl der öffentlichen und heimlichen Feinde groß war, sehr nothwendig erschien. Neue Bündnisse mit andern Städten, namentlich der ewige Bund mit Solothurn und später mit Biel, wurden abgeschlossen und auch ein Bündniß mit den Herzogen von Oesterreich kam zu Stande, das Bern sogar nöthigte, gegen die Stadt Zürich und die mit derselben verbündeten Eidgenossen, denen es so viel verdankte, auszuziehen. Aber schon 1353 entschloß sich Bern zu einem Schritt, der für seine Zukunft von den allerwichtigsten Folgen sein sollte: es trat am 6. März dieses Jahres mit den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden in eine ewige Eidgenossenschaft, durch welche es nach und nach auch zu Zürich und Luzern in engere Beziehungen gelangen mußte.

Ohne Zweifel fühlte sich Bern durch den Bund wirklich gekräftigt; schon die nächsten Jahrzehende zeigen, daß es überall energisch zugriff, wo seine Bundesgenossen und es selbst irgend wie benachtheiligt oder beschimpft wurden. Als die ersten sogenannten Engländer, ein wildes Gesindel, das im englischen Solde gegen Frankreich gekämpft hatte, unter Cervola in das Elsaß eindrangen und Basel bedrohten, zogen die Berner der befreundeten Stadt sofort zu Hülfe und ebendasselbe thaten sie 1367, als Biel von Johann von Vienne, Bischof zu Basel, überfallen ward. Auch an andern Kämpfen fehlte es nicht und schnell und selbst bevor der Ruf ihrer Obern erging, waren die „guten Gesellen", die muthigen Berner Männer und Jünglinge, bei der Hand, als die sogenannten Engländer, die man ihrer hohen Hüte wegen, die Gugler nannte, unter Ingelram von Coucy die nördliche Schweiz plünderten und verwüsteten. Er kam zu zwei den Bernern günstigen Gefechten bei Ins und Fraubrunnen, welche den schnellen Rückzug der Feinde veranlaßten. Inzwischen erwarben die Berner Räthe 1367 einen werthvollen Besitz, Aarberg, durch Kauf und zwei andere Herrschaften, Thun und Burgdorf, fielen ihnen nach blutigen Kämpfen mit Kyburg 1384 durch den Friedens-

schluß zu, der sie freilich zugleich zu neuen, ihre Kräfte fast übersteigenden Geldopfern nöthigte. Aber so sehr die Stadt unter ihren Schulden seufzte, der Muth der Bürger sank um deswillen nicht; von neuem stürzten sie sich in Kriege und bekämpften namentlich Freiburg, in dessen Gebiet sie eindrangen. Nur von dem Sempacher Kriege, der die Eidgenossen schwerer als je ein anderer bedrohte, hielt sich Bern, der feierlich beschworenen Bünde mit den Urkantonen ungeachtet, fern und lud deshalb schwere und nicht ganz ungerechtfertigte Vorwürfe auf sich. Neue Vergrößerungen des Besitzthums der Stadt brachten die folgenden Jahre; 1386 ward Unterseen in Besitz genommen, 1388 Büren und Nidau im Verein mit Solothurn erobert, 1400 die Landschaft Frutigen von Antonius von Thurn gekauft; dazu kam, daß die Bündnisse mit Herren und Städten sich mehrten und die feindlichen Geschlechter des hohen Adels theils ausstarben, theils das Land verließen, theils Berns Freundschaft suchen mußten. So kam es denn, daß Bern am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die bedeutendste Macht des Landes an den Borden der mittleren Aar war und von seinen Gegnern zwar grimmig gehaßt, aber zugleich ebenso sehr gefürchtet ward. Selbst die mächtige und bei ihren Privilegien hartnäckig beharrende Geistlichkeit mußte sich mehr als einmal widerwillig den Anordnungen der Herren von Bern fügen.

Neben diesen Kriegen trafen die Stadt mancherlei Ereignisse, welche die Chroniken mehr oder weniger ausführlich zu erzählen wissen, große Sterben, geringere Unruhen und Aufläufe und auch Feuersbrünste, von denen diejenigen von 1405 die bedeutendsten waren. Schon im April dieses Jahres sollen 52 Häuser verbrannt sein; die Zahl derjenigen, welche die zweite Brunst fortraffte, wird auf 550 angegeben; mehr als hundert Menschen verloren das Leben. Man vermuthete Brandstiftung heimlicher Feinde und ließ ein altes armes Weib, welches indeß nicht gestand, hinrichten. Jammervoll war der Anblick der verheerten Stadt und so sehr der Stolz der Berner gebrochen, daß die Bürger öffentlich die Brunst als gerechte Strafe Gottes erkannten und Räthe und Zweihundert feierlich gelobten, sie wollten fortan sich bessern, niemand mehr bedrängen und wider Recht zwingen und auch nicht mehr partheiisch urtheilen. Vorher muß es also doch in der That mit Recht und Gerechtigkeit in Bern nicht ganz wohl bestellt gewesen sein. Treu hielten die Bundes- und Eidgenossen zu Bern; Solothurn, Luzern, Biel und die von Bern eroberten oder erkauften Städte und Landschaften, namentlich aber Freiburg leisteten monatelang Hülfe und gaben den Nothleidenden reiche Spenden, so daß der Wiederaufbau schnell beginnen und zu Ende geführt werden konnte. Das in der höchsten Noth ausgesprochene Gelübde des Raths und der Zweihundert scheint aber bald vergessen worden zu sein; wenigstens erhoben sich schon wenige Jahre nachher, als man ein neues schöneres Rathhaus mit großen Kosten erbaute,

die lebhaftesten Klagen über die Bedrückungen der Unterthanen, welche man sich dabei gestattete.

Eins der wichtigsten Ereignisse der Periode nach der großen Brunst von Bern sowohl für die Eidgenossenschaft überhaupt als auch namentlich für Bern war das Concil von Constanz. Nicht nur, daß damals Kaiser Sigismund Bern besuchte und mit großen Festlichkeiten empfangen wurde und die Städter seine Gunst zu erwerben verstanden: das Concil ward auch die Veranlassung zu neuen Gebietserweiterungen. Als Herzog Friedrich von Oesterreich 1415 in Acht und Bann erklärt worden war und Kaiser Sigismund die Eidgenossen gegen ihn zu den Waffen rief und ihnen die eroberten Gebiete zu überlassen versprach, zogen die Berner nach kurzem Bedenken ins Aargau und nahmen bald, von Solothurn unterstützt und ehe noch die anderen Kantone sich entschlossen, Zofingen, Aarau, Lenzburg, Brugg und andere Städte und Schlösser in Besitz. Für Zürich blieb nur das Amt Knonau, für Luzern Sursee, für die ganze Eidgenossenschaft die Grafschaft Baden mit den freien Aemtern übrig. Solothurn, das wenig ländergierig war, ließ sich von Bern bald durch Geld entschädigen und überließ demselben damit freiwillig alle Eroberungen. So hatte Bern nicht nur ein neues ausgedehntes Gebiet erworben; es war auch so mächtig geworden, daß die Nachbarn ihm nicht mehr zu widerstehen vermochten. Bald fielen ihm auch das Emmenthal, die Landschaften Schwarzenburg und Guggisberg, so wie Amt Aarwangen zu und wo es ins Feld zog, wie z. B. gegen Wallis, brachte es Lorbeeren heim. Nun entschloß es sich auch, sich nach dem Beispiel anderer reichen und einflußreichen Städte durch ein prächtiges Gotteshaus zu schmücken und begann den Bau des imposanten Münsters, das erst 150 Jahre später vollendet werden sollte.

Stand schon jetzt Bern, wie erwähnt, sehr hoch in Ansehen, so sollte es in der Folgezeit sich noch mehr erheben, denn alle Ereignisse, welche die Macht und den Einfluß der Eidgenossen förderten, wirkten auf Bern zurück. In dem unglücklichen alten Zürichkriege entschied es sich, wenn auch zögernd, gegen Zürich und im Kampfe gegen den Dauphin von Frankreich in der Schlacht von St. Jacob an der Birs bei Basel am 26. August 1444 starb auch eine Bernische Schaar den Heldentod, indem sie dadurch die Schweiz vor weiterem Krieg bewahrte. Darauf folgten die Kriege der Eidgenossen gegen Herzog Sigismund von Oesterreich und die Kriege gegen Herzog Carl von Burgund, welche letztere in die Jahre 1474 bis 1477 fielen. Namentlich an den Burgunderkämpfen nahmen die Berner einen sehr bedeutsamen Antheil und in allen Gefechten und in den drei großen Schlachten von Granson, Murten und Nancy kämpften ihre Krieger in den ersten Reihen. Aber auch hier verstand Bern, sich wiederum, wie gewöhnlich, zu vergrößern; es nahm schon 1474 Erlach, wie die Chronisten sich ausdrücken, „zu seinen Handen", weil seine Besitzer sich gegen die Eidgenossenschaft

feindlich gestellt hatten. Nach zwei Jahrzehnten folgte den Burgunderkriegen der Schwabenkrieg mit seinen sieben Schlachten und fast unzähligen Gefechten, welche bald auf deutschem, bald auf schweizerischem Boden ausgekämpft wurden. So mächtig die Gegner der Eidgenossen waren und obwohl Kaiser Maximilian selbst sich an ihrer Spitze befand; sie mußten endlich nach der blutigen Schlacht von Dornach am 25. Juli 1499, in welcher ihr Heer in der Birsgegend ebenso wie früher im Schwaderloch, zu Frastenz und auf der Malser Heide in die Flucht geschlagen und fast vernichtet wurde, Frieden machen und thatsächlich die Unabhängigkeit der Schweiz, welche freilich noch lange nachher als zum deutschen Reich gehörig angesehen ward, anerkennen. Auch in diesen Kämpfen war Bern stets betheiligt und focht namentlich zu Dornach im Verein mit Zürich und Solothurn todesmuthig gegen einen übermächtigen, wohlgerüsteten Feind, bis im Augenblick der höchsten Gefahr endlich die Hülfsschaar aus Luzern und Zug anrückte und den glänzenden Sieg entschied.

Berns Verfassung, welche bisher einen democratischen Character gehabt hatte, behielt denselben im Wesentlichen auch jetzt noch bei. Zwar gab es, wie z. B. 1470, zwischen dem Adel und der Bürgerschaft ab und zu Streitigkeiten; aber dieselben wurden stets in kurzer Zeit wieder beigelegt. Der Adel bedurfte nothwendig des Volkes, das er sich nicht zu unterwerfen vermochte, und dieses überzeugte sich, daß das Patriciat durch seine Einsicht, seine Kriegserfahrenheit, seine einflußreichen Verbindungen dem Gemeinwesen nützte und die Vergrößerung des Staats und die Erweiterung der Macht desselben eifrig förderte. Beide Theile stimmten ferner darin überein, daß sie herrschen wollten, und beide fühlten, daß dies nur möglich sei, wenn sie einträchtig zusammenhielten und einmüthig den Forderungen der Fremden und der Unterthanen entgegen träten. Dazu kam noch, daß zu Bern zwar Gesellschaften der Bürger, aber nicht eigentliche Zünfte, welche anderswo nach Stand und Beruf die Bürgerschaft theilten und Zunftinteressen hervorriefen, vorhanden waren, und außerdem ward die Bürgerschaft, welche nach Quartieren berieth und abstimmte, damals noch regelmäßig befragt. Schon der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts legte aber den Grund zu tiefen und dauernden Spaltungen. Die reiche Beute, welche nicht selten in den Kriegen gemacht ward, veranlaßte überall in der Eidgenossenschaft Luxus und Völlerei, es bildeten sich wilde, verwegene Kriegerhaufen, welche den ruhigen Bürger erschreckten und schnell entwickelte sich die Lust an Krieg und Söldnerdienst die, um von fremden Fürsten Ehre und Gold zu erwerben und zugleich die Unzufriedenen und Unruhigen aus dem Lande zu entfernen und unschädlich zu machen, die Vornehmeren nährten. Am nachtheiligsten wirkten die italienischen Kriege, in denen Eidgenossen gegen Eidgenossen stritten. Viele tapfere Schweizer fielen bei

dem Siege von Novara und in der unheilvollen Schlacht bei Marignano, und die Heimkehrenden und die Wittwen und Waisen der Gefallenen verfluchten die Häupter, welche sich von den fremden Fürsten durch Geschenke und Jahresgehalte hatten erkaufen lassen, die sogenannten Pensiöner und Kronenfresser. So schieden sich nach und nach der gemeine Bürger von dem Patricier, die Unterthanen von den gnädigen Herren, und es ließ sich leicht voraussehen, daß es endlich zu ernsten Conflicten kommen werde.

Unmittelbar nach den italienischen Kriegen nahm das größte Ereigniß des sechszehnten Jahrhunderts seinen Anfang, die Reformation. In Bern predigte zuerst Berthold Haller, indem er in Ulrich Zwingli's Fußstapfen trat, mit vielem Beifall; aber andere folgten ihm bald nach und es kam zu großen Streitigkeiten, da die Gegner die Lehre der Reformirten in ihren Predigten als gottlos und strafbar bezeichneten. Anfänglich stellte sich der Rath auf die Seite der Altgläubigen und verbot streng alle Angriffe auf die Bilder, das Einhalten der Fasten, das Cölibat der Priester; Geistliche, welche sich verheirathet hatten, wurden vom Amt entfernt. Aber nach und nach drang die neue Lehre, welche auf den öffentlichen Disputationen der Geistlichen beider Richtungen gründlich vertheidigt ward, durch und je schärfere Briefe die Urkantone an Bern erließen und die Bürger beim alten Glauben zu bleiben ermahnten, desto mehr wandten diese sich von demselben ab. Anfänglich hatte der Rath von Bern wohl gefürchtet, die Lehre der Wiedertäufer, welche die Zehnten und die Dienste der Bauern angriff und sich überhaupt gegen die Herren wandte, werde sich zugleich mit der Reformation verbreiten; als er sich aber überzeugte, daß auch die Reformatoren sich gegen die Wiedertäufer erklärten, stellte er sich offen auf die Seite derselben. Daß dabei politische Gründe wesentlich mitwirkten, läßt sich nicht bezweifeln. Die gnädigen Herren von Bern wünschten nichts sehnlicher, als die Beschränkung der geistlichen Macht, welche ihnen oft hindernd in den Weg trat; die Reformation aber bot hierzu die günstigste Gelegenheit. In wenigen Jahren wurden die Bernischen Stifter und Klöster aufgehoben, die ihnen zustehenden Gefälle und Zehnten eingezogen und die Geistlichen selbst aus Dienern des Papstes zu Staatsdienern gemacht. Weniger energisch verfuhr Bern, als der Krieg zwischen den Katholiken und den Reformirten ausbrach, denn noch immer saßen Männer, welche mit den Katholiken sympathisirten, in seinem Rathe und Schultheiß Sebastian von Dießbach war sogar so sehr ein Gegner der Reformation, daß er, um sich ihr zu entziehen, einige Jahre später nach Freiburg übersiedelte. So kam es denn, daß, als die Züricher wiederholt, zu Cappel und auf dem Zugerberge, geschlagen worden waren, die Reformirten den nachtheiligsten Frieden schließen mußten und fortan wesentlich durch Berns Mangel an Energie die katholischen Kantone, trotzdem sie an Volkszahl schwächer waren, für zwei Jahrhunderte das Uebergewicht erhielten.

Schon lange hatte Bern mit Genf in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, aber diese wurden enger, als Genf der Reformation wegen von seinem Bischof und von Savoyen schwer zu leiden hatte. Dennoch konnte der Rath von Bern sich anfänglich nicht entschließen, den Genfern beizustehen. Um des Bürgerrechts willen, welches der Herzog von Savoyen noch immer zu Bern besaß, wurde sogar der freie Zuzug nach Genf bei Strafe verboten und eine bereits ausgezogene Freischaar zurückgerufen. Endlich entschloß sich aber die Bürgerschaft dennoch zum Kriege und als auch die Landschaften fast einmüthig zustimmten, zog ein streitlustiges Heer nach feierlicher Kriegserklärung unter Führung des Seckelmeisters Nägeli in die Waadt. Zwar mahnten die eidgenössischen Freunde und das Ausland zum Frieden, aber die Berner, welche eine neue Gebietserweiterung erstrebten, achteten wenig darauf und nahmen in kurzer Zeit, kaum fünf Wochen, das ganze Waadtland in Besitz, um es nach ihrer Sitte für immer zu behalten. So dehnte sich denn ihr Gebiet, zu dem 1555 noch die Landschaft Saanen kam, von den Grenzen des Wallis und vom Genfer See bis an den Jura hin aus und umfaßte Gebiete, welche in Sprache und Sitten fast nichts gemein hatten und zu denen noch diejenigen Vogteien der Eidgenossen, an welchen Bern Antheil hatte, hinzutraten.

Ueber die folgende Zeit können wir schneller hinweggehen; Bern hatte den höchsten Punkt erreicht und was demselben Wichtiges begegnete, gehört zur Geschichte der Eidgenossenschaft oder kann bei einzelnen Orten des Kantons noch näher berührt werden. Wiederholt noch wurde zwar Bern in seinem wichtigen Besitzthum, der Waadt, die es schnell protestantisch gemacht hatte, bedroht, aber es wußte sie sich zu erhalten und endlich (1617) ließ sich sogar Savoyen zu einer förmlichen Abtretung herbei. Wiederholt wüthete die Pest in den Mauern der Stadt und decimirte seine Einwohner, zuletzt noch im Jahre 1628. Aber die Gefahren, die es bei dieser und andern Gelegenheiten bedrohten, und die Unfälle, welche es trafen, waren nicht geeignet, seine Blüthe zu stören. Schwere Tage brachen dagegen, nachdem 1647 sich die Eidgenossenschaft vom deutschen Reich ganz losgelöst hatte, 1653 in Folge der Bauern-Unruhen an. Seit der Eroberung der Waadt hatte nicht nur der Große Rath mehr und mehr alle Gewalt an sich gezogen; er ergänzte sich auch fortan nur aus wenigen regierenden und regimentsfähigen Familien, die sich in den ungestörten Besitz aller Aemter und Würden zu setzen wußten, und drückte die Bürger, die man in mehr oder weniger privilegirte Kasten schied und dadurch theilte, zu Unterthanen herab. Schlimmer noch erging es den eroberten und erkauften Gebieten; sie wurden von Landvögten, welche sie streng behandelten und nicht selten aussogen, verwaltet und jede Widerspenstigkeit, wenn neue Anordnungen eingeführt oder neue Steuern auferlegt wurden, hatte die Entziehung der ihnen von Alters her zustehenden Privilegien zur Folge. Und doch

hatte sich auch in den Landleuten und den Bewohnern der Landstädte durch die nicht seltenen Kriegszüge ein kräftiger Geist entwickelt, der sich geltend zu machen suchte. So kam es denn endlich, wie im Luzerner Gebiet und im Aargau, so auch im Kanton Bern zu einem Bauernaufstande, der sich schnell verbreitete und unter Nicolaus Leuenbergers Führung eine große Ausdehnung gewann. Hätte das Landvolk seine anfänglichen Vortheile gut benutzt: es wäre Bern schwer geworden, seine Herrschaft festzuhalten; aber der günstige Zeitpunkt ward versäumt, und als die Berner Bürgerschaft Muth wieder gewonnen und sich mit den andern Kantonen zu gemeinsamem Handeln in Verbindung gesetzt hatte, da wurden die Aufständischen bald bei Herzogenbuchsee geschlagen und vollständig unterworfen. Strenge Strafen folgten nunmehr, unbarmherzig ward das Blut der Führer vergossen und selbst in Solothurn, dessen Regierung sich für die Milde erklärt hatte, setzte Bern Hinrichtungen durch. Der Aristokratie Berns kam es bei dieser Gelegenheit vorzüglich darauf an, sich überall gefürchtet zu machen, und in der That erreichte sie diesen Zweck. Bald nach der Beendigung des Bauernkrieges 1656 kam es wiederum zu einem Religionskriege; aber auch diesmal zogen merkwürdiger Weise die Reformirten den Kürzeren und wurden die Bernischen Schaaren zu Vilmergen der Art geschlagen, daß damit der Zwist beendet und das Uebergewicht der katholischen Kantone befestigt ward. Erst sechszig Jahre später wußten die Reformirten endlich im sogenannten Toggenburger Kriege die Scharte auszuwetzen und am 25. Juni 1712 erfolgte zu Vilmergen im Aargau zum zweiten Male eine Schlacht, in welcher die Berner über die Urkantone einen so entscheidenden Sieg erfochten, daß der Friede dadurch nach wenigen Wochen herbeigeführt ward.

Wenige wichtige Ereignisse liegen im achzehntten Jahrhundert zwischen der Zeit der Schlacht von Vilmergen und der französischen Revolution; das wichtigste ist der geringschätzig so genannte Bürgerlärmen. Auch für die Bürger von Bern selbst war die Herrschaft des Patriciats mehr und mehr drückend geworden; es bildete sich eine Verschwörung aus, an deren Spitze zwei angesehene Berner, Henzi und Fueter, standen. Aber das Unternehmen ward entdeckt und seine Urheber büßten theils mit dem Tode durch das Schwert, theils mit der Verbannung. Damit war freilich für die nächste Zeit jeder Versuch, die Herrschaft des Patriciats zu stürzen, abgewendet; aber nur desto schneller ging diese, da die gnädigen Herren sich täglich mehr mit der Zeit und den Ansichten des Volks in Widerspruch setzten, zu Ende. Als die französische Revolution ausbrach, erkannten die Machthaber die Gefahr, ohne indeß, da sie von ihrer Stellung und ihrem System nicht lassen mochten, ihr begegnen zu können. Schon 1791 sandten sie, um die Grenzen zu schützen, Truppen in die Waadt. Aber wenn auch französische Krieger in den Kanton noch nicht eindrangen, so breiteten sich doch französische

Ideen in den Unterthanengebieten aus, und als sieben Jahre später, am 10. Januar 1798, die Franzosen nun wirklich das Waadtland besetzten, war dasselbe auf immer verloren. Nach wenigen kurzen Gefechten fiel am 5. und 6. März desselben Jahres auch die Hauptstadt in die Gewalt der Republikaner, die man so lange als Sansculottes verspottet hatte, und mit tiefem Schmerz mußten die Berner sehen, wie sie selbst gebrandschatzt und ihre Zeughäuser und Schatzkammern geplündert wurden, neben der Waadt auch das Aargau verloren ging und die Unterthanen gleiche Rechte mit den Bürgern empfingen. Daß die Stadt Bern der Sitz der helvetischen Central-Regierung ward, entschädigte nicht; überdies brach die Verfassung der einen untheilbaren helvetischen Republik bald wieder zusammen und mußte sie der Mediations-Verfassung Napoleons I. Platz machen, welche zwar die kantonale Unabhängigkeit, nicht aber die Familien-Herrschaft herstellte.

Doch Napoleons Kaiserreich ward gestürzt und die Alliirten rückten in die Schweiz ein. Sogleich erhob die Aristokratie, die auch hier die alten Zustände in ihrem ganzen Umfange wieder herstellen wollte, ihr Haupt und drang auf Wiedervereinigung der abgerissenen Gebiete mit dem Kanton. Aber so weit mochte selbst der Wiener Congreß nicht gehen; er erkannte die Selbstständigkeit der Waadt und des Aargau an, und vereinigte dagegen den größeren Theil des ehemaligen Bisthums Basel und Biel mit Bern. Wiederum erhielt nun der Kanton eine aristokratische Verfassung; nur fügte man dem aus den patricischen Familien entnommenen Rathe der Zweihundert Neun und neunzig Mitglieder aus den Städten und Landschaften, eine Minorität von noch nicht einem Drittheil des Raths, bei. Das aber konnte dem Volke nicht genügen, und als von neuem 1830 das französische Volk sich erhob, brach auch diese Verfassung vor der energischen Erklärung der aus allen Theilen des Landes zahlreich besuchten Volksversammlung zu Munsingen schnell zusammen; es ward eine neue liberale Verfassung durch einen vom Volke selbst gewählten Verfassungsrath beschlossen, welche das Uebergewicht von der Hauptstadt nahm und auf das Land verlegte.

Die neueste Zeit lebt noch im Gedächtniß der heutigen Generation. Die schwankende Politik der Regierung und ihre Mißgriffe, sowie der unglückliche Ausfall des Zuges, welchen die Bernischen Freischaaren unter Ochsenbein gegen das ultramontane Luzern unternahmen, veranlaßte eine Verfassungsrevision, welche die wesentlichsten Bestimmungen des Grundgesetzes abänderte und durch die Festsetzungen hinsichtlich der Verfassungsrevision zuerst die Souveranität des Volks in vollem Maaße anerkannte. Bald darauf bereitete sich 1847 der Sonderbundskrieg vor, an dem Bern einen hervorragenden Antheil nahm und deßhalb auch auf die Gestaltung der neuen Bundesverhältniße im Verein mit Zürich den bedeutendsten Einfluß übte. Zwar verlor es nun gleich Zürich und Luzern seine Stellung als

Vorort der Eidgenossenschaft, aber es ward der Sitz der Bundesvertretung und der Bundesregierung, die von ihm aus die Geschicke der Schweiz leiten soll. Trotzdem es nun zu der neuen Ordnung der Dinge so eifrig mitgewirkt, konnte es sich anfänglich nicht vollständig mit ihr befreunden; es ließ sogar im Jahre 1850, der neu eingeführten Steuern wegen, seine liberale Regierung fallen und vertauschte sie mit einer conservativen, welche freilich nach liberalen Grundsätzen verfahren mußte. Seitdem haben sich die fähigen Leute beider Partheien genähert; schon 1854 kam eine gemischte Regierung zu Stande und jetzt noch waltet ein ähnliches Verhältniß ob, obwohl von einer wirklich conservativen Parthei im früheren aristokratischen Sinne nicht mehr die Rede sein kann.

Und doch gibt es nicht wenige Schweizer, welche der Ansicht sind, daß Bern nicht diejenige Stadt ist, in welcher die ersten Behörden der Schweiz ihren Sitz haben sollten; sie finden, daß der Geist Berns, welcher ihm früher die Sympathien seiner Miteidgenossen oft entzog, im Wesentlichen noch heut vorhanden ist. Ob man diese Ansicht theilen mag oder nicht — das ist aus der Geschichte Berns leicht zu entnehmen: seine Politik war zu keiner Zeit der Art, daß ihm die erste Stelle, wenn man so sagen will, die Oberleitung der Schweiz freiwillig übertragen werden mochte. Hart und egoistisch stieß sie selbst diejenigen zurück, welche augenblicklich von ihr Vortheil zogen, und stets mußte der Schwächere vor Bern auf der Hut sein, wollte er seine Selbstständigkeit nicht nach und nach hinschwinden sehen.

Unter den Kantonen der Schweiz ist der Kanton Bern der zweitgrößte; nur der Kanton Bündten ist, obwohl derselbe weniger Einwohner besitzt, größer als er. Hinsichtlich des Flächeninhalts schwanken, theils der stark zerrissenen und unbestimmten Grenzen, theils der weiten unnahbaren und unmeßbaren Gebirgspartien wegen, die Angaben; man pflegt 121 bis 128 Quadrat-Meilen, von denen ein beträchtlicher Theil mit Gebirgen bedeckt und unbewohnt ist, anzunehmen. Im Süden grenzt Bern an Wallis, von dem es durch die Hochalpenkette getrennt ist; im Westen an Waadt, Freiburg, Neuenburg und Frankreich, im Norden mit dem Hauptheil an Frankreich, Basel-Landschaft, Solothurn und mit dem Berner-Oberland an Unterwalden, im Osten an Aargau, Luzern und Uri. Seine Figur ist eine sehr unregelmäßige, und nur an wenigen Stellen bestimmt sie sich durch Wasserläufe und Wasserscheiden; man sieht, daß das Land sich nach und nach in seinen einzelnen Theilen fast zufällig zusammengefunden hat. Von seinen Grenzorten mögen Boncourt im Norden an der französischen Grenze und das Oldenhorn im Süden 18, das Sustenhorn im Osten und Guggisberg im Westen 11½ Meilen von einander entfernt sein; an einer Stelle nördlich von Bern aber hat der Kanton nicht mehr als 5½ Meile Breite. Seine Haupttheile sind das Oberland mit dem Simmenthale und einem Theil des Saanenlandes, das Emmenthal

die Landschaft Mittelland, das Oberaargau, das Seeland und der bernische Jura in ihrer Gestaltung außerordentlich verschiedene Bezirke. Während das weite, umfangreiche Oberland mit gewaltigen, zum Theil firnbedeckten Gebirgen, zwischen denen sich, den Bächen und Strömen oft kaum Raum bietend, schmale Thäler herab ziehen, ganz erfüllt ist, besteht das Emmenthal aus einem einzigen Hauptthalgelände mit mehreren kleineren Nebenthälern, und ist von niedrigen, mit Weide und Wald bedeckten Höhen freundlich eingeschlossen. Offen, von niedrigen Hügelreihen durchzogen, liegen die Districte der Aar, der untern Emme und des bernischen Oberaargau da; neben schönen Wiesen finden sich prachtvolle Getreidefelder, und schon der erste Blick zeigt, daß die Grundbesitzer, wenn nicht reich, doch wohlhabend sind. Wieder einen anderen Character hat das Juragebiet des Kantons; eine Menge einzelner Gebirgsketten von mittlerer Höhe schieben sich wirr durch einander, zahlreich sind die Krümmungen der meist engen Thäler und nach allen Himmelsgegenden hin wenden sich die Gebirgsbäche, von denen die einen ihre Wasser in den Bieler See, die andern in die Aar und die Saane überleiten. Gehörte noch die Waadt zum Kanton Bern: man würde denselben mit Recht eine Musterkarte der Schweiz nennen können. Unterlassen wir es daher auch hier, ein genaues Bild des Kantons zu geben; es würde sich nur aus den Schilderungen der einzelnen Landschaften und ihrer verschiedenen Theile zusammensetzen lassen, und ohne Zweifel fügen sich dieselben besser da ein, wo von ihnen specieller die Rede sein muß.

Nur der Bevölkerung des Kantons wollen wir noch Erwähnung thun. Die Zählung von 1860 ergab 467000 Köpfe und seitdem ist keine wesentliche Vermehrung eingetreten. Noch nicht 4000 Seelen wohnen mithin auf der Quadratmeile; aber freilich gibt es auch in einigen der 30 Amtsbezirke Gegenden genug, in denen auf die Dauer menschliche Wohnungen keine Stätte finden. Der Confession nach theilen sich die Einwohner Berns in 406000 Protestanten, 58000 Katholiken, 2200 Anhänger verschiedener christlicher Secten und 800 Juden, von denen die letzteren meist im ebnerem Lande und in den Jurathälern wohnen. Im Oberlande ist fast nirgends ein Jude seßhaft und dasselbe gilt auch vom Emmenthal; ebenso gibt es dort und überhaupt in den älteren Landestheilen nur wenige Katholiken, welche sich dagegen vorzüglich in den früher Bischöflich baslerischen Gebieten, den Amtsbezirken Delsberg, Freibergen, Laufen, Pruntrut und Münster zusammendrängen und dort die Protestanten fast ausschließen. Hier, im Jura, muß auch die deutsche Sprache fast überall der französischen weichen, welche, in der Form eines eigenthümlichen Patois, fast einem Sechstheil der Kantonsbürger die Muttersprache ist.



L. Rohbock delᵗ. Fr. Müller sculpᵗ.

DAS GRIMSEL-HOSPIZ. HOSPICE DU GRIMSEL.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible]

[illegible] von 1860 ergab 467000 [illegible]
[illegible] eingetreten. Noch nicht [illegible]
Quadratmeile; aber freilich gibt [illegible]
genug, in denen auf die [illegible]
Der Confession nach [illegible]
58000 Katholiken, [illegible]
von denen die [illegible]
Im Oberlande [illegible]
Emmenthal; [illegible]
wenige Katholiken [illegible]
baslerischen [illegible]
und [illegible]



L. Rohbock del.t Fr. Müller sculp.t

DAS GRIMSEL-HOSPIZ. HOSPICE DU GRIMSEL.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Der Sommer hat begonnen und von allen Weltgegenden her ziehen die Schaaren der Fremden in die Schweiz. Diese wollen das ganze Alpenland durchfliegen, jene nur einzelne Gegenden desselben besuchen, oder in ihrer Eigenschaft als Mitglieder von Alpenklubbs hohe Berge mit Lebensgefahr erklimmen, oder als Forscher, Maler, Dichter Studien machen; wieder andere suchen in den Bädern Helvetiens und auf seinen Gebirgen die Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit. Ein Ziel aber ist fast allen Reisenden gemein: der Kanton Bern und in diesem wieder das Berner Oberland. Jenes wunderbare Gebiet, dessen Name in den fernsten Himmelsstrichen bekannt ist, das die Sehnsucht aller derjenigen erweckt, an deren Ohr auch nur eine dunkle Sage von seinen himmelhohen, firnbedeckten Gipfeln, seinen gewaltigen, tiefgespaltenen Gletschern, seinen Alpen, Thälern und Seen erklungen ist: mit zauberhafter Gewalt zieht es immer wieder von neuem die an, welche die schweizerische Grenze überschritten haben. Und mit Recht geben sich die Fremden dem magnetischen Zuge, der sie ergreift, hin. Es gibt andere Gegenden der Schweiz, welche einzelnen Theilen des Oberlandes den Rang abzugewinnen vermögen, keine aber, welche es mit dem ganzen Oberland aufzunehmen vermag, und keine, welche es zugleich dem Touristen so leicht und bequem macht, in allen jenen zahlreichen Hochgenüssen, welche die großartigste Natur der Hochalpen bietet, ganz nach Belieben, feinschmeckend oder vollgenießend, zu schwelgen. Er braucht nur zu wählen; sobald er den Mittelpunkt des Oberlandes, Interlaken, erreicht hat, steht ihm alles zu Gebot. Majestätische Gebirge, freundliche Alpen, öde, einsame, selbst vom Thier gemiedene Schrattenfelder, anmuthige Seen, bald anheimelnde, bald düstre Thäler, vielgestaltige Gletscher, Hochgewitter, Alpenglühen, Lawinenstürze, sanft fließende und wild brausende Bäche, prächtige Sichten und fast zahllose Wasserfälle — in wenigen Minuten oder Stunden vermag er sie fast mühelos zu erreichen. Und auch der Mensch, der diese Gegend bewohnt, ist sehenswerth: schwer wäre eine passendere Staffage für die herrliche Landschaft als diejenige, welche sie besitzt, zu finden.

Fast seltsam will es erscheinen, daß frühere Jahrhunderte das Oberland kaum gekannt haben und daß sie es nur als eine wilde, unwirthliche Gebirgsgegend, von der man sich am besten fernhalte, bezeichnen. So oft auch die Schweizer ihr Land durchwanderten: mit Ausnahme des sagenreichen Pilatus, besuchten sie nur die Stätte der Großthaten ihrer Ahnen — fast niemals fiel das Oberland in den Bereich ihrer Reisen. Schon hatte Haller die Alpen besungen, schon 1760 Gruner die Eisgebirge des Schweizerlandes zu beschreiben gesucht: doch gab es noch Thäler des Oberlandes genug, welche außer den Einwohnern nur wenigen Gelehrten etwas mehr als dem Namen nach bekannt waren. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts vermehrte sich die sehr kleine Zahl der Verehrer der schönen schweizerischen Gebirgs-Natur: nun wurden der Rigi und das Berner Oberland

entdeckt und alljährlich zogen von da an kleine Schaaren nach Interlaken, welche dort für einige Wochen in den beiden Gasthöfen zu Unterseen und Interlaken und in einzelnen Privathäusern Wohnung nahmen. Aber Bequemlichkeiten waren auf den Gebirgstouren noch nicht zu finden; Fahrwege fehlten, die Pfade zu den Dorfschaften und auf den Alpen wurden schlecht unterhalten; wer auf den Wanderungen Speise und Trank suchte, mußte sich an die Gastfreundschaft der Sennen, welche noch nicht für Geld feil war, wenden. Aber jeder Besucher machte dennoch nach seiner Heimkehr Propaganda; die Zehner wuchsen zu Hunderten, diese zu Tausenden an. Da fing das Oberland an, sich umzugestalten und für seine Gäste zu bereiten; es studirte die Sitten und Wünsche der Ausländer, deren sonderbare Reiselust es nicht einmal begriff, erlernte ihre Sprache, schuf Dampfboot-Linien, bequeme Fahrstraßen, Saumwege, Hôtels aller Art im Thal und auf den Höhen und bildete jene fast zahllose Schaar von Kutschern, Trägern und Führern aus, welche, den Reisenden gegen gutes Geld dienstbar, sie auf die schönsten und besuchtesten Punkte geleiten. Es ist wahr, daß die „viermonatliche Volks-Komödie, welche jedes Jahr Tag für Tag im Oberlande um des Geldverdienstes willen den Fremden aufgeführt wird", denjenigen sehr unbequem wird, welche die herrlichen Naturschönheiten ungestört genießen wollen: aber durch sie ist der großen Menge der Besucher das Oberland erst zugänglich gemacht worden; diese würde sie, wenn sie nicht vorhanden wäre, schwer entbehren.

Nicht weniger als sieben Amtsbezirke des Kantons Bern umfaßt das Berner Oberland, fast sämmtlich ziemlich umfangreiche Districte, die freilich verhältnißmäßig nur wenige Einwohner besitzen. Droben an den Quellen der Aar und ihren ersten Nebenströmen liegt Oberhasli, an das sich Interlaken mit den beiden Seen von Brienz und Thun und den Thälern von Grindelwald und Lauterbrunnen anschließt, längs der wilden Kander zieht sich die Landschaft Frutigen bis in die Gebirgswildniß an Blümlisalp, Doldenhorn und Altels hinauf; die Simme durchströmt in weitgebogenem Lauf Ober- und Niedersimmenthal und südlich von diesem an dem Ursprung der Saane liegt das kleine Saanenland. Endlich der untere Theil des Thuner See und das Aarethal unterhalb Thun bilden den freundlichen Amtsbezirk von Thun. Hier finden sich offenere, hügelige Gegenden, während die übrigen Bezirke des Oberlandes aus engen, vielfach gekrümmten Thälern bestehen, deren Ränder hohe, steile Gebirgsketten bilden. Nur in den Niederungen findet sich Ackerbau und hier und da kömmt auch Obstbau vor; bei weitem der größere Theil der Einwohner aber nährt sich, abgesehen von dem Verdienst, welchen ihm die Fremden gewähren, von Viehzucht und Alpenwirthschaft, denn auch die Gewerbthätigkeit hat sich nur gering entwickelt und leistet Bedeutenderes nur in der Holzschnitzerei, die, anfänglich ausschließlich auf die Fremden berechnet, gegenwärtig schon beträchtlich exportirt. Augenblicklich mögen gegen 90000 Seelen

im Oberland, das nur die zwei Städte Thun und Unterseen, aber manche schöne große Dorfschaften besitzt, seßhaft sein; sie sprechen die deutsche Sprache in eigenthümlichen, oft schwer verständlichen Dialecten, und sind bis auf etwa zweihundert Katholiken der reformirten Confession zugethan. Wenn auch die Einwohner einzelner Thäler, wie diejenigen des Saanenlandes und von Oberhasli, mit den Eingebornen der anderen Thalgebiete nicht stammverwandt sein wollen: im Wesentlichen zeigen alle den gleichen Körperbau, den gleichen Character. Es ist ein schöner Menschenschlag, derjenige des Berner Oberlandes; ebenso ebenmäßig als kräftig ist der Körper gebildet und das ausdrucksvolle Gesicht beweist, daß es auch im Innern nicht übel aussieht. Mit Recht hat man die Mädchen des Landes als die schönsten, frischesten und vollsten der Schweiz bezeichnet: in jedem Dorfe gibt es Schönheiten, welche überall Aufsehen erregen würden und die es auch verstehen, ihre Reize durch die anmuthige Landestracht zur Geltung zu bringen.

Doch besser als durch allgemeine Bemerkungen werden wir Land und Leute auf unserer Wanderung kennen lernen; beginnen wir daher mit ihr, indem wir uns zunächst dem interessanten Oberhasli zuwenden. Südwärts vom Brienzer-See erreicht die mächtige Alpenkette, welche das Thalgebiet der Aar von dem der Rhone scheidet, die größte Erhebung; bis zu einer Meereshöhe von 13,234 Fuß schwingt sie sich im Finsteraarhorn empor und nur wenig geben die Nachbarn des Bergriesen diesem nach. Hier liegt eine gewaltige Firnwüste, in die selten der Fuß eines waghalsigen Menschen dringt und welche selbst die Thiere meiden müssen; aber von ihr aus ziehen sich Felsthäler, in denen mächtige, stundenlange Gletscher lagern, zu den bewohnten Gegenden hinab. Zwei dieser Gletscher wenden sich fast ostwärts; sie bilden den Beginn des Haslithales. Der eine derselben ist der Oberaar-Gletscher, der sich, am Oberaarhorn und Kastenhorn beginnend, zwischen den Ketten des Zinkenstocks und des Sidelhorns hindurchdrängt; der zweite, gewaltigere, der Unteraargletscher genannt, fließt aus zwei Gletschermassen, dem Lauteraargletscher und dem Finsteraargletscher, zusammen und dehnt sich zwei Stunden weit in einer Breite von 45 Minuten zwischen der Kette der Miselen und der der Zinkenstöcke aus. Da wo beide Gletscher enden, entströmen ihnen zwei Bächlein, jenem die Oberaar, diesem die Unteraar, welche, indem sie sich am Fuß der Zinkenstöcke vereinigen, im Aarboden den Aarstrom bilden, der nun schnellen Laufes zwischen Felsen durchbrechend, über Klippen und Gestein sprudelnd und brausend dem Brienzer See zueilt.

Die höchste menschliche Wohnung des Aarthals, welche im Winter und Sommer benutzt wird, ist das Grimsel-Spital unweit vom Aarboden am Fuß des Grimselpasses, der aus dem Kanton Bern in das Rhonethal des Kantons Wallis hinüberleitet. Wann das Grimsel-Spital gegründet ward, ist unbekannt; aber schon im zwölften Jahrhundert wird der Grimselpaß erwähnt und nicht selten zogen

Kriegerschaaren über ihn fort nach Oberwallis; — fromme Mönche, welche den Wanderer zu laben sich verpflichteten, mögen daher schon frühzeitig wie anderswo sich hier angesiedelt haben. Zur Zeit der Reformation ward auf der Grimsel ein Verwalter eingesetzt, dem das Recht, Beisteuern zur Erhaltung des Spitals in der ganzen Eidgenossenschaft einzusammeln, verliehen war; später ging das Spital zwar ein, ward aber 1557 wieder hergestellt und bestand nun ungestört bis zum Jahre 1799, wo es durch eine österreichische Truppenabtheilung zerstört, aber bald nachher mit großen Kosten von der Landschaft Hasli wieder hergestellt wurde. Aber schon nach zwanzig Jahren genügte das Haus dem Bedürfniß nicht mehr; alljährlich vermehrte sich die Zahl der Fremden, welche die einst einsame Grimsel besuchten; im Jahre 1822 mußte ein Anbau stattfinden. Schön ward es freilich dennoch nicht und schon zwanzig Jahre später sah es ärmlich und baufällig genug aus; man meinte bei seinem ersten Anblick wohl, der nächste Sturm werde es fortraffen. Aber beim Eintritte überraschte das heimliche, reinliche Wesen, das im Hause herrschte, auf das Angenehmste. Der Speisesaal war zwar niedrig und der hölzerne Stubenboden zitterte unter den Füßen; es gab keine Luxusmöbel, keine Vorhänge an den Fenstern, keinen Spiegel am Kamin; anstatt der Zimmer fanden sich für die Reisenden nur enge Zellen — aber wer mochte tadeln, wo man froh sein mußte, ein Obdach gefunden zu haben, und dazu war der Wirth Zybach stets freundlich und gefällig, außerdem gab es gute Weine und Speisen, welche die wirklich schönen Töchter zu serviren pflegten. Bald ward das Grimselhaus weltberühmt — Agassiz und seine Freunde Desor, Studer, Forbes, Carl Vogt und Escher, welche in der Nähe ihre Gletscher-Studien machten, wußten das Hospiz und seinen originellen Wirth nicht genug zu preisen; alle Welt kannte bald Vater Zybach und seine Familie, zumal auch alljährlich Tausende armer Reisender in Folge des reichen Ertrages der jährlichen Collecten unentgeldliche Aufnahme und Beköstigung auf der Grimsel fanden. Doch Zybach war der erzielten Erfolge ungeachtet nicht zufrieden; er wünschte sich ein neues schöneres Haus, das indeß die Landschaft Hasli zu erbauen zögerte. Da kam ihm plötzlich die unglückliche Idee, das seit Jahren jedem Wetter trotzende Haus in Brand stecken zu lassen. Er bestach drei seiner Knechte und am 6. November 1852 ging das alte, aus Bruchsteinen erbaute Grimsel-Hospiz in Flammen auf. Indeß die That ward bald entdeckt und Zybach zwar zum Tode verurtheilt, aber, da kein Menschenleben in Gefahr gewesen war, zu Zuchthausstrafe begnadigt, welche ihm bald nachher in Verbannung nach Amerika umgewandelt ward. Nachträglich ist er sogar völlig begnadigt worden und in den Kanton zurückgekehrt. Ein neues Haus mußte nun zwar gleich nach dem Brande erbaut werden, aber es ward, da Holz fehlte, nicht viel wohnlicher eingerichtet und erscheint bereits fast ebenso verwittert, als das alte war. Letzteres soll übrigens der Sage des Volks zufolge

unter dem Schutze eines Gebirgsgeistes, des Hauri, gestanden haben. Wenn nämlich, so erzählten die Hasler, das Haus von Lawinen im Frühjahr ernstlich bedroht ward, dann hörte man ein seltsames Johlen und Jauchzen, das von aus dem Wallis herauf Wandernden zu kommen schien; das war das Zeichen, daß die Einwohner des Spitals, die vom Wirth zurückgelassenen Knechte, so schnell als möglich fliehen sollten. Kaum waren sie in Sicherheit, so ertönte ein einziger, langer, Mark und Bein durchdringender Schrei und in demselben Augenblick legte sich auch eine ungeheure Masse Lawinenschnee über das Gebäude, das nachher mühsam wieder herausgegraben werden mußte, aber immer nur wenig beschädigt war.

Die Umgegend des Spitals ist wild und schauerlich öde; kein Baum ist ringsum vorhanden, nackt liegen die mächtigen, oft seltsam gestalteten Felsen im Boden und nur hier und da zeigen sich grüne Fleckchen, welche durch Moose, kleine alpine Gesträuche und kurzstielige Pflanzen des Hochgebirges gebildet werden, im Kesselthal, das von hohen, rauhen Bergen umzogen wird. Unweit vom Hospiz-Gebäude befinden sich zwei kleine mit einander verbundene, fast schwarz-erscheinende Seen, welche, durch Schnee- und Gletscherwasser genährt, keine Fische besitzen und in den Nächten selbst des hohen Sommers sich mit einer Eiskruste überziehen; ihr einförmiges Flüstern und Rauschen bei trübem, windigem Wetter verstärkt noch den Eindruck unheimlicher Düsterheit, welchen die Gegend ohnehin schon macht. Und dennoch harren in dieser Einöde während des langen strengen Winters Menschen aus, welche oft mehrere Wochen hindurch kein Wesen ihrer Art zu sehen bekommen.

Unweit von den Seen führt der Pfad zur Paßhöhe der Grimsel, der sogenannten Hauseck, die etwa 1000 Fuß über dem Spital und 6700 Fuß über dem Meere liegt. Hin und her schlängelnd, und theilweise mit rohen Steintreppen und Granitblöcken versehen, windet er sich zwischen abgerundeten Gneis- und Granitfelsen, welche oft mit einer gelben Flechte überzogen sind, hindurch. Obwohl bei feuchtem Wetter schlüpfrig, ist er doch ungefährlich und für Saumrosse gut gangbar. Droben liegt das Todtenseelein, das diesen Namen schon seit sehr langer Zeit führt, sei es, weil es nach dem Volksausdruck, da es weder Zufluß noch Abfluß besitzt, todt ist, sei es weil in ihm die Leichen der Verunglückten einst versenkt wurden. Selbst diese Einöde ist die Stätte eines Blutvergießens geworden. Im Sommer 1799 stand ein kleines österreichisches Truppenkorps auf der Grimselhöhe, eine französische Abtheilung unter General Gudin im Haslithal. Am Morgen des 14. August empfing die letztere den Befehl, die Oesterreicher zu vertreiben; unter Leitung eines gewissen Fahner, eines Einwohners von Gutannen, marschirte sie thalaufwärts, erstieg die Höhen der rechten Aarseite und fiel darauf, von dem Felsengrat des Nägelisgrätli, der sich bis zur Hauseck hinzieht, herab-

steigend, nach langem mühe- und gefahrvollem Marsch dem Feind in die Flanken. Die Oesterreicher, welche ihre Position als ganz sicher betrachtet hatten, wurden überrascht und geschlagen; die Mehrzahl derselben fand den Tod in den Felsklüften des oberen Rhonethals. Fahner erhielt zwar als Belohnung für seinen Führerdienst eine Alp als Geschenk, mußte sie aber später wieder herausgeben und ward bis an seinen Tod von seinen Landsleuten als Verräther verachtet und gemieden. Die Aussicht von der Hauseck ist nicht uninteressant; sie dehnt sich über die Gipfel aus, welche das Rhonethal bis tief hinunter an das Zermatter-Thal umfassen. Jenseits des Todtensee steigt der Saumpfad ins Rhonethal hinab; aber schon hat er die Grenze Berns überschritten und wir wenden uns deßhalb zum Grimselspital zurück, um noch das Sidelhorn und die Aargletscher zu besuchen.

Südwärts von der Grimsel-Höhe erhebt sich bis zu einer Meereshöhe von fast 9000 Fuß ein Gipfel, der wie die andern Berge der Gegend aus Urgebirgs-Gestein gebildet ist. Aber er ist in seinem oberen Theile nicht eine feste Masse; sein Gipfel besteht vielmehr aus losen, übereinander geworfenen, scharfkantigen Granittrümmern; fast sieht es aus, als wenn eine mächtige Bergspitze bei einer gewaltigen Erschütterung des Alpengebiets zusammengebrochen wäre. Anfänglich ist der Weg, der zum Gipfel vom Hospital aus ansteigt und zunächst mit dem Paßweg zusammenfällt, nicht schlecht; mit einiger Anstrengung läßt er sich leicht und gefahrlos zurücklegen. Aber nach einiger Zeit erreicht er ein kleines, fast ganz mit Schnee überdecktes Plateau und hier beginnt die steile Gipfel-Pyramide, deren lose aufliegende Platten und Blöcke große Vorsicht erfordern. Endlich aber sind wir bis zum Steinmännli, das sich auf der Spitze erhebt, vorgedrungen und nun eröffnet sich eine weite, wenn auch nicht malerische, doch großartige Aussicht in die Berg- und Gletscher-Wüste der Finsteraarhorn- und Gotthardt-Gruppe und selbst der Walliser Alpen. Wenden wir uns zunächst gegen West, so erblicken wir tief unten den dunklen Trübtensee und nicht weit davon die Quellen der Unteraar, hinter denen sich stundenweit die beiden Aargletscher, durch den Felsenkamm das Oberaarhorn getrennt, ausdehnen; vor allem aber fesseln den Blick die Lauteraarhörner, das Schreckhorn und links von beiden die gewaltige Pyramide des Finsteraarhorn. In Südwest und Süd steigen die zahlreichen Gipfel der südlichen Walliser Kette vom Ofenhorn an bis zum Obelisk des Matterhorn empor; da liegen der hohe Grat des Weißhorns und die das Finsteraarhorn noch weit überragenden Zacken der Mischabelhörner, Bergriesen, die zum Theil bis zur neuesten Zeit für unersteigbar gegolten haben. In Südost öffnen sich das Geren- und Eginenthal, mit den Pässen der Nufenen und des Griesgletschers, auf welche Brodelhorn und Blasenhörner herabschauen; östlich schweift der Blick über die mit Gras überzogenen Hänge des Rhonethals und das Mutthorn; deutlich zeigt sich links davon der Weg nach der Furka, die Kette des Roßbodenstocks, der Felsenkranz der

Gerstenhörner mit dem Gerstengletscher und endlich noch mehr nordostwärts in der Richtung nach dem Todtensee fort über dem herrlichen Rhonegletscher der schneebedeckte Dom des Galenstock. Nordwärts aber schließen sich die Gebirge an, welche das Aarethal auf beiden Seiten einfassen, Diechterhorn und Steinhaushorn, Mährenhorn und Gelmerhörner, Rizlihorn und wie sie sonst noch alle heißen, die vielgestaltigen Kuppen, Spitzen und Firsten, welche sich so in einander wirren, daß man sie kaum von einander zu trennen vermag. Selbst der Hochstollen bei Meiringen und der noch ferner gelegene Tomlishorn-Gipfel des Pilatus machen sich bemerklich. Fast nirgends im Hochgebirge bietet sich eine ähnlich großartige Sicht, ein derartiger tief in das Innere der Alpenkette eindringender Blick dar; selbst die höchsten Gipfel der Alpenkette, Jungfrau und Finsteraarhorn, müssen dagegen ihrer Höhe wegen, welche die tiefer liegenden Gegenden nicht mehr erkennen läßt, zurücktreten. Trotz der bedeutenden Höhe des Sidelhorn ist einmal von einer Anzahl Naturforscher aus Agassiz Gesellschaft der Versuch gemacht worden, auf dem Gipfel zu übernachten. Nicht viel fehlte und er wäre sehr unglücklich abgelaufen; die Leiden und Beschwerden der Nacht, welche schlaflos verbracht wurde, waren weit erschöpfender, als man sich gedacht hatte. Und doch blieb das Wetter günstig und fehlte es nicht ganz an Speisen und erwärmenden Getränken.

Wer von dem Sidelhorn zum Rhonethal und an den Rhonegletscher herabsteigen will, der muß sich zunächst zur Grimsel-Paßhöhe wenden, wohin er, wenn er mit Hülfe seines Alpenstocks auf den Schneefeldern pfeilschnell hinabzugleiten wagt, in sehr kurzer Zeit gelangt. Gefahr ist dabei wohl nicht vorhanden, denn Abgründe, in welche der Wanderer stürzen kann, gibt es nicht; aber einem unglücklichen Fall auf der steilen Bahn bleibt derjenige, welcher derartige Rutschpartien noch niemals gemacht hat, immerhin ausgesetzt.

Wir verfolgen indeß diesen Weg nicht, sondern wenden uns nochmals dem Grimsel-Spital zu, um von ihm aus die beiden Aargletscher aufzusuchen. Der Pfad zum untern Aargletscher, der bequemere und deßhalb allgemeiner betretene, steigt vom Grimselhause zur Aar und zum Aarboden hinab, einem ebenen und sumpfigen Thal, das sich eine Stunde weit aufwärts zieht. Einst war der Aarboden, der damals Blümlisalp hieß, so erzählt die Volkssage, eine der schönsten und blumigsten Alpen des Gebirges, auf der zahlreiche Heerden weideten, denn weit hinauf bis an die Hochgebirge dehnte er sich aus und noch gab es keine Spur von Gletschern in der Gegend. Da fiel er durch Erbschaft an einen jungen Menschen, der, als ein einziges Kind durch seine schwachen Eltern verzogen, weder göttliches noch menschliches Gesetz achtete, sondern allein seinen Gelüsten diente. Groß war sein Reichthum, aber er benutzte ihn schlecht und suchte ihn noch dazu in unredlicher Weise zu vermehren. Seine Knechte wurden schlecht gehalten, dagegen schmückte er sein Vieh mit wohlklingenden, goldenen Glöckchen und während seine Mutter

drunten im Dorf, die ihm auch ihr eigenes ererbtes Besitzthum übergeben hatte, darbte und fast verhungerte, verschwendete er mit seiner Buhlerin Katharine den reichen Ertrag der Aarboden-Alp. Da sprach einmal die Mutter über ihn im höchsten Zorn den Fluch aus und sogleich verfolgte ihn das Unglück. Die Alpenkräuter verdorrten, die Bäume auf den umgebenden Felshöhen gingen ein und endlich entstand auch plötzlich in einer fürchterlichen Sturm- und Wetternacht der mächtige Unteraar-Gletscher, unter welchem der größere Theil der Alp mit den schönsten Sennhütten und allen Menschen begraben ward. Von Zeit zu Zeit soll der Senn mit seiner Geliebten, seiner Lieblingskuh und seinem Hund Rhin sich auf dem Gletscher sehen lassen und seine ewige Verdammung heulend und händeringend beklagen. In der That scheint der Aarboden früher eine andere Vegetation als jetzt besessen zu haben, denn Kasthofer erzählt in seinen Reisen, daß zu seiner Zeit Arvenholz in großer Menge im Thalgrund ausgegraben ward, wo wohl ohne Zweifel einst ein mächtiger Tannen- und Arvenwald gestanden haben müsse; außerdem fand er aber auch in den uralten, aus Granitblöcken erbauten Sennhütten außerordentlich dicke Säulen von Arvenholz, welche das Balkendach trugen. In ältester Zeit bildete vielleicht der ebene, jetzt von der rauschenden Aar durchflossene und mit ihren Geschieben überdeckte Aarboden einen See, der nach Durchbrechung der Felsen ausströmte. Am Fuß des Zinkenstockes theilt er sich in zwei Arme, von denen der eine zum Oberaargletscher, der zweite rechts sich zum Gletscher der Unteraar hin zieht. Der Pfad zu dem letzteren führt an den beiden Bärenbühlen hin; links schäumt der Trübtenbach, der aus dem Trübtensee herabkommt, zwischen dem schwarzen Nollen und der Bärenegg. Bald ist nun der Gletscher selbst erreicht, vor dem die ihn fast verdeckende Stirnmoräne liegt. Steil stürzt er ab und nur mühsam gelangt man auf ihn; ein eigentliches Eisthor besitzt er nicht und bald bricht der Bach hier, bald dort hervor. Auf seinem Rücken hat man nichts zu fürchten, denn eben und ohne Spalten zieht er sich, nachdem man die Steintrümmer überschritten, stundenlang aufwärts und unterscheidet sich dadurch sehr von den andern meist zackigen und tief zerklüfteten Gletschern, z. B. denen von Rosenlaui und des Grindelwaldthals. Nachdem man etwa 1½ Stunden gewandert, erreicht man den sogenannten Pavillon Dolfuß, wo Herr Dolfuß-Ausset, ein reicher Elsaßer, viele Jahre hindurch seine Untersuchungen über die Gletscher angestellt hat und noch jetzt fortsetzt. Der Blick von hier aus auf den Gletscher und die Gebirge gehört zu den interessantesten. Breit liegt der erstere in seiner ganzen unteren Ausdehnung da, aber etwas höher hinauf theilt er sich an den stumpfen Felsen nahe des Abschwungs in den Finsteraar- und den Lauteraargletscher, deren Moränen sich dicht am Abschwung vereinigen und von hier aus in der Mitte des Haupt-Gletschers wie ein breiter dunkler Streifen hinabgehen. Links steigt vom Desorstock der Grünberggletscher, etwas mehr rechts davon vom firnbedeckten

Scheuchzerhorn der breite Thierberggletscher herab; aus zerrissenen Felsmassen erwächst riesig die kahle Pyramide des Escherhorns; wie immer blendendweiß taucht das Finsteraarhorn seine Spitze in die Wolken und fast wetteifert mit ihm an Höhe und Schneeglanz der mächtige Berg, welcher jetzt den Namen des berühmten Gletscherforschers Agassiz trägt, weiter rechts schließen sich die Zacken des Hugihorns und die wilden Gipfel des Schreckhorns an. Nur der Abschwung bietet ein ähnliches wild romantisches Bild. In der Nähe dieses Felsvorsprunges siedelten sich 1840 auf dem Gletscher selbst die oft erwähnten Naturforscher unter Agassiz Führung an. Sie hatten einen ungeheuren überhangenden Glimmerschieferblock gefunden, der zu einer Hütte verwendbar schien. Der eisige Grund ward geebnet und mit einigen Schieferplatten bedeckt, auf welchen Gras und darüber Wachsleinwand zu liegen kam; trockene Mauern, welche von dem Eisboden bis an die vorspringenden Ecken des Blockes reichten, schlossen bald den Raum ab, in den eine schmale Thüre führte; an einer andern Stelle ward eine Küche und sogar ein Speisezimmer, freilich dem in unsern Wohnhäusern sehr unähnlich, errichtet. Hier wollten die sechs Naturforscher (Agassiz, Desor, Vogt, Nicolet, Coulon und Pourtalés) wochenlang leben und untersuchen und sie führten diesen Vorsatz nicht nur 1840, sondern auch in den folgenden Jahren aus. Bald war das Bauwerk unter dem Namen das Hôtel des Neuchâtelois allgemein bekannt und ward nun häufig von Fremden besucht. Schon 1827 hatte in derselben Gegend der Solothurner Naturforscher Hugi, dessen Sammlung, wie bei Solothurn erwähnt worden ist, in dieser Stadt aufbewahrt wird, eine Hütte aus Granit-Trümmern errichtet, welche mit dem Gletscher indeß schon 1836 um 2028 und 1840 4400 Fuß thalabwärts gewandert war.

Ueber den Abschwung hinauf pflegen die Gletscherbesucher nicht zu wandern; dagegen leitet am Abschwung vorüber über den Finsteraargletscher der Weg von der Grimsel über die Strahleck nach Grindelwald, ein gefährlicher Pfad, der nur an ganz guten Tagen von sehr kräftigen, muthigen und schwindelfreien Berggängern unter Leitung von mindestens vier erfahrenen Führern unternommen werden darf. Bis zum Jahre 1840 war er nur zweimal zurückgelegt worden; seitdem wird er alljährlich mehrere Male betreten und zwar in der Regel ohne Unfall. Auch der Finsteraargletscher steigt anfänglich nicht stark an; aber bald zeigen sich Schründe, die oft mit hartgefrorenem Schnee angefüllt sind und deshalb ohne Gefahr überschritten werden können. Nach und nach verwandelt sich das Eis in gefrorenen körnigen Schnee, sogenannten Firn, der nicht selten von zehn Fuß tiefen Spalten durchzogen ist. Jetzt wird der Marsch schon gefährlicher; aber nach einer Stunde öffnet sich zwischen dem Abfall der Kette des Lauteraarhorns und einem andern weit in den Gletscher eindringenden Felskamm ein steileres Firnthal, der sogenannte Schreckfirn, über welchem sich düster und grausig

der Strahleckgrat, früher der Mittelgrat genannt, hinzieht. Der Firn ist nun noch tiefer gespalten und nicht selten hat sich unmittelbar an der Strahleck selbst eine breite und tiefe Kluft gebildet, die nur mit Hülfe einer mitgebrachten Leiter überschritten werden kann. Ist dies geschehen, so beginnt das steile Ansteigen über festes glänzendes Eis, das den Gratabhang bedeckt; die Reisenden müssen, um sie vor dem Hinabstürzen zu bewahren, an ein Seil geknüpft werden und nicht selten wird der vorausgehende Führer genöthigt, mit seinem Handbeil Stufen in das Eis zu hauen. Aber nach einer Stunde ist endlich in mehr als 10000 Fuß Meereshöhe die Einsattlung des Grates, der von Nord nach Süd ziehend Schreckhorn und Finsteraarhorn verbindet, erreicht. Ein überraschender großartiger Blick über den Grindelwald-Gletscher bis zum Niesen und den an seinem Fuß liegenden Thuner-See und die fernen Jurahöhen öffnet sich hier auf dem kleinen gleichförmig mit Schnee bedeckten Plateau. Gradaus, fast greifbar nahe, steigen die gewaltigen Bergriesen Eiger und Mönch empor; entfernter blickt die Jungfrau mit ihrem dreieckigen Gipfel über den langen schneeigen Grat der Grindelwalder Viescherhörner; im Osten liegt das massige Schreckhorn und gerade über dem Sattel erhebt sich das kleine Schreckhorn, eine steile, drohende Spitze. Wunderbar schön erscheinen die himmelanragenden Bergspitzen, die tiefen Thalrisse, die senkrechten Wände, die zertrümmerten Gletscher, die Firn- und Schneefelder, die in allen Farben die Sonnenstrahlen zurückwerfen; fast schöner noch die Bergriesen selbst, unter allen als der erste der Eiger, der nirgends so imposant, so gewaltig, so bezaubernd erscheint, als an dieser merkwürdigen Stelle.

Jenseits des Strahlecksattels liegen steile Hänge, welche, wenn die Schründe mit gefrorenem Schnee überdeckt sind, gleitend überschritten werden; aber auch hier muß das Seil vorsichtig angelegt werden. Dann geht es im Zickzack weiter abwärts, bis man auf ebnere Stellen gelangt, wo endlich das Seil abgebunden werden kann, da die gefahrvollsten Parthien zurückgelegt sind. Von West herkommend mündet der Eigergletscher, auch das Kalli genannt; hier wendet man sich nach dem Zäsenberg hinüber, einem breiten Bergvorsprung, der den Gletscher zwischen seiner Spitze und dem Mettenberg zusammendrängt. Auf seiner Höhe sind schöne Weiden, auf welchen den Sommer über unter Aufsicht einiger Hirten Schaf- und Ziegenheerden sich von dem schönsten Alpengras nähren. In der Mitte des Eigergletscher befindet sich die sogenannte heiße Platte, eine unbedeckte Felsenstelle, auf welche der Schnee sich nie lange erhält, angeblich weil sie ihn durch ihre Hitze fortschmelzen soll. Unterhalb des Zäsenberges erweitert sich der Grindelwald-Gletscher zum sogenannten Eismeer, bald aber wird er wieder schmaler und zieht sich tiefzerklüftet ins Thal hinab. An seiner Seite, am Fuß des Mettenberg, läuft der Pfad abwärts; plötzlich wendet er sich um eine Ecke; Dorf und Kirche von Grindelwald liegen, von der Sonne beschienen, vor dem



DIE HANDECK.

LA HANDECK



DER HANDECKFALL.

CHUTE DE LA HANDECK

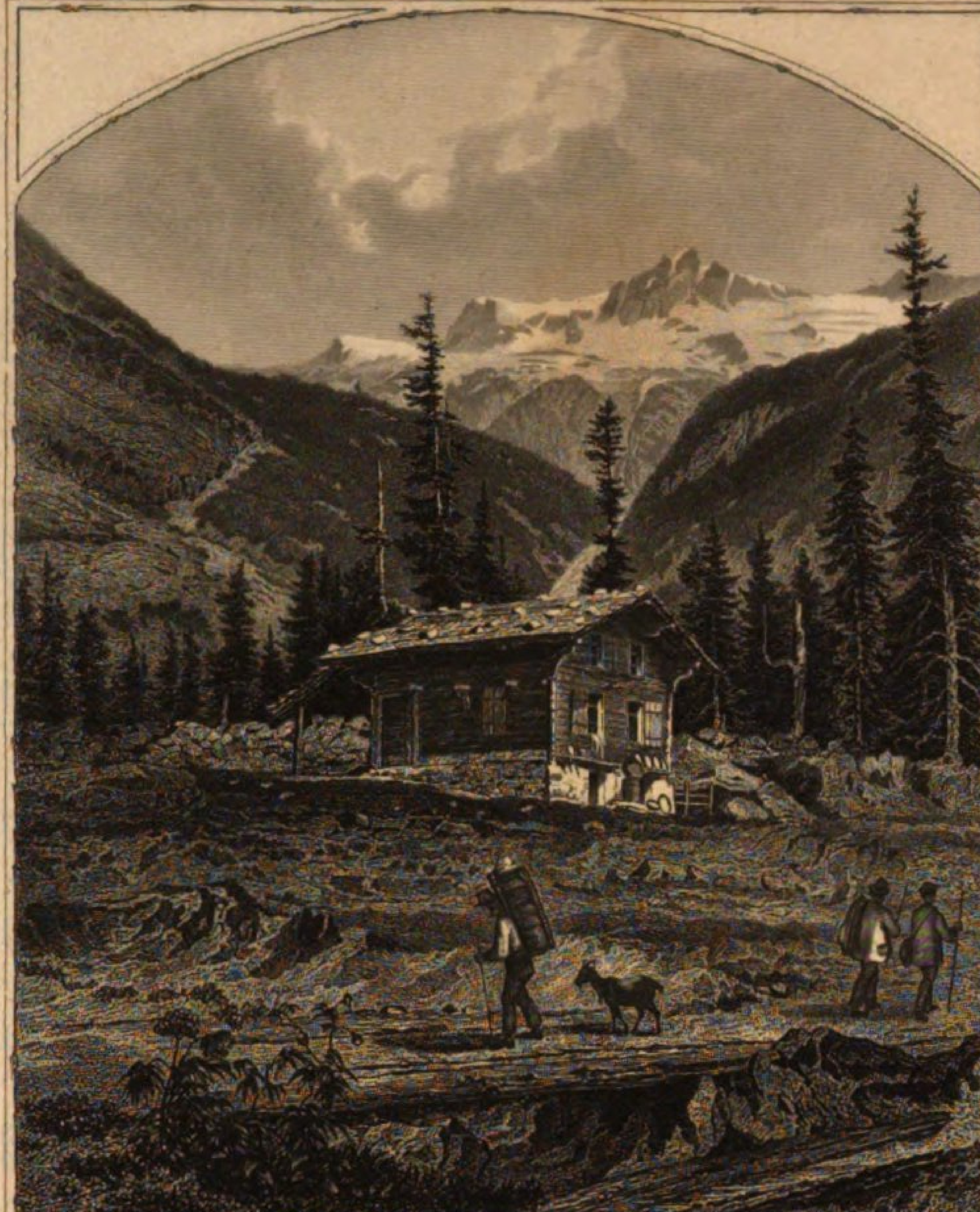
L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

der [illegible] Mittelgrat genannt, [illegible]. Der Firn ist nun doch [illegible] hat sich [illegible] an der [illegible] selbst eine breite und tiefe Kluft gebildet, die nur mit Hülfe einer [illegible] Leiter überschritten werden kann. Ist dies geschehen, so beginnt das steile Aufsteigen über [illegible] glänzendes Eis, das den Gratabhang bedeckt; die Reisenden müssen, um sie vor dem Hinabstürzen zu bewahren, an ein Seil geknüpft werden und [illegible] der vorausgehende Führer genöthigt, mit seinem Handbeil Stufen in das Eis zu hauen. Aber nach einer Stunde ist endlich in mehr als 10000 Fuß [illegible] die Einsattlung des Grates, der von Nord nach Süd ziehend [illegible] und [illegible] verbindet, erreicht. Ein überraschender großartiger [illegible] über den [illegible]-Gletscher bis zum Riesen und den an seinem Fuß [illegible]-See und die fernen Jurahöhen öffnet sich hier auf dem kleinen [illegible] mit Schnee bedeckten Plateau. [illegible], fast greifbar nahe, steigen [illegible] Eiger und Mönch empor; entfernter blickt die Jungfrau mit [illegible] Gürtel über den langen schneeigen Grat der Grindelwalder [illegible]; im Osten liegt das massige Schreckhorn und gerade über dem [illegible], eine steile, drohende Spitze. Wunderbar [illegible] Bergspitzen, die tiefen Thalrisse, die senkrechten [illegible], die [illegible] Gletscher, die Firn- und Schneefelder, die in [illegible] zurückwerfen; fast schöner noch die Bergriesen selbst, [illegible] der Eiger, der nirgends so imposant, so gewaltig, so [illegible] erscheint, als an dieser merkwürdigen Stelle.

[illegible] liegen steile Hänge, welche, wenn die Schründe mit [illegible] sind, gleitend überschritten werden; aber auch [illegible] angelegt werden. Dann geht es im Zickzack weiter [illegible] Stellen gelangt, wo endlich das Seil abgebunden werden [illegible] gefahrvollsten Parthien zurückgelegt sind. Von West herkommend [illegible] der Eigergletscher, auch das Kalli genannt; hier wendet man sich [illegible] hinüber, einem [illegible] Bergvorsprung, der den Gletscher [illegible] Spitze und dem [illegible] zusammendrängt. Auf seiner Höhe [illegible] unter Aufsicht einiger Hirten [illegible] schönsten Alpengras nähren. In der [illegible] sogenannte heiße Platte, eine unbedeckte [illegible] lange erhält, angeblich weil sie ihn [illegible] unterhalb des Zäsenberges erweitert sich der [illegible] Eismeer, bald aber wird er wieder [illegible] ins Thal hinab. An seiner Seite, am Fuß [illegible] abwärts; plötzlich wendet er sich um eine Ecke; [illegible] liegen, von der Sonne beschienen, vor dem



DIE HANDECK.

LA HANDECK.



DER HANDECKFALL.

CHUTE DE LA HANDECK.

L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

erfreuten Wanderer, der alle überstandenen Beschwerden und Fährlichkeiten vergessend bald in der Thalebene sich befindet und nun in wenigen Minuten zu dem Gasthof, der ihm Obdach gewähren soll, emporsteigt.

Weniger besucht und weniger leicht zugänglich als der Unteraargletscher ist derjenige, aus welchem der Oberaarbach entspringt: er wird von dem Unteraargletscher durch die Kette des rauhen, wilden Zinkenstocks getrennt, auf deren Höhe ein prächtiger Blick auf die beiden Gletschergebiete den Wanderer für die Mühe des Ersteigens reichlich lohnt. Nachdem man dem Oberaarbach stromaufwärts gefolgt, steigt man auf den Gletscher zurück, der sich steil in die Höhe zieht und zwar anfänglich nur wenige Spalten zeigt, aber in seinem oberen Theile oft mit Wasser bedeckt ist, so daß der Weg über die Felsen an der Seite der Zinkenstöcke gewählt werden muß. Endlich gelangt man nach fast sechsstündigem Marsch auf das 10000 Fuß hohe Oberaarjoch, an dessen südlichem Fuß sich der gewaltige Vieschergletscher ausbreitet. Auch hier ist die Aussicht großartig und lohnend; neben den Höhen des Aarthals zeigen sich im Firnschmuck Berge des Urnerlands, von Bündten und von Wallis. Jenseits führt ein Pfad hinab auf den Vieschergletscher und nach Viesch im Wallis, wohin man nach einem beschwerlichen Marsch von fast 14 Stunden, von denen nicht weniger als neun auf Gletscher und Firnfelder fallen, gelangt. Nicht ohne Interesse ist auch der Besuch der Höhlen am Zinkenstock, deren reiche Schätze an Bergkristall freilich seit langer Zeit verschwunden sind. Es war im Jahre 1719, als ein Bauer aus der Gegend von Guttannen die Höhlen auffand und so große Massen Kristall heimlich in das Thal hinabbrachte, daß er in den seltsamen, aber damals freilich nicht ungewöhnlichen Verdacht gerieth, mit dem Teufel einen Bund geschlossen zu haben. Ein Jahr später kamen seine Landsleute hinter sein Geheimniß; die Höhlen wurden nun schnell geleert und nicht weniger als 1000 Centner gesammelt und verkauft; einzelne Kristallblöcke vom reinsten Wasser wogen nicht weniger als vier bis fünf Centner. Einer der schönsten derselben befindet sich noch heut in der Pariser Sammlung.

Fast zu lange schon haben wir uns in der herrlichen Gegend der Grimsel verweilt; die Wunder der Natur, welche sich dort auf Schritt und Tritt zeigen, mögen uns entschuldigen. Nun ist es aber Zeit, thalabwärts zu wandern, und schnellen Schrittes steigen wir daher, den festen Alpstock in der Rechten, auf gutem Zickzackweg vom Spital zur Aar hinab, deren Gletscherwasser die Granitblöcke in ihrem Bette überschäumen. Die Gegend ist wild und öde, überall liegen nackte Felsen umher und kümmerliche Pflanzen nur zeigen sich hier und da zwischen dem Gestein. Daß es so von Ewigkeit gewesen, mag selbst der Senn, der an ähnliche Wildnisse gewöhnt ist, nicht glauben; er träumt von einer andern besseren, goldenen Zeit,

in welcher auch das obere Thal der Aar von dem Schöpfer mit fruchttragenden Bäumen und duftenden Blumen reich gesegnet war, aber er fürchtet zugleich, daß eine noch schlimmere Zeit, als die jetzige, herannahe. Als Ahasver, der ewige Jude, so erzählt er, kurz nach seiner Verfluchung zum ersten Male die Alpen durchwanderte, überstieg er auch die Grimsel. Entfesselt bis zu ihren Quellen, welche hell und klar aus den Bergen hervorbrachen, rauschten Aar und Rhone, und bis hoch hinauf wohnte ein glückliches Menschengeschlecht an ihren Ufern. Oben auf den Bergen wuchsen Eichen und Buchen, an ihrem Fuß reiften Wein und Getreide, und Schaaren von Singvögeln belebten am Hang der Grimsel die Obstbaumhaine, aus deren Grün die Dächer schöner Dörfer herausblickten. Glück und Wohlsein herrschten überall. Doch Ahasver mußte weiter wandern und erst nach Jahrhunderten stieg er wiederum das Rhonethal aufwärts und von dort zur Grimsel empor. Aber, was er bei seinem ersten Besuch gesehen, war nicht mehr vorhanden und namentlich waren alle menschlichen Wohnungen verschwunden. Ein einziger ungeheurer Wald von Fichten und Tannen füllte das ganze Thal der Aar und die einzigen Menschen, welche der ewige Jude auf seiner Wanderung antraf, waren Köhler, welche im Wald Kohlen brannten und sich bei Schwarzbrod und Wasser kümmerlich nährten. Wiederum waren viele Jahrhunderte vergangen und nochmals besuchte Ahasver die Grimsel. Da war auch der Wald verschwunden und kaum keimte zwischen den nackten, weißlichen Felsenbrocken dürftiges Gras; auf den Gipfeln der Berge aber lag ewiger Schnee und tief zogen sich in die Thalgründe Gletscher herab; kein Thier ließ sich sehen und nur der eisige Wind störte mit seinem Heulen die tiefe Stille, welche über der Gegend zu ruhen pflegte. Da setzte sich Ahasver auf einen Stein und weinte bitterlich. Und als er nach Meiringen hinab gelangt war — kaum drei Jahrhunderte sind seitdem verflossen — erzählte er den Einwohnern, wie er die Grimsel auf seinen drei Fahrten gesehen, und prophezeite zugleich, daß er bei seinem vierten Besuch auf einem Gletscher wandern werde, der von den Grimselhöhen an bis an den Brienzer-See reichen werde. Was man zu den Phantasieen des Sennen sagen möge — das wenigstens ist richtig, daß der Baumwuchs des Aarthals mehr und mehr schwindet und daß Arven, Tannen, Ahorne und andere Bäume auf Stellen nicht mehr fortzukommen vermögen, die sie noch vor hundert Jahren dicht bedeckten.

Je weiter der Weg thalabwärts gelangt, desto häufiger zeigen sich Gesträuche und Pflanzen; zu den Zwergkiefern, Zwergweiden, Carex-Arten, Luzulen und Gnaphalium kommen bald Vogelbeeren, Alpenrosen, und unterhalb des ebenen Räterichsboden, in welchem der Weg zweimal den Bach überbrückt, lichte Wäldchen von Lärchenbäumen, Arven, Kiefern und Tannen. Links und rechts zeigen sich hübsche Wasserfälle, dort derjenige des Bächliberges, da jener des Gelmerbaches, der dem Gelmersee zwischen Gelmerhorn und Schaubhorn entströmt. Da, wie

fast überall, der Granit ganz nackt da liegt, zeigen sich jene merkwürdigen Schliffe, die im Jahr 1838 Agassiz entdeckte. Oft ist der Granit polirt wie der herrlichste Marmor, er fühlt sich glatt wie ein Spiegel an und zeigt so scharfe und regelmäßige Ritze, als wenn sie mit dem Diamant eingegraben wären. Agassiz stellte damals die Vermuthung auf, daß diese Schliffe Einwirkungen ungeheurer Gletscher seien, welche einst durch das Aarthal bis in die Gegend von Bern hinab zogen. Und in der That lassen sie sich auch in keiner andern Weise erklären, ganz abgesehen davon, daß die Gletschermoränen tief unten im Thal die Thatsache, daß einst die Gletscher viel weiter als gegenwärtig in die Ebene hinabstiegen, vollständig bestätigen. Einer der interessantesten Granitfelsen dieser Art ist die sogenannte Hähle (schlüpfrige) Platte; etwa 10000 Quadratfuß groß, ist sie derart polirt, daß ihr unvorsichtiges Überschreiten bei Glatteis und leichtem Schnee wohl einen Fall verursachen kann. Nicht weit davon liegt die sogenannte Böse Seite oder Bocksstäge, ein ganz ähnlicher geschliffener Granitfels, der indeß der ängstlichen Warnungen der Führer ungeachtet nicht gefährlicher als die Hähle Platte ist. Wir überschreiten beide, die Hähle-Platte zuletzt, und gelangen in kurzer Zeit zur Handeck, wo die sogenannte Sennhütte, ein einfaches ländliches Wirthshaus, in dem der Reisende, wenn er nicht zu sehr auf Bequemlichkeit sieht, übernachten kann, zum Besuch einladet.

Unweit von der Sennhütte liegt der berühmte Aar-Wasserfall an der Handeck, einer der schönsten der Schweiz und Europa's. Die Aar ist hier schon mächtig angewachsen und namentlich während der Schneeschmelze oder nach heftigen Regengüssen, wenn von allen Bergen kleine Bäche im Thal zusammenfließen, wälzt sie eine ungeheure Wassermasse abwärts. Ein Pfad führt von der Sennhütte nach dem Strom und zu dem Stege, der auf das rechte Ufer hinüberleitet. In gewaltigem Sturz wirft sich hier die Aar in den tiefen Felsenkessel hinab; Wolken von Wasserstaub steigen empor und weithin schallt das Brausen und Toben des Stroms. Ein anderer kleinerer Bach, der Aerlenbach, der von der Seite her herbeieilt, scheint mit ihm wetteifern zu wollen; auch er ergießt sich in zierlichen Bogen in die Tiefe, um sich schon in der Mitte seines Sprunges mit der Aar zu vereinigen. Es ist ein wunderbar schönes und wildes Bild, das hier der Katarakt bietet; selbst der Rheinfall zu Schaffhausen reicht bei weitem nicht an den Aarfall heran, trotzdem er über eine größere Wassermasse verfügt. Eben so schön als auf der Brücke, aber ganz anderer Art, ist der Anblick des Falls drunten im Felsenschlunde, wohin ein Weg, der etwas unterhalb der Sennhütte sich rechtshin wendet, in kurzer Zeit geleitet. Zwar im oberen Theile seines Sturzes bleibt der Strom ungetheilt, aber tiefer unten prallt er gegen die Felsen und sinkt nun in Staub aufgelöst in den klippigen Abgrund, in dem sich die einzelnen Tropfen wieder zusammenfinden. Im Kessel aber siedet es und kocht es und brauset und zischt es, und fast unheimlich würde dem Beschauer der Kampf der Wasser, der auch ihn

zu bedrohen scheint, werden, wenn nicht der helle Strahl der Vormittagssonne in die Schlucht hinab tauchte und die fliegenden Wasserstäubchen in den bunten, schönen Farben des Regenbogens erglänzen und schillern ließe.

Von der Handeck aus gelangen wir in eine tiefere Thalstufe, indem wir über die gepflasterten Handeckkehren, einem schmalen Zickzackweg, steil abwärts steigen. Links erhebt sich das jähe Stampfhorn, der Nachbar des gewaltigen Ritzlihorn, rechts, weniger klar zu übersehen, das interessante Diechterhorn. Durch das schmale Thal braust die Aar wild abwärts; in den sogenannten Stäubeten schlagen unaufhörlich ihre Wellen so stark und so zornig an die Felsen, daß sie sich in feinen Wasserstaub auflösen, dunstartig aus dem engen Felsenbett bis zur Straße aufsteigen und oft einer Nebelwolke ähnlich über dieselbe hinziehen. Noch immer ist das allerdings hochgelegene Thal wild und öde und nur wenig und fast schüchtern haben sich Bäume und Sträucher an den oberen Abhängen angesiedelt. Hier und da breitet sich im Thalgrund ein Tannenwäldchen aus. Aber dennoch gewährt es selbst für diejenigen, welche schon oft Alpenthäler durchwandert, einen großartigen Anblick und mit Recht findet sich in Guttanen und auf der Handeck fast jedes Jahr eine kleine Colonie von Landschaftsmalern ein, welche in diesem Theil des Aarthals ihre Studien machen. Massenhaft, aber wenig beachtet, wächst isländisches Moos auf und an den kolossalen Steinbrocken. Wir überschreiten die Schwarzbrunnenbrücke, die uns auf die rechte Seite der Aar leitet, um bald darauf wieder durch die Tschingelmattbrücke auf den linken Strombord zu gelangen. Im Westen steigt jetzt das Ritzlihorn empor, im Osten das Steinhaushorn und weiter nordwärts das Mährenhorn; in wenigen Minuten haben wir das große alte Pfarrdorf Guttanen, den bedeutendsten Ort des oberen Haslithals, erreicht. Seiner Lage im Felsthal ungeachtet gewährt es mit seinen Holzhäusern im einfachsten Oberländer Styl einen recht freundlichen Anblick; dennoch erstaunt man fast, daß Menschen sich hier angesiedelt haben und die Gegend, trotz der zahlreichen Unglücksfälle, welche sie betroffen, Feuersbrünste, Lawinenstürze und Ueberschwemmungen, nicht verlassen mögen. Gedeiht doch kaum Sommergetreide und kommt doch von Fruchtbäumen nur die Kirsche beschwerlich fort.

Nachdem wir uns in Guttanen durch rothen Wein, der aus dem Aostathal zu kommen pflegt, oder guten Markgräfler gestärkt, wandern wir auf besserem Wege schneller thalabwärts, berühren die alte eingegangene Zollstätte Aegerstein, das von frischgrünen Matten umgebene Örtchen Imboden, den weißschimmernden, weil immer schäumenden Fall des Benzlaui-Bachs, der von der Höhe des Benzlauistocks herabstürzt, und in der Nähe desselben das Dörfchen Schwanden. Gewaltige strenge Berge fassen auf beiden Seiten das Thal ein; im Osten erheben sich über den Alpenweiden der Pfaffenkopf, der Benzlauistock, der Hochmadstock, der Triftenstock, das Steinhaushorn und wie sie sonst noch alle heißen mögen, bis zu dem

mit Schnee bedeckten Gipfel des Gelmerhorns im Süden, im Westen der Gummen, der Tristen, das Gaulihorn und das spitze Ritzlihorn; an beiden Thalhängen aber zeigen sich zahlreiche Lawinenzüge, breite Furchen im Steingeröll, deutlich erkennbare Bahnen der Lawinen, welche hier im Frühjahr zahlreich in's Thal hinabstürzen. Dennoch ist das Thal freundlicher geworden und reicher der Baumwuchs, aber noch immer erkennen wir an Weg und Steg, der hier und da an der Höhe in die Felsen gesprengt hinzieht, an dem Felsblock im Strombett, über welchen die Aar sich stürzt, an der Einsamkeit der Gegend, daß wir uns in einem Thal des Hochgebirgs der Schweiz befinden. Bald nach Schwanden haben wir die äußere Urweid mit ihrem kleinen Wirthshaus erreicht, überblicken jenseits auf der linken Stromseite das Örtchen Unterstock, von welchem ein romantischer Steg über den ungeheuren Ochistein herüberleitet, kommen hierauf nach dem Weiler Im-Hof, der sich anmuthig unter Obstbäumen aufgebaut hat, und treten endlich in den lieblichen Thalgrund, der den Namen Hasli im Grund führt.

So interessant und oft anziehend auch das obere Aarthal ist: namentlich der Bewohner des flacheren Landes so wie der kleineren Gebirgsgruppen Deutschlands und anderer Länder athmet stets freier und behaglicher, wenn er bei Im-Hof die Thalwände zurücktreten sieht und in den lachenden Kessel im Grund tritt. Drei Thäler laufen hier zusammen; in das Thal der oberen Aar mündet von Süden her kommend das Urbachthal, von Osten her das Mühlethal, das sich höher hinauf in das Genthel- und das Gadmen-Thal theilt. Wie fast stets im schweizerischen Hochgebirge da, wo zwei oder drei Bäche, zwei oder drei Thalzweige sich vereinigen, hat sich auch hier ein breiteres Thalgelände gebildet, aber es ist im Norden, wohin sich der Strom wendet, nicht offen, sondern durch einen ziemlich hohen Querriegel, den sogenannten Kirchet, geschlossen. Man will vermuthen, daß es einst ein See war, dessen Gewässer über den Kirchet-Hügel abflossen, bis es denselben gelungen war, sich durch eine schmale Kluft, die sogenannte finstere Schlauche, welche irgend ein gewaltiges Ereigniß vor vielen, vielen tausend Jahren gebildet haben mag, einen bequemeren Abfluß zu verschaffen. Fast eine halbe Stunde ist die Schlauche lang, und mühsam drängt sich der Aarstrom zwischen die hohen, kahlen Felswände hindurch. Wir werden sie später noch einmal erwähnen müssen.

Droben auf dem Kirchet aber und an den Seiten des Thals liegen mächtige Granitblöcke, deren gewaltigste, nachdem man sie gesprengt, als Bausteine hinweggeführt worden sind; sie sind die Reste einer gewaltigen Gletscher-Moräne, welche nach der Entdeckung der Geologen durch das obere Haslithal bis über Thun hinaus in das flachere Land hinabreichte. Wann der Gletscher verschwunden ist, weshalb er sich einst plötzlich bis über den Aarboden hinauf zurückzog: niemand vermag es mit einiger Sicherheit zu errathen; aber jedenfalls hat die Sage Unrecht,

wenn sie die Behauptung aufstellt, daß in uralter Zeit das Haslithal ein Ländchen war, in dem das herrlichste, mildeste, südlichste Klima herrschte. Nicht Orangen und Oliven wuchsen hier vor vielleicht hunderttausend Jahren; im Gegentheil, bis hoch an die Thalwände hinauf stieg ein wildzerklüfteter, mit Bergschutt bedeckter Gletscher, der mit den Eisströmen am Strahleck und an den Viescherhörnern zu wetteifern vermochte. Aber die Sage hat hier gehandelt, wie immer; ihre Erzählungen aus der goldenen Zeit des Menschengeschlechts hat sie an diejenigen Localitäten geknüpft, welche ihr den schärfsten Contrast zu bieten schienen und die sich außerdem ihr mit Rücksicht auf ihren Zweck am bequemsten darboten, an diejenige Gegend, welche fern und doch wieder nicht zu fern von den bewohnten Stätten der Menschen liegt.

Bevor wir unsere Wanderung durch das Aarthal weiter abwärts fortsetzen, wenden wir uns zunächst den Thälern zu, welche im Kessel von Hasli im Grund und im Aarthal ihre Bäche mit der Aar vereinigen. Das weniger wichtige beider Thalgelände ist das südwärts streichende Urbach-Thal, das mehrmals bogig gekrümmt zwischen den Ketten des Rizli- und Doßenhorns bis an den Berglistock, den Nachbar des riesigen Wetterhorn, aufsteigt. In seinem oberen Theil liegt der ausgedehnte Gauli-Gletscher, ein mächtiger mit Geröll bedeckter Eisstrom. Selten dringt ein Tourist in das einsame, aber interessante und an schönen Weiden reiche Thal vor, und selbst die keckften Alpenwanderer suchen es nicht einmal oft auf, weil die Pfade, welche über die hohen Gräte auf die Gletscher von Rosenlaui und der Lauteraar hinüberführen, zu den schwierigsten und beschwerlichsten gehören. Auch das Urbachthal war nach der Volkstradition einst eine der herrlichsten Gegenden der Nordschweiz und man erzählt sogar von einem kunstreich geschnitzten, mit einer merkwürdigen, aber nicht entzifferten Inschrift versehenen Holz, welches vor Jahren der Gletscher ausgestoßen haben soll. „Mancher Stein im Urbachthal ist viel mehr werth, als die Kuh, nach welcher er geworfen wird!" ist ein uraltes Sprichwort, das noch heut der Urbach-Senn im Munde führt; zu seinem Bedauern weiß er nur nicht die kostbaren Steine, welche ihn schnell bereichern könnten, aufzufinden und zu verwerthen.

Viel wichtiger als das Thal der Urbachaar ist das langgestreckte Gelände von Gadmen, in das wir bereits von oben herab einen Blick geworfen haben, als wir in der Schilderung des Kantons Uri das Mayenthal berührten. Von diesem durch die fast siebentausend Fuß hohe Susten-Scheideck getrennt, wendet es sich von ihr ostwärts. Nachdem wir auf der Scheideck den herrlichen Blick auf das Mayenthal, den zerklüfteten Gletscher, welcher vom blendendweißen Sustenhorn herabzieht, das kleine Sustenhorn, den Spitzliberg und die zackigen Uratshörner genossen, steigen wir steil ab zur Steinalp, bei welcher der unten fächerförmige, oben tiefzerklüftete Steinengletscher vordringt. Fast kein Gletscher ist

einst so vorgerückt als er, kaum ward vor zwanzig Jahren ein Fußpfad angelegt, so war er auch wieder von Eis und Grien überdeckt. Auch die Fahrstraße, welche Uri und Bern im Jahre 1811 begannen, aber nicht vollendeten, hat er überfluthet. Auf der Alp grüßt uns ein kleines Wirthshaus, das in der Regel mit guter Speise und Wein aus Ungarn und Piemont versehen, den Wanderer zu sich ladet und dazu einen prachtvollen Blick auf die imposante Gebirgswelt bietet. Von hier wendet sich der Saumpfad abwärts über Geroll und Alpen nach dem Weiler Obermatt, der im Jahre 1862 fast vollständig durch einen Brand verheert ward. Früher hatte er schon oft durch Lawinen schwer gelitten. Mit Egg und Ambühl macht er die Thalgemeinde Gadmen aus, wohl eine der ärmsten des Berner Oberlandes. Unweit Obermatt braust und tobt bei der sogenannten Hölle im schwarzen Felsenschlunde, dem Hexenkessel, der Steinibach. Die Gegend rings umher ist großartig, aber wild und oft schauerlich düster; von den nackten Seiten der Berge ziehen sich zahlreiche Lawinen-Bahnen herab, an deren Rand zerknickte Bäume von den Zerstörungen, welche die Lawinen verursachen, Zeugniß ablegen. Kaum vermögen sich die Häuser vor ihnen durch dreieckige mächtige Steinwälle zu schützen. Ueberall und auch in der Volkssage der Einwohner spielt das Riesenhafte seine Rolle. Hier ein Beispiel: Im Gadmenthal, so erzählt man, ist ein Steg von Fels zu Fels; den nennt man den Heidenweg. Jenseits am Thalrand hausete einst ein Riese; der war sehr stark und trug eine mächtige Keule, und was in seine Nähe kam, Menschen und Thiere, erschlug er und briet es sich und verspeisete es mit Behagen. Als er so es lange schon getrieben, wagte sich niemand mehr in jene Gegend, so daß der Riese Noth litt und sich zu den diesseits belegenen Häusern zu gehen entschloß, um dort Menschen oder Vieh zu rauben. Als er aber den schwankenden Steg über das Bachtobel betrat, brach dieser unter ihm zusammen und wildheulend stürzte der Riese gegen die schwarzen Felsen und in das schäumende Gewässer und kam dort elendiglich um. So ward das Thal von seinem Unhold befreit und jubelnd stellten die Einwohner den zerstörten Steg wieder her. Aber wohl überlegt machten sie ihn wiederum leicht und schwach, damit jeder Riese, der ihn betritt, dem gleichen Schicksal wie sein Stammgenosse verfallen möge.

Ähnlicher Dinge kann man im Gadmen-Thal noch viele hören; je einsamer das Thal ist, je länger sich im Winter die Einwohner von der Welt abgeschlossen sehen, desto lebhafter arbeitet ihre Phantasie, welche durch die großartige Natur, ihnen selbst unbewußt, angeregt wird. Doch wir dürfen uns bei den Sagen nicht zu sehr verzögern; wir wandern weiter und treten in den unteren Theil des Thals, das den Namen Fesselthal empfangen hat. Unterhalb Nurren mündet der Kaskaden bildende Abfluß des malerischen Triftengletschers, welcher sich durch das südlich zwischen Radolfs- und Mährenhorn gelegene Trittthal bis zum Galenstock hinaufzieht

und durch einen Felskamm vom Rhonegletscher geschieden ist. In mehreren Terrassen sich absenkend, scheint er einen mächtigen, in Eis verwandelten Wasserfall zu bilden. Berlepsch nennt in seinem Schweizerführer das Nesselthal eine Gebirgslandschaft ersten Ranges und in der That verdient es diese Bezeichnung; kühn kann es sich andern viel gepriesenen, viel besuchten Thälern, welche für Touristen bequemer liegen, oder besser vorgerichtet sind, an die Seite stellen. Weiter abwärts wird das Thal milder; an Stelle der Nadelhölzer und der Ahornwäldchen, welche im Nesselthal sich ausbreiteten, treten Obstbäume, über welche Nußbäume ihre schönen, ansehnlichen Kronen erheben. Wir befinden uns im Mühlethal, in welchem früher zuerst durch Private, dann durch die Regierung von Bern bis weit über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus ein Eisenbergwerk betrieben ward. Seit langer Zeit eingegangen, hat es nichts als Schlackenhaufen und Ruinen einer Hütte zurückgelassen.

Im Mühlethal mündet das Genthel- und Engstlen-Thal, durch welches der Saumpfad von Engelberg und Unterwalden über das sogenannte Engelberger Joch nach Hasli und Meiringen führt. Der untere Theil des Thalgeländes, das Genthel-Thal, zeichnet sich durch schönen Baumwuchs aus; an den Abhängen steigen Ahorne, Eichen und Buchen empor. Im Genthel-Thal sprudeln aus der steilen, fast senkrecht abgespaltenen Wand der mächtigen Gadmenfluh die neun Quellen der Achtelsaasbäche oder der Jüngibrunnen hervor und etwas höher macht der Genthelbach selbst einen herrlichen Katarakt. Pyramidalisch sich unten ausbreitend, zerstäubt er auf einem riesigen Granitblock, der in dem Felsenkessel liegt. Steiler steigt nun der schlechte Weg zwischen Tannen- und Arvenwäldchen an; überall herum lagern rauhe, seltsame Felsblöcke; das ganze Thal gewährt einen wildromantischen Anblick. Wir haben die untere Roßboden-Alp erreicht, auf welcher wieder ein schöner Wasserfall den Blick auf sich zieht, und steigen nun zur oberen Roßboden-Alp und von dieser zur Engstlen-Alp hinauf. Drei ihrer Merkwürdigkeiten pflegen die Touristen zu interessiren; sie besitzt nämlich eine große Zahl von Arvenbäumen, (Zirbelnußkiefern, pinus cembra) welche auf andern Hochgebirgen bereits sehr selten geworden sind, einen, eine halbe Stunde langen See und den sogenannten Wunderbrunnen. Der letztere wird in allen älteren Schriften über die Schweiz und den Kanton Bern möglichst ausführlich beschrieben und nicht wenige ernste Schriftsteller wissen von ihm fabelhafte Dinge zu erzählen; sollte er doch z. B. sofort zu fließen aufhören, sobald er verunreinigt worden. In der That ist er aber nichts weiter als eine periodische Quelle, welche durch Schmelzwasser, das sich wahrscheinlich von den mit Schnee bedeckten Höhen durch Höhlen und Spalten bis in die Alp heruntergezogen hat, genährt wird; er fließt deßhalb nur im Sommer und, wenn wie gewöhnlich die Nächte kalt sind, nur in den Tagesstunden. Von der Engstlen-Alp, auf der man bei Amtsschreiber Raz



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

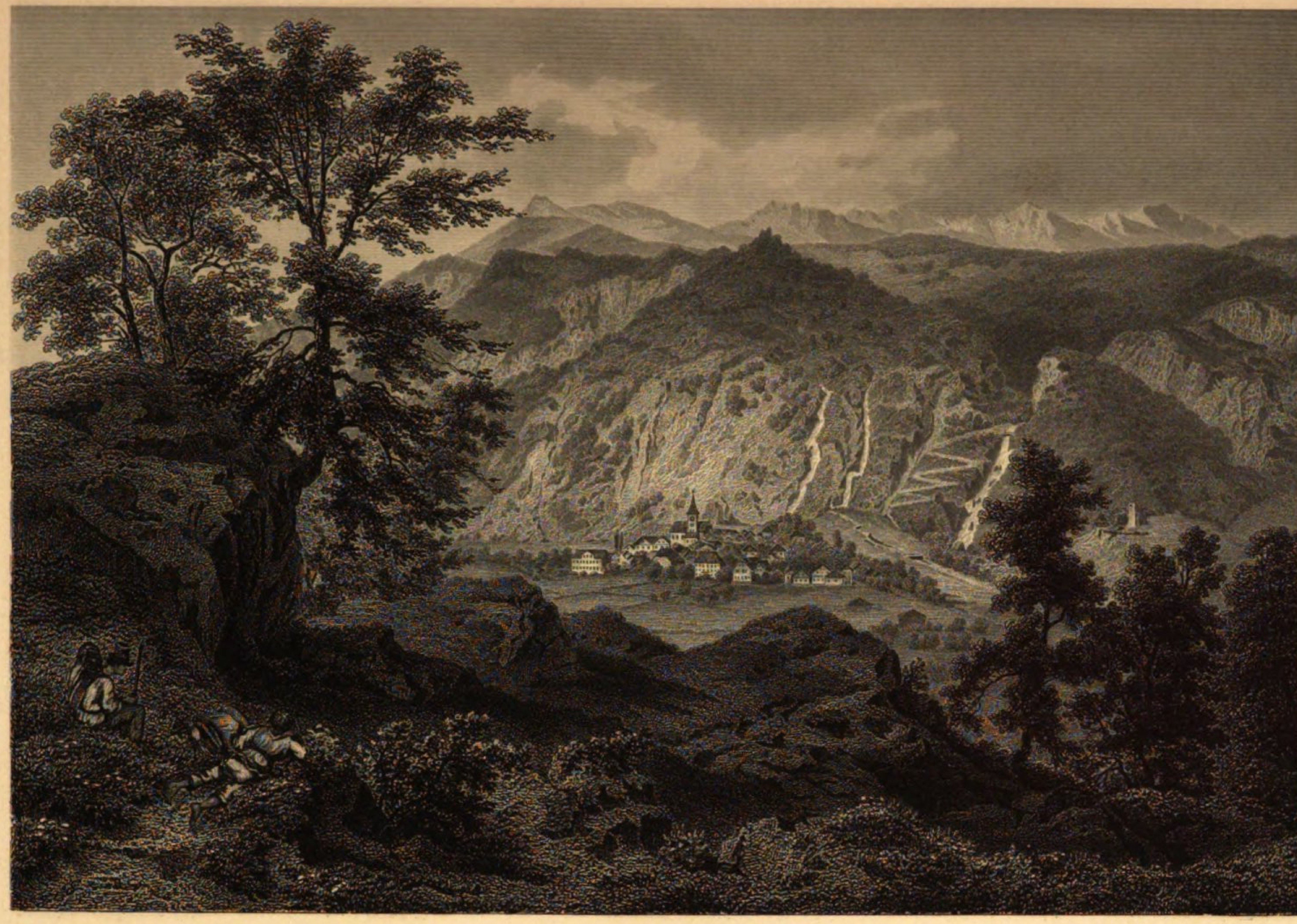
MEIRINGEN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] geschieben ist. In mehreren Terrassen [illegible] in Ein verwandelten Wasserfall zu bilden. [illegible] das Kesselthal eine Gebirgslandschaft [illegible] diese Bezeichnung; kühn lassen es sich [illegible] Hütten, welche für Touristen bequemer [illegible] stellen. Weiter [illegible] wird [illegible] und der Ahornwäldchen, welche im [illegible] über welche Nußbäume ihre schönen, [illegible] im Mühlethal, in welchem früher [illegible] von Bern bis weit über die Mitte [illegible] Eisenbergwerk betrieben ward. Seit [illegible] als Schlackenhaufen und Ruinen einer [illegible]

[illegible] und Engstlen-Thal, durch welches der [illegible] über das sogenannte Engelberger [illegible] Der untere Theil des Thalgeländes, das [illegible] Baumwuchs aus; an den Abhängen [illegible] Im Genthel-Thal sprudeln aus der [illegible] der mächtigen Gadmenfluh die neun [illegible] hervor und etwas höher macht der [illegible] Pyramidalisch sich unten ausbreitend, [illegible], der in dem Felsenkessel liegt. [illegible] und Arvenwäldchen an; [illegible] das ganze Thal gewährt einen wildromantischen Anblick. Wir haben [illegible] Roßboden-Alp erreicht, auf welcher wieder ein schöner [illegible] zieht, und steigen nun zur oberen Roßboden-Alp und [illegible] Alp hinauf. Drei ihrer Merkwürdigkeiten pflegen die [illegible]; sie besitzt nämlich eine große Zahl von Arvenbäumen, ([illegible] pinus cembra) welche auf andern Hochgebirgen [illegible] einen, eine halbe Stunde langen See und den [illegible]. Der letztere wird in allen ältern [illegible] Bern möglichst ausführlich beschrieben [illegible] von ihm fabelhafte Dinge zu erzählen, [illegible] aufhören, sobald er verunreinigt worden. [illegible] als eine periodische Quelle, welche [illegible] von den mit Schnee bedeckten Höhen [illegible] heruntergezogen hat, genährt wird; [illegible] wenn wie gewöhnlich die Nächte kalt sind, [illegible] Engstlen-Alp, auf der man bei Amtsschreiber Roz



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

MEIRINGEN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

ein gutes Unterkommen findet, leitet der Weg am Seebord hinauf zur Paßhöhe des Joches, wo sich ein schöner, ziemlich umfassender Blick auf das obere Engelberger Thal, die kahlen Wendenstöcke, den gewaltigen, oft bestiegenen Titlis und die Gadmenfluh öffnet.

Wir kehren zum Mühlethal zurück, überschreiten dort den Gadmenbach und steigen nach Hasli im Grund hinab, dessen Weiler die ausgedehnte, aber wenig vermögende Gemeinde Innertkirchen bilden. Hier beginnt die neue Chaussee, welche über den Kirchet nach Meiringen führt. Nachdem wir angestiegen, führt ein Seitenpfad zu der finstern Schlauche, jener engen Schlucht, in welcher die Aar strömt. Der Kirchet selbst ist ein aus blauem Alpenkalkstein geformter Hügel, auf welchem zahlreiche Findlingsblöcke aus schönem weißlichem Granit, Reste der alten Gletscherablagerungen, von welchen wir bereits gesprochen haben, zerstreut sind. Bald haben wir ihn überschritten und verfolgen die Chaussee, welche sich schnell nach dem Weiler Willigen absenkt und von dort, die Aar überschreitend, nach Meiringen, einem der vielgenanntesten Ortschaften des Oberlandes führt.

Bevor wir Meiringen und seine herrliche Gegend zu schildern versuchen, sei es uns gestattet, vom Haslilande zu sprechen, in dessen Hauptheil wir getreten sind, dessen Hauptort Meiringen ist. Seine Geschichte verliert sich in das Dunkel der Sage; eine alte Tradition behauptet, daß die noch unbewohnte Gegend in frühester Zeit durch einen Haufen jener aus ihrer Heimath einer Hungersnoth wegen ausgewanderten Friesen oder Schweden bevölkert ward, dessen größere Schaar sich am Vierwaldstättersee seßhaft gemacht haben soll. Ein altes Lied, das Ostfriesenlied, will diese Sage bestätigen; es ist von ihm indeß nur eine schlechte Abschrift erhalten und auch die angestellten Forschungen in alten geschichtlichen Werken und Chroniken des Nordens haben keine Thatsachen, welche sie stützen, ergeben. Nicht besser steht es mit den Untersuchungen über den Dialect der Hasler und nur der Umstand, daß Ortsnamen des Haslilandes auch in Schweden vorkommen, fällt einigermaßen ins Gewicht. Im Mittelalter war zuerst Hasli ein freies Reichsland, das unmittelbar unter dem Kaiser stand und große Freiheiten besaß; aber es vermochte sich nicht unabhängig zu erhalten. Gleich andern Reichsländern und Reichsstädten ward es von den Geld bedürftigen Kaisern erst zu Lehn gegeben, dann, nachdem es zurückgenommen worden, verpfändet und fiel darauf an die Freiherren von Weißenburg, die mächtigsten Herren des Oberlandes, welche es nach einem Aufstande der Hasler 1334 an die Stadt Bern abtreten mußten. Auch unter der strengen Bernischen Herrschaft blieb das Ländchen verhältnißmäßig frei und besaß fast immer an der Spitze seiner Verwaltung einen aus den eigenen Einwohnern gewählten Landamman, bis es nach der Umgestaltung der politischen Institutionen des Kantons zwar seine Privilegien verlor, aber dafür gleichberechtigtes Glied des Staates ward.

Ihrem Charakter nach fallen die Hasler im Wesentlichen mit den übrigen Oberländern zusammen; trotzdem sie durch den starken Fremdenverkehr nicht gewonnen haben können, darf man sie doch immer noch als unabhängig, ehrenhaft und tüchtig bezeichnen. Sie sind muthig, verständig, fest, und im Allgemeinen mäßig und fleißig; wenn sie dessenungeachtet in den meisten Gegenden des Haslilandes arm und unvermögend sind, so liegt dies wesentlich darin, daß die Natur ihrer Heimath ihnen zu wenig bietet. Auch von den Frauen ist im Allgemeinen nur Günstiges zu sagen. Die Hasler gelten übrigens als der schönste Stamm der ganzen Alpenkette; gewöhnlich mehr als mittelgroß, gut gewachsen, schmiegsam und feiner geformt als die übrigen Oberländer, besitzen sie neben vieler Gewandheit eine ganz außerordentliche Körperstärke, die sich namentlich bei den Schwingfesten und beim Tragen von Lasten zeigt. Die Frauen, welche mehr als andere Aelplerinnen auf die Erhaltung ihrer Reize bedacht sind und sich z. B. gegen die nachtheilige Einwirkung der Sonne auf ihren Teint möglichst durch Sonnenschirme zu schützen suchen, wenn es angeht, auch alle schweren Arbeiten vermeiden, sind oft wirkliche Schönheiten und in der Regel mindestens hübsch; als die schönsten unter ihnen gelten die Mädchen von Hasliberg. Hoch und schlank gewachsen, aber dennoch kräftig, von guter Haltung und zarter, frischer Gesichtsfarbe, besitzen sie oft eine herrliche Gesichtsbildung und schöne, sprechende Augen. Die Volkstracht hat sich bei den Haslerinnen noch mehr als anderswo erhalten; allerdings kann man sie auch als kleidsam bezeichnen, wenn sie auch nicht ganz so gut steht, wie diejenige der Mädchen von Interlaken. Vor 30 Jahren schilderte sie Wyß folgendermaßen: In der Regel sind die Röcke von weißer, selbstgefertigter Wolle; das Leibchen zeigt einen schwarzen oder dunkelbraunen Rücken und ein breites Bruststück von Sammet, über welches im Sommer ein rothes oder wohl auch blaues Tuch gebreitet ist. Dieses oder ein sogenanntes Göller, das in Hasli Brüstli genannt wird, umhüllt züchtig den oberen Theil der Brust und den Hals; den Arm bedecken die schneeweißen leinenen Aermel des Hemdes. In der Regel bleibt der Kopf unbedeckt und wird bei den Verheiratheten und Wittwen mit Haarflechten umwunden, allein die ledigen Mädchen dürfen die langen Zöpfe auf den Rücken herabhängen lassen. Nur am Sonntag zum Kirchgang tragen alle Weiber einen Hut, sonst wird wohl ein roth- oder blaugestreiftes baumwollenes Tuch um das Haupt geschlungen. Zum höchsten Staat gehören außerdem schöne blaue Schürzen. Eigenthümlich erscheint der alt herkömmliche Hochzeitsputz. Der Bräutigam trägt an seinem Feiertage eine ganz blaue Kleidung, um den rechten Arm einen Kranz von Rosmarin, auf der Brust einen Rosmarinzweig und auf dem Hut einen Blumenstrauß, den sogenannten Mayen; die Braut dagegen einen mächtigen Hauptschmuck, der fast einer Krone gleicht und von schwarzem Sammet gefertigt, mit Glaskorallen, Blumen, glänzenden Spangen und Flittern geziert ist. Um den Nacken bindet



Ihrem Charakter nach [illegible] im Wesentlichen mit den übrigen Oberländern [illegible] Fremdenverkehr nicht ge[illegible] als unabhängig, ehrenhaft und [illegible], fest, und im Allgemeinen [illegible] in den meisten Gegenden des Haslilandes [illegible] wesentlich darin, daß die Natur ihrer Heimat [illegible] von den Frauen ist im Allgemeinen [illegible] übrigens als der schönste Stamm des ganzen [illegible], gut gewachsen, schmiegsam und [illegible], besitzen sie neben vieler Gewandheit eine [illegible] Körperstärke, die sich namentlich bei den Schwingfesten und beim Tragen von Lasten zeigt. Die Frauen, welche mehr als andere Aelplerinnen auf die Erhaltung ihrer Reize bedacht sind und sich z. B. gegen die nachtheilige Einwirkung der Sonne auf ihren Teint möglichst durch Sonnenschirme zu schützen suchen, wenn es angeht, auch alle schweren Arbeiten vermeiden, sind oft wirkliche Schönheiten und in der Regel mindestens hübsch; als die schönsten unter ihnen gelten die Mädchen von Hasliberg. Hoch und schlank gewachsen, aber dennoch kräftig, von guter Haltung und zarter, frischer Gesichtsfarbe, besitzen sie oft eine herrliche Gesichtsbildung und schöne, sprechende Augen. Die Volkstracht hat sich bei den Haslerinnen noch mehr als anderswo erhalten; allerdings kann man sie auch als kleidsam bezeichnen, wenn sie auch nicht ganz so gut steht, wie diejenige der Mädchen von Interlaken. Vor 30 Jahren schilderte sie Wyß folgendermaßen: In der Regel sind die Röcke von weißer, selbstgefertigter Wolle; das Leibchen zeigt einen schwarzen oder dunkelbraunen Rücken und ein breites Bruststück von Sammet, über welches im Sommer ein rothes oder wohl auch blaues Tuch gebreitet ist. Dieses oder ein sogenanntes Göller, das in Hasli Brüstli genannt wird, umhüllt züchtig den oberen Theil der Brust und den Hals; den Arm bedecken die schneeweißen leinenen Aermel des Hemdes. In der Regel bleibt der Kopf unbedeckt und wird bei den Verheiratheten und Wittwen mit Haarflechten umwunden, allein die ledigen Mädchen dürfen die langen Zöpfe auf den Rücken herabhängen lassen. Nur am Sonntag zum Kirchgang tragen alle Weiber einen Hut, sonst wird wohl ein roth- oder blaugestreiftes baumwollenes Tuch um das Haupt geschlungen. Zum höchsten Staat gehören außerdem schöne blaue Schürzen. Eigenthümlich erscheint der alt herkömmliche Hochzeitsputz. Der Bräutigam trägt an seinem Feiertage eine ganz blaue Kleidung, um den rechten Arm einen Kranz von Rosmarin, auf der Brust einen Rosmarinzweig und auf dem Hut einen Blumenstrauß, den sogenannten Mayen; die Braut dagegen einen mächtigen Hauptschmuck, der fast einer Krone gleicht und von schwarzem Sammet gefertigt, mit Glaskorallen, Blumen, glänzenden Spangen und Flittern geziert ist. Um den Nacken bindet



L. Rohbock del.t — A. Fesca. sculp.t

PARTIE BEI MEIRINGEN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

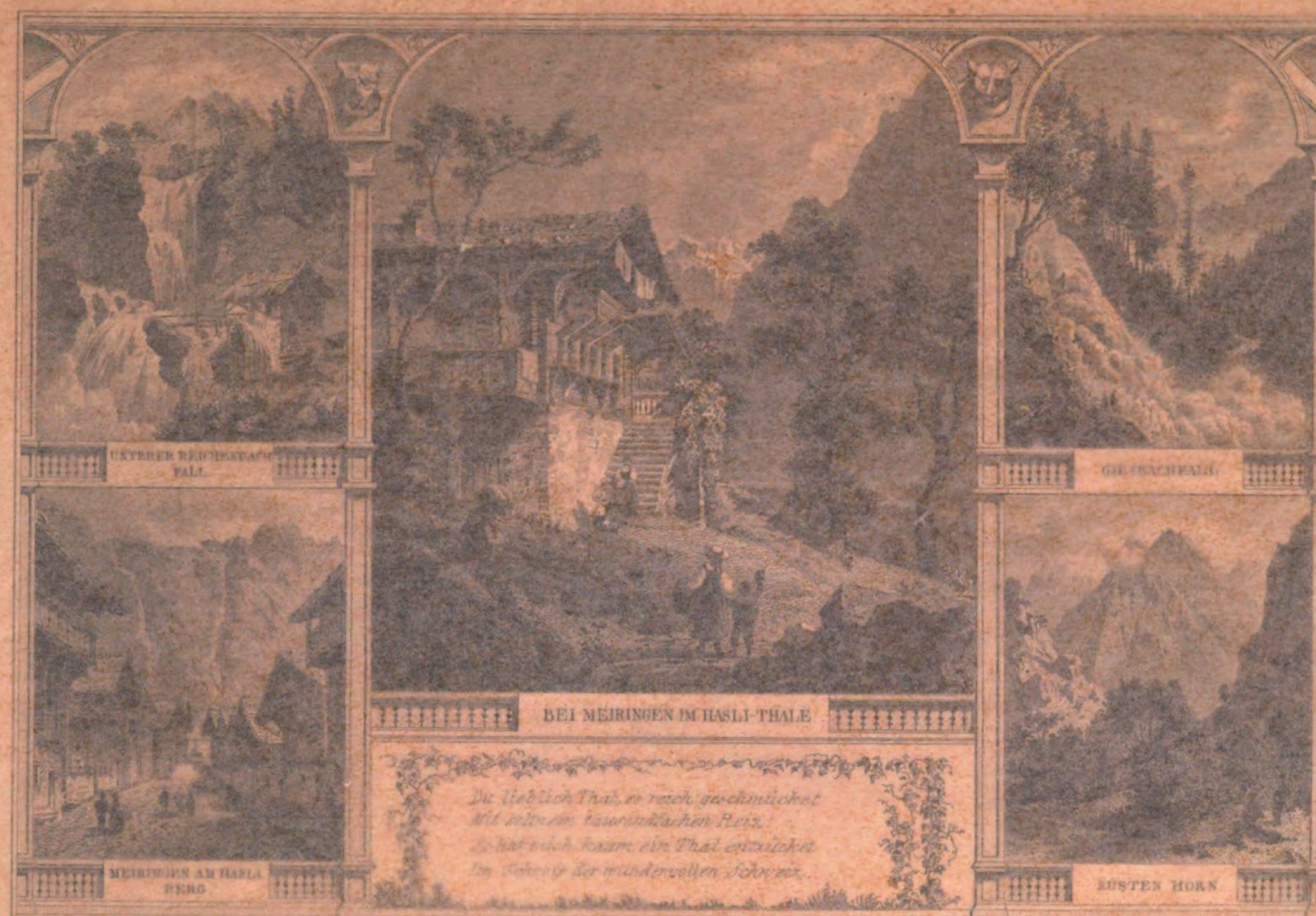
sie ein Geflecht von Seide und durch die langen glänzenden Zöpfe zieht sie schwarze, rothe und blaue Bandstreifen, die über den Rücken freiflatternd hinabfallen. Gegenwärtig ist die Hochzeitstracht zwar noch vollständig im Brauch; in der gewöhnlichen Tracht hat sich aber eine merkliche Annäherung an diejenige des Bödeli von Interlaken und des Lütschinen-Thals herausgestellt und bald wird man von einer eigenen Hasler Tracht kaum noch sprechen können.

Dorf Meiringen, der Hauptort des Hasli-Landes, ist ein rechter Oberländer Ort; fast ohne Ausnahme sind seine aus früheren Jahrhunderten herstammenden Häuser aus Holz im Oberländer Styl erbaut und weit auf die enge Straße hinaus strecken sie ihre vortretenden Gallerien und Dächer. Man kann gewiß nicht behaupten, daß das Dorf schön sei, im Gegentheil fehlt es ihm an Licht und Luft und allem Glanz und Luxus der Städte. Aber dennoch fühlt man sich in Meiringen bei längerem Aufenthalt recht wohl, zumal das Klima gesund und angenehm ist und die Umgegend zu den schönsten Strichen des Oberlandes gehört. Oft hat das Dorf durch Ueberschwemmungen gelitten und hohe Schutt- und Geröllagen bedecken große, einst fruchtbare Strecken Landes, die sich wohl noch vergrößern würden, wenn nicht ein langer acht Fuß dicker Damm die wüthenden Wildbäche einschlösse, welche, vom Haslerberg herabfluthend, unmittelbar hinter dem Dorfe Wasserfälle bilden. Drei Bäche sind es, welche unweit von einander an der Felswand hangen; der Dorfbach, der Alpbach und der Mühlebach; besonders am Morgen bei Sonnenschein, wenn sich im feinen Staubregen oft doppelte und dreifache Regenbogen zeigen, kehren sie ihre ganze Schönheit hervor und können dann wohl mit anderen bekannteren und berühmteren Fällen Bern's wetteifern. Die meisten Fälle, nicht weniger nämlich als vier, bildet der Alpbach; aber nur der untere derselben ist vollständig sichtbar und wälzt sich tosend und in schönem weitem Bogen, zum Theil in feinen Wasserstaub aufgelöst, über die Fluhwand, während zwei andere aus Felsenspalten hervorschimmern und der obere unsichtbar in einen engen Kessel stürzt. Nahe dabei erheben sich im Gebüsch die Trümmer der Burg Resti, einst der Stammsitz des alten Geschlecht gleichen Namens, dessen Gründer vor mehr als tausend Jahren die Hasler aus Schweden oder Ostfriesenland in das Aarthal geführt haben soll. Hier steigt auch am linken Ufer des in die schwarzbraune Felsenkluft stürzenden Alpbachs der anziehende Pfad zum Hasliberg empor; in entsetzlichem Ungestüm niederdonnernd wirft sich der Wasserstrahl auf das nackte Gestein und bestäubt den Weg, von welchem man auf das anmuthige Thal und das freundliche Meiringen mit seinen Obstgärten und Wiesen herabschaut. Aber droben über der Felswand ist die Aussicht noch herrlicher; bis hoch hinauf überblickt man die Berge des jenseitigen Thalrandes, die Gegend über dem Zwirgi, das schönste aller Eisfelder, den Rosenlaui-Gletscher und die Gipfel des Wellhorn und Wetterhorn, während

man auf sonniger, grasreicher Bergeshalde zwischen freundlichen Dorfschaften und hübschen Gehölzen dahin wandelt.

Von den Wasserfällen nach Meiringen zurückkehrend, besuchen wir noch die aus Stein massiv erbaute einfache Kirche, welche nur dadurch merkwürdig wird, daß der Thurm von ihr durch einen Zwischenraum getrennt ist. Die Sage berichtet, zwei feindliche Brüder hätten beide Gebäude aufgeführt, der eine die Kirche, der andere den Thurm, aber sie hätten sich aus Haß gegen einander nicht entschließen können, beide Gebäude zu verbinden. Hier und da ist aber auch mit Rücksicht auf die Sage von Hasli darauf hingewiesen worden, daß auch in Schweden nicht selten Kirchthurm und Kirche von einander getrennt sind; wahrscheinlich war indeß der erstere einst ein Wachtthurm, der in den langen Friedenszeiten nachträglich seine Bestimmung änderte und nun als Kirchthurm dienen mußte. Daß er neben der Kirche stand, kann nicht auffallen; auch für die Kirchen wählte man gern hochgelegene Orte und nicht selten waren die Kirchhöfe gutbefestigte Zufluchtsörter, in die man sich bei Einfällen der Feinde flüchtete.

Bieten auch die drei Wasserfälle am Haslerberg des Schönen sehr viel, so können sie gleichwohl den berühmten Fällen des Reichenbach sich nicht an die Seite stellen. Die Aarbrücke überschreitend wandern wir zur rechten Thalseite und dahin, wo bei dem Örtchen Willigen das Hôtel Reichenbach, der am häufigsten besuchte Gasthof, in einer schönen Lage steht. Hier bildet der Reichenbach, dessen Quellen an der Scheideck droben und im Rosenlaui-Gletscher liegen, nicht weniger als sieben meist prächtige und großartige Fälle. Der unterste gilt als der schönste und in der That verdient er seinen Ruf. Freilich sind auch hier die dunklen Felsen mächtig, ernst und rauh, aber freundliches Laubholz umsteht sie, drängt sich zwischen sie hinein und läßt sie ruhiger und milder als gewöhnlich erscheinen. Und der Bach selbst rauscht und braust und tost zwar nicht weniger als andere Bergbäche, aber dennoch zeigt er sich nie in ganz ungezügelter Wildheit. In zwei Sprüngen setzt er in das Thal hinab; zuerst noch zusammengehalten, wirft er sich, kraftvoll gegen die Felsen stoßend und zahllose blitzende Wasserpfeile bildend, auf einen schmalen Absatz, sammelt sich hier wieder und löst sich darauf, indem er über die unteren Felsenstufen fortstürzt, völlig in blitzenden Wasserstaub und Schaum auf. Es ist ein wunderbar schöner Anblick, ihn so fort und fort in gleicher Weise ringen und kämpfen zu sehen; fast kann man sich von ihm nicht wieder losreißen und namentlich des Nachmittags und am Abend, wenn er von der scheidenden Sonne kaum noch beleuchtet wird, möchte man sich von ihm auch nach Stunden träumerischer Beschauung nicht trennen. Wilder und rauher als der unterste ist der dritte, durch ein Felsinselchen dreimal getheilte Fall. Rechts wogt die Hauptmasse, ein Theil derselben fällt auf die schwarzen Steinpfeiler der kleinen Insel und hat sich bereits tief eingefressen, mit dichtem Schaum ist eine schräge Felswand



Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

man auf [illegible] Berghalde zwischen freundlichen Dorfschaften und [illegible]

[illegible] Meiringen zurückkehrend, besuchen wir noch die aus [illegible] Kirche, welche nur dadurch merkwürdig wird, daß der Thurm von ihr durch einen Zwischenraum getrennt ist. Die Sage berichtet, [illegible] Gebäude aufgeführt, der eine die Kirche, der [illegible] sich aus Haß gegen einander nicht entschließen [illegible] zu verbinden. Hier und da ist aber auch mit Rücksicht auf [illegible] hingewiesen worden, daß auch in Schweden nicht selten [illegible] einander getrennt sind; wahrscheinlich war indeß der [illegible], der in den langen Friedenszeiten nachträglich seine [illegible] als Kirchthurm dienen mußte. Daß er neben der [illegible]; auch für die Kirchen wählte man gern hoch- [illegible] waren die Kirchhöfe gutbefestigte Zufluchtsörter, [illegible] der Feinde flüchtete.

[illegible] Wasserfälle am Haslerberg des Schönen sehr viel, so [illegible] berühmten Fällen des Reichenbach sich nicht an die Seite [illegible] wandern wir zur rechten Thalseite und dahin, wo bei dem Örtchen Willigen das Hôtel Reichenbach, der am häufigsten besuchte Gasthof, in einer schönen Lage steht. Hier bildet der Reichenbach, dessen Quellen an der Scheideck droben und im Rosenlaui-Gletscher liegen, nicht weniger als sieben meist prächtige und großartige Fälle. Der unterste gilt als der schönste und in der That verdient er jenen Ruf. Freilich sind auch hier die dunklen Felsen mächtig, ernst und rauh, aber freundliches Laubholz umsteht sie, drängt sich zwischen sie hinein und läßt sie ruhiger und milder als gewöhnlich erscheinen. Und der Bach selbst rauscht und braust und tost zwar nicht weniger als andere Bergbäche, aber dennoch zeigt er sich nie in ganz ungezügelter Wildheit. In zwei Sprüngen setzt er in das Thal hinab; zuerst noch zusammengehalten, wirft er sich, kraftvoll gegen die Felsen stoßend und zahllose blitzende Wasserpfeile bildend, auf einen schmalen Absatz, sammelt sich hier wieder und löst sich darauf, indem er über die unteren Felsenstufen fortstürzt, völlig in blitzenden Wasserstaub und Schaum auf. Es ist ein wunderbar schöner Anblick, ihn so fort und fort in gleicher Weise ringen und kämpfen zu sehen; fast kann man sich von ihm nicht wieder losreißen und namentlich am Nachmittage und am Abend, wenn er von der scheidenden Sonne [illegible] wird, möchte man sich von ihm auch nach Stunden [illegible] nicht trennen. Wilder und rauher als der unterste ist der [illegible] dreimal getheilte Fall. Rechts wogt die Hauptmasse, ein Theil derselben fällt auf die schwarzen Steinpfeiler der kleinen Insel und hat [illegible] eingefressen, mit dichtem Schaum ist eine schräge Felswand



L. Rohbock delt. — Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt. — Fr. Müller sculp.

überdeckt. Links prallt ein Wasserstrahl im rechten Winkel vom Bord zurück und macht unterhalb Bahn für die übrigen Fälle. Das Ganze gewährt einen fast seltsamen Anblick. Nicht weniger wild und romantisch erscheinen die übrigen zum Theil weniger leicht zugänglichen Fälle, am bedeutendsten und großartigsten tritt aber der obere Sturz auf, den man, bequem und gegen Durchnässung geschützt, aus einer einfachen anspruchslosen Hütte überblickt. Zwischen den zerklüfteten schwarzen Felsen des Tschingel- und Berghorns zieht sich eine klaffende Spalte in die Tiefe; in ihr braust und tobt der Bach. Aus tiefer Rinne, welche er sich nach und nach gewühlt und ausgearbeitet hat, schießt der Wildbach zuerst in fester, gleichartiger, dichter Masse mit ungebändigter Gewalt heraus; aber bald löst er sich gegen die Felsen schlagend in Staub auf, vereinigt sich wieder und löst sich wieder auf, um endlich im Abgrunde drunten brüllend zu verschwinden. „Zitternd und scheu," sagt ein schweizerischer Schriftsteller aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, „beugt man sich vor, um in diesen Abgrund zu schauen. Mit Zittern scheint auch schwankendes Gesträuch von der obersten Felsenkante noch höher herab zu schauen. Kein hochgewachsener Baum steht um die schauerliche Schlucht; selbst die Sonne scheint nie oder nur selten den Blick in das unterste Becken hinabzusenden. Eine vorstehende Ecke der Fluh wirft ein graues Schattenband auf einen Theil der milchweißen Wassergrube. Herrlich strahlt der himmlische Friedensbogen ununterbrochen, gleich und doch immer bewegt, siebenfarbig, schön geschweift von den Füßen des Beschauers hinweg in die Grotte des Falls und wie hinter dem Schaume hindurch an die jenseitige Felsenwand. Unvergleichlich bemalt er den Wolkensaum des Staubes, der rastlos aufwärts brodelt aus dem siedenden Kessel; aber leise, fast unsichtbar schleicht er wieder her über den Bach und endigt, wo er ausgelaufen. Ein flammender Salamander scheint hingeflogen zu sein, um eine der hundert tanzenden Undinen zu erhaschen; aber keine hat Stand gehalten und im Fluge kehrt er um, weil er nicht in die Finsterniß des untersten Beckens hinabsteigen mag." Und mit Recht erinnert Wyß in seiner Reise in das Berner Oberland (Bern 1817) an Ovid, wie er den Peneus in den Thälern von Tempe am Fuß des Pindus besingt: wie der Strom

mit schaumigen Wogen einherrollt,
Und in gewaltigem Fall von flüchtigen Dämpfen umwallte
Wolken zusammenzieht, und hoch mit Bespritzung die Wälder
Ueberthaut, mit Getöse nicht blos das Näh're ermüdend.
Hier ist Wohnung und Sitz, hier steh'n die Gemächer dem großen
Stromgott. Hausend allhier in der felsgewölbeten Grotte,
Gab er den Wogen Gesetz und dem Nymphengeschlecht in den Wogen.*)

*) Ovid Metamorphosen (Buch 1. V. 570) nach Voß Uebersetzung.

Während von Meiringen aus eine aussichtreiche Straße an den Höhen des nördlichen Randes des Aarthals zur Paßhöhe des Brünig emporführt, leitet eine andere im Thalgrund selbst zuerst auf dem linken, dann auf dem rechten Ufer der Aar nach Brienz. Das Thalbett ist flach und eben, hier und da sumpfig, bei Hochwasser und zur Zeit der Regengüsse wohl auch überschwemmt und bietet dem Touristen daher wenig; interessant sind nur die felsigen bewaldeten Thalwände, über denen schöne grüne, mit Dorfschaften und Sennhütten besetzte Weiden und Alpen liegen, und die Wasserfälle, welche wie riesige Silberstreifen an den hohen kahlen Flühen auf der Südseite herabhängen. Zuerst stürzt durch Gehölz der Falcherenbach herab, bald darauf der kräftigere Wandelbach und endlich der anmuthige Oltschibach, der droben auf der Höhe beim Schwarzhorn einem kleinen See entströmt. Wir überschreiten nun die Aar und gelangen nach Wylerbrück, wo die neue Fahrstraße vom Brünig herabkommt, verfolgen darauf die Chaussee längs des geognostisch nicht unwichtigen, von der Bergkette abgelösten Ballenberg, berühren die Stätte des einst beträchtlichen Kienholz, welches im fünfzehnten Jahrhundert durch einen mächtigen Schlammstrom zerstört ward, und gelangen über Tracht am Ufer des romantischen Brienzer See's hinstreifend nach Brienz, über dem sich nackt und finster die gefurchte Pyramide des Rothhorn gen Himmel streckt.

Brienz ist ein alter Ort, der einst den zur Zeit der Kreuzzüge ausgestorbenen Grafen von Brienz gehört haben soll; einige, jetzt bereits fast ganz verschwundene Trümmer auf dem Kirchhügel mögen von ihrer Burg herrühren. Schon im Jahre 1215 ward die Kirche gestiftet; nach der Sitte des Mittelalters erbaute man sie auf einem kleinen Hügel, der das Dorf und den See überschaut und dem herrlichen Wasserfall des Gießbach am jenseitigen Ufer gegenüber liegt. Zu dem Sprengel derselben gehören mehrere benachbarte Ortschaften. Dorf Brienz selbst, dessen Gebäude auf Schutt und Grien zwischen dem See und den Höhen des Brienzer Grats liegen, ist fast eine halbe Stunde lang und mit seinen alten braunen Holzhäusern gleich Meiringen ein ächter, origineller Oberländer Ort. In früherer Zeit hatte Brienz nur durch seine Schifffahrt Bedeutung; es war der Stapelplatz und Landungsort für Waaren und Reisende, welche den Brünig oder die Grimsel passirten. Nach und nach kam es in den letzten fünfzig Jahren durch den zahlreichen Fremdenbesuch in Aufnahme. Hübsche Brienzer Mädchen, die dreistimmig Volkslieder des Oberlandes zu singen verstanden, pflegten die Fremden über den See zu rudern und kräftige Bursche führten sie auf die Berge und Alpen. In neuerer Zeit hat aber Brienz sich vorzüglich durch die Holzschnitzerei entwickelt; fast die ganze männliche Bevölkerung befaßt sich mit ihr und die schönsten und kunstreichsten Erzeugnisse dieser Industrie gehen aus Brienzer Werkstätten z. B. denen von Mareux u. Comp, von Wirth, Baumann und Andern hervor. Die



PARTIE AM REICHENBACH BEI MEIRINGEN.

(Bern)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

Während von Meiringen aus eine aussichtreiche Straße an den Höhen des nördlichen Randes des Aarthals zur Paßhöhe des Brünig emporführt, leitet eine andere im Thalgrund selbst zuerst auf dem linken, dann auf dem rechten Ufer der Aar nach Brienz. Das Thalbett ist flach und eben, hier und da sumpfig, bei Hochwasser und zur Zeit der Regengüsse wohl auch überschwemmt und bietet dem Touristen daher wenig; interessant sind nur die felsigen bewaldeten Thalwände, über denen schöne grüne, mit Dorfschaften und Sennhütten besetzte Weiden und Alpen liegen, und die Wasserfälle, welche wie riesige Silberstreifen an den hohen kahlen Flühen auf der Südseite herabhängen. Zuerst stürzt durch Gehölz der Falcherenbach herab, bald darauf der kräftigere Wandelbach und endlich der anmuthige Oltschibach, der droben auf der Höhe beim Schwarzhorn einem kleinen See entströmt. Wir überschreiten nun die Aar und gelangen nach Wylerbrück, wo die neue Fahrstraße vom Brünig herabkommt, verfolgen darauf die Chaussee längs des geognostisch nicht unwichtigen, von der Bergkette abgelösten Ballenberg, berühren die Stätte des einst beträchtlichen Kienholz, welches im fünfzehnten Jahrhundert durch einen mächtigen Schlammstrom zerstört ward, und gelangen über Tracht am Ufer des romantischen Brienzer See's hinstreifend nach Brienz, über dem sich nackt und finster die gefurchte Pyramide des Rothhorn gen Himmel streckt.

Brienz ist ein alter Ort, der einst den zur Zeit der Kreuzzüge ausgestorbenen Grafen von Brienz gehört haben soll; einige, jetzt bereits fast ganz verschwundene Trümmer auf dem Kirchhügel mögen von ihrer Burg herrühren. Schon im Jahre 1215 ward die Kirche gestiftet; nach der Sitte des Mittelalters erbaute man sie auf einem kleinen Hügel, der das Dorf und den See überschaut und dem herrlichen Wasserfall des Gießbach am jenseitigen Ufer gegenüber liegt. Zu dem Sprengel derselben gehören mehrere benachbarte Ortschaften. Dorf Brienz selbst, dessen Gebäude auf Schutt und Grien zwischen dem See und den Höhen des Brienzer Grats liegen, ist fast eine halbe Stunde lang und mit seinen alten braunen Holzhäusern gleich Meiringen ein ächter, origineller Oberländer Ort. In früherer Zeit hatte Brienz nur durch seine Schifffahrt Bedeutung; es war der Stapelplatz und Landungsort für Waaren und Reisende, welche den Brünig oder die Grimsel passirten. Nach und nach kam es in den letzten fünfzig Jahren durch den zahlreichen Fremdenbesuch in Aufnahme. Hübsche Brienzer Mädchen, die dreistimmig Volkslieder des Oberlandes zu singen verstanden, pflegten die Fremden über den See zu rudern und kräftige Bursche führten sie auf die Berge und Alpen. In neuerer Zeit hat aber Brienz sich vorzüglich durch die Holzschnitzerei entwickelt; fast die ganze männliche Bevölkerung befaßt sich mit ihr und die schönsten und kunstreichsten Erzeugnisse dieser Industrie gehen aus Brienzer Werkstätten z. B. denen von [illegible] u. Comp, von Wirth, Baumann und Andern hervor. Die



L. Rohbock del.t A. J. Terwen sculp.t

PARTIE AM REICHENBACH BEI MEIRINGEN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

besten Aussichts-Punkte bei Brienz sind der Kirchhügel und der höhere Fluhberg, zwei reizende Stätten, die weniger großartige, als desto malerischere und in der That von den berühmtesten Künstlern oft ausgebeutete Blicke bieten und von Jedermann, der Sinn für Naturschönheiten hat, in der That besucht werden sollten. Wer aber einen ganzen Tag frei hat, bei schönem klaren Wetter in Brienz ist und eine tüchtige Anstrengung nicht scheut, der steige zum Brienzer Rothhorn empor, dessen herrliche, weite Aussicht wir bereits bei der Bereisung des Kantons Luzern geschildert haben.

Zunächst zwischen Wohnhäusern, dann zwischen schönen Gärten hindurch führt der Weg über Schutt und Grien in einen herrlichen Buchenwald. Wohin man schaut, immer ist der Blick anmuthig und anziehend; liegt doch in der Tiefe das herrliche, von hohen Bergen umsäumte Wasserbecken des Brienzer-See's. Steiler steigt von hier aus der Weg durch Lärchenwald und bald darauf durch Krumholz und Tannen empor; man passirt an einer schauerlichen Tiefe vorüber, deren lose, unterhöhlte Wände hinabzustürzen und das Unterland zu zerstören drohen, gelangt hierauf auf die Alp Giebeleck und von dort über Widderfeld nach etwa vier Stunden auf den Gipfel, auf dem die Grenzen von Bern, Unterwalden und Luzern aufeinanderstoßen. Es ist wahr, das Faulhorn ist wilder und großartiger, es steht den schneebedeckten Alpenriesen näher, aber es besitzt dagegen sehr vieles nicht, was das Rothhorn bietet, vor allem den Blick auf den weithin ausgebreiteten, bläulichweißen See, das herrliche Haslithal bis zum Kirchet hinauf, die Gegend von Interlaken und das wunderbare Gewirr der vielgestaltigen, oft seltsam zerissenen Berge von Unterwalden und Entlibuch.

So zahlreich die größeren und kleineren Seen der Schweiz sind, nur zwei von ihnen haben ungefähr den gleichen Charakter; alle übrigen aber weichen von einander so sehr ab, daß man sie nicht vergleichen kann. Jene beiden Seen, welche auch in der Größe wenig verschieden sind, sind der Wallenstadter und der Brienzer-See. Vier oder fünfmal so lang als breit, ohne alle Einbuchtungen von Bedeutung und in Süd und Nord von hohen, steilansteigenden Bergketten eingeschlossen, haben sie nur in Ost und West Ausgänge, durch welche der Thalstrom, dort die Linth, hier die Aar fließt. Dennoch ist der Brienzer-See nicht ganz so großartig und wild als der Wallen-See; längs seines nördlichen Bordes sind Ortschaften hingelagert und auch an seinem südlichen liegt wenigstens eine Dorfschaft in freundlicher, anmuthiger Gegend. Seine Richtung ist fast genau von Nordost nach Südwest, seine Länge aber beträgt etwa drei Stunden, während er eine Breite von wenig mehr als einer halben Stunde besitzt. Sein Wasser erscheint von der Höhe eines Berges gesehen bläulich und ist der Zuflüsse der Bergbäche ungeachtet klar, denn alle festen Bestandtheile sinken bald in die Tiefe, welche an einer Stelle fast 2000 Fuß betragen soll. Wie auf dem Wallenstadter-

See herrschen auch auf dem Brienzer-See, wenn der hier aus Nordwest kommende Nordwind und der Föhn über die Berggipfel heranbrausen und sich fast senkrecht an den Bergwänden herab auf das Gewässer stürzen, gewaltige Stürme; dennoch sind, obwohl es dem Schiffer an geeigneten Zufluchtsorten zu mangeln scheint, Unglücksfälle nicht häufig. Auf der Nordseite zieht sich die Kette des Brienzer Grats vom Rothhorn ab bis an den Harder bei Interlaken hin; seine bedeutendsten Gipfel sind das spitze Tannhorn und das interessante zweispitzige Augstmatthorn, deren unterer Theil mit Wald bekleidet ist, während am obern steile und leider auch wasserarme Weiden liegen, von denen im Frühjahr oft gewaltige Lawinen herabstürzen. Auf der Südseite treten dagegen die Vorberge der Hochalpen mit der Kette des Faulhorn und Schwarzhorn heran; auch hier liegen über dem Wald Alpen und Weiden, welche indeß zum Theil schwer zugänglich sind. Merkwürdigkeiten hat der See selbst nicht aufzuweisen. Die einst fast ungeheure Zahl seiner Fische hat beträchtlich abgenommen, ist aber noch bedeutend genug und noch immer wird der Brienzling gefangen, der einst in großer Masse geräuchert und ausgeführt ward. Vor einigen hundert Jahren fing man, so erzählen die Chroniken, einmal mit einem Zuge des Netzes 14000 Stück jener zierlichen weißen Fische und noch später mästete man mit denselben zu Brienz die Schweine. Außerdem sind mächtige Hechte, Aale, Aeschen und leckere Trüschen, welche täglich auf die Tafeln der Fremden zu Interlaken zu kommen pflegen, vorhanden.

Während sich am südlichen Bord des Brienzer Sees nur Fuß- und Saumwege hinziehen, ist auf der Nordseite vor etwa 15 Jahren eine Fahrstraße von Brienz nach Interlaken angelegt worden, welche indeß des Dampfschiffes wegen nicht sehr häufig benutzt wird. Ueber das kleine stille Ebligen führt sie nach den freundlichen, in sonniger Lage aufgebauten Dorfschaften Ober- und Nieder-Ried und von dort durch liebliche Wiesen, welche von prächtigen Nußbäumen eingefaßt sind, nach dem hübschen Pfarrdorf Ringgenberg, dessen characteristische Holzhäuser sich unweit vom See an der Straße hinziehen. In anmuthiger Lage, in den Ruinen des alten Schlosses Ringgenberg erbaut, blickt die hochgelegene Kirche über den See. Schloß Ringgenberg war einst ein nicht unwichtiger Platz; seine Barone aus der alten berühmten Familie der Raron in Wallis gehörten zu den mächtigsten Herren des Oberlandes; einer von ihnen nahm an einem Kreuzzuge Theil, ein anderer zeichnete sich auf dem Römerzuge eines deutschen Kaisers in einem Zweikampf durch unerschütterliche Tapferkeit aus, ein dritter erscheint in der Manesse'schen Sammlung unter den Minnesängern. Eine Menge Ortschaften gehörte ihnen; so herrschten sie auch über das ihnen verpfändete Hasliland. Schon frühzeitig Bürger von Bern, genossen sie stets den Schutz der bald mächtigen Stadt und kämpften heldenmüthig in den Schlachten derselben z. B. zu Laupen. Nur mit ihren Unterthanen scheinen sie in späterer Zeit selten in Frieden gelebt zu haben und gegen



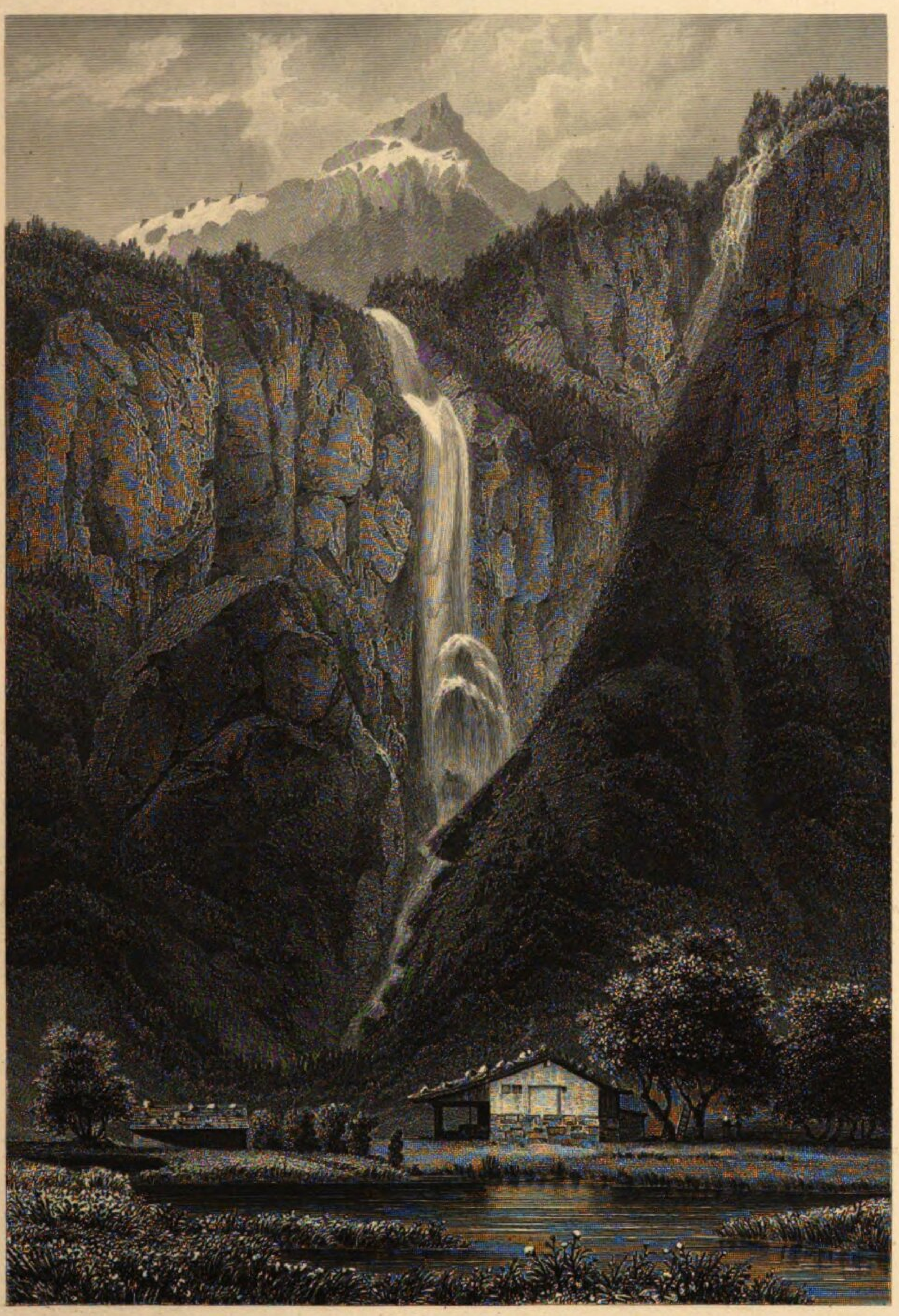
DER OLTSCHIBACHFALL IN HASLITHAL.

(Bern).

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

Sie herrschen auch auf dem Brienzer-See, wenn der hier aus Nordwest kommende Nordwind oder der Föhn über die Berggipfel heranbrausen und sich fast senkrecht an den Bergwänden herab auf das Gewässer stürzen, gewaltige Stürme; dennoch sind, obwohl es dem Schiffer an geeigneten Zufluchtsorten zu mangeln scheint, Unglücksfälle nicht häufig. Auf der Nordseite zieht sich die Kette des Brienzer Grates vom Rothhorn ab bis an den Harder bei Interlaken hin; seine bedeutendsten Gipfel sind das hohe Tannhorn und das interessante zweispitzige Augstmatthorn, dessen unterer Theil mit Wald bekleidet ist, während am obern steile und kahle auch wasserarme Halden liegen, von denen im Frühjahr oft gewaltige Lawinen herabstürzen. Auf der Südseite treten dagegen die Vorberge der Hochalpen mit der Kette des Faulhorn und Schwarzhorn heran; auch hier liegen über dem Wald Alpen und Weiden, welche aber zum Theil schwer zugänglich sind. Merkwürdigkeiten hat der See selbst nicht aufzuweisen. Die einst fast ungeheure Zahl seiner Fische hat beträchtlich abgenommen, ist aber noch bedeutend genug und noch immer wird der Brienzling gefangen, der einst in großer Masse geräuchert und ausgeführt ward. Vor einigen hundert Jahren fing man, so erzählen die Chroniken, einmal mit einem Zuge des Netzes 14000 Stück jener zierlichen weißen Fische und noch später mästete man mit denselben zu Brienz die Schweine. Außerdem sind mächtige Hechte, Aale, Aeschen und leckere Trüschen, welche täglich auf die Tafeln der Fremden zu Interlaken zu kommen pflegen, vorhanden.

Während sich am südlichen Bord des Brienzer Sees nur Fuß- und Saumwege hinziehen, ist auf der Nordseite vor etwa 15 Jahren eine Fahrstraße von Brienz nach Interlaken angelegt worden, welche indeß des Dampfschiffes wegen nicht sehr häufig benutzt wird. Ueber das kleine stille Ebligen führt sie nach den freundlichen, in sonniger Lage aufgebauten Dorfschaften Ober- und Nieder-Ried und von dort durch liebliche Wiesen, welche von prächtigen Nußbäumen eingefaßt sind, nach dem hübschen Pfarrdorf Ringgenberg, dessen characteristische Holzhäuser sich unweit vom See an der Straße hinziehen. In anmuthiger Lage, in den Ruinen des alten Schlosses Ringgenberg erbaut, blickt die hochgelegene Kirche über den See. Schloß Ringgenberg war einst ein nicht unwichtiger Platz; seine Barone aus der alten berühmten Familie der Raron in Wallis gehörten zu den mächtigsten Herren des Oberlandes; einer von ihnen nahm an einem Kreuzzuge Theil, ein anderer zeichnete sich auf dem Römerzuge eines deutschen Kaisers in einem Zweikampf durch unerschütterliche Tapferkeit aus, ein dritter erscheint in der Manesse'schen Sammlung unter den Minnesängern. Eine Menge Ortschaften gehörte ihnen; so herrschten sie auch über das ihnen verpfändete Hasliland. Schon frühzeitig Bürger von Bern, genossen sie stets den Schutz der bald mächtigen Stadt und kämpften heldenmüthig in den Schlachten derselben z. B. zu Laupen. Nur mit ihren Unterthanen scheinen sie in späterer Zeit selten in Frieden gelebt zu haben und gegen



L. Rohbock del.t G.M.Kurz sculp.t

DER OLTSCHIBACHFALL IM HASLITHAL.

(Bern).

Druck & Verlag von G.G.Lange in Darmstadt.

Ende des vierzehnten Jahrhunderts ward sogar Petermann von Ringgenberg von seinen Unterthanen, welche das Schloß einnahmen und verbrannten, gefangen und zu den Verbündeten nach Unterwalden gesandt, wo er so lange blieb, bis er auf Berns Einschreiten wieder befreit ward. Aber diese Streitigkeiten verarmten die Familie nach und nach uud als der letzte Ringgenberg im Jahr 1410 starb, mußten seine Töchter die Besitzungen am Brienzer See an das Kloster Interlaken verkaufen, von dem sie bald darauf an die Stadt Bern abgetreten, später aber im Wege des Rückkaufs zurückgenommen wurden. Erst mit der Reformation fielen sie wieder an die Stadt, in deren Besitz sie blieben. Das Schloß war nach seiner Zerstörung nicht wieder aufgebaut worden; ein Theil seiner Werkstücke diente später zur Errichtung der Kirche. Etwa eine halbe Stunde vom Dorf auf einem Bergvorsprunge am Harder, auf welchen man bequem gelangen kann, finden sich ebenfalls Ruinen eines Schlosses, die des wunderschönen Blickes auf den See und der jenseits aufsteigenden Bergriesen wegen nicht selten besucht werden. Die Geschichte weiß nichts von diesem zweiten Schloß, desto mehr die Sage. Sie behauptet, die Veste sei nie im Bau vollendet worden, denn ein Baumeister habe den Bauherrn erschlagen. Wolf von Ringgenberg, der Wehrwolf genannt — so berichtet sie — war ein wilder, wollüstiger Mensch, der seine Unterthanen bedrückte und ihre Weiber und Töchter entehrte. Einst ließ sich ein Fremder, ein freier Mann, auf seinem Grund und Boden am Seebord nieder und beschäftigte sich mit Fischerei. Mit ihm war ein wunderschönes Mädchen, seine Tochter, gekommen; kaum hatte Wolf die Schöne gesehen, als er in heftiger Leidenschaft zu ihr entbrannte. Sofort bestellte er Vater und Tochter auf sein Schloß Ringgenberg; als er aber die Ueberzeugung gewann, daß der Fremde ein unerschrockener, kräftiger Mann sei, der Unrecht nicht dulden werde, ließ er beide wieder ziehen, Zorn und Grimm im Herzen. Kaum hatte das Boot, das Vater und Tochter trug, sich wenige Schritte vom Lande entfernt, als Wolf am Fenster stehend die Armbrust ergriff und sie gegen den Fischer abschoß. Aber der Bolzen traf das Mädchen; lautlos sank es zusammen. Drei Tage nachher war der Fischer, nachdem er sein geliebtes Kind still begraben, aus der Gegend verschwunden. Einige Jahre darauf begann Wolf den Bau der Schadenburg, welche für die Gegend rings umher eine feste Zwingburg werden sollte. Schon wuchs sie kräftig empor, da meldete sich ein fremder Baumeister, der aus Italien, dem Lande, in dem das Bauwesen in hoher Blüthe stand, gen Norden reiste; Wolf führte den Fremdling selbst in den Bau und zeigte ihm alle Einzelheiten, seinen Rath erbittend. Da fragte plötzlich der Fremde: „Und wie soll das Schloß heißen?" „„Schadenburg, wer es wissen will!"" erwiderte Wolf. „Oder Freiburg, wer es wissen will!" rief der fremde Baumeister, der kein anderer als der Fischer war, und einen Hammer aus seinem Kleid hervorziehend, erschlug er den Zwingherrn, dessen Erbe weder den Bluträcher seiner

erschlagenen Tochter verfolgen ließ, noch den Bau der Unglücksburg fortzusetzen wagte.

Durch eine anmuthige Gegend führt der Weg von Ringgenberg über Goldswyl nach Interlaken. Rechts steigt der Harder wild und finster empor, links breitet sich der freundliche See bis an den Fuß der jenseitigen Berge aus, anmuthig lagert sich Bönigen an seinem Rand unweit der Mündung der gelben Lütschine hin und in der Lücke des Lütschinen-Thals schimmern die glänzendweißen Gipfel des Hochgebirges, zum Zeichen, daß wir dem Bödeli von Interlaken uns nahen. Nachdem wir an dem kleinen, geheimnißvollen Faulensee, der von merkwürdiger Tiefe sein soll, vorübergeschritten sind, erblicken wir zwischen der Straße und dem See einen anmuthigen Hügel, auf welchem sich der Thurm und einiges Mauerwerk der ehemaligen, seit Jahrhunderten bereits verfallenen Pfarrkirche der Gegend erhebt. Die Aussicht von dem Hügel von Goldswyl ist eine der schönsten der Gegend, weil sie den See und das Bödeli in sich faßt; oft wird sie von den Kurgästen von Interlaken, die sie leichter als jede andere erreichen können, besucht. Jenseits des kleinen einfachen Weilers von Goldswyl senkt sich die Straße zur Aar ab, die sie auf einer hölzernen Brücke überschreitet. Wenige Minuten später sind wir bei dem alten Kloster Interlaken, befinden wir uns also inmitten jenes reizenden Fleckchens Erde, das alle Jahre so viele Tausende von Fremden aus allen Ländern der civilisirten Welt anzieht.

Doch wir müssen noch einmal nach Brienz zurückkehren, um von ihm aus den reizendsten Wasserfall des Oberlandes, den Gießbach, zu besuchen. Ein langes Boot, das von zwei Ruderern geführt wird, trägt uns in kurzer Zeit über den stillen, spiegelnden See hinüber an den steilansteigenden Fels, welchen wir auf schattigem Fußweg ohne Mühe bis dahin erklimmen, wo das Gasthaus zum Gießbach steht. Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts pflegte man in Schriften über das Oberland den Gießbach nicht zu erwähnen; erst am Anfange des jetzigen besuchten ihn einzelne Künstler und Freunde der schönen Natur und machten ihn durch ihre Bilder und Schilderungen in weiteren Kreisen bekannt. Noch im Jahre 1817 war nichts weiter als eine Brücke, von der aus man den vorletzten Fall zu überschauen vermochte, vorhanden. Der Schulmeister von Brienz, dem Matten in der Nähe gehörten, hatte sie errichtet und gern führte er die Reisenden zu den höheren Fällen, die nur schwer zu erreichen waren, hinauf. Später erbaute seine Familie den Fällen gegenüber auf dem günstigsten Punkte ein kleines Gasthaus und, als noch später ein Dampfschiff den Brienzer See zu befahren begann, bildete sich eine Fremden-Wanderung aus, wie sie mit Ausnahme von Lauterbrunnen und Grindelwald kein anderer Punkt des Oberlandes kannte. Aber nur ein Theil der Fälle war damals zugänglich, das bescheidene Gasthaus konnte nur wenige Fremden beherbergen und entsprach auch den hohen Anforderungen



erschlagenen Tochter verfolgen ließ, noch den Bau der Unglücksburg fortzusetzen wagte.

Durch eine anmuthige Gegend führt der Weg von Ringgenberg über Goldswyl nach Interlaken. Rechts steigt der Harder wild und finster empor, links breitet sich der freundliche See bis an den Fuß der jenseitigen Berge aus, anmuthig lagert sich Bönigen an seinem Rand unweit der Mündung der gelben Lütschine hin und in der Lücke des Lütschinen-Thals schimmern die glänzendweißen Gipfel des Hochgebirges, zum Zeichen, daß wir dem Bödeli von Interlaken uns nahen. Nachdem wir an dem kleinen, geheimnißvollen Faulensee, der von merkwürdiger Tiefe sein soll, vorübergeschritten sind, erblicken wir zwischen der Straße und dem See einen anmuthigen Hügel, auf welchem sich der Thurm und einiges Mauerwerk der ehemaligen, seit Jahrhunderten bereits verfallenen Pfarrkirche der Gegend erhebt. Die Aussicht von dem Hügel von Goldswyl ist eine der schönsten der Gegend, weil sie den See und das Bödeli in sich faßt; oft wird sie von den Kurgästen von Interlaken, die sie leichter als jede andere erreichen können, besucht. Jenseits des kleinen einfachen Weilers von Goldswyl senkt sich die Straße zur Aar ab, die sie auf einer hölzernen Brücke überschreitet. Wenige Minuten später sind wir bei dem alten Kloster Interlaken, befinden wir uns also inmitten jenes reizenden Fleckchens Erde, das alle Jahre so viele Tausende von Fremden aus allen Ländern der civilisirten Welt anzieht.

Doch wir müssen noch einmal nach Brienz zurückkehren, um von ihm aus den reizendsten Wasserfall des Oberlandes, den Gießbach, zu besuchen. Ein langes Boot, das von zwei Ruderern geführt wird, trägt uns in kurzer Zeit über den stillen, spiegelnden See hinüber an den steilansteigenden Fels, welchen wir auf schattigem Fußweg ohne Mühe bis dahin erklimmen, wo das Gasthaus zum Gießbach steht. Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts pflegte man in Schriften über das Oberland den Gießbach nicht zu erwähnen; erst am Anfange des jetzigen besuchten ihn einzelne Künstler und Freunde der schönen Natur und machten ihn durch ihre Bilder und Schilderungen in weiteren Kreisen bekannt. Noch im Jahre 1817 war nichts weiter als eine Brücke, von der aus man den vorletzten Fall zu überschauen vermochte, vorhanden. Der Schulmeister von Brienz, dem Matten in der Nähe gehörten, hatte sie errichtet und gern führte er die Reisenden zu den höheren Fällen, die nur schwer zu erreichen waren, hinauf. Später erbaute seine Familie den Fällen gegenüber auf dem günstigsten Punkte ein kleines Gasthaus und, als noch später ein Dampfschiff den Brienzer See zu befahren begann, bildete sich eine Fremden-Wanderung aus, wie sie mit Ausnahme von Lauterbrunnen und Grindelwald kein anderer Punkt des Oberlandes kannte. Aber nur ein Theil der Fälle war damals zugänglich, das bescheidene Gasthaus konnte nur wenige Fremden beherbergen und entsprach auch den hohen Anforderungen



L. Rohbock delt. J. M. Kolb direxᵗ. Knopfmacher sculpᵗ.

BRIENZ.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

bei weitem nicht, welche die verwöhnten Touristen in der Schweiz zu machen pflegen. Da verkaufte die Familie Kehrli im Jahre 1855 das ihr gehörige Besitzthum an eine Gesellschaft, für welche Herr von Rappard aus Preußen, der als politischer Flüchtling in der Schweiz lebt, die Umgestaltung des Gießbachs übernahm. Was er geleistet, hat bereits die allgemeinste Anerkennung gefunden. Auch nicht eine einzige Schönheit haben unter seiner Hand die Gießbachfälle eingebüßt, aber hundert neue gewonnen und er war es, der die herrlichen Umgebungen erst aufgeschlossen, Wege nach allen Seiten hin gebahnt und reizende Aussichtspunkte, welche niemand kannte, entdeckt und zugänglich gemacht hat.

Unser Boot legt am Felsen unterhalb des Gießbach-Hôtel, wo auch der Landungsplatz der Dampfschiffe sich befindet, an. In der Nähe, wenige Schritte westwärts, stürzt sich der schöne unterste Fall, den man von Brienz aus erblickt, schäumend und wild tobend in den See. Der Pfad vom Landungs-Platz zum Hôtel und obern Fall führt durch Gehölz aufwärts; obwohl er fast eine viertel Stunde steil aufsteigen muß, ist er bequem und wohl unterhalten. Endlich erreicht er, auf eine freiere Fläche heraustretend, das neue Gießbach-Hôtel, das aus dem eigentlichen Gasthof und einem Restaurant besteht und jetzt der vereinigten Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehört. Mit nicht weniger als 170 Betten ausgestattet, genügt es trotz seiner Ausdehnung in der Haupt-Reisezeit (Ende Juli und Anfangs August) nicht immer vollständig dem Bedürfniß; denn mit jedem Jahre steigt die Zahl der Besucher des Gießbachs und schon sollen, wie Berlepsch mittheilt, in einem Jahre zwölftausend Fremde zu den prächtigen Kataracten am Brienzer See gepilgert sein. Unweit vom Hôtel liegt das Restaurant, aus dessen großer Speisegallerie die Haupt-Fälle überblickt werden können; es nimmt vorzüglich diejenigen Besucher auf, welche nur wenige Stunden dem Gießbach zu widmen vermögen.

Hoch oben an Wildgerst und Schwarzhorn entspringt der berühmte Bach, fließt, andere Bächlein aufnehmend, über mehrere viehreiche Alpen, schließt sich grollend in eine tiefe und lange, deshalb enge und schaurige Felsspalte, die Bottenklemme, ein und stürzt darauf in nicht weniger als vierzehn unvergleichlich schönen Kaskaden von sehr verschiedenartigem Character zum See herab. Die meisten derselben übersieht man aus der Nähe des Hôtel; etagenförmig liegen sie von Wald, Laubholz und Tannen malerisch eingefaßt übereinander; hier und da führt eine zierliche Brücke über sie hinweg und vor ihnen vorüber. Es ist ein wunderbar schöner, bezaubernder Anblick; bald stürzt die stets reiche Wassermasse am kahlen, senkrechten Fels im Bogenschwung, Wasserstaub emporwirbelnd, auf die tieferliegende Terrasse, bald wälzt sie sich, gegen die Ufer und die Klippen in ihrem Bett weißschäumend und brüllend, steil abwärts, hier und da auch scheint sie sich einen Augenblick beruhigen und sanft fließen zu wollen. Am gewaltigsten

ist der Fall im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze, wenn alle Alpen kleinere Bächlein zum Hauptbach entsenden; zehnfach so mächtig als gewöhnlich scheint der wilde Strom dann geworden zu sein und schrecklich donnert und stampft er, wenn, wie es wohl geschieht, Holzschläger droben an der Schlucht Rund- und Klafterholz durch ihn hinabflößen. Stundenlang kann man auf ihn schauen und immer wieder ihn besuchen; verschieden blickt er am Morgen, bei Mittagsbeleuchtung und Sonnenuntergang, wenn der Mond seinen Schimmer auf ihn wirft oder blau der Himmel sich über ihm wölbt, leichte Wölkchen die Sonne verdecken oder schwer lastend Regenwolken tiefer und immer tiefer ins Thal sinken und alles ringsumher Grau in Grau erscheint. Aber immer ist er herrlich, großartig und schön. Wer die bedeutendsten Kataracte des Alpenlandes gesehen hat, den gewaltigen Rheinfall, die Aar an der Handeck, Reichenbach, Staubbach, Tosafall und wie sie alle heißen mögen — schöner ist keiner als der Gießbach, aber viele müssen sich ihm nachstellen. Das beweist auch der zahlreiche Fremdenbesuch, vor allem aber der Umstand, daß die Deutschen, die zuerst Naturschönheiten zu entdecken und zu würdigen wußten, vorzugsweise zu ihm pilgern,*) und daß er in nur wenigen Jahren europäischen Ruf sich zu verschaffen wußte.

Schon vor Jahren ward wohl der Gießbach an schönen stillen Sommerabenden künstlich beleuchtet; seit die neueste Aera mit dem Jahre 1855 für ihn begann, färben ihn im Sommer nach Sonnenuntergang, so oft es die Witterung gestattet, weißes und farbiges Licht oder bengalische Flammen. Es ist ein zauberhafter Anblick, den er dann gewährt, wenn mitten in dunkler, schwarzer Nacht da und dort die weißen, rothen, violetten, gelben und blauen Lichter sich entwickeln und auf die wundersamen Kaskaden und ihre dunkle Einfassung ihren sanften Schimmer fallen lassen. Wer mag es da den Zuschauern des herrlichen Schauspiels verdenken, daß sie in staunendes Entzücken gerathen, die anfängliche erwartungsvolle Stille durch hundert bewundernde Ausrufe unterbrechen und, obwohl mit Unrecht, die künstliche Beleuchtung der natürlichen vorziehen wollen!

Aber nicht die Fälle allein sind am Gießbach sehenswürdig — die Gegend bietet noch andere herrliche Punkte, welche zum Theil erst durch die neu angelegten Wege zugänglich geworden sind, mag man nun ostwärts nach der Richtung ins Haslithal oder westwärts auf dem alten Pfade nach Iseltwald zu wandern, in die Höhen oder auf die Felsköpfe am Seebord, von denen sich prächtige Blicke auf das mächtige Wasserbecken darbieten, emporsteigen. Da ist namentlich die prächtige Aussicht von dem Känzeli und der eine halbe Stunde entfernte Rauft mit seiner waldigen Felspartie. Beschwerlicher und anstrengender als die nächsten Spazierwege am

*) Von den Fremden, welche den Gießbach besuchen, gehören zwei Drittheile Deutschland an.



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

GOLZWYL AM BRIENZER SEE.

(Bern)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

[illegible] der Schneeschmelze, wenn alle Alpen kleinere [illegible] so mächtig als gewöhnlich scheint der [illegible] schrecklich donnert und stampft er, wenn, [illegible] der Schlucht Rund- und Klafterholz [illegible] kann man auf ihn schauen und immer wieder [illegible] am Morgen, bei Mittagsbeleuchtung und [illegible] Schimmer auf ihn wirft oder blau der [illegible] die Sonne verdecken oder schwer lastend [illegible] Thal sinken und alles ringsumher Grau [illegible] ist er herrlich, großartig und schön. Wer die [illegible] gesehen hat, den gewaltigen Rheinfall, [illegible] Reichenbach, Staubbach, Tosafall und wie sie alle [illegible] als der Gießbach, aber viele müssen sich ihm [illegible] Fremdenbesuch, vor allem aber der [illegible] die Deutschen, die zuerst Naturschönheiten zu entdecken und zu [illegible] zu ihm hinzogen,*) und daß er in nur wenigen Jahren [illegible]

[illegible] der Gießbach an schönen stillen Sommer- [illegible] Aera mit dem Jahre 1855 für ihn [illegible] Sonnenuntergang, so oft es die Witterung [illegible] bengalische Flammen. Es ist ein zauber- [illegible] wenn mitten in dunkler, schwarzer Nacht [illegible] gelben und blauen Lichter sich entwickeln [illegible] und ihre dunkle Einfassung ihren sanften [illegible] mag es da den Zuschauern des herrlichen Schau- [illegible] Entzücken gerathen, die anfängliche er- [illegible] bewundernde Ausrufe unterbrechen und, obwohl [illegible] Beleuchtung der natürlichen vorziehen wollen!

[illegible] am Gießbach sehenswürdig — die Gegend [illegible] welche zum Theil erst durch die neu angelegten [illegible] mag man nun ostwärts nach der Richtung ins [illegible] oder westwärts [illegible] Pfade nach Iseltwald zu wandern, in die Höhen oder auf die [illegible] von denen sich prächtige Blicke auf das mächtige Wasserbecken [illegible]. Da ist namentlich die prächtige Aussicht von dem Känzeli und [illegible] Stunde entfernte Rauft mit seiner waldigen Felspartie. [illegible] als die nächsten Spazierwege am

*) Von den Fremden, welche den Gießbach besuchen, gehören zwei Drittheile Deutschland an.



L. Rohbock del.t

A. Fesca sculp.t

GOLZWYL AM BRIENZER SEE.

(Bern)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

Seebord ist der Pfad über die Bottenalp zum Faulhorn. Durch Gehölz steigt er an den Fällen empor, erreicht die schon erwähnte tiefe Felsenschlucht der Bottenklemme mit einem hübschen Kataract, wo der Gießbach im Jahre 1824 in Felsspalten plötzlich zu verschwinden schien, gelangt darauf auf die stille, abgelegene Bottenalp, wo wiederum ein sehenswerther Wasserfall des Gießbach zum Besuch einladet, und von dort über Tschingelfeld und die Bättenalp auf die schmalen, steilen Gräte, welche schöne Blicke auf den Brienzer-See und die ihn umgebenden Berge gewähren, und endlich auf den Faulhorngipfel. Wohl sechs Stunden hat man ununterbrochen zu wandern, aber wen einzelne schwindlichte Stellen nicht ängstigen und wer nicht zu leicht von Anstrengungen erschöpft wird, wird sich hinreichend durch die schönen Alpenweiden und die interessanten Ausblicke belohnt sehen. Außerdem bietet die Wanderung durch die weniger besuchten Theile des Oberlandes, in welche der große Fremdenstrom mit allem, was sich an ihn knüpft, nicht gelangt, eigene Reize. Weg und Steg, Alp und Berg, Bach und Wasserfall sind da nicht so präparirt und zurecht gelegt wie z. B. auf Wengern-Alp und Hasli-Scheideck; es gibt noch Entdeckungen und Ueberraschungen, welche nicht im Bädeker stehen und schon vorher halb durchgekostet sind, und der Wanderer selbst fühlt sich freier, selbstständiger, unabhängiger von Pferd und Fremdenführer in der schönen, freien, von Luxus und Verfeinerung noch nicht verzierten und verzerrten Gottesnatur.

Seltener als es die Schönheit der Gegend zu fordern berechtigt wäre, wird der aussichtreiche Fußweg vom Gießbach am Südufer des Brienzer See entlang nach Interlaken benutzt. Am felsigen Bord des Wasserbeckens führt er durch Wald und über einzelne Weidestrecken nach dem Dörfchen Iseltwald, dessen Haupttheil an einer kleinen Bucht liegt, welche durch ein hübsches Vorgebirge gebildet wird. Malerisch gelegen zog es früher mehr als jetzt Künstler an, welche sich hier Tage und Wochen aufhielten und bald die Berge ansteigend, bald unter den prächtigen riesenhaften Nußbäumen wandelnd, bald auf dem See hin- und herkreuzend ein heiteres Leben mit gleichgestimmten Genossen führten. Freilich sind die Häuser einfach und meist alt, aber sie nehmen sich dennoch in Gruppen vereinigt ganz hübsch aus und ein freundliches Lustschlößchen, die Solitüde genannt und Eigenthum der Gräfin de Héricourt, ziert die Spitze des Vorgebirges. Iseltwald ist ein alter Ort, der in frühester Zeit dem Reich gehörte, aber schon 1146 durch Kaiser Conrad II. an Kloster Interlaken kam; die Sage erzählt, daß sein ganzes Contingent, das er einmal dem deutschen Kaiser zu einem Feldzug stellte, nur aus drei Mann bestand. Freilich waren dies drei grimmige, aber dem Herrn treu gehorsame, in Wolfs- umd Bärenfelle gehüllte Riesen, welche mit ihren Keulen, aus dem Boden gerissenen Bäumen, ganze Abtheilungen des Feindes in die Flucht schlugen und welche dennoch schließlich als Lohn ihrer Tapferkeit nichts weiter

forderten, als das Recht, auf ihren Wanderungen über die Felder des Dorfes Bönigen, so oft sie Durst hätten, drei Rüben für sich auszuziehen und mit sich fortzunehmen. Auch ein Wasserfall ist vorhanden, der des Mühlbachs, welcher das eigenthümliche Schicksal gehabt hat, in Folge eines Druckfehlers in Wyß lehrreichem Buch über das Oberland seit fünfzig Jahren in allen Reisebüchern unter dem Namen des Mütschbachs zu figuriren. Eine andere Merkwürdigkeit des Ortes war früher ein gewaltiger Nußbaum, der nicht weniger als sechszig Familien gemeinschaftlich gehörte; Glieder derselben fanden sich nicht selten zur Zeit der Fruchtreife zu fröhlichen Festen unter ihm zusammen und knüpften dabei von neuem die Bluts-Bande, die die Stamm-Eltern, die ursprünglichen Besitzer, welche ihn vielleicht nach Landesbrauch am Hochzeitstage gepflanzt, eng verbunden hatten. Jenseits Iseltwald zieht sich der Fuß- und Reitweg wieder nahe am Seebord durch Gehölz und über Wiesen und rauhe Felsen, hier und da die breiten, steinigen, im Sommer meist wasserleeren Runse der Waldbäche überschreitend, durch Sengg und Bönigen nach Interlaken.

In uralter Zeit, vor soviel tausend Jahren, daß sie sich in keiner Weise auch nur annähernd berechnen lassen, zogen sich, wie wir bereits wiederholt angedeutet haben, aus den Hochthälern des Berner Oberlandes gewaltige Gletscherströme, welche sich bei Thun vereinigten und von hier ab, langsamer sich fortbewegend, bis in die Gegend von Bern gelangten. Auf ihrem Rücken trugen sie Felstrümmer, die sie an ihren Ursprungsorten am Susten, Finsteraarhorn, Schreckhorn, Jungfrau, Blümlisalp, Altels, Gletscherhorn und wie die Bergriesen alle heißen mögen, aufgenommen hatten. Es muß ein wilder, grausiger Anblick gewesen sein, den jenes ungeheure Gletscher- und Firngebiet gewährte; kaum ein schwaches Bild können davon jene noch immer ungeheuren Eismassen geben, welche in der Finsteraarhorngruppe lagern und ihre Abflüsse zur Aar und Rhone hinabsenden. Später schmolzen die Gletscher — niemand weiß sicher, wie es zuging, — zusammen und es traten die Gründe der Bergthäler zu Tage; an der tiefsten Einsenkung derselben, von Brienz etwa an bis nach Thun hinab, bildete sich ein langer schmaler Thalsee, ähnlich demjenigen, der einst sich von der Stätte des Ortes Wallenstadt bis nach der Gegend von Zürich hinabgesenkt haben muß. Darauf begannen die Bergwasser ihre Thätigkeit; was sie an Geröll und Steinblöcken fortwälzten, legten sie im Seegrunde nieder, den sie zu erhöhen strebten. Am schnellsten kam im Verein mit einigen kleineren Bächen die Lütschine zum Ziel; da wo sie in den See mündete, stieg die Geröllablagerung, welche Bergstürze noch



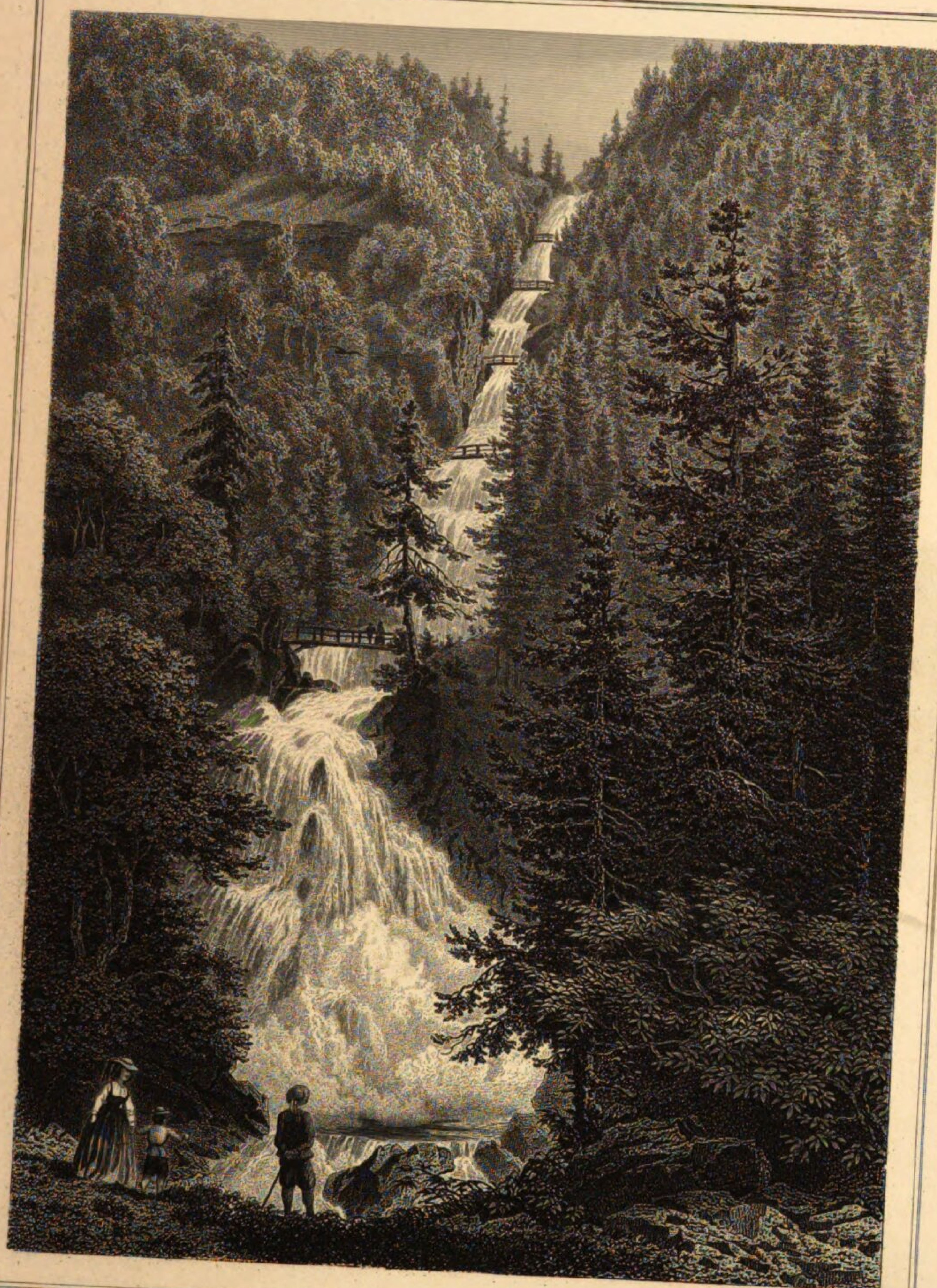
DER GIESSBACH.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible], auf ihren Wanderungen über die Felder des Dorfes [illegible], drei Rüben für sich auszuziehen und mit sich [illegible]. [illegible] Wasserfall ist vorhanden, der des Mühlbachs, welcher [illegible] Schicksal gehabt hat, in Folge eines Druckfehlers in Wyß [illegible] über das Oberland seit fünfzig Jahren in allen Reisebüchern [illegible] zu figuriren. Eine andere Merkwürdigkeit [illegible] früher ein gewaltiger Nußbaum, der nicht weniger als sechszig [illegible] gemeinschaftlich gehörte; Glieder derselben fanden sich nicht selten zur [illegible] in fröhlichen Festen unter ihm zusammen und knüpften dabei [illegible] die Bluts-Bande, die die Stamm-Eltern, die ursprünglichen Besitzer, [illegible] vielleicht nach Landesbrauch am Hochzeitstage gepflanzt, eng verbunden [illegible]. Jenseits Iseltwald zieht sich der Fuß- und Reitweg wieder nahe am [illegible] durch Gehölz und über Wiesen und rauhe Felsen, hier und da die breiten, [illegible], im Sommer meist wasserleeren Runse der Waldbäche überschreitend, durch Sengg und Bönigen nach Interlaken.

In uralter Zeit, vor soviel tausend Jahren, daß sie sich in keiner Weise auch nur annähernd berechnen lassen, zogen sich, wie wir bereits wiederholt angedeutet haben, aus den Hochthälern des Berner Oberlandes gewaltige Gletscherströme, welche sich bei Thun vereinigten und von hier ab, langsamer sich fortbewegend, bis in die Gegend von Bern gelangten. Auf ihrem Rücken trugen sie Felstrümmer, die sie an ihren Ursprungsorten am Susten, Finsteraarhorn, Schreckhorn, Jungfrau, Blümlisalp, Altels, Gletscherhorn und wie die Bergriesen alle heißen mögen, aufgenommen hatten. Es muß ein wilder, grausiger Anblick gewesen sein, den jenes ungeheure Gletscher- und Firngebiet gewährte; kaum ein schwaches Bild können davon jene noch immer ungeheuren Eismassen geben, welche in der Finsteraarhorngruppe lagern und ihre Abflüsse zur Aar und Rhone hinabsenden. Später schmolzen die Gletscher — niemand weiß sicher, wie es zuging, — zusammen und es traten die Gründe der [illegible] zu Tage; an der tiefsten Einsenkung derselben, von Brienz [illegible] Thun hinab, bildete sich ein langer schmaler Thalsee, ähnlich [illegible] sich von der Stätte des Ortes Wallenstadt bis nach [illegible] hinabgesenkt haben muß. Darauf begannen die [illegible] was sie an Geröll und Steinblöcken fortwälzten, [illegible], den sie zu erhöhen strebten. Am schnellsten kam [illegible] Bächen die Lütschine zum Ziel; da wo sie in den See [illegible] Geröllablagerung, welche Bergstürze noch



L. Rohbock delᵗ. A. Fesca sculpᵗ.

DER GIESSBACH.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

vermehrt haben mögen, nach und nach bis zur Oberfläche des Gewässers empor und trennte den See in zwei Theile, welche wir jetzt den Brienzer und den Thuner See nennen. So entstand das Bödeli von Interlaken, jenes reizende, vielbesuchte Gelände, das von der Aar durchflossen, im Süden von den Höhen der Breitlauenen, der Suleck und des Morgenberg, im Norden vom Harder und Beatenberg begrenzt wird. Mit Recht führt es seinen Namen; es ist ja ein dem Wasser abgewonnener Boden, ein ebenes Stückchen Erde, das freilich anfänglich wild und rauh genug gewesen sein mag, bis es sich nach und nach mit Sand und fruchtbarem Humus bedeckte und endlich durch menschlichen Fleiß bewohnbar und fruchtbar gemacht ward.

In ältester Zeit wird das Bödeli von Interlaken nicht erwähnt; es lag zu fern von den Wohnstätten der Römer, welche sich an den milderen Seen von Genf, Neuenburg und Biel seßhaft gemacht hatten. Erst im zwölften Jahrhundert erfährt man etwas Sicheres von ihm; damals gehörte sein Gebiet theilweise den Herren von Unspunnen, von Oberhofen und von Ringgenberg und hieß vielleicht — der Name tritt später noch auf — Interlappen, inter lapides, zwischen den Steinen und Felsen. Als aber 1130 Ritter Seilger von Oberhofen am Thuner See hier bei dem Dörflein Matten am linken Aarufer ein Augustiner-Mönchskloster mit einer St. Marien-Kirche gründete, nannte er dasselbe nach seiner Lage Interlaken, inter lacus, zwischen den Seen. Es gehörte zum Bisthum Lausanne und stieg schnell zu Ansehen und Bedeutung; schon drei Jahre nach seiner Stiftung nahm es Lothar III. in seinen Schutz und versah es mit wichtigen Privilegien. Fünfzig Mönche fanden in ihm ihr Unterkommen und bald darauf ward auch ein Nonnenkloster für 40 Nonnen gegründet, das in gewisser Beziehung vom Mönchskloster abhängig war. Die angesehensten Edlen des Landes führten ihre Söhne und Töchter den Stiftern zu und begabten dieselben mit Ländereien und Zinsen; bald erlangte Interlaken den Schutz der mächtiger werdenden Stadt Bern und schon 1323 ihr Bürgerrecht, sowie das der angesehenen Stadt Thun. Aber die Mönche verdienten auch ihr Emporkommen und namentlich leisteten sie viel durch ihre Thätigkeit für das Bödeli, das sie cultivirten und gegen die Verheerungen der wilden Lütschine schützten. Damals mündete der Strom in die Aar, aber die Mönche leiteten ihn dem Brienzer See zu und faßten ihn durch starke Dämme ein. Allein im vierzehnten Jahrhundert kaufte das Kloster 166 Grundstücke und Güter an, und weithin dehnten sich seine Besitzungen aus. Freilich ward es auch oft von Unglücksfällen betroffen und nur durch Berns Schutz gelang es ihm mehrmals, seine Unterthanen in Abhängigkeit und Zinspflicht zu erhalten; aber es blühte, nachdem es Schaden genommen, immer wieder schnell empor. Doch in späterer Zeit verbreitete sich Unordnung und Unsittlichkeit in beiden Klöstern; Mönche und Nonnen lebten in bitterer Feindschaft; man gab sich Schwelgereien

hin und vergeudete die reichen Güter, so daß die Einkünfte nicht mehr wie früher ausreichten und die Zahl der Insassen vermindert werden mußte. Schon 1484 mußte man, als alle strengen Maßregeln keine Besserung bewirkten, das Nonnenkloster aufheben. Doch auch damit war nicht geholfen und namentlich die Unsittlichkeit der Mönche trat mit jedem Jahre unverhüllter hervor. Probst Ludwig Roßen trat aus dem Kloster, um seine Güter seinen unehelichen Kindern überlassen zu können. Da kam die Reformation, der sich nach heftigen Kämpfen auch die Stadt Bern anschloß. Jetzt zeigte sich die Feindseligkeit der Landleute gegen das Kloster deutlicher als je; man drohte es zu zerstören und Probst Nicolaus Trachsel sah sich endlich genöthigt, es mit allen Gütern an Bern zu übergeben. Damit war indeß den Landleuten, welche die Befreiung von den Zehnten und Abgaben zu erlangen gehofft hatten, nicht gedient; sie zogen bald die Rechtmäßigkeit der Uebergabe in Zweifel und es kam zu einem Aufruhr, der sich namentlich über Hasli verbreitete, schließlich aber mit den Waffen in der Hand niedergeschlagen wurde. So gehörten also alle Besitzungen des Klosters der Stadt, welche bereits viele andere Güter von den Dynasten des Oberlandes erworben hatte und mit starker Hand Land und Leute regierte. Das Kloster ward nun zu einem Hospital, das zwar viel Gutes stiftete, allerdings aber der im Oberlande sehr allgemeinen und auch hier herrschenden Armuth nicht entgegen zu treten vermochte. War doch das Land arm und vermochte es doch kaum die Lasten zu tragen, die ihm schon von Alters her oblagen. Erst seit den letzten sechszig Jahren hat sich das Bödeli mehr und mehr gehoben; nach der Befreiung und der Gleichstellung seiner Bürger mit der herrschenden Stadt kam der mehr und mehr wachsende, große Summen zurücklassende Fremdenbesuch, und auch die Industrie entwickelte sich an einer Stätte, wohin man sie dringen zu sehen kaum hoffen konnte.

Nicht weniger als sechs Gemeinden bestehen im Bödeli, das alte kleine Unterseen, dicht dabei Aarmühle, jene meist aus Gasthäusern bestehende Ortschaft, welche der Fremde unrichtig Interlaken zu nennen pflegt, Matten, in dessen Gebiet ursprünglich das Kloster erbaut ward, Bönigen am Bord des Brienzer See und endlich am Eingang des Lütschinen Thals Gsteig und Wilderswyl. Noch im achtzehnten Jahrhundert galt das Bödeli als eine ziemlich abgelegene Gegend; aber schon im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ward sie von Fremden häufiger besucht und es fanden sogar schon jene anziehenden Alpenhirtenfeste statt, von welchen wir bei Schloß Unspunnen sprechen müssen. Aber noch vor etwa vierzig Jahren gab es nur einen Gasthof in Unterseen und einen zweiten in der Nähe des alten Klosters und beide genügten nur sehr bescheidenen und einfachen Ansprüchen. Je mehr aber Touristen in die Schweiz kamen, desto mehr entwickelten sich die ihnen bestimmten Einrichtungen und namentlich geschah dieß von dem Augenblick an, wo die Eisenbahnen auch dem weniger Vermögenden und in seiner



L. Rohbock del. A. Fesca sculp.

INTERLAKEN

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

INTERLAKEN.

(Bern).

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Zeit Beschränkten weitere Reisen ermöglichten. Wenn Interlaken oft als eine Stätte, wo Engländer sehr häufig verkehren und die erste Rolle spielen, bezeichnet wird, so ist dies nicht richtig; vorzugsweise verdankt es seinen Ruhm, sein Aufblühen, seinen stets wachsenden Verkehr den Deutschen, deren Besucher sich nach Tausenden zählen.

Weshalb das Bödeli und Interlaken eine so große Anziehungskraft, wie kein anderer Ort der Schweiz ausüben, ist leicht zu sagen; sie bieten mehr als sich irgendwo in Europa zusammenfindet. Inmitten eines großartigen Berglandes liegt zwischen zwei schönen, eigenthümlich gestalteten, interessanten Seen eine vollkommene Ebene, welche bei einer Stunde Länge und 45 Minuten Breite groß genug ist, um freie Bewegung ohne Beschwerden zu gestatten. Schöne Fahrstraßen und Dampfschiff-Linien führen zu ihr; die Reisegelegenheit ist so bequem, als sie die verwöhnten modernen Touristen nur fordern können, und auch die Gasthöfe, welche diese aufnehmen, entsprechen selbst den weitgehendsten Anforderungen, ohne doch zu übermäßigen Ausgaben anzureizen und zu nöthigen. Mild und wohlthuend ist das Klima, erfrischend und stärkend die Luft; hinreichenden Schutz gegen die kalten Winde bieten die hohen Bergmauern, welche das Thal einschließen; selbst im Winter noch, der übrigens nicht lange dauert, erscheint die Luft weniger rauh als im untern Aarthal und überhaupt zwischen Jura und Alpen. Kommt doch der oft empfindliche Nußbaum gut fort und wachsen doch in der Nähe am Bord des Thuner See selbst Bäume und Sträucher, welche noch ein südlicheres Klima verlangen. Wohin der Mensch seine Schritte lenkt, ist es herrlich; mag er zwischen den schönen Nußbaumreihen des Höheweg wandeln, oder die Seegestade besuchen, oder auf die niedrigeren aussichtreichen Höhenpunkte wandern: immer erblickt er neue, prachtvolle und liebliche, Herz und Gemüth erfreuende Bilder. Schon der Anblick der Jungfrau allein, der Königin des Gebirges, ist die Reise nach Interlaken werth und bewegt auch nicht wenige, sich auf Wochen im Bödeli anzusiedeln. Weitere Spaziergänge auf die Höhen und an den Seegestaden entlang, zur Beatenhöhle nach Beatenberg, Habkern, Breitlauenen, Abendberg, Saxeten und zur schienigen Platte, Fahrten nach Thun, zum Gießbach, nach Brienz und Meiringen genügen, um die schönen Tage vieler Wochen genußreich auszufüllen; wer rüstiger ist und Anstrengungen nicht scheut, dem bieten die Berge am Bord beider Seen für Monate interessante Wanderziele. Und doch ist dabei noch das Herrlichste nicht erwähnt, das Hochgebirge selbst im Hintergrunde der beiden Lütschine-Thäler, die prachtvollen Aussichten von Eisenfluh und Mürren, das obere Lauterbrunnen Thal, der Staubbach, Wengern-Alp mit Jungfrau, Mönch und Eiger, Grindelwald mit seinen Bergriesen und Gletschern, Faulhorn, Hasli-Scheideck und endlich Rosenlaui mit dem schönsten aller Gletscherströme, — Stätten und landschaftliche Bilder, die wenigstens dem Namen nach jeder Gebildete kennt. Sie

alle sind von Interlaken in wenigen Stunden leicht zugänglich; wer ihre Schönheiten recht genießen will, muß das Bödeli zu seinem Sommeraufenthalt oder wenigstens für eine kurze Rast wählen. Kann es da auffallen, daß der Fremdenstrom, welcher zu dem kleinen Stückchen Erde zwischen Thuner- und Brienzer-See pilgert, alljährlich wächst? Es müßte Erstaunen erregen, wenn es anders wäre!

Doch fassen wir das Bödeli näher in's Auge. Wer von Brienz her auf dem nördlichen Seebord über Ringgenberg und Goldswyl kömmt und die Aarbrücke überschritten hat, tritt sofort in die Gemeinde Aarmühle ein und befindet sich bald in der Nähe des alten Augustiner-Klosters, dessen Gebäude und Gärten eine epheuberankte Mauer umzieht. Herrliche, meist riesige Nußbäume mit mächtigen Kronen fassen die Straße, den Höheweg, ein, an welchem, meist an der Nordseite, die großen und dennoch oft überfüllten Gasthöfe erbaut sind. Ueber eine Wiese hinweg fällt der Blick freudig erstaunt auf die Thalspalte, in welcher drüben im Süden die Lütschine fließt; denn stolz und prangend strebt in ihr der herrlichste Berg der Schweiz, die Jungfrau, zum Himmel empor. Gewaltig und doch anmuthig, majestätisch und doch freundlich, wenigstens theilweise kräftige und scharf gebildete und modellirte Formen zeigend und doch lieblich, überragt sie weit die Vorberge, welche unten mit Wald bedeckt in wilde, nackte Spitzen, Zacken und Kuppen auslaufen. So still es im Winter und selbst im Frühjahr oder Herbst auf dem Höheweg hergeht, wenn die Hôtels ausgestorben und geschlossen sind, so belebt ist die Straße im Sommer; Vertreter aller Nationen Europa's und selbst anderer Erdtheile finden sich dann hier zusammen und hin und her rasseln die Wagen, welche zu den Dampfschiffen oder nach Lauterbrunnen und Grindelwald fahren. Doch darf man kein Treiben wie an anderen Orten, wo sich massenhaft Fremde zusammen finden, erwarten. Interlaken wetteifert an Pracht und Luxus nicht mit Baden-Baden, Homburg und anderen berühmten Kurorten; es kennt weder Promenaden in reichster Toilette, noch Spiel, Tanz, Theater, Concerte und Festlichkeiten aller Art; die Demi-Monde findet hier keine Stätte, um ihre Netze auszuwerfen und selten verliert ein Abenteurer seine kostbare Zeit im Bödeli. Denn hier gilt es wirklich allein dem Naturgenuß, dem sich alle Welt, Jung und Alt, widmet. Wo die Nußbaum-Allee aufhört, nimmt der Ort mehr den Charakter des Dorfes an; zwischen zwei Häuserreihen zieht sich der gepflasterte Weg zur Aarbrücke, die er überschreitet und auf eine von zwei Stromarmen umfaßte Insel gelangt. Hier sind die Häuser weniger groß und ansehnlich als am Höheweg; fast durchweg werden sie nur von den Einwohnern benutzt. Eine zweite etwas längere Brücke mit schöner Aussicht auf den Harder, die Aar und zur Jungfrau hinüber leitet zu dem alten, ärmlichen Städtchen Unterseen, dessen schwarze, unansehnliche Häuser den Platz, auf welchem sich das Gasthaus erhebt,



INTERLAKEN MIT DER JUNGFRAU.



L. Rohbock del.t   Fr. Müller sculp.t

INTERLAKEN MIT DER JUNGFRAU.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

umstehen. Nur Fußwanderer pflegen wohl hier eine Nacht zu verweilen; für Kurgäste und Touristen bietet der Ort ebensowenig als die einfache, anspruchslose Kirche, allein die Parquetterie-Fabrik ausgenommen, welche nach vorheriger Meldung besucht werden kann. Die schönen Hölzer des Oberlandes, von denen namentlich in der Gegend von Interlaken der verstorbene Forstmeister Kasthofer viele Arten angepflanzt hat, kommen der Fabrik trefflich zu statten. Durch Unterseen führt der Weg zum Landungsplatz der Dampfschiffe am Thuner See, dem einfachen Wirthshause von Neuhaus. Fast geradlinig zieht er sich von der Stadt ab zwischen Obstgärten am Hôtel Beau Site, das eine herrliche Aussicht auf Jungfrau, Mönch und Eiger besitzt, fast eine halbe Stunde weit hin. Nahe bei der Stadt lenkt ein seltener Baum, eine hübsche Ceder, den Blick auf sich. So einsam Neuhaus ist, wenn der Dampfer die Fremden nicht versammelt, ein so buntes Treiben umwogt es, wenn das Schiff eben ankommt; dann versammeln sich hier Postwagen, Omnibus und Fiaker, Führer, Träger, Pferdeverleiher und was sonst noch von den Fremden lebt. Umdrängt und angesprochen von allen Seiten vermögen die Reisenden kaum sich den zudringlichen Anerbietungen zu entziehen, auf die sie doch nur insoweit eingehen dürfen, als es sich um die Fahrt nach Interlaken handelt. Doch alles das dauert nur kurze Zeit, kaum eine halbe Stunde; sind die letzten Wagen abgefahren, so sitzt in der Gaststube von Neuhaus höchstens noch ein nachzügelnder Fußwanderer, der sich durch ein „Schöppli" Markgräfler oder Rothen zu stärken sucht.

Nicht alle Gasthöfe Interlakens finden sich aber am Höheweg; mehrere derselben, meist kleinere und weniger besuchte, haben sich südwärts nach Matten zu hingelagert, unter ihnen, von freundlichen Baumanlagen umgeben, das doppeltbethürmte Hôtel Ober, meist als Pension benutzt und hauptsächlich von dem Geburts- und Geldadel, welcher aristocratischer Gewohnheit folgend sich von der übrigen Welt abzuschließen sucht, bewohnt. Sie alle überragt aber, am kegelförmigen Kleinen Rugen, der vom Abendberg her einem Vorgebirge ähnlich weit in das Bödeli nach Osten vorspringt, in geringer Höhe von einer Aktiengesellschaft erbaut, das bekannte Hôtel Jungfraublick, eins der großartigsten und zugleich comfortablesten Gasthäuser der Schweiz. Gleich dem Gießbach-Hôtel verdankt es seinen Ursprung Herrn von Rappard, der es an Stelle eines kleinen, oft von Fremden besuchten Kaffeehauses, dessen Namen es fortführt, erstehen ließ. Nicht nur das Bödeli und den See von Thun und Brienz mit ihrer herrlichen Bergeinfassung überblickt es, es schaut auch in das Lütschine Thal hinein und über dasselbe hinweg auf die Jungfrau, die sich fast von keinem Punkt der Umgegend anmuthiger als hier darstellt, und namentlich am Abend, wenn sie sich in den rosigen Glanz des Alpenglühens hüllt, dem Beschauer vom Jungfraublick aus alle ihre wunderbaren Reize enthüllt. Mit 150 Betten ausgestattet, ist das Hôtel zugleich Molkenkur-

und Mineralwasser-Trinkanstalt und bietet deßhalb nicht nur den reizendsten, sondern auch bequemsten Aufenthalt im ganzen Bödeli.

Schon vor Jahren führten auf den etwa 600 Fuß über die Ebene des Bödeli ansteigenden Kleinen Rugen Fußwege, aber sie waren schmal, steil und schlecht unterhalten und wurden deßhalb trotz der reichen Genüsse, die sie zu bieten vermochten, selten benutzt. Gegenwärtig ziehen sich um den Berg bis zu seinem Gipfel hinauf die herrlichsten Waldwege, welche in bunter Abwechselung an den lichteren und offeneren Stellen die prächtigsten Blicke auf die von Gott begnadete Gegend gewähren. Sie zu schildern, hieße das Unmögliche versuchen und würde eben so wenig gelingen, als wenn man durch Wort oder Bild die herrliche Aussicht von der kleinen, runden Kuppe des Rugen darstellen wollte. Wir können zwar erwähnen, daß man von dem höchsten Punkte des Berges aus die Jungfrau mit dem Silberhorn, die unter ihr anstrebende rauhe Männlifluh, die Bergketten auf beiden Seiten des Lütschine-Thals, den Brienzer See und die Süd- und Nordkette an beiden Seiten desselben mit dem ragenden Brienzer Rothhorn, dem Tannhorn, Augstmatthorn und dem steilen, waldbedeckten Harder, ferner Beatenberg, Stockhorn, Niesen und Morgenbergkette mit dem von ihnen eingeschlossenen Thuner See und endlich noch das ganze Bödeli mit seinen Häusergruppen, Thürmen, Wiesen und Aeckern überschaut; aber was will das für den, der nie in Interlaken war, sagen? So oft wir auch während der vielen Monate, welche wir zu Interlaken verlebt, auf dem Kleinen Rugen gestanden haben: nie war das Bild, das vor unsern Augen sich ausbreitete, dasselbe; denn jede Tageszeit, jeder Witterungswechsel, selbst jede große Wolke, welche über das Bödeli oder an den Bergen hinstreifte und die Beleuchtung veränderte, ließ es anders, aber immer schön und herrlich erscheinen.

Unmittelbar an dem Kleinen Rugen oder vielmehr zwischen diesem und dem Großen Rugen zieht sich eine steinige, mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckte Schlucht hin, durch welche, meint man, früher vielleicht der Bach des Saxeten-Thals in die Aar floß. Zwischen gelbblühenden oder mit rothen Beeren bedeckten Berberitzensträuchern führt der Pfad an die südliche Mündung des Engpasses, durch welche, wie durch einen engen Rahmen, der Blick auf die Jungfrau fällt. Bald erreichen wir von hier aus auf grünem Wiesenplan die finstere Ruine des alten, von Gespenstersagen umwehten Schlosses Unspunnen. Einst gehörte es dem Geschlecht gleichen Namens, dessen letzter Sprößling, die schöne Ida, es an das angesehene Geschlecht von Wädenschwyl, deren Stammburg am Zürichsee liegt, brachte. Als Berthold von Zähringen die widerspenstigen Dynasten des Landes, zu denen auch Burchard, Herr von Unspunnen gehörte, zu zähmen suchte, war Rudolph von Wädenschwyl einer seiner treuesten Helfer; deßhalb haßte Burchard den jungen Ritter und versagte ihm die Hand seiner Tochter. Aber Rudolph raubte mit



INTERLAKEN.



L. Rohbock del.t A.J.Terwen sculp.t

INTERLAKEN.

BLICK NACH DEM THUNER SEE.
(Bern)

Coup d'oeil sur le lac de Thun.

View towards the lake of Thun.

Druck & Verlag von G.G.Lange in Darmstadt.

gewaffneter Hand die schöne Jungfrau, die ihn liebte, und machte sie zu seinem Weibe. Unversöhnlich zürnte darüber Ritter Burchard; erst als Herzog Berthold selbst sich in's Mittel legte und ihm den Sohn Ida's, den jungen Walter von Wädenschwyl, zuführte, bot er gerührt die Hand zur Versöhnung. Oft ist die Geschichte des schönen Burgfräuleins erzählt und besungen worden, wirft sie doch einen rosigen Schimmer auf die wilde, rauhe Ritterzeit. Später kam Schloß Unspunnen mit den dazu gehörigen Besitzungen an die vielgenannte Familie von Eschenbach, dann an Habsburg-Oesterreich, die Grafen von Straßberg, die Freiherrn von Weißenburg und viele andere, welche sie pfandweise besaßen, bis es endlich nach vielfachen merkwürdigen Schicksalen dauernd an die Stadt Bern gelangte. Wann die starke Veste in Verfall gerieth, ist nicht bekannt; der Zahn der Zeit allein scheint sie zernagt zu haben. Noch sind die letzten Reste vorhanden, denen der Anwohner noch vor fünfzig Jahren sich mit Scheu nahte. Denn einst wohnte hier ein Ritter Blaubart, der seine Weiber eine nach der andern in die unterirdischen Verließe des Hauptthurms warf, dort elendiglich verschmachten ließ und dafür noch heut umgehen muß, und außerdem zeigt sich nicht selten ein großer schwarzer Hund, der die Schätze der Burgherren bis zum jüngsten Tage bewachen muß. Auf der Wiesenebene nahe beim Schlosse fanden in den Jahren 1805 und 1808 Alpenhirtenfeste statt, welche der Landvogt Thormann von Interlaken im Verein mit einem Herrn von Mühlinen und dem Maler Sigismund Mayer veranstaltet; sie waren es, welche zuerst Fremde in größerer Zahl in's Bödeli zogen. Da ward gesungen, auf dem Alphorn geblasen, gelaufen, gerungen, der Stein geworfen und gestoßen, geschossen und, was sich sonst noch an Uebungen bot, vorgenommen, und den Sieger lohnte in Gegenwart vornehmer und angesehener Frauen und Herren ein hübscher Preis. Noch besitzen wir eine interessante Sammlung von Volksliedern und Kuhreigen, welche bei jenem Feste gesungen wurden.

Ein guter Fußpfad führt von der Wagneren-Schlucht in einer halben Stunde bequem auf die Höhe der Heimwehfluh, eines seit erst wenigen Jahren häufiger besuchten Aussichtspunktes, von dem wir auf die beiden Seen des Bödeli und die prächtige Berggruppe von Jungfrau, Mönch und Eiger blicken, ein anderer von Ruine Unspunnen an dem interessanten, schöngelegenen Hause des Maler Boutibonne vorüber nach dem stillen Dörfchen Wilderswyl am Eingang des Saxetenthals und von dort nach Gsteig an der wilden, trüben Lütschine, dessen Pfarrkirche, einst die Mutterkirche der ganzen Gegend weit und breit, zwar schon im achten Jahrhundert bestanden haben soll, wohl aber erst später gegründet ward. Noch sind mehr als 6000 Seelen und eilf theils hoch oben im Gebirge gelegene Ortschaften hier eingepfarrt. Beide Dorfschaften bieten dem Fremden wenig, mehr schon Bönigen, zu dem Wege an beiden Seiten des von einem Steinwall eingefaßten Bergstroms leiten. Denn das idyllische, von einem kleinen Bach durchflossene

Bönigen, dessen Holzhäuser sich hinter schönen Fruchtbäumen schelmisch verbergen, erstreckt sich anmuthig bis zum Bord des Brienzer See und besitzt neben einer Anstalt für Bäder im See drei kleinere Hôtel, die billige Pensionen denjenigen gewähren, welche stiller und einfacher zu leben wünschen. Unweit vom Ort mündet die Lütschine wild wogend in den Brienzer See; auf dem sandigen, kahlen Delta, welches sie im Lauf der Jahre gebildet, finden sich nicht selten neben Sanddorn und kleinen Weiden hübsche Alpenpflanzen, deren Samen der Strom herabgeschwemmt und angesäet hat.

Bönigen wird durch eine Fahrstraße mit Interlaken verbunden, aber dieselbe bietet nichts als die Blicke auf die umgebenden Berge. Interessanter ist die Wanderung am Fuß des Rugen und des Abendberges auf dem rechten Aar-Ufer bis an den Thuner See, dessen freundliche Gelände etwas an den Zürichsee erinnern. Hier lag früher unweit der Aarmündung die durch den Strom vor vielen hundert Jahren zerstörte große Ortschaft Wyden, die sogar einen Markt besessen haben soll, und das Schloß Weissenau oder Wyssenau, ein Besitzthum der Freiherren von Weissenburg. Noch sind wenige von Epheu umzogene Trümmer auf einer kleinen Insel der Aar vorhanden. Wahrscheinlich verfiel die Wasserburg, weil sie nicht mehr bewohnt ward, obwohl die Sage sie durch aufständische Bauern zerstört werden läßt. Die Aussicht von der Aarmündung aus über den Thuner See ist anmuthig, obwohl nicht großartig; es fehlen die hohen und wilden Berggestalten, welche den Brienzer See einfassen. Häufiger wird ein anderer Spaziergang von Interlaken aus gemacht, derjenige auf den Hohbühl am Harder; fast jeder Fremde, der auch nur einen Tag im Bödeli bleibt, pflegt den Hohbühl zu besuchen. Der Weg führt an der Aar stromaufwärts und über die sogenannte Zollbrücke auf die Straße nach Ringgenberg, hier aber sofort links über eine kleine Wiese durch einen Wald langsam ansteigend in zwanzig Minuten auf den Bergvorsprung, auf welchem vor vielen Jahren ein einfacher Pavillon errichtet ward. Unmittelbar unter dem Hohbühl liegt die sogenannte Goldey, ein schmaler, mit Steinen, Geröll und wenigem Grün überzogener Streifen Land zwischen der Aar und dem Fuß des Harder; jenseits des Stroms strecken sich die stattlichen Gasthäuser von Interlaken, an welche sich Unterseen anschließt, hin. Der Blick über das Bödeli links auf den Brienzer See, geradeaus auf Breitlauenen und Suleck, zwischen denen sich die Jungfrau stolz emporreckt, rechts auf die rauhe, schneebedeckte Schwalmeren, den zackigen steil abstürzenden Bergzug des Morgenberges und den Thuner See mit der gewaltigen Riesenpyramide im Hintergrund wetteifern mit den schönsten Aussichtspunkten des Oberlandes. Aehnlich, aber fast noch schöner ist der Blick von der etwas höhergelegenen unteren Bleike, einer abschüssigen Wiese, welche von dunklem Wald und Felsen eingefaßt ist. Der obere Theil des Harder pflegt selten besucht zu werden; abgesehen davon, daß der Wald



VILLA [illegible] IN INTERLAKEN.

[illegible] sich hinter schönen Fruchtbäumen schelmisch [illegible] zum Bord des Brienzer See und besitzt neben [illegible] drei kleinere Hôtel, die billige Pensionen [illegible] einfacher zu leben wünschen. Unweit vom Ort [illegible] in den Brienzer See; auf dem sandigen, kahlen [illegible], finden sich nicht selten neben [illegible] deren Samen der Strom herabgeschwemmt [illegible]

[illegible] mit Interlaken verbunden, aber [illegible] Interessanter ist die [illegible] und des Abendberges auf dem rechten Aar-Ufer [illegible] etwas an den Zürichsee erinnern. [illegible] durch den Strom vor vielen hundert [illegible] der sogar einen Markt besessen [illegible] ein Besitzthum der Freiherren von [illegible] Trümmer auf einer kleinen [illegible] Aar [illegible] die Wasserburg, weil sie nicht [illegible] durch aufständische Bauern zerstört [illegible] Die Aussicht [illegible] aus über den Thuner See ist [illegible] die hohen und wilden Berggestalten, [illegible] wird ein anderer Spaziergang von [illegible] auf den Hohbühl am Harder; fast jeder Fremde, [illegible] den Hohbühl zu besuchen. Der [illegible] die sogenannte Zollbrücke auf [illegible] über eine kleine Wiese durch [illegible] auf den Bergvorsprung, auf [illegible] Pavillon errichtet ward. Unmittelbar [illegible] Golden, ein schmaler, mit Steinen, Geröll [illegible] Streifen Land zwischen der Aar und dem [illegible] des Stroms strecken sich die stattlichen Gasthäuser [illegible] an welche sich Unterseen anschließt, hin. Der Blick über das [illegible] auf den Brienzer See, geradeaus auf Breitlauenen und Suleck, [illegible] sich die Jungfrau stolz emporreckt, rechts auf die rauhe, schnee[illegible], den zackigen steil [illegible] Bergzug des Morgenberges [illegible] See mit der gewaltigen [illegible]pyramide im Hintergrund wett[illegible] schönsten Aussichtspunkten des Oberlandes. Aehnlich, aber fast [illegible] ist der Blick von der etwas höher gelegenen unteren Bleike, einer ab[illegible] Wiese, welche von dunklem Wald und Felsen eingefaßt ist. Der obere Theil des Harder pflegt selten besucht zu werden, abgesehen davon, daß der Wald



L. Rohbock del.t J. Richter sculp.t

VILLA OBER IN INTERLAKEN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

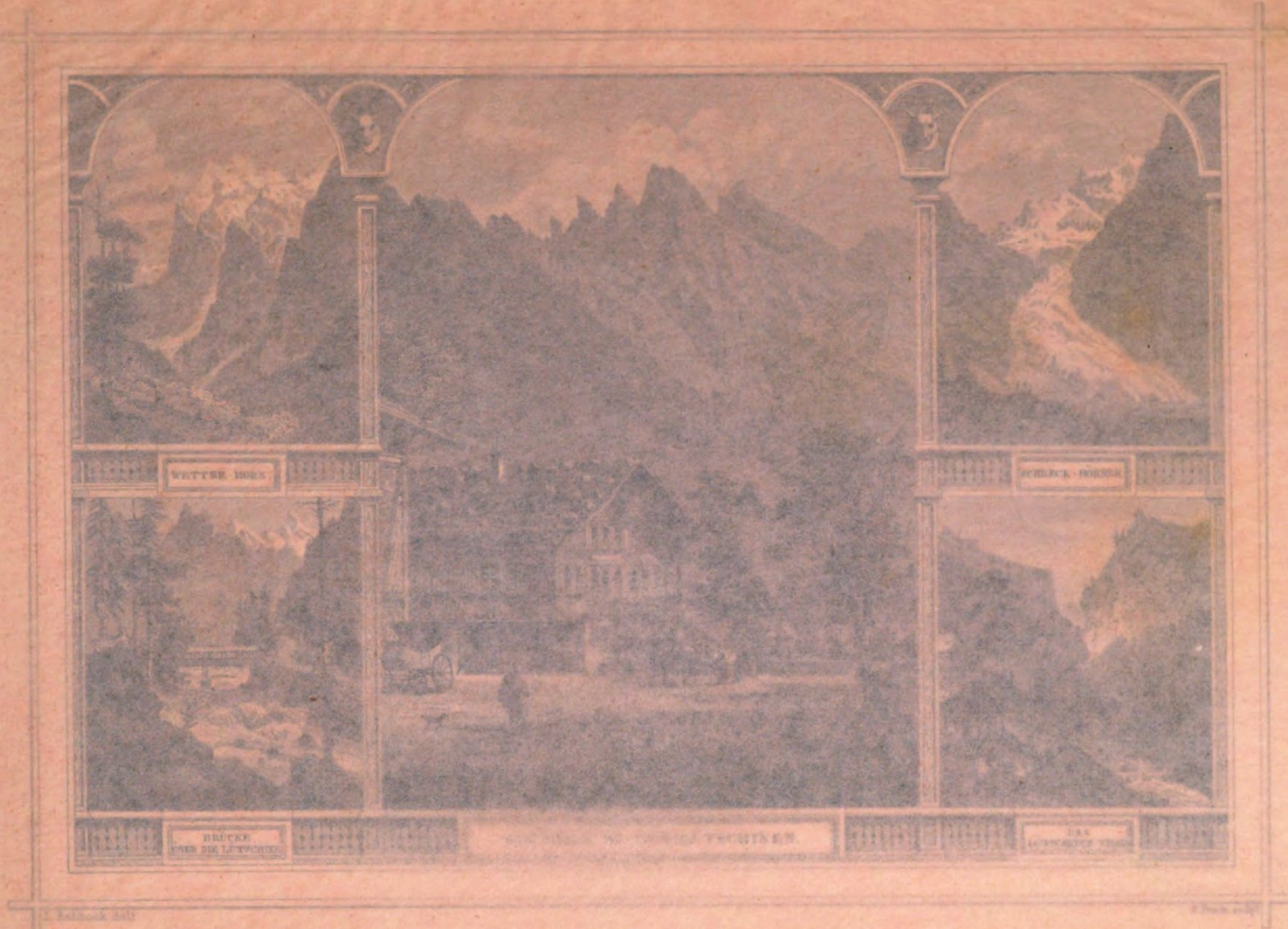
fast ununterbrochen bis zum Gipfel hinaufsteigt, erfordert er sichere Fußgänger und hat, wie Grabsteine auf dem Kirchhof zu Unterseen beweisen, schon wiederholt Unglücksfälle veranlaßt. Ein steiniger Pfad, der von Zeit zu Zeit treppenartig wird, führt vom Hohbühl zur Goldey, über welche sich die schroffe, zerrissene Falkenfluh erhebt, herab und von dort, wenn man nicht stromabwärts nach Unterseen wandern will, an den kleinen Höhlen der Zwerglilöcher vorüber nach der Zollbrücke zurück.

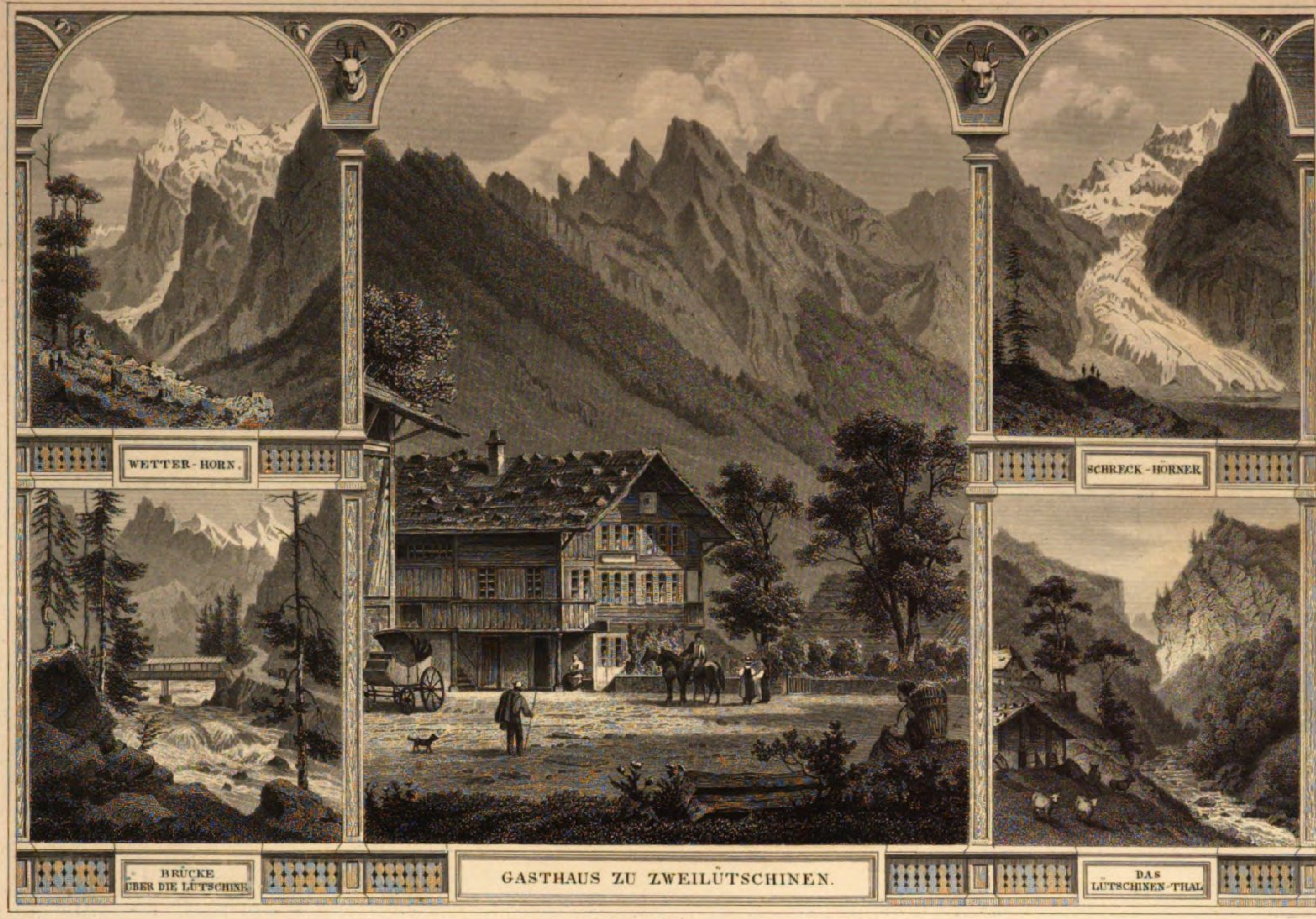
Nachdem wir das Bödeli durchwandert, schicken wir uns zu weiteren Spaziergängen durch die Seitenthäler und auf die nahen Höhen an. Wo früher kaum Saumpfade waren, ziehen sich jetzt bereits zum Theil Fahrstraßen hin; nur selten fordert eine oder andere Parthie größere Anstrengungen. Eine dieser Fahrstraßen leitet von Unterseen nordwärts in das schmale Habkern Thal, dessen wildes, oft schnell anwachsendes Wasser, der Lombach, über gewaltige erratische Blöcke von schönem röthlichen Granit abwärts fließt und unweit von Neuhaus in den Thuner See mündet. Sanft steigt die Straße an; links streben die zerrissenen Wände des Harder empor, rechts liegt das tiefe Strombett und jenseits desselben die mit Gehölz und Weiden bedeckten Hänge des Beatenberg. Nachdem sich das Thal verengt hat, erweitert es sich wieder und wird endlich halbkreisförmig von sanfteren Höhen umschlossen, auf denen die vier Bauernschaften des Dorfes Habkern ihre Wohnhäuser zerstreut haben. Auch hier noch finden sich im Bachbett jene erratischen Granitblöcke, deren Ursprung sich bis jetzt nicht hat ermitteln lassen; einen der größten und schönsten hat vor Jahren die Schweiz zum Washington-Denkmal nach Amerika gesandt. Die Aussicht ist zwar begrenzt, aber anmuthig und wahrhaft idillisch die Lage des einsamen Dörfleins und seiner kleinen Kirche. Bergpfade führen von hier hinab nach Langnau im Emmenthal, auf den sagenreichen, fast siebentausend Fuß hohen, doppelspitzigen Bergstock des Hohgant und den mit Felsblöcken übersäeten Gipfel des riesigen Augstmatthorn, dessen anstrengende Besteigung indeß nur schwindelfreie Bergwanderer unternehmen dürfen.

Neben dem Fahrweg geht noch ein zweiter Weg von Unterseen nach Habkern, ein schmaler Fußpfad am rechten Bord der Lombach; zwar schöner und romantischer, wird er doch weniger gewählt, weil er weit beschwerlicher ist. Desto mehr zieht die neue Straße aus dem untern Theil des Habkern-Thal nach Beatenberg, früher ein schlechter Fußweg, an. Sowie sie die Höhe erreicht, öffnet sich eine weite herrliche Aussicht auf den Thuner See und die ihn einfassenden Gebirge. Nachdem sie den in tiefem Runs fließenden Beatenbach überschritten, tritt sie in die mehr als eine Stunde lange Gemeinde Beatenberg (3400 Fuß über dem Meere) ein. Selten möchte sich ein Ort in der Schweiz finden, der geeigneter zur Anlage eines Molken-Kurorts wäre; leicht zugänglich, hochgelegen, gegen die Nordwinde geschützt, nach Süden frei und bequeme Spaziergänge mit herrlicher Aussicht bietend, genügt

er allen Anforderungen, welche man billiger Weise stellen kann. Nur an den nöthigen Einrichtungen fehlt es noch, denn es ist nur eine Pension bei dem Pfarrer des Orts vorhanden. In etwa drei Stunden leitet von Beatenberg ein aussichtsreicher Pfad über Alpenweiden auf den in neuester Zeit beliebt gewordenen Aussichtspunkt des Güggisgrat oder Gemmenalphorn, (6600′) welchen man gewöhnlich und auch bequemer auf gutem gefahrlosen Saumpfade von Habkern aus besucht. Je wilder die Umgebung des Berges ist — unter dem Gipfel liegt die schmale Kluft des Justisthals, gegenüber starren die zerklüfteten Ralligstöcke und nordwärts ziehen sich die Karrenfelder der Sohlflühe hin — desto herrlicher und großartiger ist der Blick auf die Alpenkette. Vom Pilatus im Nordosten an erstreckt diese sich über die Finsteraarhorngruppe bis über den prachtvollen Altels hinaus und vor ihr liegt das bunte interessante Gewirr der Vorberge, aus denen jenseits des blauen Beckens des Thuner See der zackige Grad der Morgenberg-Kette, die stolze Pyramide des Niesen und die seltsame Spitze des Stockhorn den Blick auf sich ziehen.

Beatenberg, von dem ein steiler und schlechter Fußpfad an den Thuner See hinabführt, hat seinen Namen von dem heiligen Beatus, dem Apostel der Gegend, der im ersten Jahrhundert nach Christo gelebt haben soll und der Legende zufolge vom Apostel Petrus selbst zur Bekehrung der Heiden ausgesandt ward. Seine Wohnung war aber nicht auf der Höhe, sondern drunten am Seebord in einer wenig über dem Wasserspiegel in den Berg eindringenden Höhle, aus welcher er durch sein Gebet einen dort hausenden fürchterlichen Drachen vertrieben haben soll und in der er auch Jahrhunderte begraben lag, bis die Regierung von Bern zur Zeit der Reformation seine Reliquien, um ihre Verehrung zu hindern, entfernte. Noch pflegen Wallfahrer aus dem Wallis auf ihrer Reise nach Einsiedeln die Höhle zu besuchen, häufiger ist diese aber das Ziel der in Interlaken wohnenden Touristen, welche sie entweder auf dem schmalen Fußwege am nördlichen Ufer des Thuner See über den kleinen Weiler Sunglauenen, oder von Neuhaus aus über den See zu erreichen streben. So interessant der Fußpfad auch ist, er bietet doch einige Stellen, welche nicht Jeder gern zurücklegt und ist namentlich für diejenigen, welche den Schwindel fürchten müssen, da, wo er schmal und in den Fels gesprengt ist, nicht leicht zu passiren. Die Höhle des Heiligen selbst liegt mitten im Gehölz und ist einfach und von geringer Tiefe, auch zeigen sich keine Spuren ihrer früheren Bewohnung mehr; interessanter erscheint dagegen eine zweite Höhle, aus welcher der oft wasserreiche Beatenbach hervorkommt. Wie weit diese in den Berg eindringt, ist noch nicht ermittelt worden. Wiederholt hat man sie zu durchforschen gesucht, aber stellenweis wird sie so niedrig, daß man nur kriechend fortkommen kann, was des in ihr fließenden Bachs wegen doppelt schwierig und insofern auch gefährlich ist, als jeder Ausweg gesperrt wird, sobald ein plötzlich eintretendes


WETTER HORN
BRÜCKE
DAS



GASTHAUS ZU ZWEILÜTSCHINEN.

L. Rohbock del. A. Fesca sculp.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Hochgewitter sich über den Gipfeln des Beatenberg und des Güggisgrat entladet und in Folge dessen der Bach anschwillt. Angeblich soll der Beatenbach aus den Seefeld-Alpen oben am Güggisgrat seinen Ursprung haben, die Sage läßt aber die Höhle bis ins Emmenthal oder sogar bis nach Tyrol reichen, was für Kenner der Sagen der Schweiz ebensoviel bedeuten will, als wenn man erzählt, daß die Höhle bis in die Unterwelt, das Todtenland, hinabgehe. Etwas tiefer als die beiden Höhlen liegt, ebenfalls noch von Wald umgeben, der kleine stille, aber recht lieblich situirte Landsitz Leerau, dessen Garten in Folge seines milden fruchtbaren Klimas gewöhnlich nur in der südlicheren Schweiz fortkommende Gesträuche, wie Kirschlorbeer u. s. w. durchwintern läßt. Seitwärts aber macht der Beatenbach, der von der Höhle schäumend in steinigem Bett herabfließt, einen wenn auch nicht hohen und wasserreichen, doch aber anmuthigen und interessanten Sturz in den See, den ersten, welchen der von Bern kommende Tourist im Oberlande erblickt, wenn er auf dem eilenden Dampfschiff des Thuner See die Fahrt nach Neuhaus zurücklegt.

Bleibt der Wanderer zur Beatenhöhle, auch wenn er den Fußpfad wählt, stets in geringerer Höhe über dem Spiegel des Thuner See, so steigt er bei seinem Spaziergang (oder dem Spazierritt auf einem kräftigen Esel oder Pferd) zur Aussicht auf dem Abendberg mehrere tausend Fuß empor. Schon in früherer Zeit war der Punkt vielfach besucht; an schönen Sonn- und Festtagen versammelten sich hier die Landeseinwohner nach uralter Sitte zu fröhlichen Mahlzeiten, Spielen und Tänzen. Später errichtete auf dem Abendberg Dr. Guggenbühl, ein schweizerischer Arzt, zur Unterbringung und Heilung von Kretins eine Anstalt, deren Hauptgebäude man von Interlaken aus erblickt. Der Weg führt entweder von Unspunnen oder aus der Wagneren Schlucht durch hübschen, dichten Wald aufwärts auf den Großen Rugen und die Egg, wo sich das Panorama auf das Bödeli, den Brienzer-See, die beiden Ketten an den Ufern desselben und das Lütschine-Thal mit Jungfrau, Mönch und Eiger ausbreitet. Bald darauf erreicht man das „Hospiz," ein wenig ansehnliches Gebäude, das auch in seinem Innern nur einfach ist. Als Dr. Guggenbühl, der vor einigen Jahren verstorben ist, die Heil-Anstalt für Kretinismus eröffnete, erweckte er in Deutschland und noch mehr in England durch seine Schriften großes Interesse für die Heilung jener unglücklichen, alle geistigen Kräfte entbehrenden Menschen, deren es in einzelnen Theilen der Schweiz eine große Zahl gibt; trotzdem es ihm an Unterstützung nicht fehlte und Geldmittel ihm in reichem Maaße zuflossen, hat er nichts geleistet. Man weiß jetzt, daß er nichts weiter ins Auge gefaßt hat, als seinen persönlichen Vortheil und daß ein großer Theil der Kinder, welche in seiner Anstalt kärglich genug verpflegt wurden, wohl Idioten zum Theil aus fremden Ländern, aber nicht Kretins waren und daß er für sie nicht selten beträchtliche Pensionen

empfing. Von dem Hospiz aus führt ein Pfad über die Rothegg, das große und das kleine Schiffli auf den Morgenberg, den höchsten Gipfel der am Südbord des Thuner-See in der Nähe des Bödeli aufsteigenden steilen und zerrissenen Kette. So interessant er ist, so wenig ladet er zu seiner Benutzung ein, da er fast fortwährend auf dem rauhen Grate entlang führt und meist nur eine Breite von achtzehn Zoll oder zwei Fuß hat. Auf der einen Seite liegt in der Tiefe von fünftausend Fuß der See, auf der andern sinkt der Berg dreitausend Fuß steil in das Saxeten-Thal hinab. Sicherer Schritt und ganz schwindelfreier Kopf sind die ersten Erfordernisse, welche der Wanderer mitbringen muß; wir selbst haben wiederholt tüchtige Berggänger da, wo der Baumwuchs ganz zurück tritt und der Blick ungehindert in die gähnende Tiefe schweift, ohne Zögern umkehren sehen. Nur vom Saxeten-Thal kann der aussichtsreiche Morgenberg verhältnißmäßig leicht erstiegen werden, aber auch dort fordert er noch immer Anstrengungen, denen sich nur Wenige unterziehen können und mögen.

Vom Abendberg aus führt ein Fußpfad an der südlichen Flanke der Bergkette hinab in das kleine, früher fast unbekannte und noch immer nicht hoch genug geschätzte Thal; ein anderer, der gewöhnlich benutzte, leitet ebendahin von Wilderswyl aus, dessen Fluren der wilde, in grausigem Steinbett fließende Thalbach, der Saxetenbach, nicht selten verheert. Vor vielen Jahrhunderten brachte der Waldbach sogar zwei anderen Dörfern, Grenchen und Mühlinen, den Untergang. Der Weg steigt auf der südlichen Thalseite steil an, zieht sich durch Wäldchen und Wiesen und geht darauf, eine Zeit lang fast eben, hoch über dem Bach fort, bis er das kleine, den Lawinen sehr ausgesetzte, aber romantisch gelegene Dorf Saxeten erreicht, dessen aus der lateinischen Sprache herstammender Name an die zahlreichen Felsen und Steinblöcke des Geländes anknüpft. Etwas höher hinauf zeigen sich drei hübsche, sehr verschiedenartig gestaltete Wasserfälle dicht bei einander, welche wohl besucht zu werden verdienen. An derselben Stelle scheiden sich die Wege. Rechts hin zieht ein Pfad thalaufwärts über Alpenweiden nach der Paßhöhe des Renggli, einem etwas mehr als fünftausend Füß hohen Rücken zwischen Morgenberg und Schwalmeren, der jenseits in das Suldthal hin absinkt. Schon der Blick von Renggli ist nicht uninteressant, weit besuchenswerther aber weiter abwärts die enge Felsschlucht, in welche der Sulsbach gegen die dunklen Felsen brandet und schäumt, und ein zwar nicht hoher und großer, aber lieblich schöner Wasserfall, den wenige ähnliche des Oberlandes zu erreichen vermögen. Eine Stunde später berührt der Fußweg das Dorf Mühlinen im Kanderthal, von wo aus man über Krattigen und Leißigen am Thuner See auf bequemerem Wege nach Interlaken in drei Stunden zurückkehren kann. Schwieriger als der Pfad über das Renggli ist der zweite Bergweg, welcher bei den drei Wasserfällen im Saxetenthal linkshin abschwenkt. Im Zickzack steigt er steil auf zu der mit Nesseln massenhaft bewachsenen,

zum Theil auch mit Geröll überschütteten Neßleren=Alp, wendet sich hier östlich nach Bellenkilchen, wo der Sage nach einst eine Kapelle gestanden haben soll, und nach dem Bergvorsprung von Bellenhöchst, zieht sich dann an den Abstürzen der Suleck, welche der herabfallenden Steinbrocken wegen Gefahr drohen, auf die Sulsalp und von hier aus auf den 7500 Fuß hohen Kamm der Suleck. Ein anderer Pfad gelangt ebendahin aus dem Lütschine=Thal, in welchem man noch vor Zweilütschinen durch Wald und ein kleines Wiesenthälchen an der westlichen Thalseite ziemlich steil emporsteigt, ein dritter über Isenfluh. Ohne ein Prophet sein zu wollen, kann man voraussagen, daß die Suleck in wenigen Jahren ein sehr besuchter Wallfahrtsort der Touristen sein werde, trotz der Schienigen Platte, welche sich ihr gegenüber aufgethan hat; es bedarf dazu nur der Verbesserung der Wege, die nicht lange auf sich warten lassen wird, und der Anlegung eines kleinen, einige Erfrischungen bietenden Wirthshauses, dessen nun einmal die Touristen sich nicht entschlagen können. Großartiger und eine noch weitere Aussicht bietend steht freilich die eis= und schneebedeckte Schwalmeren in der nächsten Nähe da, aber ihre Besteigung ist schon der größeren Höhe wegen nicht Jedermanns Sache und auch nicht ohne Schwierigkeiten, und außerdem bietet die Suleck denjenigen, welche die Schwalmeren besuchen wollen, auf ihrem Wege einen passenden Ruhepunkt, vor welchem sich die ganze Alpenkette und namentlich die Gruppe der Jungfrau in wunderbarer Pracht hinlagert. —

Es war vor fünfzehn Jahren, als eine kleine Gesellschaft Deutscher, deren Glieder zum Theil monatelang in Interlaken verweilten, diejenigen Höhepunkte in der Nähe von Interlaken, welche bisher weder die Reisebücher erwähnten, noch die Wirthe und Führer zu empfehlen pflegten, zu besuchen unternahm. Nachdem ihre Wanderungen sich auf den Güggisgrat, das Augstmatthorn, die Suleck und die Schwalmeren, das Tannhorn und andere Gipfel gerichtet und reichliche Ausbeute geliefert hatten, beschlossen sie zu den Alpen von Breitlauenen empor zu steigen und von dort aus jenseits des zackigen Berggrates in das Lütschine=Thal hinab zu gehen. Was sie vorzugsweise lockte, war die weithin schimmernde Schienige Platte, deren günstige Lage eine herrliche Aussicht zu versprechen schien. In der That sahen sie sich nicht getäuscht und diejenigen von ihnen, welche in den folgenden Jahren wiederum im Bödeli einige herrliche Wochen verlebten, stiegen gern nochmals zur Schienigen Platte hinauf. Seitdem hat sich die Zahl der Besucher dieses hochgelegenen Aussichtspunktes (5800′) außerordentlich vermehrt; er gehört bereits zu den gewöhnlichen Touristenzielen und wo früher nicht einmal die einfachsten Alpenspeisen, Milch und Käse, zu erlangen waren, steht jetzt ein freundliches und einladendes Gasthaus. Dem Faulhorn kann freilich die Schienige Platte keine ernstliche und dauernde Concurrenz, obwohl man es behauptet hat, machen; das würde nur der Suleck möglich sein. Unmittelbar hinter Gsteig steigt der

Weg empor; auch für die Pferde bequem gangbar, windet er sich an der Höhe durch Wald, hier und da hübsche Blicke bietend, empor und tritt nach mehr als einer Stunde aus dem Gehölz auf die Breitlauenen-Alp, deren dunkle, einfache Sennhütten ins Bödeli und nach Interlaken blicken. Von hier zieht er sich über Weide und Geröll zu der Einsattelung zwischen dem Gumihorn und dem wilden, zackigen Alpigeltigrat, überschreitet dieselben und gelangt darauf an gräßlichen Bergabstürzen vorüber auf die südlich abdachende Alp, deren oberen Theil eine kahle, glatte und hellschimmernde Felsenfläche, die schienige (scheinende) Platte bildet. Kaum weiß der erstaunte Blick, wohin er sich zuerst richten soll, ob auf die herrlichen Thalgelände der weißen und schwarzen Lütschine tief drunten am Fuß des Gebirges, oder auf die majestätischen, himmelanstrebenden Alpengipfel im Süden. Denn weit über Lauterbrunnen hinaus bis zur Gegend des Schmadribach und zum Breit- und Tschingelhorn und bis nach Grindelwald hinauf vermag er dort über Bergmatten, rauhe, steil abfallende Felsen, Wälder, Wasserfälle und Häusergruppen zu schweifen und hier sich an prächtigen, originellen Bergformen, ihrer glänzenden Schnee- und Firndecke und den bläulichen Gletschermassen zu sättigen. Die Schienige Platte liegt genau in der rechten Entfernung von den Hochalpengipfeln; denn während diese auf der Wengern-Alp zu gewaltig dem Menschen entgegenrücken und ihn, statt ihn zu erheben, niederdrücken, auf entfernten Standpunkten aber, wie dem Brienzer Rothhorn, durch die massiger auftretenden Vorberge zurückgedrängt werden, erscheinen sie hier in ganzer Hoheit und Schönheit, großartig und freundlich zugleich und in einen Reiz gehüllt, der niemand kalt und unbewegt läßt.

Die Schienige Platte ist die Stätte einer Sage, welche an eine der bekanntesten Balladen Schillers erinnert. Einer jener schweizerischen Gemsenjäger, welche mit ungezügelter Leidenschaft jahraus jahrein auf den Gebirgen umherstreifen, um die flüchtigen Gemsen aufzuspüren und zu erlegen, entdeckte in der Gegend der Platte eine friedlich und sorglos weidende Gemsenheerde. Schon hatte er den Bolzen auf seine Armbrust gelegt und harrte nur des Augenblicks, welcher den kräftigen Gemsbock ihm schußgerecht gegenüber stellen sollte, als plötzlich der Geist des Gebirges, der Bergzwerg, vor ihm stand. Mit harten Worten verwies ihm der sein Beginnen. „Geh hinab in das Thal," rief der Zwerg, „und belästige niemals mehr meine Heerden; schon zu lange hast Du die lieblichen, unschuldigen Thiere verfolgt. Allwöchentlich sollst Du in Deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier vorfinden; das diene Dir zur Nahrung. Wehe Dir aber, wenn ich Dich noch einmal auf den Alpen mit Bogen und Armbrust treffe. Du weißt es, wenn die Zwerge zürnen, vermag niemand ihrer Strafe zu entrinnen." Kaum waren die Worte gesprochen, so war auch der Berggeist verschwunden und mit ihm die Gemsenheerde. Bleich und zitternd eilte der Jäger in sein heimathliches Dorf; dort trug



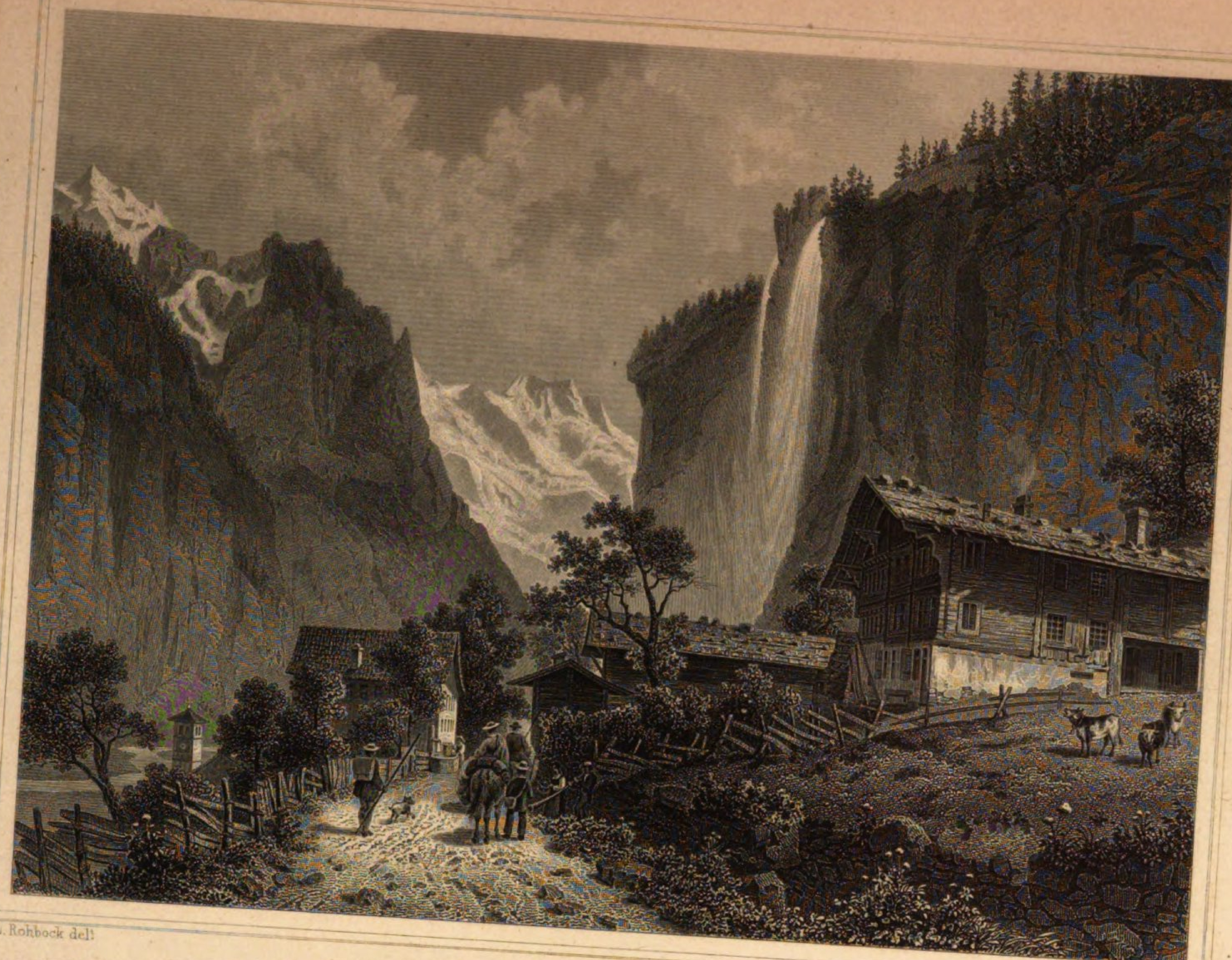
La vallée de Lauterbrunnen

LAUTERBRUNNEN MIT DEM STAUBBACH.

The valley of Lauterbrunnen

[illegible] gangbar, windet er sich an der Höhe [illegible] hübsche [illegible], empor und tritt nach mehr als [illegible] aus dem [illegible] auf die [illegible]-Alp, deren dunkle, einfache [illegible] blicken. Von hier zieht er sich über [illegible] zu der [illegible] zwischen dem [illegible]horn und dem wilden, [illegible]grat, [illegible] und gelangt darauf an gräßlichen [illegible] vorüber auf die [illegible] Alp, deren oberen Theil eine [illegible], glatte und hellschimmernde [illegible]fläche, die schienige (scheinende) Platte bildet. [illegible] weiß der erstaunte [illegible], wohin er sich zuerst richten soll, ob auf die [illegible] Thalgelände der [illegible] und schwarzen Lütschine tief drunten am Fuß des Gebirges, oder auf die [illegible], himmelanstrebenden Alpengipfel im Süden. [illegible] bis zur Gegend des Schmadribach und [illegible] bis nach Grindelwald hinauf vermag er dort [illegible] Felsen, Wälder, Wasserfälle und Häuser[illegible] zu [illegible] an [illegible], originellen Bergformen, ihrer [illegible] den bläulichen Gletschermassen zu sättigen. Die [illegible] in der rechten Entfernung von den Hochalpen[illegible], [illegible] auf der Wengern-Alp zu gewaltig dem Menschen [illegible] zu [illegible], niederdrücken, auf entfernten Standpunkten [illegible], durch die massiger auftretenden Vorberge [illegible], erscheinen sie hier in ganzer Hoheit und Schönheit, [illegible] in einen Reiz gehüllt, der niemand kalt und [illegible].

[illegible] ist die [illegible] einer Sage, welche an eine der bekanntesten [illegible] jener [illegible]schen Gemsenjäger, welche mit [illegible] auf den Gebirgen umherstreifen, um die [illegible] zu erlegen, entdeckte in der Gegend der Platte [illegible] weidende Gemsenheerde. Schon hatte er den Bolzen [illegible] und harrte nur des Augenblicks, welcher den kräftigen [illegible] gegenüber stellen sollte, als plötzlich der Geist des Gebirges [illegible] vor ihm stand. Mit harten Worten verwies ihm der sein [illegible] in das Thal," rief der Zwerg, „und belästige niemals [illegible] schon zu lange hast Du die lieblichen, unschuldigen Thiere [illegible] sollst Du in Deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier [illegible] Dir zur Nahrung. Wehe Dir aber, wenn ich Dich noch [illegible] Alpen mit Bogen und Armbrust treffe. Du weißt es, wenn die [illegible], vermag niemand ihrer Strafe zu entrinnen." Kaum waren die [illegible] gesprochen, so war auch der Berggeist verschunden und mit ihm die Gemsenheerde. Bleich und zitternd eilte der Jäger in sein heimathliches Dorf; dort trug



L. Rohbock del.t J. Umbach sculp.t

La vallée de Lauterbrunnen

LAUTERBRUNNEN MIT DEM STAUBBACH.

(Bern)

The valley of Lauterbrunn.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

er die Armbrust auf den Boden seiner Hütte und leistete sich selbst einen feierlichen Schwur, sie niemals wieder in die Hand zu nehmen. Aber obwohl er die geschlachtete Gemse jeden Mittwoch in seiner Hütte, wie es der Berggeist versprochen, vorfand und daher an Nahrung niemals Mangel litt — die schwer unterdrückte Jagdlust kehrte bald wieder in sein Herz zurück. Noch war nicht ein Jahr verflossen und schon stand er wieder auf der Schienigen Platte und spähte nach den Gemsen aus, welche in der Nähe zu weiden pflegten. Da erschien nochmals der graue, furchtbare Zwerg, aber noch wilder als beim erstenmal tönte die strafende Stimme des Berggeistes und als er ausgesprochen, ergriff er mit kraftvoller Hand den Jäger und schleuderte ihn in die Tiefe, wo er an den zackigen Felsen zerschellte.

Ostwärts an der Schienigen Platte breitet sich die ausgedehnte Alp Iselten aus; an ihrer großen schönen Sennhütte vorüber führt ein schwieriger und anstrengender Pfad ins Sägisthal und durch dasselbe auf das Faulhorn. Ein anderer aber leitet hinab nach Gündlischwand im Lütschine-Thal und von dort auf dem linken Ufer des Stroms nach Gsteig und Interlaken.

Nachdem wir die nähere Umgebung des Bödeli nach allen Seiten hin durchwandert, richten wir unsere Schritte in die viel besuchten und weit berühmten Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald. Wer wäre in der Schweiz gewesen und hätte sie nicht besucht? Wagen auf Wagen rollt an den schönen Tagen des Juni, Juli und August von Interlaken aus über Gsteig und Wilderswyl in das Thal der brausenden Lütschine nach Zweilütschinen und von hier aber entweder rechts zum Staubbachfall oder links nach den Gleschern von Grindelwald; ihnen zur Seite schreiten Fußwanderer, den langen Alpstock in der Hand, auf der wohlerhaltenen Fahrstraße vorwärts. Folgen wir ihnen nach! Unmittelbar bei Wilderswyl wird der Saxetenbach überschritten; jenseits des Lütschine-Stroms liegt im Gebüsch versteckt das kleine Dörfchen Gsteigwyler, rechts aber steigt steil die Rothenfluh, welche einst ein Ritterschloß trug, empor. Der Weg zieht sich wenig ansteigend unweit der Fluhwände der östlichen Thalseite hin; ihm zur Seite wälzt sich der wilde Bach brüllend und schäumend über ungeheure Bergtrümmer; jenseits erheben sich die Felsenwände von Breitlauenen, deren Schichten bei ihrer Hebung durch eine unberechenbare große Gewalt in seltsamer Weise umgebogen und im Zickzack gebrochen sind. Jetzt erweitert sich das Thal; geradeaus trifft der Blick den, einem ungeheuren Keil gleich in dasselbe eindringenden Bergstock Männlichen, links im Hintergrunde des Grindelwalder Thals das prächtige Wetterhorn. Am Fuß des Männlichen und an der Vereinigung der weißen mit der schwarzen Lütschine baut sich das kleine Dörfchen Zweilütschinen auf. Unsererseits betreten wir es nicht, sondern verfolgen die Fahrstraße, welche im schmalen Thal an der weißen Lütschine aufwärts steigt. Links haben wir nun den Männlichen, rechts die riesige Isenfluh, deren zerrissene Wand im Winter mit vielen Tausenden farbigschimmernder Eis-

zapfen behangen ist und einen wahrhaft magischen Anblick gewährt. Weiter thalaufwärts zeigt sich links die riesige Hunnenfluh, auf welche der Sage nach einst sich die Einwohner des Thals, als Attila mit seinen Hunnen sie bedroht, geflüchtet haben sollen; schade nur, daß die Geschichte nichts von der Anwesenheit der Hunnen im Oberlande weiß. Rechts bricht aus einem Gehölz der tobende Sausbach heraus und ein wenig von demselben steigt der steile Pfad zu dem hochgelegenen Dörfchen Isenfluh empor. Nach wenigen Schritten erweitert sich das Thal; bald darauf erblicken wir einen Wasserfall, der an der schroffen westlichen Felswand sich herabstürzt; ihm folgt ein zweiter, ein dritter, ein vierter, jener herrliche Staubbach, der aus der Ferne gesehen, einem riesigen weißen Roßschweif ähnlich am höchsten Punkt der Wand aufgehängt scheint.

Ohne Zweifel hat das Thal von Lauterbrunnen seinen Namen von den zahlreichen lauteren (klaren) Brunnen, welche in dasselbe hinabstürzen; dies beweist auch der lateinische Name seines Hauptorts, der einst St. Andreas zu den klaren Brunnen lautete. Im Ganzen ist das Thal von Zweilütschinen an bis zum Fuß des Tschingelgletschers hinauf etwa 5 Stunden lang und selten mehr als zehn Minuten breit; auf beiden Seiten wird es durch steilabstürzende Fluhwände eingeschlossen. Sein Klima gilt mit Recht als rauh, ist aber gesund; im Sommer kann zwar die Hitze der von den Felswänden abprallenden Sonnenstrahlen wegen unleidlich heiß werden; jeden Abend findet aber eine beträchtliche Abkühlung statt und auch am Tage ist die Luft fast immer bewegt. Obstbäume gedeihen nur noch in einzelnen Arten und auch das Getreide kommt nicht mehr gut fort; dagegen gibt es schöne Wälder und herrliche Weiden. Die Einwohner stehen den Grindelwaldern und Frutigern am nächsten; ein Theil derselben scheint aus dem Walliser Lötschen-Thal herübergekommen zu sein und sich zuerst im Hintergrund des Thals und auf den Höhen angesiedelt zu haben. Doch kommt Dorf Lauterbrunnen schon in einer Urkunde des Jahres 1183, durch welche es von Conrad Herzog von Zähringen theilweise an Kloster Interlaken abgetreten ward, vor. Jetzt ist es die bedeutendste Ortschaft des Thals und besitzt auch seit 1487 die Kirche, zu welcher die benachbarten Ortschaften eingepfarrt sind.

Die größte Sehenswürdigkeit des Lauterbrunnen Thals ist der Staubbach. Es ist wahr, man hat in neuerer Zeit dem Staubbach seine Stelle nach den meisten anderen Kataracten der Schweiz anweisen wollen; man hat behauptet, daß er seinem Ruf bei weitem nicht entspreche. Aber derartige Urtheile sind nicht gerecht, denn diejenigen, welche sie aussprachen, sahen seinen Fall in der ungünstigen Jahreszeit, im Hochsommer, wenn alle Bäche der Alpen den größten Theil ihrer Wassermenge bereits verloren haben. Am herrlichsten erscheint er an schönen Vormittagen des Mai und am Anfang des Juni und dann darf man wiederholen, was ein namhafter Schriftsteller ausgesprochen, daß er nämlich zu den wunderbarsten und

wunderlieblichsten Gebilden der Alpenwelt gehört. Der eigentliche Name des Staubbachs ist Pletschbach; er entspringt auf der Alp Pletschen aus sieben Quellen und macht nach zweistündigem Lauf an der Staubbachbalm einen ersten, sehr wenig bekannten, aber wohl beachtungswerthen Fall. Wyß, der bekannte Verfasser der Reise ins Oberland, welcher ihn im Jahre 1814 besuchte, hatte, als er hinter dem Fall in der Felsvertiefung stand, einen entzückenden Anblick. Drei mächtige Staubbogen und zwischen ihnen unzählige blitzende Silbertropfen, in tausendfach wechselndem Flimmern sanken vor ihm nieder. Es schien ein wallendes, kunstvoll geflochtenes Netz von Silberdraht herab zu hängen, durch welches er jenseits der Thalkluft die Jungfrau, das Silberhorn und den hinteren Eiger in ruhiger Klarheit erblickte. Etwas Schöneres hatte er nie gesehen. Auf der Rechten, wo das niederthauende Wasser in Millionen Tropfen auf die schwärzliche Schieferklippe fiel, am Rande des blumenreichen Graswuchses zeigte sich ein leuchtender Regenbogen und in allen Farben des Rubins, des Smaragds, des Saphirs und des Topas erglänzte herrlich der Boden.

Bald nach diesem ersten Fall macht der Pletschbach den zweiten, den sogenannten Staubbachfall, über eine 925 Fuß hohe, senkrecht abfallende Felsenwand. In zwei Armen stürzt er sich über den Rand der Klippe, aber beide vereinigen sich bald wieder, um sich in blitzende Wasserperlen und endlich in feinen vom Wind südwärts getriebenen Staub aufzulösen. „Es scheint, als hätten die Winde der lichtverklärten Jungfrau ihren Schleier geraubt und an der Felsenzacke aufgehangen; blendend weiß und mächtig groß, wie aus reinstem Silberstoff gewoben, am unteren Saum mit Diamanten ohne Zahl übersäet weht er herab.“ *) Der Fall liegt etwa 15 Minuten vom Wirthshause, rechts vom Wege, dort stürzt die Wassermasse in ein weites Becken, welches von zwei Schutthügeln, die der Bach aus mitgeführten Gesteinen gebildet hat, eingeschlossen ist. Am schönsten zeigt er sich am Vormittag, wenn er von der Sonne beschienen ist. Tritt man dann unmittelbar an den Kessel heran, so erblickt man einen doppelten Regenbogen, der in den herrlichsten Farben erglänzt. Aber diese Annäherung ist nicht ganz gefahrlos; nicht selten fallen Steine herab, welche den Zuschauer verletzen und selbst tödten können. Man thut deßhalb wohl, sich etwas zurückzuziehen und südwärts einen Punkt zu wählen, von welchem man den ganzen Sturz bis zu seinem Anfange zu übersehen vermag. Hier ist der Anblick wahrhaft bezaubernd. Scharf grenzt sich der dunkle obere Rand der Pletschwand von dem blauen wolkenlosen Himmel ab und über ihn stürzt unaufhörlich wüthend und grollend der Bach herab; ein Theil desselben fällt nach kurzer Zeit auf eine schräg vorstehende Bank und rieselt von da in tausend blendenden Schaumstrahlen an dem dunklen Gestein in den

*) Worte Adolph Stöber's.

Kessel hinab, während der andere größere in Millionen glitzernde Schaumbläschen zerschellt. Seltsam ist das Spiel der zahllosen Wasserraketen, welche sich unaufhörlich drängen und jagen, bis sie tiefer unten sich vollständig auflösen; man könnte sie stundenlang beobachten und ihren Sturz verfolgen. Ab und zu erfaßt auch wohl ein leichter Windhauch den fallenden Bach und treibt weithin die leichten Tropfen, welche wie Thau sich auf die Gräser und Blumen niederlassen, oder wirft sie gegen die kahle Wand, an der sie herabrinnen. Und dazu nun das feine, leise und anziehende Geräusch, das harmonisch das Ohr berührt und die Luft mit Geisterstimmen zu erfüllen scheint.

Ganz anders erscheint der Bach bei heftigen Ungewittern. Dann ist der obere Theil der Wand von einer schwarzen Wolke eingehüllt, und brüllend, mächtig angeschwollen, schwarz von der mit fortgerissenen Erde schießt der Bach in zwei ungeheuren Strahlen weit über ihren Rand fort. Als am 29. Juli 1814 ein gräßliches Unwetter über Lauterbrunnen verheerend wüthete, führte er gewaltige Steine, oft einen Centner schwer, mit sich; theils wurden sie weit fortgeschleudert, theils fielen sie hagelnd an der Fluh zu Boden. Abprallend von den Vorsprüngen der Felswand, ihre Bogenschwünge wiederholend, zuletzt in hohem Sturz den Schuttkessel ereilend, veranlaßten sie ein fürchterliches Geprassel. Dann kamen Baumstämme, entwurzelte Tannen in dem heulenden Wasserschwall herab und während einzelne von Windstößen entführt gleich den Schindeln eines abgedeckten Häuschens um sich selber wirbelnd langsam durch die Lüfte flogen, schmetterten andere gigantischen Pfeilen gleich hernieder und bohrten sich tief in das Erdreich. Die sonst so silberhelle, sanftschwebende Wassergarbe glich einer unermeßlichen, umgekehrten, dunkelbraunen Rauchsäule, deren Wallen und Wogen desto ausgedehnter ward, je mehr sie sich dem Boden näherte. Oft von der Windsbraut fortgerissen, fiel sie thalauf und thalab von der lothrechten Bahn ihres Schwerpunktes weit verschlagen in die Tiefe; zuweilen stäubte sie sogar über die ganze Breite des Thals. Eine schwarze, lastende Wolkendecke, die den Himmel verbarg, das lebhafte Feuer der im Hintergrund der Landschaft oder von den Höhen der Felswände herschlängelnden Blitze und das fürchterliche, alles erschütternde Rollen des Donners dienten dem wüthenden Gewässer zu einer schrecklichen, aber erhabenen Begleitung. „Eine Scene des Weltgerichts schien verwirklicht und nur wenige Bewohner des Geländes glaubten je ein solches Rasen des Bergstromes erlebt zu haben.“ Aehnliche, wenn auch nicht ganz so schreckliche Stürze macht der Staubbach nicht sehr selten und auch schon nach andauernden Hochgewittern ist er ein furchterregendes Ungeheuer, das entsetzlich brüllend und tobend die Werke der Menschen im Thal mit plötzlicher Vernichtung zu bedrohen scheint.

Noch vor zehn Jahren schien das Lauterbrunnen Thal den meisten Touristen nach dem Staubbachfall nichts mehr bieten zu können; nachdem sie diesem ein



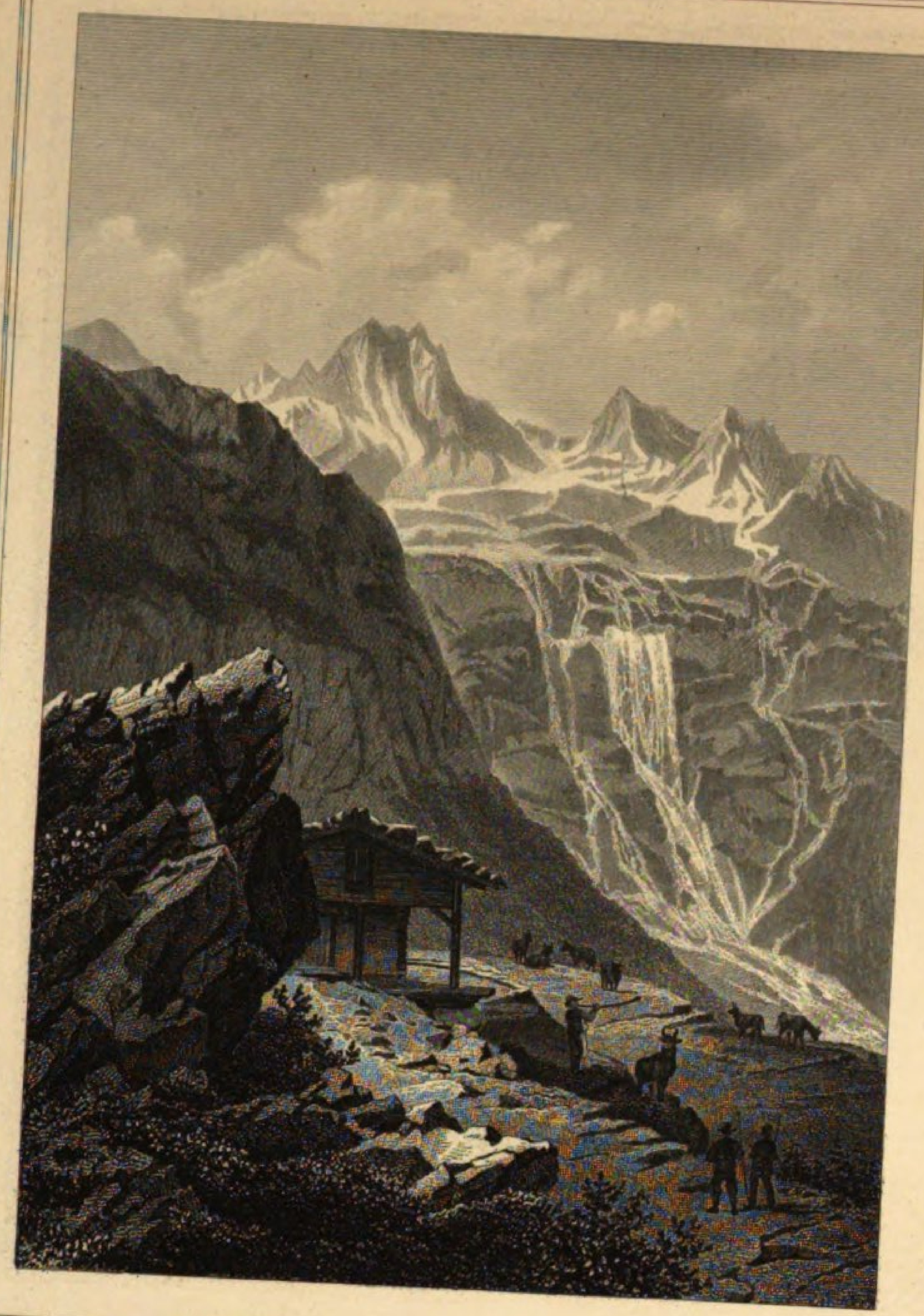


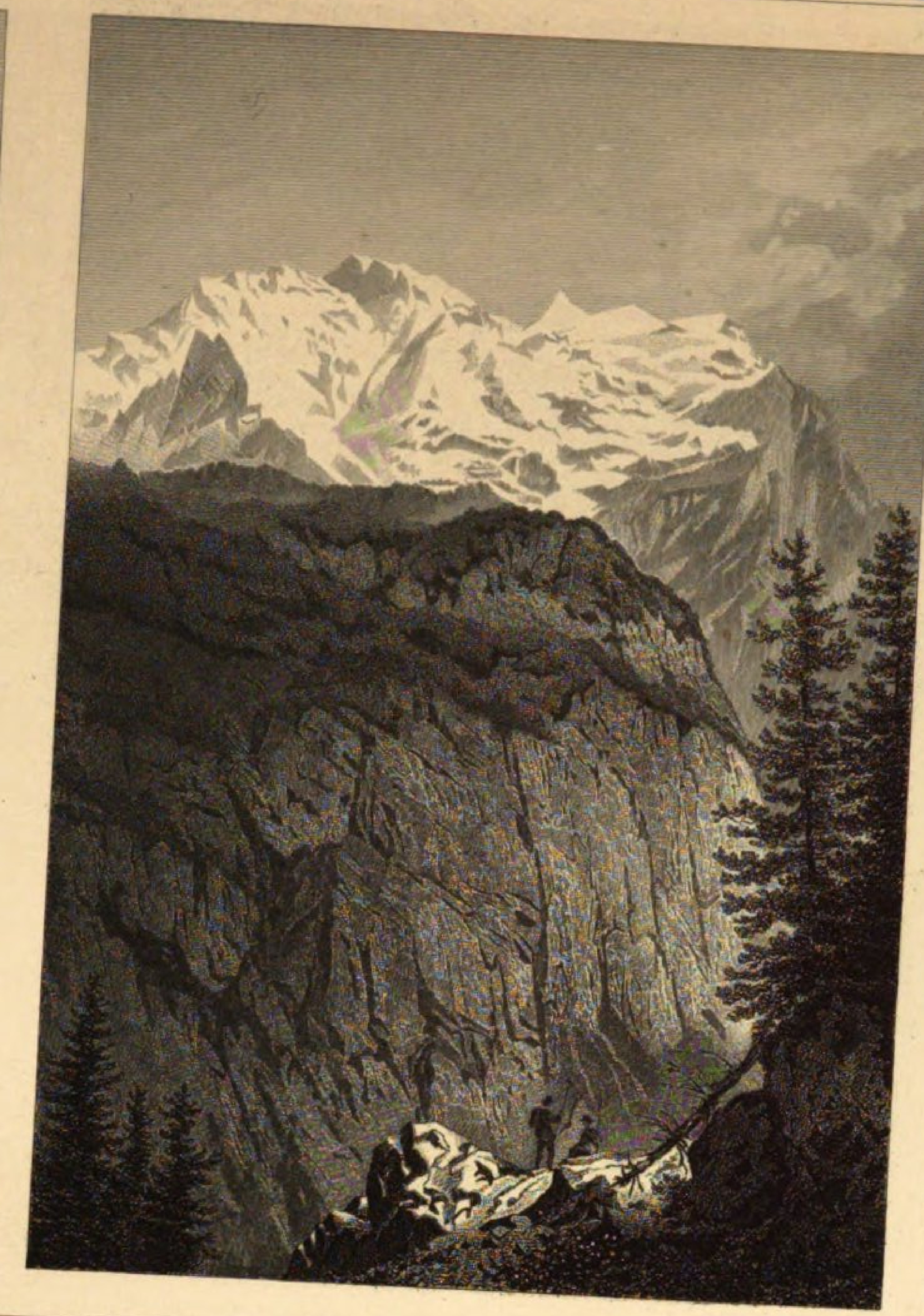
Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] in Millionen glitzernde Schaumbläschen [illegible] der zahllosen Wasserraketen, welche sich unaufhörlich [illegible] sich vollständig auflösen; man könnte sie [illegible] ihren Sturz verfolgen. Ab und zu erfaßt auch wohl [illegible] Bach und treibt weithin die leichten Tropfen, [illegible] Gräser und Blumen niederlassen, oder wirft sie [illegible] herabrinnen. Und dazu nun das feine, leise [illegible] das Ohr berührt und die Luft mit Geister- [illegible]

[illegible] der Bach bei heftigen Ungewittern. Dann ist der [illegible] schwarzen Wolke eingehüllt, und brüllend, mächtig [illegible] fortgerissenen Erde schießt der Bach in zwei [illegible] ihrem Rand fort. Als am 29. Juli 1814 ein [illegible] verheerend wüthete, führte er gewaltige [illegible] mit sich; theils wurden sie weit fortgeschleudert, [illegible] zu Boden. Abprallend von den Vorsprüngen [illegible] wiederholend, zuletzt in hohem Sturz den [illegible] sie ein fürchterliches Geprassel. Dann kamen [illegible] Wasserschwall herab und während [illegible] eines abgedeckten Häuschens [illegible] Lüfte flogen, schmetterten andere gigan- [illegible] sich tief in das Erdreich. Die sonst [illegible] gleich einer unermeßlichen, umgekehrten, [illegible] Wolken und Bogen desto ausgedehnter ward, je [illegible] Oft von der Windsbraut fortgerissen, fiel sie thalauf [illegible] ihres Schwerpunktes weit verschlagen in die [illegible] über die ganze Breite des Thals. Eine schwarze, [illegible] den Himmel verbarg, das lebhafte Feuer der im Hinter- [illegible] von den Höhen der Felswände herschlängelnden Blitze [illegible] erschütternde Rollen des Donners dienten dem wüthenden [illegible], aber erhabenen Begleitung. „Eine Scene des [illegible] und nur wenige Bewohner des Geländes glaubten [illegible] Bergstromes erlebt zu haben.“ Aehnliche, wenn auch [illegible] Stürze macht der Staubbach nicht sehr selten und auch [illegible] Hochgewittern ist er ein furchterregendes Ungeheuer, das [illegible] die Werke der Menschen im Thal mit plötzlicher [illegible] scheint.

[illegible] schien das Lauterbrunnen Thal den meisten Touristen [illegible] nichts mehr bieten zu können; nachdem sie diesem ein





L. Rohbock delt.

A. Fesca, sculp.

DIE SCHMADRIBACHFÄLLE.
(Bern)

MÜRRENPASS UND JUNGFRAUSPITZE.
(Bern.)

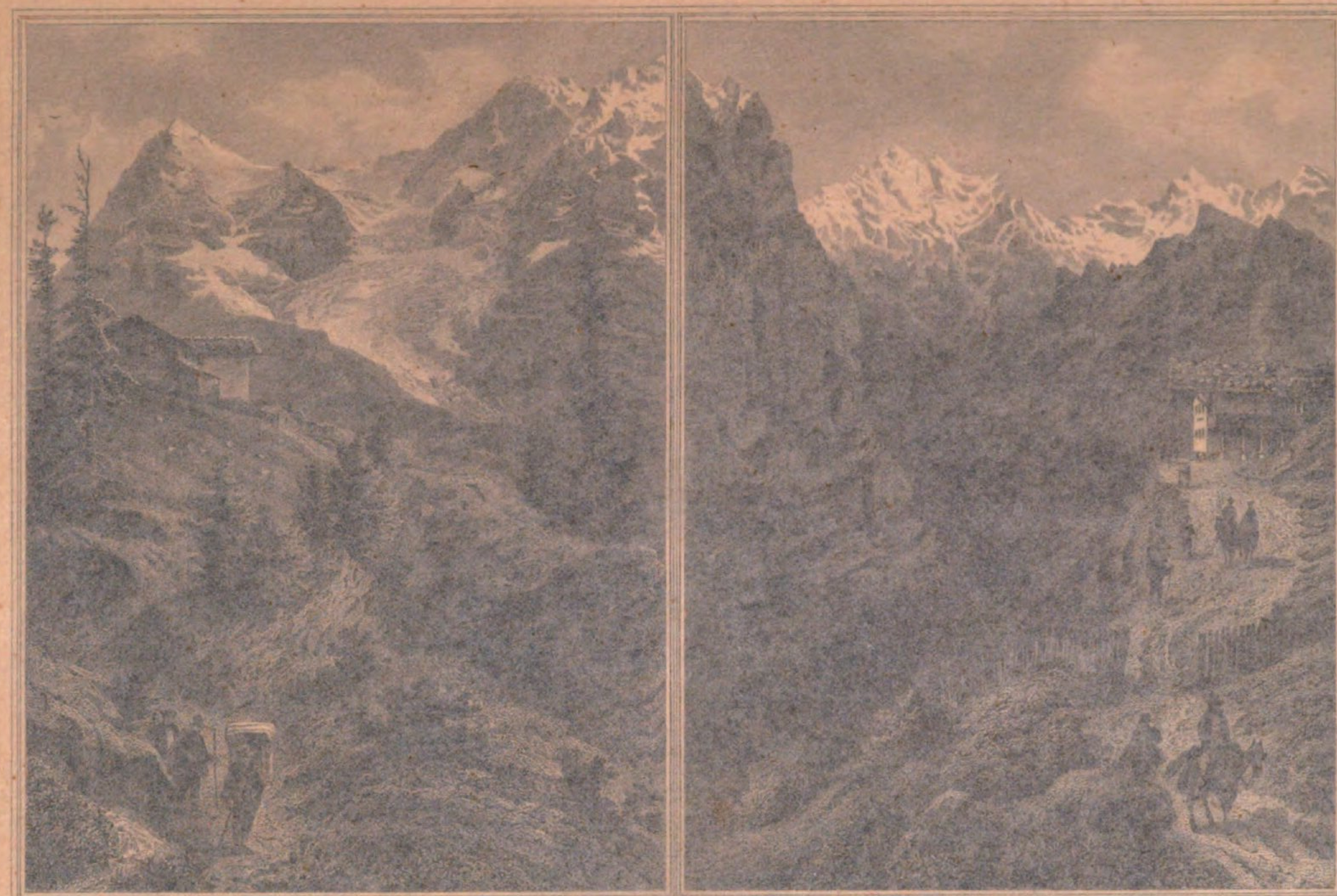
Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Viertelstündchen geschenkt, eilten sie an den Höhen des rechten Thalbord empor zur Wengern-Alp. Seitdem sind neue Partien für sie zubereitet worden und namentlich ist das einfache Dörfchen Mürren zu einer Lieblings-Tour geworden. In der Höhe von 5000 Fuß über dem Meere und von 2600 Fuß über dem Thalgrund liegt die kleine, früher selbst in der Schweiz fast unbekannte Ortschaft mit ihren niedrigen schwarzen Holzhäuschen, Ställen und Scheuern innerhalb prächtiger grüner Matten an einer baumlosen quellreichen Berghalde oberhalb der linken Thalseite. Der anfänglich schlechte Weg ist jetzt für Pferde bequem gangbar gemacht und zieht sich, vom Wirthshause zu Lauterbrunnen aus, nachdem er den Fuß der Bergwand erreicht, im Zickzack kleine stürzende Bäche überschreitend, empor. Schon am sogenannten Herrenbächli erblickt man den schneebedeckten Gipfel des Eiger, höher hinauf bietet sich eine prachtvolle Aussicht auf das Lauterbrunnen Thal und bald nachdem wir die Hälfte des Weges zurückgelegt, wird der Blick so überraschend schön, daß sich nicht leicht ein anderer des Oberlandes ihm an die Seite stellen kann. Der Weg steigt nun weiter, wenn auch langsam empor, führt nochmals über kleine Bäche und an interessanten Aussichtspunkten vorüber und erreicht endlich fast eben nach 2½ Stunden das neuerbaute, schön gelegene und freundliche Gasthaus zum Silberhorn. Schon hier ist die Aussicht wundervoll, sie wird aber durch diejenige von dem 45 Minuten höher gelegenen Allmend-Hubel noch übertroffen. Erst hier empfängt man einen vollständigen Begriff von der Gewaltigkeit und Massenhaftigkeit des Jungfrau-Gebirgstockes, obwohl dessen höchster Gipfel hinter die niedrigeren, vor ihm liegenden sich zurückzieht und dagegen das reizendste Gebilde der Alpenkette, das milde, im schönsten Glanze schimmernde Silberhorn zur vollsten Geltung kommen läßt. Seltsam sticht von diesem der wilde, zerrissene „schwarze Mönch," die westliche Seite der Jungfrau ab, ein ungeheurer düstrer Fels, auf welchem nur hie und da grüne begraste Streifen hinziehen. Unmittelbar an die Jungfrau schließen sich rechts die Eisberge des hintern Lauterbrunnen Thals, links Eiger, Mönch und noch weiter entfernt das Wellhorn; unmittelbar am jenseitigen Thalrande, aber wenig höher als Mürren zeigt sich der breite, anmuthige, mit einer großen Zahl von Hütten übersäete Wangenberg, zwischen welchem am Fuß der Jungfrau die unheimliche Schlucht des Trümleten-Thals klafft.

Großartiger noch, wenn auch nicht schöner als die Aussicht von Mürren, ist der Blick von dem 9130 Fuß hohen Schilthorn, das auf neu angelegtem Saumwege, aber theilweise nur zu Fuß, von Mürren aus bestiegen werden kann. Wer es besuchen will, geht von dem Gasthaus zum Silberhorn so früh ab, daß er bei günstiger Jahreszeit noch Vormittags auf dem Gipfel eintreffen und bequem zurückkehren kann; ein Gasthaus oder auch nur eine gastfreundliche Sennhütte sind in der Nähe der höchsten Spitze nicht vorhanden. Nicht nur die riesigen Berge des

Bächlein, welche sich in abgesonderten Rinnen herabsenken. Ueberall schlagen die Wasserstrahlen gegen die Absätze und Kanten des Gesteins, an welchem sie sich schäumend und Wasserstaub aufwirbelnd brechen, um sich wieder zu sammeln und von neuem ihr Spiel zu beginnen, bis sie sich endlich drunten am Fuß der Wand in einem mit Schutt und Trümmern gefüllten Becken vereinigen, um in schmaler Felsenspalte abzufließen. Kein Kataract der Alpen ist dem Schmadribach-Fall ähnlich; nicht nur seine Gestalt unterscheidet ihn von allen übrigen, sondern auch seine Umgebung. Freilich aber muß man ihn, wenn man ihn in voller Schönheit und Kraft sehen will, nicht im Hochsommer, sondern Ende Mai und Anfangs Juni besuchen. Ein anderer schöner Fall liegt weiter thalabwärts, und auf den benachbarten Höhen, besonders auf dem Oberhorn, finden sich prachtvolle Blicke auf die vielgestaltigen Alpenriesen und die zahlreichen Gletscherströme, welche von ihnen herabkommen, namentlich die mächtigsten derselben, das ungeheure, vielfach geborstene Eisfeld des Tschingelgletschers, über welchen ein anstrengender, nur für ganz schwindelfreie und kräftige Berggänger geeigneter Pfad, der sechs Stunden lang ununterbrochen über Eis und Moränentrümmer führt, nach Kandersteg leitet.

Vom Schmadribach auf demselben Wege nach Lauterbrunnen zurückgekehrt, wenden wir uns jetzt einer der Hauptpartien des Oberlandes, der Wengern-Alp zu. Seit einer langen Reihe von Jahren bekannt, zieht sie alljährlich das ganze Touristen-Heer, das sich im Bödeli einfindet, an; zu Fuß der Eine, zu Roß der Andere, auf dem Tragsessel von kräftigen Männern getragen diejenigen, welche sich weder ihren eigenen Füßen noch den Bergpferden anvertrauen mögen, streben Glieder aller civilisirten Nationen zu dem Bergrücken empor, der sich von der Männlifluh aus bis an den Fuß der Jungfrau erstreckt, um an schönen hellen Sommertagen droben auf der Alp das herrlichste Naturspiel, welches das Oberland bietet, in vollen Zügen zu genießen. Kaum haben sie das Wirthshaus verlassen und die Lütschine überschritten, so leitet sie der Saumpfad in kurzen Windungen am rechten Thalbord empor. Tiefer und tiefer versinkt der Thalgrund mit seinen Häusern und Matten, und jenseits des Thales scheinen die hohen jähen Felswände, an denen die zahlreichen Wasserfälle hangen, zusammen zu schrumpfen; aber über ihnen erscheinen die freundlich gelegenen Dörfer Isenfluh und Mürren, hinter denen sich Suleck mit Bellenhöchst, die Vogelfluh und der Pletschberg und, alles überragend, das Schilthorn und seine Nachbarn emporthürmen. Immer höher steigt der Saumpfad, links bleibt auf fruchtbarem Plateau der kleine Weiler Wengen liegen, bald ist Dorf Schiltwald, das von schönen, blumigen Matten umgeben ist, erreicht und wir wandern an mächtigen Tannen mit weit hingestreckten Zweigen, den sogenannten Schirmtannen, vorüber seitwärts auf den alpenrosenreichen Gürmschbühl zu. Links stürzen Lauberhorn und Tschuggen in grauen Fluhen steil ab. Unweit des Gürmschbühl betritt der Weg die Wengern-Alp und erreicht nach



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

DIE WENGERNALP.

(Bern)

[illegible], welche sich in abgesonderten Rinnen herabsenken. Ueberall schlagen [illegible] die Absätze und Kanten des Gesteins, an welchen [illegible] [illegible] aufwirbelnd brechen, um sich wieder zu sammeln und [illegible] zu beginnen, bis sie sich endlich drunten am Fuß der Wand [illegible] Schutt und Trümmern gefüllten Becken vereinigen, um in schma[illegible] abzufließen. Kein Kataract der Alpen ist dem Schmadribach [illegible]; nicht nur seine Gestalt unterscheidet ihn von allen übrigen, sondern [illegible] Umgebung. Freilich aber muß man ihn, wenn man ihn in voller [illegible] und Kraft sehen will, nicht im Hochsommer, sondern Ende Mai und [illegible] Juni besuchen. Ein anderer schöner Fall liegt weiter thalabwärts, und [illegible] benachbarten Höhen, besonders auf dem Oberhorn, finden sich prachtvolle [illegible] die vielgestaltigen Alpenriesen und die zahlreichen Gletscherströme, welche [illegible] herabkommen, namentlich die mächtigsten derselben, das ungeheure, vielfach [illegible] Eisfeld des Tschingelgletschers, über welchen ein anstrengender, nur für [illegible] und kräftige Berggänger geeigneter Pfad, der sechs Stunden [illegible] ununterbrochen über Eis und Moränentrümmer führt, nach Kandersteg leitet.

Vom Schmadribach auf demselben Wege nach Lauterbrunnen zurückgekehrt, wenden wir uns jetzt einer der [illegible] des Oberlandes, der Wengern-Alp [illegible]. Seit einer langen Reihe von Jahren bekannt, zieht sie alljährlich das ganze [illegible], das sich im [illegible] einfindet, an; zu Fuß der Eine, zu Roß der Andere, auf dem Tragsessel von kräftigen Männern getragen diejenigen, welche [illegible] Füßen noch den Bergpferden anvertrauen mögen, streben sich [illegible] zu dem Bergrücken empor, der sich von der [illegible] der Jungfrau erstreckt, um an schönen hellen [illegible] auf der Alp das herrlichste Naturspiel, welches das Oberland [illegible] zu genießen. Kaum haben sie das Wirthshaus verlassen [illegible], so leitet sie der Saumpfad in kurzen Windungen [illegible]. Tiefer und tiefer versinkt der Thalgrund mit seinen [illegible] des Thales scheinen die hohen jähen Felswände, [illegible], zusammen zu schrumpfen; aber über [illegible] Dörfer Isenfluh und Mürren, hinter [illegible] Sefinenfluh und der Pletschberg und, alles [illegible] Nachbarn emporthürmen. Immer höher [illegible] fruchtbarem Plateau der kleine Weiler [illegible] Dorf Schiltwald, das von schönen, blumigen Matten [illegible], erreicht und wir wandeln an mächtigen Tannen mit weit hingestreckten [illegible] Schirmtannen, vorüber seitwärts auf den alpenrosenreichen [illegible]. Links stürzen Lauberhorn und Tschuggen in grauen Fluhen steil [illegible]. [illegible] Gürmschbühl betritt der Weg die Wengern-Alp und erreicht nach



L. Rohbock del^t.

A. Fesca sculp^t.

DIE WENGERNALP.

(Bern)

Druck & Verlag v. G.G. Lange in Darmstadt.

etwa drei Stunden das bei den Sennhütten gelegene Gasthaus, zur Jungfrau genannt, in einer Höhe von 5800 Fuß.

So herrliche Punkte des Oberlandes in dem letzten Decennium auch den Touristen gangbar gemacht worden sind: die Wengern-Alp ist durch dieselben nicht in den Hintergrund zurückgedrängt worden, sondern sieht mit jedem Jahr die Zahl ihrer Besucher zunehmen. Und mit Recht. Denn nirgends findet sich eine schönere und imposantere Berggruppe als diejenige der Jungfrau und ihrer Nachbarn Mönch und Eiger und nirgends ist ein so günstig gelegener Standpunkt vorhanden. Nur eine Stunde etwa beträgt von dem Gasthause aus die Entfernung bis zu den jäh abstürzenden Wänden der Jungfrau und noch siebentausend Fuß steigt der imposante Berg (12828′) über die Wengern-Alp empor, indem er sich ebenso mächtig in der Breite entwickelt. Es ist wahr, daß der Mangel solcher Gegenstände, welche zur Vergleichung dienen können, alle Entfernungen und Größen kleiner als sie sind erscheinen läßt: immerhin tritt auf den ersten Blick die kolossale Massenhaftigkeit des Gebirges überwältigend hervor. Aber nicht gewaltig allein ist die Jungfrau von der Wengern-Alp aus gesehen; einzelne ihrer Theile sind auch von bezaubernder Lieblichkeit und Zartheit, namentlich das reizende, weithin blickende Silberhorn.

Von dem Gasthause dacht sich die Wengern-Alp südwärts sanft ab, bis sie das schaurige, öde Trümleten-Thal erreicht, in dessen Tiefe der Fuß der Jungfrau steht. Der untere Theil des Berges besteht aus starren, wilden, vielfach zerklüfteten Felsen; rechtshin zeigt sich der schwarze Mönch, ein mächtiger Felsklumpen, der ins Lauterbrunnen Thal abstürzt. Höher hinauf erblicken wir hier und da einen gräulich schimmernden Gletscher links denjenigen von Kühlauinen, rechts den der Blümlisalp und dazwischen schmale Lawinenbahnen oder breite Firnfelder, deren Grenzen Steinrippen bilden. Ein langer Grat endigt in die hohe, klüftige Spitze des Rothhorn, andere sanfter gebildete laufen in die glänzende Spitze des Silberhorn aus. Hinter derselben aber und jenseits einer Thalvertiefung, die sich auch von unten aus deutlich markirt, ragt der prachtvolle Jungfraugipfel selbst in die blaue Luft, einer mächtigen Herrscherin gleich, welche mild und stolz auf die ihr unterthänige Umgebung herabblickt. Ihr zur linken Seite stehen die beiden mächtigen Bruderberge Mönch und Eiger; auf dem grauen Felsenkörper thront das kräftige, mit Eis und Firnschnee bedeckte Haupt. Nur gegen die herrliche Jungfrau müssen sie bescheiden zurücktreten, während sie an jeder anderen Stelle auf den ersten Rang Anspruch machen könnten. Noch weiter links aber starren die zackigen Wetterhörner, deren Spitzen über die Paßhöhe emporragen.

In der Regel treffen die Touristen auf der Wengern-Alp des Mittags ein, zu einem Zeitpunkte also, der keineswegs der günstigste ist; die ganze Berggruppe ist dann belichtet und ihre interessanten Formen treten weniger kräftig und massig heraus. Aber nur dann läßt die Jungfrau von Zeit zu Zeit ihre Stimme hören.

Aus den Eisschluchten und von den Schneelagen entwickeln sich stäubende Lawinen, welche in ihrem Fall einem schäumenden Wasserfall außerordentlich ähnlich sind und deren Donnern und Grollen bei günstiger Windrichtung stundenweit und mächtig genug ertönt. Ueberhängende Schneemassen, welche ihren Stützpunkt durch Abschmelzen verloren haben, stürzen dann gegen die Felsenvorsprünge anschlagend gefahrlos in die Tiefe, um sich zu ungeheuren Massen im Trümleten-Thal anzusammeln. Weit reizender aber als am Mittag ist der Blick auf die Jungfrau am Abend, wenn nach einem schönen, wolkenfreien Sommertage die Sonne hinter der Bergkette im Westen niedersinkt. Nach und nach verschwindet die Beleuchtung von den unteren Gebirgen; Dunkelheit lagert sich in den Thalgründen, die niedrigeren Kuppen hüllen sich in ein einförmiges Grau, auf denen die kleinen Waldgruppen dunkelschwarz erscheinen; nur die höchsten Gipfel und ihre Schneehäupter trifft noch der Sonnenstrahl. Tiefer und immer tiefer sinkt das Tagesgestirn; endlich ist es nicht mehr sichtbar, aber daß es noch nicht ganz untergegangen ist, bezeugen die goldenen Wölkchen, welche am Himmel dahinziehen. Ein sanfter rosiger Anhauch verbreitet sich jetzt über die höchsten Theile der Jungfrau, aber bald wird die Farbe intensiver und glühender und geht endlich in eine wunderbare, nie gesehene und nie geahnte rosige Gluth über. Mit schweigendem Erstaunen erblickt der Mensch das hehre Naturschauspiel und alles, was ihn umgibt, schweigt wie er. Da plötzlich erbleicht der Glanz und über das beschneete Bergeshaupt verbreitet sich eine schauervolle, kalte und bläulichweiße Leichenfarbe, die erst verschwindet, wenn die Nacht völlig hereingebrochen ist. Auch unter anderen Umständen, bei Mondenschein, im Frühjahr, wenn noch alles ringsum unter Schnee begraben liegt, während leichter, schnell vorüberziehender Gewitter oder wenn die Wolken um die hohen Alpengipfel spielen und sich jagen, ist der Ausblick von der Wengern-Alp immer noch reizend und anziehend genug, um ihren Besuch zu rechtfertigen; nur bei schlechtem, regnerischem Wetter sie besteigen, heißt sich fruchtlos Mühe machen, es sei denn, daß man durchaus auf der Höhe zweifelhaften Gemsbraten genießen oder das Wirthshaus sehen will, in dem einst Byron einen Abschnitt seines Manfred dichtete. Denn dann bietet die Alp nichts, nicht einmal einen Blick auf die schönen grünen Matten, in denen dunkelblaue Gentianen und hundert andere Alpenpflanzen in wunderbarer Farbenpracht aufblühen.

Nur mit Zögern verlassen wir das Jungfrau-Hôtel und steigen auf gutem Saumwege zur Paßhöhe der kleinen Scheideck empor, welche wir in einer halben Stunde erreichen. Nachdem das frühere Gasthaus auf derselben eingegangen, ist ein neues eröffnet worden, in welchem man ebenfalls übernachten kann. Fast noch schöner und jedenfalls reicher als drunten ist hier die Aussicht, denn das ganze Grindelwalder Thal bis hinauf zur Hasli-Scheideck breitet sich vor dem Beschauer aus und vor dem Hochgebirge erheben sich Schwarzhorn und Faulhorn und ihre



DORF GRINDELWALD.

(Bern)

Druck & Verlag, v. G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] den [illegible] sich stäubende Lawinen, [illegible] schäumender [illegible] außerordentlich ähnlich sind [illegible] Stunden bei [illegible] stundenweit und [illegible] hängende [illegible] welche ihren Stützpunkt durch [illegible] stürzen dann [illegible] Felsenvorsprünge anschlagend [illegible] zu ungeheuren Massen im Trümleten-Thal anzu- [illegible] als am [illegible] der Blick auf die Jungfrau [illegible] schönen, [illegible] Sommertage die Sonne hinter [illegible] Nach [illegible] nach verschwindet die Beleuchtung [illegible] lagern [illegible] den Thalgründen, die niedrigeren [illegible] auf denen die kleinen Waldgruppen [illegible] und ihre Schneehäupter trifft [illegible] sinkt das Tagesgestirn; endlich [illegible], aber daß es [illegible] ganz untergegangen ist, bezeugen [illegible] Wölkchen, welche am Himmel [illegible]. Ein sanfter rosiger Anhauch [illegible] sich jetzt über die höchsten [illegible] der Jungfrau, aber bald wird die [illegible] und glühender [illegible] in eine wunderbare, nie gesehene und nie geahnte rosige Gluth über. Mit [illegible] Erstaunen erblickt der Mensch das hehre Naturschauspiel und alles, was ihn umgibt, schweigt wie er. Da plötzlich erbleicht der Glanz und über das [illegible] Bergeshaupt verbreitet sich eine schauervolle, kalte und bläulichweiße [illegible], die erst verschwindet, wenn die Nacht völlig hereingebrochen ist. [illegible] anderen Umständen, bei Mondenschein, im Frühjahr, wenn noch alles [illegible] Schnee begraben liegt, während [illegible] vorüberziehender [illegible] die Wolken um die [illegible] und sich jagen, ist der Ausblick von der Wengern-Alp [illegible] genug, um ihren Besuch zu rechtfertigen; nur bei [illegible] Wetter sie besteigen, heißt sich [illegible] machen, [illegible] durchaus auf der Höhe zweifelhaften [illegible] genießen [illegible] will, in dem einst Byron einen [illegible] Manfred [illegible] die Alp nichts, nicht einmal einen Blick auf die schönen [illegible] dunkelblaue Gentianen und hundert andere Alpenpflanzen [illegible] ausblühen.

[illegible] verlassen wir das Jungfrau-Hôtel und steigen auf gutem [illegible] Scheideck empor, welche wir in einer halben [illegible] Gasthaus auf derselben eingegangen, ist [illegible] man ebenfalls übernachten kann. Fast noch [illegible] ist hier die Aussicht, denn das ganze [illegible] Thal [illegible] zur Hasli-Scheideck breitet sich vor dem Beschauer aus und vor dem [illegible] erheben sich Schwarzhorn und Faulhorn und ihre



L. Rohbock del.	A. Fesca sculpt.

DORF GRINDELWALD.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Nachbarn, graue, finstre, zum Theil originell geformte Berggestalten. Links starren Lauberhorn und Tschuggen und weiterhin erscheint die begraste Gruppe des Männlichen, deren prachtvolle Aussicht viel zu wenig besucht wird. Von hier aus zieht sich der Weg fortwährend abwärts über die Alp Itramen; Jungfrau und Mönch treten nun hinter der Paßhöhe zurück, dagegen nimmt der Eiger die erste Stelle ein und zeigt die gewaltigen Wände, welche aus der Alp emporzuwachsen scheinen. Nach dreistündigem Marsch erreichen wir an einzelnen Häusern kleiner Weiler, welche nach Grindelwald eingepfarrt sind, den Bord der Lütschine, überschreiten den jungen, wild tobenden Bach und steigen zum Dorf Grindelwald empor, dessen hochgelegene Kirche uns bereits seit langer Zeit freundlich begrüßt und angezogen hat.

Grindelwald ist eine aus mehreren Dörfern und Weilern bestehende Thalgemeinde, deren Mittelpunkt Gydisdorf heißt, durchweg aber ebenfalls Grindelwald genannt wird. In einer weiten Thalmulde gelegen, welche im Süden von der Alpenkette selbst begrenzt wird, besitzt es ein reines, frisches Klima, und selbst im höchsten Sommer zeigt sich fast fortwährend ein kühler, aber nicht ungesunder Luftzug; der Nordwind ist abgeschlossen, dagegen wüthet der heiße Föhn oft mit furchtbarer Wuth. Bei etwas mehr als 3000 Fuß Meereshöhe gibt es weder Nußbäume noch Eichen im Thal, nur eine Art wilder Kirschen mit kleinen Früchten findet sich und auch Waizen, Gerste und Kartoffeln werden neben einigen Gartenfrüchten gebaut. Der vorzüglichste Nahrungszweig der kräftigen, geistig frischen Einwohner ist Alpenwirthschaft und außerdem wirft der zahlreiche Fremdenverkehr viel ab; ein großer Theil der Bevölkerung des Haupt-Dorfes ist entweder Führer, oder Träger, oder Kutscher oder treibt auch wohl einen kleinen Handel mit Schnitzereien, Pflanzen und nicht allzuhäufigen Gesteinsarten. Große Wohlhabenheit ist fast nirgends vorhanden, aber auch kein förmlicher Nothstand, trotzdem der Reisende fortwährend von Bettlern geplagt zu werden pflegt.

Dorf Grindelwald selbst bietet keine Merkwürdigkeit, dagegen ist es der Ausgangspunkt für die Wanderungen über die beiden Scheideck und die Strahleck und auf das Faulhorn und Schwarzhorn, und außerdem enden, leicht zugänglich, in seiner Nähe zwei mächtige und interessante Gletscher. Zwischen dem Wetterhorn und dem Mettenberg lagert der obere Gletscher, eine gewaltige, von tiefen Spalten und Schründen durchzogene Eismasse, welche höher hinauf wohl eine Stunde breit ist, an ihrem Ende sich aber bis auf eine Viertelstunde verschmälert. Ein wild herabstürzendes Gewässer scheint plötzlich erstarrt und in bläulich schimmerndes Eis verwandelt zu sein. Theilweise ist der Gletscher mit Steinen und Geröll, welche von den Seiten des Gletschers herabgestürzt sind, bedeckt und vor seinem Ende, jener sogenannten Nase, welche vordrängend unwiderstehlich die mächtigsten Felsenblöcke vor sich herschiebt, lagert ein hoher Geröllhaufen. Hier am Wetterhorn stürzt ein Bächlein herab, dort am Mettenberg ein anderes; beide aber vereinigen

sich unter den Eismassen zu einem starken Gletscherbach, der als obere Lütschine eisigkalt aus dem Eis hervortritt und thalabwärts strömt, bis er sich mit dem Abfluß des untern Gletschers vereinigt.

Viel tiefer liegt der untere Gletscher, ein gewaltiger Eisstrom, der bis an die Strahleck hinanreicht und an einzelnen Stellen eine sehr beträchtliche Breite erlangt. Sein unteres Ende liegt zwischen dem Mettenberg und dem Wildschloß am Eiger und ist noch leichter zugänglich als dasjenige des oberen Gletschers; im Allgemeinen dem oberen Gletscher ähnlich, aber weit weniger gespalten und zerklüftet, zeigt er eine interessante Eigenthümlichkeit. Nicht selten bildet sich nämlich im Sommer am untersten Ende durch Abschmelzen ein mächtiges Eisthor, aus dem der Gletscherbach, die schwarze Lütschine, herauskommt und in das man mit Vorsicht eintreten darf, bis seine Wände so stark, daß sie bereits dem Einsturz drohen, abgeschmolzen sind. In früherer Zeit soll der Gletscher viel kleiner und gangbarer gewesen sein und Thatsache ist, daß über ihn noch im Jahre 1600 ein besuchter Paß in's Wallis hinüber führte; gegenwärtig kann er aber in seinen oberen Theilen nur von sehr tüchtigen Berggängern besucht werden. Kleine Partien gehen auf die Fluelenegg mit einem hübschen Blick auf Grindelwald und von dort an der Höhle des Heidenloch vorüber zur Bärenegg, einem kleinen Grasflecken am östlichen Thalrand. Hier bieten die riesigen Firsten des Vieschergrats und die weit ausgebreiteten Gletscherwüsten einen wahrhaft imposanten Anblick; aber fast noch interessanter ist die hohe Rasenfirst der Banisegg, welche auch den oberen Gletscher bis zur Strahleck überblicken läßt. Denn finster und majestätisch erhebt sich über der Eis- und Gesteinwüste der nackte Felsengipfel des verrufenen Schreckhorn.

Bevor wir von Grindelwald aus das Faulhorn besuchen, müssen wir zunächst noch auf das Thal der schwarzen Lütschine einen Blick werfen. Um das zu thun, steigen wir durch schöne Gärten abwärts zum Thalbach, der bereits mit beträchtlicher Wassermenge über das Gesteine in seinem Bett dahinfluthet. Zur Linken der Straße, welche neben der Lütschine herläuft, steigt der Abhang der Alp Wergisthal zu den Höhen der Wengern-Alp empor. Bald verengt sich nun das Thal; wir berühren den Weiler Schwändi und Burglauenen, und erblicken hier mächtige Felstrümmer, welche einem Bergsturz ihre Lage verdanken, aber jetzt mit grünendem, blühendem Buschwerk bedeckt sind. Bescheiden und heimelig lehnen sich an sie dunkle malerische Holzhütten und herrliche Nußbäume breiten weithin ihre blätterreichen Kronen aus. Da und dort zeigen sich Bahnen von Lawinen, wilde Bach-Runse und Ablagerungen nackter Geröllbrocken, deutliche Spuren der zerstörenden, abflachenden Gewalt, welche auch an den höchsten Gebirgen unablässig arbeitet. Noch enger wird das Thal und steiler richten sich seine Wände empor; hier und da steigt finsterer Tannenwald in fast senkrechter Halde in die Höhe. Zur Linken des schnell absinkenden Fahrwegs aber braust unaufhörlich die Lütschine, bis wir



L. Rohbock del. A. Fesca sculp.

DER BACHALPSEE — LAC DE BACHALP

sich unter den Eismassen zu einem starken Gletscherbach, der als obere Lütschine alsbald aus dem Eis hervortritt und thalabwärts strömt, bis er sich mit dem Abfluß des unteren Gletschers vereinigt.

Weit tiefer liegt der untere Gletscher, ein gewaltiger Eisstrom, der bis an die Strahleck hinanreicht und an einzelnen Stellen eine sehr beträchtliche Breite erlangt. Sein unteres Ende liegt zwischen dem Mettenberg und dem Wildschloß am Eiger, und ist noch leichter zugänglich als dasjenige des oberen Gletschers; im Allgemeinen dem oberen Gletscher ähnlich, aber weit weniger gespalten und zerklüftet, zeigt er eine interessante Eigenthümlichkeit. Nicht selten bildet sich nämlich im Sommer am untersten Ende durch Abschmelzen ein mächtiges Eisthor, aus dem der Gletscherbach, die schwarze Lütschine, herauskommt und in das man mit Vorsicht eintreten darf, bis seine Wände so stark, daß sie bereits dem Einsturz drohen, abgeschmolzen sind. In früherer Zeit soll der Gletscher viel kleiner und zugänglicher gewesen sein und Thatsache ist, daß über ihn noch im Jahre 1600 ein benutzter Paß in's Wallis hinüber führte; gegenwärtig kann er aber in seinen oberen Theilen nur von sehr tüchtigen Berggängern besucht werden. Kleine Partien gehen auf die Finkenegg mit einem hübschen Blick auf Grindelwald und von dort an der Höhle des Heidenloch vorüber zur Bärenegg, einem kleinen Grasflecken am östlichen Thalrand. Hier bieten die riesigen Firsten des Vieschergrats und die weit ausgebreiteten Gletscherwüsten einen wahrhaft imposanten Anblick; aber fast noch interessanter ist die hohe Rasenfirst der Banisegg, welche auch den oberen Gletscher bis zur Strahleck überblicken läßt. Denn finster und majestätisch erhebt sich über der Eis- und Gesteinwüste der nackte Felsengipfel des verrufenen Schreckhorn.

Bevor wir von Grindelwald aus das Faulhorn besuchen, müssen wir zunächst noch auf das Thal der schwarzen Lütschine einen Blick werfen. Um das zu thun, steigen wir durch schöne Gärten abwärts zum Thalbach, der bereits mit beträchtlicher Wassermenge über das Gesteine in seinem Bett dahinfluthet. Zur Linken der Straße, welche neben der Lütschine herläuft, steigt der Abhang der Alp Wergisthal zu den Höhen der Wengern-Alp empor. Bald verengt sich nun das Thal; wir berühren den Weiler Schwändi und Burglauenen, und erblicken hier mächtige Felstrümmer, welche einem Bergsturz ihre Lage verdanken, aber jetzt mit grünendem, blühendem Buschwerk bedeckt sind. Bescheiden und heimelig lehnen sich an sie dunkle malerische Holzhütten und herrliche Nußbäume breiten weithin ihre blätterreichen Kronen aus. Da und dort zeigen sich Bahnen von Lawinen, wilde Bachrunse und Ablagerungen nackter Geröllbrocken, deutliche Spuren der zerstörenden, abflachenden Gewalt, welche auch an den höchsten Gebirgen unablässig arbeitet. Noch enger wird das Thal und steiler richten sich seine Wände empor; hier und da steigt finsterer Tannenwald in fast senkrechter Halde in die Höhe. Zur Linken des schnell absinkenden Fahrwegs aber braust unaufhörlich die Lütschine, bis wir



L. Rohbock del^t. A. Fesca sculp^t.

DER BACHALPSEE. (Bern)

LAC DE BACHALP. (Canton de Berne)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

sie bei Gündlischwand überschreiten, nach Zweilütschinen gelangen und dort auf die von Lauterbrunnen nach Interlaken führende Straße.

Schon vor mehr als zweihundert Jahren galt unter den Bergen des Berner Oberlandes das Faulhorn als Aussichtspunkt; man rühmte unter anderem, daß man von ihm aus nicht weniger als sieben Seen erblicken könne. Besucht ward es indessen auch doch nur sehr selten und nur von Schweizern, bis im Jahre 1832 der Wirth zum Adler in Grindelwald auf seiner Spitze ein Wirthshaus errichtete, das die zweithöchste Wohnung in der Schweiz ist. Einer der Vorberge, welche zwischen der Alpenkette, dem Grindelwalder Thal und am Brienzer See liegen, ist das Faulhorn, 8261 Fuß hoch, und besteht aus schwarzem, glimmrigem Thonschiefer, der leicht verwittert und zerbröckelt und dieser Beschaffenheit wegen als „faules" Gestein dem Berge den Namen gegeben hat. Sein Gipfel reicht etwa 200 Fuß über die Schneegrenze hinaus, so daß noch spät im Sommer in einzelnen Vertiefungen und Schluchten Schneelagen gefunden werden. Auch kann die Besteigung des Berges, obwohl rüstige Berggänger fast zu jeder Jahreszeit empor dringen können, durch die Touristen nicht wohl vor der letzten Woche des Juni stattfinden und in der Regel erst am ersten Juli jeden Jahres findet sich der Wirth droben mit Köchen und Kellnern für die Dauer ein, um in seinem luftigen Hôtel bis gegen Ende des September-Monats viele Tausende aus allen Ländern der Welt zu empfangen und zu bewirthen. Mehrere Wege leiten auf das Faulhorn. Der kürzeste derselben, aber zugleich der schwierigste und anstrengendste, ist der Fußweg von Sengg am Brienzer-See zwischen Bönigen und Iseltwald, welcher am Schwabhorn vorbei auf den Gipfel führt; nur schwindelfreie, geübte Bergsteiger, welche selbst Gefahren nicht scheuen, können ihn zurücklegen. Doppelt so lang, (denn er erfordert etwa 6 Stunden) ist der Weg am Gießbach empor über die Alpen Tschingel und Hüttenboden; aber er lohnt durch schöne Aussichten auf den Brienzer-See und überrascht durch das auf der Faulhornspitze plötzlich sich ausbreitende Panorama. Am häufigsten wird der Reitweg von Grindelwald aus gewählt. An hübschen Holzhäusern vorüber führt er steil ansteigend durch Wäldchen von Ahornen, Eschen und Fichten, wechselnde Blicke auf die Umgegend von Grindelwald und die beiden Scheidecken bietend, in etwas mehr als zwei Stunden zu den Sennhütten der Bachalp, wo gewöhnlich eine kurze Rast gemacht wird, zieht sich darauf über die Bachalp und an dem stillen Bachalpsee vorüber und erreicht endlich über dem Grat zwischen Simelihorn und Faulhorn das auf diesem erbaute Gasthaus, von welchem wenige Schritte auf die südwärts steil abstürzende Kuppe leiten. Nur im Hochsommer ist er ganz schneefrei, aber schon Ende Juni so bequem gangbar, als man es von einem Bergweg auf einen hohen Gipfel nur verlangen kann und auch für Touren zu Pferde ungefährlich.

Nicht leicht wird es Jemand unternehmen wollen, die entzückende, wild-romantische Aussicht, welche das Faulhorn an schönen klaren Tagen bietet, zu schildern; wohl lassen sich die einzelnen Gipfel, Thäler, Alpen, Gletscher, Seen und Wasserläufe, welche das reiche Gemälde zusammensetzen, aufzählen, aber von der ganzen Pracht des Rundgemäldes würde damit auch derjenige kaum eine schwache Idee erhalten, welcher schon auf ähnlichen Höhepunkten gestanden hat. Gegen Norden und Nordwest schweift der Blick fast ungehemmt in die Ferne; freilich nur nebelhaft zeigen sich noch Berge, welche gegen 30 Meilen entfernt sind, wie z. B. der kleine Randen bei Schaffhausen an Deutschlands Grenzmarke. Unmittelbar am nördlichen Fuß des Berges erhebt sich aus grünen Alpen die seltsame Nase des Schwabhorn, umgeben von den übrigen Spitzen der Bergkette am Südrand des Brienzer-Sees; vor ihr zieht sich tief unten ein Theil des Seebeckens hin, eingefaßt von dem langen Zuge des steilen, zerrissenen und in zahlreiche Spitzen auslaufenden Rieder- und Brienzer-Grat und hinter diesem wieder zeigen sich Hohgant, Schrattenfluh, Pilatus und der milde Rigi, an welche sich mehr nach Osten zu Stanzerhorn, Roßberg und die Wallenstöcke, im Osten selbst Wildgerst, Titlis, Schwarzhorn und Sustenhorn anschließen. Wie hier kleine silbern glänzende Streifen des Vierwaldstätter und Zuger-See, so blitzen im Westen die Seen von Murten, Biel, Neuenburg und namentlich der Thuner-See, an dessen Ufern Stockhorn und Riesenpyramide und hinter ihr die Berge des Simmenthals in die blaue Luft emporragen. Immer näher rücken wir nun, uns mehr und mehr nach Süden wendend, dem Hochgebirge; dort liegt die Morgenbergkette, das Saxetenthal, Schwalmeren, Suleck, Lobhorn, Schilthorn, hinter denen sich die Diablerets, Oldenhorn, Wildstrubel, Doldenhorn, Blümlisalp und Gespaltenhorn hingestellt haben. Den gewaltigen Reihen beginnen noch bescheiden Tschingelhorn, Breithorn und Großhorn, welche auf die grünen Rücken der Wengern-Scheideck herabblicken; aber an sie schließt sich unmittelbar die herrliche, massige und doch wunderbar schöne Gruppe der Jungfrau, des Mönch und des Eiger, strahlend im silbernen Glanz des Firnschnee, der ihre Häupter umgibt. Dann folgen der lange Vieschergrat, die spitze Nadel des Finsteraarhorn, das wilde, zackige Schreckhorn mit dem obern Grindelwald-Gletscher, Berglistock, Wetterhorn und Wellhorn, die ungeheuren, umgletscherten Felsriesen alle, welche die Centralgruppe des Finsteraarhorn bilden, die herrlichsten, characteristischsten Berge, welche sich auf der Erde zu einer Gruppe vereinigt finden. Auch wer sie nicht in ihrer Feierstunde, bei Sonnenuntergang und Alpenglühen erblickt, wer sie nur während der Tagesstunden, hellbeleuchtet von der Sonne sah, wird sie nie vergessen, wird nie das hehre Schauspiel, das sie ihm boten, in seinem Gedächtniß verwischt sehen.

Wer es irgend vermag, pflegt auf dem Faulhorn zu übernachten. Denn wunderschön sind Sonnenuntergang und Aufgang, das Wirthshaus bietet zwar



ENGELHÖRNER, WELLHORN UND WETTERHORN.

Nicht leicht wird es Jemand unternehmen wollen, die entzückende, wild-romantische Aussicht, welche das Faulhorn an schönen klaren Tagen bietet, zu schildern; wohl kann man sich die einzelnen Gipfel, Thäler, Alpen, Gletscher, Seen und Flußthäler, welche das reiche Gemälde zusammensetzen, aufzählen, aber von der ganzen Pracht und Großartigkeit würde damit auch derjenige kaum eine schwache Idee erhalten, welcher nicht auf ähnlichen Höhepunkten gestanden hat. Gegen Norden und Nordosten schweift der Blick fast ungehemmt in die Ferne; freilich [illegible] gegen [illegible] noch Berge, welche gegen 30 Meilen entfernt sind, wie z. B. [illegible] Randen bei Schaffhausen an Deutschlands Grenzmarke. Unmittelbar [illegible] Zuge des Berges erhebt sich aus grünen Alpen die seltsame Kuppe des Schwabhorns, umgeben von den übrigen Spitzen der Bergkette am Südrand des Brienzer Sees; vor ihr zieht sich tief unten ein Theil des Seebeckens hin, [illegible] von dem langen Zuge des [illegible], zerrissenen und in zahlreiche Spitzen [illegible] und hinter diesem wieder zeigen sich [illegible], Schrattenfluh, Pilatus und der milde Rigi, an welche sich mehr nach Osten [illegible] Rossberg und die Glarnerstöcke, im Osten selbst Wildgerst, Tödi, [illegible] anschließen. Wie hier kleine silbern glänzende Streifen des Vierwaldstätter und Zuger-See, so blitzen im Westen die Seen von Murten, Biel, Neuenburg und namentlich der Thuner See, an dessen Ufern Stockhorn und [illegible] und hinter ihr die Berge des Simmenthals in die blaue Luft emporragen. Immer näher rücken wir nun, uns mehr und mehr nach Süden wendend, dem Hochgebirge; dort liegt die Morgenbergkette, das Saxetenthal, Schwalmeren, Sulegg, Lobhorn, Schilthorn, hinter denen sich die Diablerets, Oldenhorn, Wildstrubel, [illegible], Blümlisalp und Gespaltenhorn hingestellt haben. Den gewaltigen Reihen beginnen noch bescheiden Tschingelhorn, Breithorn und Gletscherhorn, welche auf die grünen Rücken der Wengern-Scheideck herabblicken; aber an sie schließt sich unmittelbar die herrliche, massige und doch wunderbar schöne Gruppe der Jungfrau, des Mönch und des Eiger, strahlend im silbernen Glanz des Firnschnees, der ihre Häupter umgibt. Dann folgen der lange Vieschergrat, die spitze Nadel des Finsteraarhorn, das wilde, zackige Schreckhorn mit dem obern Grindelwald-Gletscher, Berglistock, Wetterhorn und Wellhorn, die ungeheuren, [illegible] Felsriesen alle, welche die Centralgruppe des Finsteraarhorn bilden, die herrlichsten, charakteristischsten Berge, welche sich auf der Erde zu einer Gruppe vereinigt finden. Auch wer sie nicht in ihrer Feierstunde, bei Sonnenuntergang und Alpenglühen erblickt, wer sie nur während der Tagesstunden, hellbeleuchtet von der Sonne sah, wird sie nie vergessen, wird nie das hehre Schauspiel, das sie ihm boten, in seinem Gedächtniß verwischt sehen.

Wer es irgend vermag, pflegt auf dem Faulhorn zu übernachten. Denn wunderschön sind Sonnenuntergang und Aufgang, das Wirthshaus bietet zwar



L. Rohbock del[t] J. Umbach sculp[t]

ENGELHÖRNER, WELLHORN UND WETTERHORN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Städten, aber doch erträgliche Schlafstätten und schmackhafte Speisen und Getränke, und endlich ist es nicht Jedermanns Sache, nach mehr als vierstündigem Aufsteigen noch ebenso viele Stunden abwärts zu wandern. Dabei sind die Preise des Wirths verhältnißmäßig billig, trotzdem alle Lebensbedürfnisse mühsam hinaufgetragen werden müssen. Auch wir verlassen erst am folgenden Morgen den Faulhorngipfel, aber um den Weg zur großen Scheideck hinüber und nach Meiringen einzuschlagen. Nachdem der Reitsteig zum oberen Bachsee herabgestiegen, zieht er sich sanft absinkend über die baumlosen Alpweiden von Grindel einförmig zur Scheideck, bietet aber fortwährend Blicke auf das mattenreiche Grindelwalder Thal und das Hochgebirge. Hier auf der Scheideck, dem sogenannten Eselsrücken, der Grenze zwischen Grindelwald und Hasli, trifft der Weg ein, der von Dorf Grindelwald am oberen Grindelwalder Gletscher und über Alpweiden unweit der senkrecht aufsteigenden Felswände des Wetterhorn die Paßhöhe ersteigt, um nach Rosenlaui und Meiringen zu gelangen. Ein kleines einfaches Wirthshaus auf der Scheideck lädt zur kurzen Rast ein, die sich auch durch den schönen Blick auf Grindelwald empfiehlt. Sanft dacht sich nach Westen der Abhang ab, der mit schönen Alpenweiden, kleinen Gehölzen und zahlreichen Hütten bedeckt ist, nördlich zeigen sich Schwarzhorn und Faulhorn mit ihrem düstern Verbindungsgrat, in der Ferne begrenzt die grüne Wengern-Scheideck den Horizont, südwärts aber erhebt sich der scharfe Kamm des Eigers und hinter demselben der Mönch, näher der kahle, graue Mettenberg und die Pyramide des Schreckhorn, zur Seite endlich streben die Wetterhörner, von denen ab und zu eine Lawine einem Wasserfalle ähnlich donnernd in die Tiefe stürzt, empor. Gegen Osten hemmt der Wald die Aussicht über die Alpen oberhalb Rosenlaui, in welche wir jetzt eintreten wollen. Ueber die zerfurchte, sumpfige Alpweide schreiten wir abwärts, bald sind wir in die Baumregion eingetreten und erreichen nach einiger Zeit einige alte, prächtige Wettertannen, die ihre Zweige, sie nach allen Seiten hinstreckend, bis auf den Boden sinken lassen. Herrlich ist hier der Blick auf die Berge des Genteltbal's und den Titlisgipfel. Auf der Alpbiglen-Alp überschreiten wir die Brücke über den vereinigten Gemsbach und Reichenbach, gelangen dann in eine Wegstrecke, welche wild romantisch zwischen schönen, düsteren Tannen hindurchführt, und gewinnen einen schönen Blick auf das Wetterhorn bei der sogenannten Hinterwaldsagi. Wiederum geht es abwärts. Wir berühren die wilde Waldpartie des Schwarzwaldes, die in den letzten Jahrzehnten durch Abholzung gelitten hat, aber noch immer schön ist, überschreiten die Alp Broch mit den schönen Ahorngruppen links am Abhang und gelangen, indem wir das Wetterhorn und die Engelhörner oft in Sicht haben, endlich über die Alp Breitenboden nach Rosenlaui.

Rosenlaui ist ein Bad, dessen Quelle im Jahr 1771 entdeckt ward; bald kam das mit kohlensaurem Gase reichlich geschwängerte Wasser in Gebrauch und

es ward ein kleines Badehaus errichtet, an dessen Stelle später ein hübsches hölzernes Wirthshaus trat. Nachdem dasselbe im Jahre 1860 abgebrannt war, wurde es schöner von neuem aufgebaut. Das Haus liegt einige hundert Fuß tiefer als die Quelle wunderschön unter einer mit Tannen bewachsenen Anhöhe nahe dem lieblichen Reichenbach, der unweit davon einen hübschen Fall macht. Es dient als Wirthshaus für die Touristen, als Kurhaus für diejenigen, welche in der herrlichen, stärkenden Alpenluft 4160 Fuß über dem Meere den Heilquell oder kräftige Molken zur Herstellung ihrer Gesundheit trinken wollen.

Unweit vom freundlichen Rosenlaui-Bade liegt der wunderbar herrliche, schon durch seinen Namen anziehende Rosenlauigletscher, der schönste Gletscher der Schweiz. Ein leicht gangbarer, aber doch ansteigender Pfad führt südwärts in etwa fünfundzwanzig Minuten vorüber an Granittrümmern, geglätteten Steinen, und sogenannten Rundhöcken, welche einst der Gletscher, als er noch tief ins Aar-Thal hinabreichte, im Lauf der Jahre abgeschliffen hat, zuerst zur steinernen Brücke, unter welcher tief in enger schauriger Schluchtspalte der Weißbach tobt und schäumt. Aus einem Tannenhölzchen tretend stehen wir dann plötzlich unmittelbar vor dem schneeigweißen, bläulich schimmernden Gletscherstrom, der sich mächtig genug zwischen den alten kahlen Felsenmassen an beiden Seiten von dem Grat zwischen Wetterhorn und Rosenhorn herabzieht. Auf der Rechten vom Beschauer streben die Wände des Wellhorn empor, auf der Linken die des Tossen- und Stellihorn; mitten inne aber liegt die ungeheure Eismasse furchtbar gespalten, zerrissen, zerklüftet, schnee- und schuttfrei; fast glashell ist das schöne Eis und herrlich ultramarinblau erscheinen die Schründe und Klüfte. Wer möchte was er hier sieht, zu schildern unternehmen? Bisher ist es noch Keinem gelungen. Noch vor etwa 150 Jahren soll urkundlich in derselben Thalspalte, in der jetzt der gigantische Gletscher liegt, eine schöne, fruchtbare und viel Vieh nährende Weide gewesen sein. Nicht immer, aber häufig kann man in einzelne der Gletscherspalten eintreten und bis zu 20 Fuß tief hineingehen; erst wenn man dies thut, erkennt man, wie wunderbar klar und rein das Eis ist, wie vollständig alle Gegenstände wieder ausgeschieden sind, welche von den Felsen zur Seite auf den Gletscher während seines langsamen Herabrückens aus den höchsten Regionen gefallen sind. Ein steiler Pfad zur Linken führt auf einen einzeln stehenden Felsen, den sogenannten Gletscherwächter; er hat seinen Namen von den Führern erhalten, welche in seinen grotesken Formen von fern gesehen das Profil eines menschlichen Gesichts erblicken wollen. Von ihm aus bietet sich ein ausgedehnter und prachtvoller Ueberblick über den ganzen wildschönen und wundersamen Gletscher und seine herrliche romantische Umgebung.

Wer es irgend vermag, verweile bei schönem trockenem Wetter und heiterem Himmel einige Tage und selbst noch länger in Rosenlaui; auch ein wiederholter



L. Rohbock del.   J. Umbach sculp.

DIE GRINDELALP BEI GRINDELWALD.

(Bern.)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

[illegible] Badehaus errichtet, an dessen Stelle später ein hübsches höl[illegible] trat. Nachdem dasselbe im Jahre 1860 abgebrannt war, [illegible] Das Haus liegt einige hundert Fuß [illegible] mit Tannen bewachsenen Anhöhe [illegible] davon einen hübschen Fall macht, [illegible] als Kurhaus für diejenigen, welche [illegible] Fuß über dem Meere den Heilquell [illegible] Gesundheit trinken wollen.

[illegible] liegt der wunderbar herrliche, [illegible] Rosenlauigletscher, der schönste Gletscher der Schweiz. [illegible] ansteigender Pfad führt südwärts in [illegible] an Granittrümmern, geglätteten Steinen, [illegible] welche einst der Gletscher, als er noch tief ins [illegible] der Jahre abgeschliffen hat, zuerst zur steinernen [illegible] schauriger Schluchtspalte der Weißbach tobt [illegible] Tannenhölzchen tretend sehen wir dann plötzlich un[illegible] bläulich schimmernden Gletscherstrom, der sich [illegible] kahlen Felsenmassen an beiden Seiten von dem [illegible] Reisenhorn herabzieht. Auf der Rechten vom Be[illegible] empor, auf der Linken die des Tossen[illegible] die ungeheure Eismasse furchtbar gespalten, [illegible] fast glashell ist das schöne Eis und [illegible] Schründe und Klüfte. Wer möchte was er [illegible] Bisher ist es noch Keinem gelungen. Noch [illegible] in derselben Thalspalte, in der jetzt der [illegible] fruchtbare und viel Vieh nährende Weide [illegible] kann man in einzelne der Gletscher[illegible] tief hineingehen; erst wenn man dies thut, [illegible] das Eis ist, wie vollständig alle [illegible] welche von den Felsen zur Seite auf den [illegible] Herabrückens aus den höchsten Regionen ge[illegible] führt auf einen einzeln stehenden Felsen, [illegible] seinen Namen von den Führern erhalten, [illegible] gesehen das Profil eines menschlichen [illegible] bietet sich ein ausgedehnter und pracht[illegible] [illegible]schönen und wundersamen Gletscher und [illegible]

[illegible] bei schönem trockenem Wetter und heiterem Himmel einige Tage [illegible] länger in Rosenlaui; auch ein wiederholter



L. Rohbock del.^t

J. Umbach sculp.^t

DIE GRINDELALP BEI GRINDELWALD.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Besuch des Gletschers bei anderer Beleuchtung bietet reichen Genuß und außerdem lassen sich, wenn man gut zu Fuß ist und Anstrengungen nicht zu sehr scheut, interessante Fußpartieen auf die nächsten Höhen und Felsenköpfe machen. Der Tourist freilich, der in wenigen Wochen alle Reize der Schweiz im Fluge durchkosten will, muß meist noch an dem Tage seiner Ankunft weiter wandern und auch wir dürfen nicht länger als durchaus nöthig zögern. Auch der Weg von Rosenlaui abwärts ist wieder wunderbar schön, fortwährend möchte man im Wandern stehen bleiben und vor und rückwärts blicken. Bald schließt uns ein kleines dunkles Wäldchen ein, bald wieder öffnet sich eine Aussicht auf originelle Felsen und gewaltige Gipfel, bald liegt ein grüner Wiesenstreif da oder rauscht ein Wasserfall über Klippen oder klappert eine Mühle und dann wieder breitet sich die herrlichste blumenreichste Alp aus mit ihren kleinen fast finstern Sennhütten und den schönen reichen Viehheerden, deren Glockengeläut so anheimelnd und so lockend erklingt. Freilich, der Weg könnte mitunter bequemer und besser unterhalten sein und weniger schmutzig ein holpriger Knüppeldamm, den wir betreten müssen; aber was thut das? Eine Bergpartie ist ja kein Spaziergang in einem wohlunterhaltenen Park und kleine Abenteuer haben für diejenigen, die große nicht erleben, auch ihre Reize. Der Reichenbach begleitet uns fortwährend; anfänglich fließt er ziemlich ruhig, aber bald bespült er kräftiger die Steinblöcke in seinem Bett und lauter tönt sein einförmiges Rauschen an den Wänden, welche das Thal einfassen, wieder. In etwas mehr als einer Stunde haben wir vom Rosenlaui-Bade aus die Zwirgi-Höhe, auf der sich der herrlichste Blick auf Meiringen öffnet, erreicht und schnell, wie der Bach nun in seinen weltberühmten Fällen abstürzt, sinkt auch der Zickzack-Weg ins Aarthal nach Meiringen hinunter.

Bevor wir nach Interlaken zurückkehren, müssen wir noch einige wenige allgemeine Worte über die Touren in das Innere der Hochgebirgswelt sagen, in welche wir von der Grimsel her über die Strahleck eingedrungen sind. Nur wenigen der Touristen, welche aus dem Auslande in die Schweiz kommen, ist es beschieden, sie zu besuchen, selbst die waghalsigsten Engländer besteigen nur selten die gewaltigen, firn- und eisbedeckten Alpenriesen des Berner Oberlandes und die Mehrzahl aller Alpenwanderer, welche auf Jungfrau, Mönch, Eiger, Finster-Aarhorn, Wetterhorn und ihre Nachbarn ihren Fuß gesetzt haben, gehörten bisher der Schweiz an. Woher das kommen mag? Bieten die Gipfel der Berner Alpen weniger als die Montblanc-Gruppe, Monte-Rosa und Mischabelhörner? Das ist gewiß nicht der Fall, aber es scheint selbst den Mitgliedern des Alpenklubb

in London nicht zu lohnen, ihren Fuß in die Stapfen der Schweizer zu setzen und es gibt ja noch Berge genug in der Schweiz, durch deren erste Besteigung ein gewisser Ruhm zu erzielen ist. Ueberdies erfordern die Besteigungen der Berner Gipfel wirklich außerordentliche Anstrengungen und sind auch reich an Gefahren, welchen nur kühne, sehr ruhige und vielfach geprüfte Bergsteiger gewachsen sind. Keiner ihrer höchsten Gipfel kann in einem Tage erreicht werden, was die Besteigung sehr erschwert, da nicht häufig mehrere ganz schöne und wolkenlose Tage auf einander folgen. Wohl ausgerüstet und in Begleitung gewiegter Führer, welche mit Seilen, Leitern, Beilen und den erforderlichen Geräthschaften versehen sind, sucht stets die Reisegesellschaft — gewöhnlich vereinigen sich mehrere Reisende zu dem schwierigen Werke — am ersten Tage in bedeutender Höhe ein geschütztes Plätzchen unter einem Felsen auf, wo sie auf Gestein oder Eis gelagert die Nacht verbringt. Kaum aber beginnt der Tag zu grauen, so wandert sie weiter empor, denn spätestens bald nach Mittag muß der Gipfel erreicht sein, damit die Rückkehr zu den obersten Sennhütten vor Nacht noch erfolgen kann. Da gilt es tiefe Gletscherspalten zu umgehen, oder auf luftigen Schneebrücken, welche den Zusammensturz drohen, zu überschreiten; da müssen steile Schneefelder oder fast senkrechte Eiswände, in welche die Führer mühsam Stufe über Stufe einhauen, erstiegen, fürchterliche Abgründe und Firnklüfte mit Hülfe der schwankenden Leiter passirt, wenig mehr als fußbreite eisbelegte Gräte und Schneiden, deren Wände tausende von Fuß in die Tiefe abstürzen, beschritten werden, bis endlich die einsame luftige Bergspitze erreicht ist. Kaum eine Stunde, oft sogar nur wenige Minuten, pflegt man droben zu verweilen; die Kälte und der Luftzug, welche in der Höhe herrschen, lassen ein längeres Bleiben selten zu — aber diese Stunde vergißt niemand, der sie genossen. Klar und tiefblau ist das Himmelszelt und glänzende Strahlen wirft die Sonne hernieder zur Erde, die ein durchsichtiger Duft bedeckt. Von den Wohnstätten der Menschen ist meist keine Spur zu entdecken und selbst die Thäler lassen sich nicht mehr genau erkennen; höchstens flimmert da oder dort der Spiegel eines größeren Alpensee. Alle Ketten der Vorberge, mögen sie auch hier und da bis zur Schneegrenze emporragen, sind zusammen- und niedergedrückt und scheinen sich in kleine unbedeutende Hügelreihen verwandelt zu haben; sie beugen sich von den Bergkönigen, von denen sie weit, weit überragt werden. Großartig sind nur diese allein, aber diese auch so hehr und gewaltig, daß nichts ihnen an die Seite gestellt werden kann, als etwa das unendliche Meer. In langer Reihe stehen sie da und hinter dieser gewaltigen Front tauchen massenhaft neue Gipfel auf; kaum gleichen sich zwei in ihren Formen, deren Originalität und wunderbare Mannigfaltigkeit überrascht, und fast alle sind bis zu den höchsten Spitzen hinauf in Eis und Firn wie in einen schneeweißen, flimmernden Mantel gehüllt. Dazwischen aber, so weit das Auge in sie einzudringen

vermag, liegen bald engere, bald weitere Thalgründe und Mulden, in denen Firnfelder oder zerklüftete Gletscher lagern, wüste, schaurige Gebiete, die sinnig der Sage als Strafstätten und Aufenthaltsorte böser, mit Recht verdammter Menschengeister oder schlimmer Dämonen bezeichnet. Denn die Feuerhölle des Südens kennt die innere Schweiz nicht; sie erzählt nur von der Eishölle des Nordens, welche innerhalb des Hochgebirgs sich ausbreitet.

Ja, es ist wunderschön dort droben auf den himmelan strebenden Spitzen der Riesenberge, aber für den Menschen findet sich da kein Raum, auf dem er auszudauern vermag, und selbst die scheuen, die Einsamkeit suchenden Thiere des Gebirges steigen nicht so hoch empor. Auch für sie ist in der Regel die Schneegrenze die Grenze ihres Aufenthalts-Bezirks. Kehren wir daher aus den Eis- und Schnee-Regionen zurück in die Thäler, in denen der Mensch, das „gesellige, politische" Thier, sich angebaut hat, und in denen schöne blaue Seen lagern, Wasserfälle von den Felsen herabstürzen, klare Bergbäche über Steinblöcke rastlos fortrauschen, der kühle Wald mit seinem Saum die grüne reichblumige Wiese und das Aehrenfeld einfaßt und nicht Tod und Erstarrung, sondern buntes, heiteres, man möchte sagen, jugendliches Leben herrscht.

Mit einem herzlichen „Lebewohl!" oder noch lieber mit einem hoffnungsvollen „Auf Wiedersehn!" scheiden wir von Interlaken und dem freundlichen Bödeli und treten in Neuhaus auf das kleine, aber geschwinde Dampfschiff, das uns über den glänzenden Spiegel des klaren, lieblichen Thuner See nach der alten und ansehnlichen Herrenstadt Thun führen soll. Freunde, die wir im Oberlande gefunden, winken uns den Abschiedsgruß zu, zum letzten Male erklingt uns aus der Ferne leis das Rauschen der angeschwollenen Aar, die sich südwärts vom Landungsplatz in den See stürzt. Jetzt setzt sich das Schiff in Bewegung. In wenigen Minuten fliegen wir an Därligen links und an Sunglauenen rechts vorüber; bald darauf grüßt uns am Seebord am Fuß niedriger Höhen aufgebaut das anmuthige Leissigen mit seinem kleinen Bade, und ihm gegenüber der Sturz des schäumenden Beatenbach, über welchem sich der bewaldete Berg emporzieht; dann streckt sich das steile, felsige Vorgebirge der Nase keck in den See und hinter demselben in der Bucht erblicken wir eine Reihe alter brauner Holzhäuschen im Oberländer Styl, Dorf Merligen, das Schöppenstädt des Berner Landes, das übrigens von ganz gewitzten Leuten mit klarem Kopf bewohnt ist. Ein Bach, der Grünbach, stürzt sich bei dem Dorf in den See; über nackte Trümmerhalden herabrinnend, kommt er aus dem stillen einsamen, aber romantischen Justisthal,

das sich, vom See aus sichtbar, zwischen den starrenden Felswänden der Ralligstöcke und des Güggisgrat nordostwärts emporzieht. Nahe dabei liegt das thurmartige Haus von Ralligen, der Sage nach einst die Stätte einer bedeutenden Stadtgemeinde, welche Roll genannt und einst der Gottlosigkeit ihrer zahlreichen Einwohner wegen von den schwer gekränkten Bergzwergen zerstört ward. Links droben auf der niedrigen, milden Höhe aber, welche den Seestrand von dem Kanderthal abtrennt, hat uns bereits Aeschi mit seinem freundlichen Kirchlein gegrüßt und schnell berühren wir nun Dorf Spiez, eine noch immer ansehnliche Gemeinde an einem kleinen Seebusen. Auch hier stand in alter Zeit ein befestigtes Städtchen, das indeß schon vor mehreren Jahrhunderten ganz seine Bedeutung verlor. Einst sollen die Römer und später die Vandalen an dieser Stelle gesessen haben; doch vermögen weder Geschichte noch Alterthumskunde aus schriftlichen und andern Resten der Vorzeit diese Angaben zu stützen, obwohl unzweifelhaft die Römerstraße in der Nähe von Spiez vorüberzog. Mehr wissen wir von dem alten, interessant gelegenen Schloß des Ortes. Angeblich von Rudolph I. von Strättlingen, König von Burgund erbaut und der goldene Hof genannt, ging es 1338 von Johann von Strättlingen an die alte ansehnliche Berner Familie von Bubenberg und von dieser an die Erlach über, welche es noch jetzt besitzen. Die Aussicht von ihm auf den See, die Ufer und ihre Höhen und einen Theil des höheren Gebirges ist anmuthig und lohnt den kurzen Aufenthalt. Jenseits über dem nördlichen Seerand breitet sich auf mäßig hoher Bergstufe Sigriswyl aus. Weithin zerstreuen sich seine Häuschen, die der weit höhere Berg gegen Nordwinde schützt; ein Luft-Kurort ist hier etablirt. Von der Mitte des Sees aus öffnet sich ein prachtvoller Blick auf den Hintergrund des Frutiger Thals und die Schneegipfel des Altels, des Doldenhorn, der Blümlisalp und ihrer Nachbarn. Bald darauf erblicken wir links das alte Einigen, einst seiner Lage im fruchtbaren Ländchen zur goldenen Luft wegen „Paradies“ genannt, rechts Oberhofen mit seinem hohen Thurm, das ehemals ein Besitzthum Walthers von Eschenbach war, der zu den Mördern Kaiser Albrechts des Ersten gehörte. Noch mehr zieht die ebenso regelmäßige als ungeheure Pyramide des Niesen den Blick auf sich; an ihrem westlichen Fuß schimmert in der Ferne des Städtchens Wimmis. Schon sind wir dem Ende des Sees nahe gerückt, in welchen, eine Hügelkette durchbrechend, sich durch den künstlich angelegten Kanal, vor dem sich ein großes Delta bildet, die wilde Kander ergießt, und schon begrüßt uns das hochgelegene Schloß des alten Thun. Nachdem wir auch Hilterfingen passirt, tritt das Dampfschiff zwischen dem Landsitz Chartreuse und dem neuen, in altgothischem Styl prachtvoll erbauten Schlößchen Schadau in die Aar, an deren linkem Bord Dorf Scherzlingen sich hinzieht. Plötzlich steht die Maschine; wir sind am Landungsplatz, von welchem aus, nachdem wir noch ein-



DIE WENGERN-SCHE

[illegible] starrenden Felswänden der Ralligstöcke [illegible]. Nahe dabei liegt das thurmartige [illegible] die Stätte einer bedeutenden Stadt-[illegible] Gottlosigkeit ihrer zahlreichen Ein-[illegible] ward. [illegible] droben [illegible] von dem Kanderthal [illegible] mit seinem freundlichen Kirchlein [illegible] und [illegible], eine noch immer ansehnliche [illegible] an [illegible] stand in alter Zeit ein befestigtes Städtchen, das [illegible] Jahrhunderten ganz seine Bedeutung [illegible]. Einst sollen [illegible] Vandalen an dieser Stelle gelesen [illegible]; doch vermögen [illegible] Alterthumskunde aus schriftlichen und andern Resten [illegible] zu ziehen, obwohl [illegible] die Römerstraße in der [illegible]. Mehr wissen wir von dem alten, interessant gelegenen [illegible] von Rudolph I. von Strättlingen, König von [illegible] genannt, ging es 133[illegible] von Johann von [illegible] Familie von [illegible] und von diesen [illegible] welche es noch jetzt besitzen. Die Aussicht von ihm auf [illegible] Höhen und einen Theil des [illegible] Gebirges ist [illegible] Aufenthalt. Jenseits aber dem nördlichen [illegible] Weithin zer-[illegible] Berg gegen [illegible]winde schützt; [illegible] Mitte des Sees [illegible] öffnet sich ein [illegible] Hintergrund des Frutiger Thals und die Schneegipfel [illegible], der Blümlisalp und ihrer Nachbarn. Bald darauf [illegible] das alte Einigen, einst seiner Lage im fruchtbaren Ländchen [illegible] „Paradies“ genannt, rechts Oberhofen mit seinem hohen [illegible] Besitzthum Walthers von Eschenbach war, der zu den [illegible] des Ersten gehörte. Noch mehr zieht die ebenso regel-[illegible] Pyramide des Niesen den Blick auf sich; an ihrem westlichen [illegible] des Städchens Wimmis. Schon sind wir dem Ende [illegible] welchen, eine Hügelkette durchbrechend, sich durch den [illegible], vor dem sich ein großes Delta bildet, die wilde Kander [illegible] uns das hochgelegene Schloß des alten Thun. Nachdem wir [illegible], tritt das Dampfschiff zwischen dem Landsitz Chartreuse [illegible] gothischem Styl prachtvoll erbauten Schlößchen Schadau in die [illegible] Bord Dorf Scherzlingen sich hinzieht. Plötzlich steht die [illegible] am Landungsplatz, von welchem aus, nachdem wir noch ein-



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

DIE WENGERN-SCHEIDECK.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

mal auf den See und die Hochalpen hinaus geblickt haben, eine schöne Straße in die Stadt hereinführt.

Etwa 3¾ schweizerische Stunden lang ist der Thuner-See fast dreiviertel Stunden breit; seine größte Tiefe wird auf 728 Fuß und seine Höhenlage auf 1713 Fuß über dem Meere berechnet. Sein wichtigster Zufluß ist die Aar; nach diesem fällt die Kander ins Gewicht und außerdem fließen ihm der Lombach, der Grünbach bei Merligen, der Sundbach, der Guntenbach und zahlreiche andere kleine Bäche zu. Fast überall sind die Ufer entweder flach oder doch nur mit niedrigen Höhen besetzt; die höchsten Wände steigen auf der Nordostseite bei Sunglauenen, Merligen und Sigriswyl empor, weßhalb auch die schöne, am Seebord entlang ziehende Fahrstraße auf das südliche Ufer verlegt worden ist. Ungleich dem Brienzer-See, der in grauer, vorgeschichtlicher Zeit mit ihm vereinigt war, ist der Thuner-See häufig ruhig und selten tief bewegt; meist kräuseln regelmäßige Winde seine tiefgrünen Fluthen und selbst wenn einmal der Sturm ihn wild erregt, gleicht er noch immer dem Brienzer-See nicht und nur unvorsichtige oder ungeschickte Schiffer haben ihn, zumal es an schützenden Buchten fast nirgends fehlt, zu fürchten. Allzeit anmuthig stellt er sich dabei überall dem Besucher dar. Dort hat sich am Seebord ein freundlicher Ort oder ein Schlößchen hingelagert, umgeben von Obstbaumhainen, hinter welchen Wiesen und Aecker an welligen Höhen emporsteigen; da bricht durch das ebene mit Gehölz gezierte Ufer der Strom in das Seebecken und aufwärts hinter ihm liegt zwischen hohen, steilen Bergen ein breites anmuthiges Thal; wieder an anderer Stelle stürzen zwar steile Felsen ab und bilden, hier und dort vorspringend, kleine klippige Buchten, aber diese Felsen sind bis hoch hinauf mit dunklem Hochwald bedeckt, über welchem sich wohl ein grüner Streifen, eine hübsche Alpweide, hinzieht. Keine Stelle des Randes gleicht der andern, aber keine ist wild und schauerlich oder gar unschön; überall weiß die herrliche Mutter Natur die lieblichere Seite herauszukehren und, was zum Landschaftsbilde nicht recht passen will, zu verhüllen, oder in den Hintergrund zu schieben. Mit Recht ist daher auch der Thuner-See stets zu den anmuthigsten Seen der Schweiz gezählt worden. —

Wir sind in Thun, der alten celtischen Ansiedlung, welche gleich Genf, Zürich, Luzern, Weesen, Biel am untern Ende eines Seebeckens, da wo der Ausfluß des Sees abgeht, erbaut ist. Ohne Zweifel standen die ersten Häuser der ersten Ansiedler an und auf dem Hügel, auf welchem das Schloß erbaut ist, denn Thun, Dunum, bedeutet eine Anhöhe und zwar eine befestigte an einem Wasser. Celtische Alterthümer sind zwar an dieser Stelle nicht vorgefunden worden, aber doch in der Nähe, und außerdem ist es mehr als wahrscheinlich, daß die römische Colonie auf der Stätte der celtischen erbaut ward. Erstere lag aber wohl sicher auf dem rechten Aarufer, wo römische Geschirre und Münzen zum Vorschein gekommen

sind. Urkundlich kommt dagegen Thun nicht so früh, sondern zuerst 1133 vor; seine Besitzer, die angesehenen Herren von Thun, übergaben Burg und Dorf Thun dem Herzoge von Zähringen, von dem sie es wieder zu Lehn nahmen. Nach dem Aussterben der Zähringer kam Thun an die Grafen von Kyburg, unter deren Herrschaft es sich, trotzdem es oft an Kriegen und Fehden Theil nehmen mußte, bedeutend hob. Schon frühzeitig versuchte Bern in den Besitz der Herrschaft Thun zu gelangen, und setzte dieses Bestreben trotz aller augenblicklichen Mißerfolge fort, bis das Schloß ihm im Jahre 1375 verpfändet ward und endlich 1384 die vollständige Erwerbung gelang. Von da ab blieben „meine gnädigen Herren von Bern" im Besitz der Herrschaft, aber die Stadt Thun stand auch da weniger abhängig da, als andere Städte des Landes, denn sie besaß einen eigenen Rath, welcher aus ihren besten Bürgern zusammengesetzt ward. In der Zeit der helvetischen Republik ward Thun sogar die Hauptstadt des Kantons Oberland, der freilich nur bis zum Jahre 1803 bestand. Auch in der neuesten Zeit hat der Ort sich wieder beträchtlich gehoben; während er noch 1764 nicht mehr als etwa 1750 Seelen besaß, zählt er jetzt bereits 3700 und ist der Endpunkt einer Eisenbahn geworden.

Thun's Lage ist eine recht anmuthige. Zwar wird es nicht vom See bespült, sondern liegt unterhalb desselben an der Aar, welche es in zwei Armen durchfließt; aber es besitzt die herrlichsten Umgebungen. Die eigentliche Stadt hat ein etwas alterthümliches und originelles Aussehen mit ihren bezinnten Mauern, dem Wartthurm und den Balkon-Trottoirs, unter denen sich Läden eingerichtet haben; namentlich von Westen her bietet sie einen interessanten Anblick. Ueberderselben, auf dem ansehnlichen Hügel sie gewaltig überragend, liegen das Schloß und die Pfarrkirche. Der ältere Theil des Schlosses ward schon 1182 erbaut; er ist ein altes, festes Gebäude mit vier Eckthürmen, aus deren Fenstern man eine entzückende Aussicht auf das Aarthal und den See genießt. Seine größte Merkwürdigkeit ist ein wirklich riesiger Feuerheerd. Daneben steht der Neubau des Jahres 1429, das Amtsgebäude und unweit davon wieder die Pfarrkirche, welche, um 993 wahrscheinlich von Königin Bertha der Spinnerin von Burgund gegründet, ihre jetzigen Gebäude mit Ausnahme der älteren Vorhalle und des Thurmes im Jahre 1738 erhielt. Eine gedeckte Treppe und ein Fahrweg führen zu ihr hinauf. Auch von den Pavillons des Kirchhofes bietet sich eine wunderherrliche Aussicht auf den See, die beiden Ufer, die Anfänge des Simmen- und Kanderthals, die interessanten Ketten des Niesen und Stockhorn und einen Theil der Hochalpen, die Jungfrau, das Breithorn, die Blümlisalp und das Doldenhorn. Von den übrigen Gebäuden der Stadt ist nur das Rathhaus sehenswerth; in ihm befinden sich ein wichtiges, an alten Urkunden reiches Archiv und die Stadtbibliothek.



Le château de Schadau près de Thoune — **SCHLOSS SCHADAU BEI THUN** (Bern) — The castle of Schadau near Thun

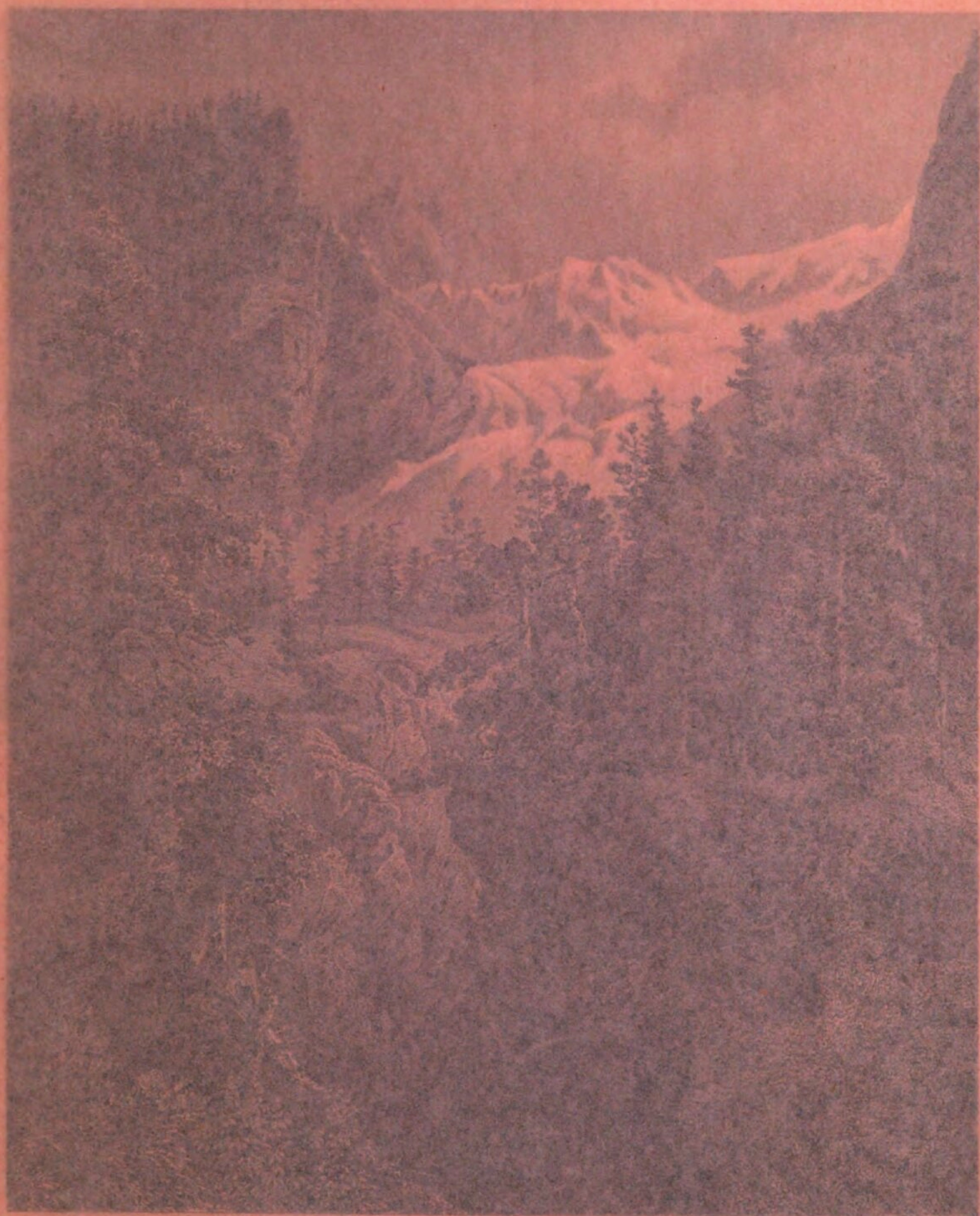


L. Rohbock del.t J. Umbach sculp.t

Le château de Schadau près de Thun. **SCHLOSS SCHADAU BEI THUN.** *The castle of Schadau near Thun.*

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



ROSENLAUI-GLETSCHER BEI MEIRINGEN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt



J. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

ROSENLAUI-GLETSCHER BEI MEIRINGEN.

(Bern)

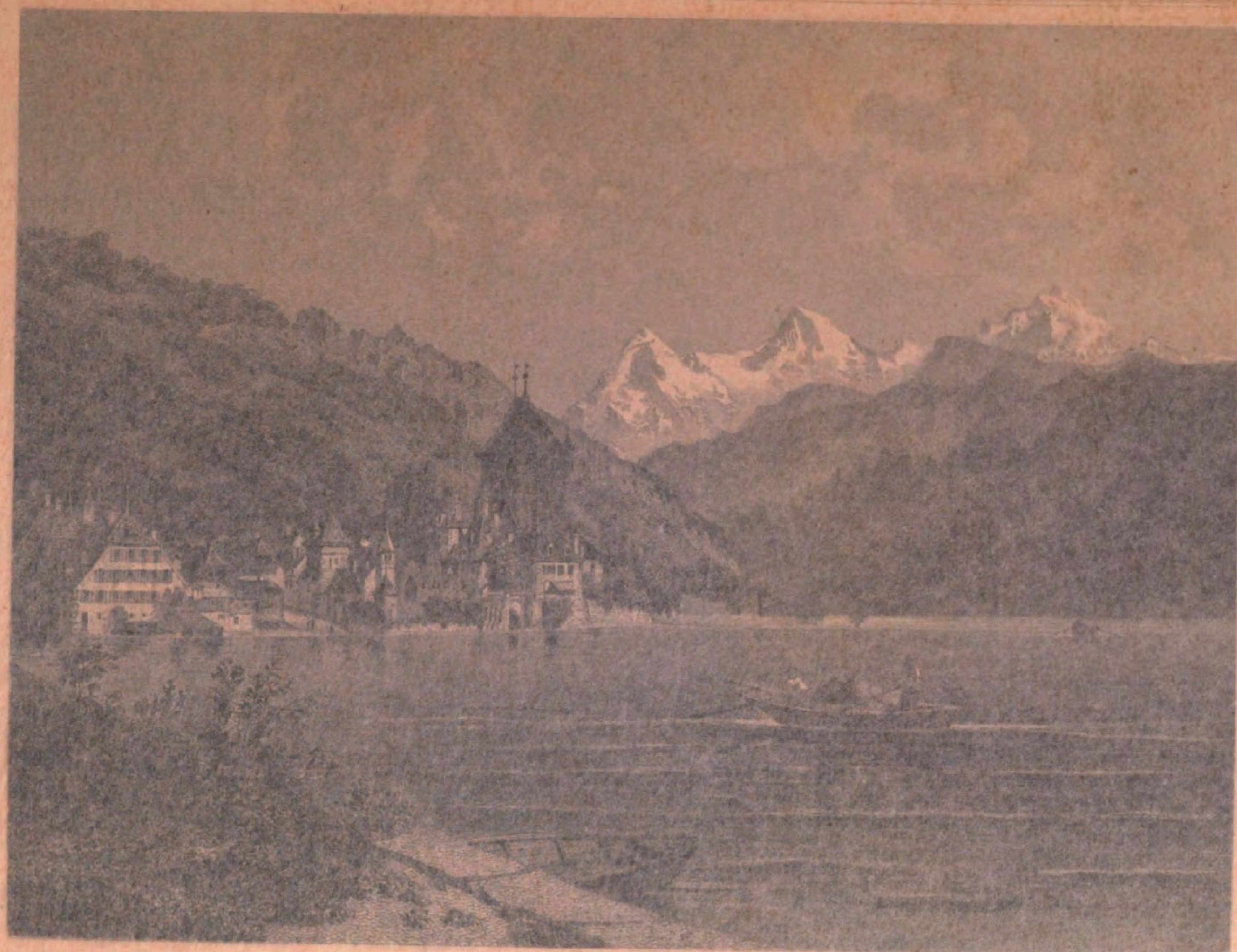
Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Außerordentlich reich ist Thun an Spaziergängen. Bald geht man nach dem alten Scherzlingen, wo die älteste Pfarrkirche Thun's stand, und von dort nach dem herrlichen Schadau und seinen Park-Anlagen, bald über die von einer Allee durchzogenen Bächimatte immer der Aar entlang zum Bächigut, wo sich ebenfalls hübsche Baumanlagen finden; bald wieder auf die Kohlern an das sogenannte Karthäuserholz und zum freundlichen Wasserfall des Hünibaches oder auf das Jakobshübeli, jenem Bergvorsprung am Park des Hôtel Bellevue, dessen Aussicht zu den schönsten der Gegend mit Recht zählt und den See mit seinen Borden, die Niesen- und Stockhornketten, die Blümlisalp, das Doldenhorn, das Breithorn und die herrliche Jungfraugruppe umfaßt. Weitere Spazierfahrten führen am See entlang oder stromabwärts oder endlich nach den Ortschaften am Fuß der Stockhornberge, nach Stäffisburg mit der Orthubel-Aussicht, nach dem sogenannten Schnitweiherbad, nach Amsoldingen, Thierachern, Blumenstein und wie die lieblichen Dorfschaften und Villen alle heißen mögen, welche zum Besuch einladen und welche auch in der That von denen gern und häufig besucht werden, die der Ruhe und Luftkur wegen sich für einige Wochen und Monate in Thun niederlassen.

Bevor wir Thun verlassen, müssen wir noch, obwohl nur kurz, zwei Bergpartieen erwähnen, die von hier aus nicht selten gemacht werden, auf das Stockhorn und auf den Niesen. Sprechen wir zuerst vom Stockhorn, dessen seltsame Gipfelgestalt mit der emporstrebenden nasenförmigen Spitze den Blick auf sich zieht. Vier Wege führen zu seinem 6760 Fuß über dem Meere gelegenen Gipfel, über Amsoldingen, Thierachern, Weissenburg und Erlenbach, und jede fordert etwa von den erwähnten Ortschaften aus vier Stunden Steigung, die nicht ohne Anstrengung ist; aber eigentliche Gefahren bieten für schwindelfreie Bergsteiger sich nirgends und reichlich lohnt die Anstrengung der herrliche Blick. Denn die ganze Hochalpenkette vom Glärnisch im Glarus und Titlis in Unterwalden bis zur Dent de midi in Unterwallis breitet sich vor dem Beschauer aus und selbst der Montblanc, der Moléson, die schroffen Zacken der Brenleyre-Kette im Waadtland, die thurmähnlichen Spitzen der Tour d'Ay und Tour de Mayen, sowie das Weißhorn im Turtmann-Thal lassen sich erblicken und außerdem liegt die weite, reich angebaute Ebene zwischen Hochalpen und Jura ausgebreitet da. Häufiger noch als das Stockhorn wird der Niesen besucht, jene prachtvolle regelmäßige Pyramide, welche sich zwischen dem Kander- und Simmenthal in die Wolken emporstreckt. Der nächste, am meisten betretene Weg von Thun aus führt über Wimmis, ein anderer, etwas steiler und unbequemer über Mühlenen im Kanderthal nach vierstündiger Wanderung von jenen Ortschaften aus durch Waldstrecken und über Alpweiden und Geröll zu dem einfachen Bergwirthshaus auf dem Niesen, wo man sehr wohl übernachten kann, und von da in 20 Minuten zu dem eigentlichen

Riesengipfel (7280 Fuß über dem Meere). Noch reicher ist die Aussicht, als auf dem Stockhorn; kaum das Brienzer Rothhorn und dieses nicht einmal darf mit dem Riesen wetteifern wollen. Der Riesen ist so recht ein Berg für Bergwanderer und Touristen. Wer sich über das Oberland unterrichten will, thut wohl, ihn zu besteigen; reliefartig liegen das ganze ebene Land bis zum Jura hin, das Gebiet der niederen Berge zwischen Emmenthal und Thuner See, dieser selbst mit dem Bödeli und dem Brienzer See, die Thäler von Kien, Frutigen, Adelboden und Nieder-Simmen mit ihren zahllosen Berggruppen und Seitenthälchen, und die Hochalpen selbst in weitem Rundgemälde um die Riesenpyramide da. Von den gewaltigsten Bergriesen stellt sich besonders die Blümlisalp in allen ihrem Glanze dar und neben ihr Doldenhorn, Balmhorn und Altels; in wahrhaft zauberhafter Schönheit erscheinen sie am Abend bei Sonnenuntergang und Alpenglühen. Aber auch die andern fast zahllosen Alpengipfel verdienen sorgfältig ins Auge gefaßt zu werden; dort in Westnordwest das schneebedeckte Haupt des Titlis, die Wetterhörner mit ihren drei Spitzen, Schreckhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau und an sie anschließend fast im Süden die Gipfel und Kuppen im Hintergrunde des Lauterbrunner Thals und im Südost Dent Blanche, Dent des Bouqueties, Wildstrubel, die berüchtigten Diablerets, das Oldenhorn und endlich die schöne, weithinblickende Dent de Midi. Selbst der Montblanc in Savoyen soll sich an klaren Tagen deutlich erblicken lassen. Freilich, so großartig, so imposant und majestätisch als vom Faulhorn erscheinen die nächsten Schneegipfel nicht; die größere Entfernung läßt sie kleiner erscheinen und ihre mächtigen originellen Formen weniger bedeutsam hervortreten; aber das Rundgemälde des Riesen ist dafür viel reicher und mannigfaltiger und wunderbar schön und anmuthig die Landschaft zu den Füßen der Riesenpyramide. —

Nicht stromabwärts geht von Thun schon jetzt unsere Reise; ein leichter Wagen mit schnellen Pferden führt uns über die große Ebene der Thuner Almend nach dem alten Gwatt und von hier aus unweit des alten angeblich aus burgundischer Zeit stammenden Burgthurms von Strättlingen demselben vorüber am Seebord entlang und darauf ins Thal der wilden Kander nach Mühlenen am rechten Ufer des Kanderstroms. Hier mündet das kleine Suldthal, in welches man von Interlaken her durch das Saxeten-Thal gelangt, hier geht der Weg auf den Riesen ab, indem er den Strom auf einer Brücke überschreitet. Bald nachher erreichen wir Dorf Reichenbach unweit der Mündung des Kienthals, durch welches über die Dorfschaften von Kien, Scharnachthal und Kienthal ein interessanter Pfad in das Innern des Gebirges und hinüber nach Lauterbrunnen, über den Sausgrat und die Sefinenfurke, führt. Von Reichenbach ab heißt das Thalgelände der Kander das Frutiger-Thal von dem schönen Dorfe Frutigen, dem Hauptort der Landschaft. Am Fuß der Riesenkette unter dem Megisserhorn breitet sich der Ort, der auch



L. Rohbock del. J.M.Kurz sculp.

Oberhofen sur le lac de Thun

OBERHOFEN AM THUNER SEE.

(Bern)

Oberhofen on the lake of Thun

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Meeresspiegel (7200) Fuß über dem Meere. Noch reicher ist die Aussicht, als auf dem Stockhorn; kaum das Berner Faulhorn und dieses nicht einmal darf mit dem Niesen wetteifern wollen. Der Niesen ist so recht ein Berg für Bergwanderer und Touristen. Wer sich über das Oberland unterrichten will, thut wohl, ihn zu besteigen; reliefartig liegen das ganze ebene Land bis zum Jura hin, das Gewirr der niederen Berge zwischen Emmenthal und Thuner See, dieser selbst mit dem Bödeli und dem Brienzer See, die Thäler von Kien, Frutigen, Adelboden und Kander-Simmen mit ihren zahllosen Berggruppen und Seitenthälchen, und die Hochalpen selbst in weitem Rundgemälde um die Riesenpyramide da. Von den gewaltigen Bergriesen stellt sich besonders die Blümlisalp in allen ihrem Glanze dar und neben ihr Doldenhorn, Balmhorn und Altels; in wahrhaft zauberhafter Schönheit erscheinen sie am Abend bei Sonnenuntergang und Alpenglühen. Aber auch die andern fast zahllosen Alpengipfel verdienen sorgfältig ins Auge gefaßt zu werden: dort im Westnordwest das schneebedeckte Haupt des Titlis, die Wetterhörner mit ihren drei Spitzen, Schreckhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau und an sie anschließend fast im Süden die Gipfel und Kuppen im Hintergrunde des Lauterbrunner Thals und im Südwest Dent Blanche, Dent des Bouquoties, Wildstrubel, die vergletscherten Diablerets, das Oldenhorn und endlich die schöne, weitblickende Dent du Midi. Selbst der Montblanc in Savoyen soll sich an klaren Tagen deutlich erblicken lassen. Freilich, so großartig, so imposant und majestätisch als vom Faulhorn erscheinen die nächsten Schneegipfel nicht; die größere Entfernung läßt sie kleiner erscheinen und ihre mächtigen originellen Formen weniger bedeutsam hervortreten; aber das Rundgemälde des Riesen ist dafür viel reicher und mannigfaltiger und wunderbar schön und anmuthig die Landschaft zu den Füßen der Riesenpyramide. —

Nicht stromabwärts geht von Thun schon jetzt unsere Reise; ein leichter Wagen mit schnellen Pferden führt uns über die große Ebene der Thuner Almend nach dem alten Gwatt und von hier aus unweit des alten angeblich aus burgundischer Zeit stammenden Gotteshauses von Strättlingen demselben vorüber am Seebord entlang und darauf ins Thal der wilden Kander nach Mühlenen am rechten Ufer des Kanderstroms. Hier mündet das kleine Suldthal, in welches man von Interlaken her durch das Saxeten-Thal gelangt; hier geht der Weg auf den Riesen ab, indem er den Strom auf einer Brücke überschreitet. Bald nachher erreichen wir Dorf Reichenbach unweit der Mündung des Kienthals, durch welches über die Dorfschaften von Kien, Scharnachthal und Kienthal ein interessanter Pfad in das Innere des Gebirges und hinüber nach Lauterbrunnen, über den Sausgrat und die Sefinenfurke, führt. Von Reichenbach ab heißt das Thalgelände der Kander das Frutiger-Thal von dem schönen Dorfe Frutigen, dem Hauptort der Landschaft. Am Fuß der Riesenkette unter dem Megisserhorn breitet sich der Ort, der auch



L. Rohbock del.t J. M. Kurz sculp.t

Oberhofen sur le lac de Thun.

OBERHOFEN AM THUNER SEE.

(Bern)

Oberhofen on the lake of Thun.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.

J. Poppel sculp.

THUN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.t J. Poppel sculp.t

THUN.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

als Luftkurort gilt und 3500 Einwohner zählt, mit seinen städtischen Straßen und ansehnlichen Holzhäusern am linken Kanderbord aus. Hier mündet in das Kanderthal das stille aber bevölkerte Adelboden- oder Engstliger-Thal. Von waldigen Abhängen und Weiden eingeschlossen zieht das Thal, in dessen Grund die wüthende Engstligen fließt, acht Stunden weit aufwärts; zahlreiche kleine Thälchen wenden sich von der Seite her ihm zu. Der Hauptort ist Adelboden, ein Dörflein im erweiterten Thalgrund; höher hinauf befindet sich ein hübscher Wasserfall, der Staub genannt, der in zwei mächtigen Sätzen an den Felsen zerschellend in die Tiefe stürzt. Zwei betretene Pfade führen von Adelboden aus in die benachbarten Thäler, der eine über die von wilden Fels- und Gletscherpartbieen eingeschlossene Engstligen-Alp auf die Gemmi hinüber, der andere über den reizenden mit einem Dörfchen besetzten Paß des Hahnenmooses nach An der Lenk im obern Simmenthal.

Oberhalb Frutigen beginnt das eigentliche Kanderthal, ein interessantes Gelände, dem es auch an historischen Erinnerungen nicht fehlt. Kaum hat die Straße den Strom überschritten, so streift sie südwärts ziehend an der alten Tellenburg hin, einem mächtigen, viereckigen Thurm mit angelehnten grauen, finsteren Gebäuden. Einst war sie das Besitzthum der Herren des Landes, der mächtigen Freiherren von Weissenburg. Hier und da lagern sich im engen Thalgrund Häuser hin und fortwährend steigt der Fahrweg aufwärts. Mächtige Berge blicken auf beiden Seiten des Thals auf den grollenden Strom herab. Malerisch thronen auf steilen mit Tannen bewachsenem Hügel die Ruinen der alten, einst von den Landleuten eroberten Felsenburg. Jetzt steigt die Straße steiler an, bald ist der Weiler Mitholz erreicht und schon blickt über die niedrigen Vorberge die herrliche Blümlisalp, die Nähe des Hochgebirges ankündigend. Die Gegend ist nun noch einsamer, aber der Thalgrund breiter geworden; in einer halben Stunde erreichen wir Dorf Kandersteg, den Sammelpunkt der Gemmi-Reisenden. Mit seinen verzierten, aber doch einfachen Holzhäuschen, welche von kleinen Gärtchen umgeben sind, hat er sich auf der rechten Bachseite innerhalb schöner grünenden Matten hingelagert, welche von hohen, grauen, meist steilabstürzenden Felsen- und Flühmassen eingefaßt sind.

Kandersteg bietet zwei reizende Parthien, von denen die eine wenigstens theilweise von allen Reisenden, auch Damen eingeschlossen, leicht gemacht werden kann. Es ist die Tour an den Oeschinen-See, welche von dort über den Dündengrat ins Kienthal und weiter über die Sefinenfurke nach Lauterbrunnen führt. Ueber Schutt, den der Oeschinenbach abgelagert, führt ein schmaler Pfad am Bach entlang aufsteigend in das wunderbar anmuthige Oeschinenthälchen. Eingeschlossen von hohen, senkrecht abstürzenden Felswänden, an denen Bäche wie Silberfäden herabhängen oder sich in wehenden Staub auflösen, füllt sich der Thalgrund durch

den lieblichen, melancholischen Oeschinen-See, in dessen klarem, durchsichtigen Gewässer sich der glänzende Gipfel der schnee- und eisbedeckten Blümlisalp spiegelt. Bis hierher pflegen die meisten Touristen zu wandern, denn steiler steigt nun der Pfad zur grünen Oeschinenalp an, wo sich eine prachtvolle Aussicht auf Wildstrubel, Ammertenhorn und Oldenhorn bietet, und auch an schwindelerregenden und anstrengenden Stellen fehlt es nicht, bis die Höhe des Dündengrat erreicht ist, wo sich die Blümlisalp in ihrer ganzen Pracht darstellt und der Blick zugleich das Doldenhorn, die umgebenden Berge, das Thalgelände von Kien, den Thuner See und das Aargebiet bis nach Bern hin umfaßt. Steil geht es von hier abwärts nach dem Bundlägern und von dort nach dem hübschen, mit Sennhütten besetzten Thalgrund des Tschingel, in dessen Nähe der schöne und ansehnliche Sturz des Dündenbach über die grauen Felsenwände braust. Ebenso interessant als die Wanderung nach dem Dündengrat ist der Besuch des wilden, abgelegenen Gasternthals, das sich bis an den Kandergletscher hinanzieht. Durch eine enge, schauerliche Schlucht, die Klus, in welcher die Kander schäumend und oft wild tobend fließt, steigt der Weg über glatte und schlüpfrige Felsplatten in das Thal empor, das Doldenhorn, Fisistock und Altels einfassen. Bald ist das Thälchen eng und schluchtartig, bald bildet es wieder breitere Gründe, dort fließen schöne, sanfte Bäche herab, da rauschen Wasserfälle, hier steht das einzige, sehr bescheidene Dörfchen, dort legen sich einem sammtenen Teppich gleich die herrlichsten Alpweiden hin, da wieder bedeckt Geröll den Thalrand und im Hintergrunde steigt der gräßlich zerborstene und in tiefen Spalten gähnende Kandergletscher zum Tschingelgrat empor. Es ist ein wunderbares Gemälde, das sich hier bietet, wunderbarer und seltsamer, je höher wir steigen, am seltsamsten jedoch, wenn wir unsern Fuß schüchtern und vorsichtig auf den Gletscher selbst setzen und zwischen schaurigen, nackten Berggründen über den Tschingelgrat in den Hintergrund des Lauterbrunner Thals zu gelangen suchen. Nicht weniger interessant, beschwerlich und für Ungewohnte selbst bedenklich ist noch ein anderer Pfad, der durch das Gasternthal ebenfalls über Gletscher sich hinzieht, der Weg über den Lötschenberg nach Vispach und Leuk im Wallis.

Weit besuchter als alle genannten Paßwege ist ein anderer, der Saumweg über die weltbekannte Einsattlung der Gemmi nach Bad Leuk; Tausende legen ihn alljährlich zu Fuß oder reitend zurück, theils nur, um durch ihn in den Kanton Wallis oder aus diesem nach Bern zu gelangen, theils und hauptsächlich seiner interessanten Stellen wegen. Von Kandersteg führt der Weg unweit der Kander eine Strecke weit fort bis nach Eggenschwand, wo er an der finstern Felsenspalte der Klus den Thalbach überschreitet und darauf im Zickzack am Fuß des Gellihorn über scharfes Gestein stetig emporsteigt. Hier und da bieten sich interessante Blicke, bald auf das lange, stille Kanderthal bald auf den vordern Theil des



THUN.

[illegible]

Druck & Verlag [illegible]

[illegible] durchsichtigen Ge- [illegible] Blümlisalp spiegelt. [illegible] steigt nun der Pfad [illegible] auf Wildstrubel, [illegible] und Oldenhorn [illegible] genden und anstrengenden Stellen fehlt es nicht, bis die [illegible] erreicht ist, wo sich die Blümlisalp in ihrer ganzen [illegible] der Blick zugleich das Doldenhorn, die umgebenden Berge, den [illegible], den Thuner See und das Aargebiet bis nach Bern hin [illegible]. [illegible] geht es von hier abwärts nach dem Bundlägern und von dort nach dem [illegible], mit Sennhütten besetzten Thalgrund des Tschingel, in dessen Nähe der [illegible] ansehnliche Sturz des Dündenbach über die grauen Felsenwände braust. Ebenso interessant als die Wanderung nach dem Dündengrat ist der Besuch des wilden, abgelegenen Gasternthals, das sich bis an den Kandergletscher hinanzieht. Durch eine enge, schauerliche Schlucht, die Klus, in welcher die Kander schäumend und oft wild tobend fließt, steigt der Weg über glatte und schlüpfrige Feldplatten in das Thal empor, das Doldenhorn, Fisistock und Altels einfassen. Bald ist das Thälchen eng und schluchtartig, bald bildet es wieder breitere Gründe, dort fließen schöne, [illegible] Bäche herab, da rauschen Wasserfälle, hier steht das einzige [illegible] Dörfchen, dort legen sich einem sammtenen Teppich gleich [illegible] Alpweiden hin, da wieder bedeckt Geröll den Thalrand und im [illegible] der gräßlich zerbrochene und in tiefen Spalten gähnende Kandergletscher zum Tschingelgrat empor. Es ist ein wunderbares Gemälde, das sich hier bietet, wunderbarer und seltsamer, je höher wir steigen, am seltsamsten jedoch, wenn wir unsern Fuß [illegible] und vorsichtig auf den Gletscher selbst setzen und zwischen schaurigen, nackten Berggründen über den Tschingelgrat in den Hintergrund des Lauterbrunner Thals zu gelangen suchen. Nicht weniger interessant, beschwerlich und für Ungewohnte selbst bedenklich ist noch ein anderer Pfad, der durch das Gasternthal ebenfalls über Gletscher sich hinzieht, der Weg über den Lötschenberg nach Bispach und Leuk im Wallis.

Weit besuchter als alle genannten Paßwege ist ein anderer, der Saumweg über die weltbekannte Einsattlung der Gemmi nach Bad Leuk; Tausende legen ihn alljährlich zu Fuß oder reitend zurück, theils nur, um durch ihn in den Kanton Wallis oder aus diesem nach Bern zu gelangen, theils und hauptsächlich seiner interessanten Stellen wegen. Von Kandersteg führt der Weg unweit der Kander eine Strecke weit fort bis nach Eggenschwand, wo er an der finstern Felsenspalte der Klus den Thalbach überschreitet und darauf im Zickzack am Fuß des Gellihorn über scharfes Gestein stetig emporsteigt. Hier und da bieten sich interessante Blicke, bald auf das lange, stille Kanderthal bald auf den vordern Theil des



L. Rohbock del.t J. Poppel sculp.t

THUN.

Vue du cimetière. VOM KIRCHHOF AUS GESEHEN. (Bern.) *View from the church-yard.*

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.^t — A. Fesca sculp.^t

Le château et l'église — **THUN** — *The castle and the church*

SCHLOSS UND KIRCHE

(Bern)



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

Le château et l'église **THUN** *The Castle and the church*

SCHLOSS UND KIRCHE.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

einsamen Thals von Gastern, bald wieder auf die mächtigsten Berge ringsumher das Doldenhorn, die Frau, den Altels. Bald ist die Grenze gegen den Kanton Wallis erreicht und rüstig vorschreitend gelangen wir auf die mit einigen schlechten Hütten besetzte Alp Wintereck und von dort zu dem einsamen Zoll- und Berghaus Schwarenbach, das schon eine Meereshöhe von mehr als 6000 Fuß besitzt und im Winter oft unter dem hohen Schnee verdeckt liegt. Hier pflegen die Karavanen der ermüdeten Reisenden gern zu rasten, in der Nähe jener Stätten, auf welchen Zacharias Werners einst berühmte, jetzt nur noch wenig bekannte Dichtung „der vierundzwanzigste Februar" spielt. Die Gegend ist wild und schauerlich, aber großartig und sehenswerth. Weiter südwärts liegt ein etwa 30 Minuten langer, oft noch im Sommer mit einer Eishülle überdeckter, schwärzlicher Alpsee (der Dauben-See), an dessen Rand entlang der Pfad auf die Paßhöhe Daube gelangt. Zwischen dem Schneehorn und Strubelhorn legt sich der weite Lammerngletscher hin; links von einer kleinen Felsenhöhe aber öffnet sich eine überraschende, prachtvoll wilde Aussicht über das von hohen Bergen eingeschlossene Dalathal und das Thal der Rhone hinweg auf die gewaltige schneebedeckte Alpenkette, welche Wallis von Piemont trennt. Da streben die grandiosen Mischabelhörner zum Himmel empor und neben ihnen, nicht weniger imposant anzuschauen, Monte Rosa, Bruneckhorn, Weißhorn und Matterhorn, jene originell gestalteten Riesenberge im Hintergrund der herrlichen Thäler von Saus und Visp. Wenige Schritte leiten vom Paß zur Ruhestätte auf der Daube, wo der Pfad an der steilen, fast senkrecht abgerissenen, und von oben bis unten gespaltenen Felswand in zahlreichen, mühevoll hergestellten Windungen steil abwärts zieht. In den Jahren 1737 bis 1770 auf Aktien erbaut, mußte er in einer Länge von 6095 Fuß in den Felsen gesprengt werden und ist oft nur 3 bis 5 Fuß breit, so daß an den steilsten Stellen und an den Wendepunkten, um Gefahren abzuwenden, Schutzmauern gegen den unermeßlichen Abgrund hin errichtet werden mußten. Hier und da hängt der graue Felsen über den Pfad herüber und zwingt den Reiter, sich seitwärts zu neigen. Nur kurze Strecken des Weges vermag man auf- und abwärts zu übersehen, aber deutlich vernimmt man die Stimmen der Wanderer, welche droben oder drunten hinziehen; tief unten am Fuß der Fluh, welche die blaue genannt wird, breitet sich eine öde Trümmerwüste aus und anscheinend am Rande derselben, zeigen sich die Hütten und Gasthäuser des Leuker-Bades. Wirkliche Gefahren bedrohen den vorsichtigen Wanderer zwar nicht, aber dennoch können Unglücksfälle leicht vorkommen, wenn Personen, welche an Schwindel leiden, sich von der Hand des Führers entfernen oder Reitende das kluge, des Weges gewohnte Pferd, das freilich stets an dem Rande des Weges hinzieht, wider seinen Willen an die Felswand hinüber drängen wollen. Endlich nach fast zweistündigem Marsch an der schwindlichen Felswand ist der Schutthaufen am

Fuß der Fluh erreicht und schnell geht es nun durch lichtes Nadelgehölz und über Grasplätze nach dem kleinen, aber vielbesuchten Kurort Leuk, der die Badesitten der alten Zeit sich bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt hat. — —

Wir haben die Grenze des Kantons Wallis überschritten und kehren deshalb wieder in den Kanton Bern, der uns noch so viele interessante Partbieen bietet, und nach Thun zurück, um das Simmenthal, durch welches eine Postfahrstraße zieht, zu besuchen. Wiederum führt uns unser Weg nach Gwatt, zieht aber von dort weiter südlich am linken Ufer der Kander hinauf und unweit der Stelle vorüber, wo der Kanal zum Thuner-See in den Jahren 1712 bis 1714 begonnen wurde. Bald darauf erreicht der Weg die Simme, an deren Mündung er durch einen schmalen Engpaß, welchen die Simmenfluh bildet, in das 13 Stunden lange, enge aber romantische Simmenthal eintritt. Jenseits des Thalbaches liegt das hübsche, große Dorf Wimmis am Fuß der originellen Burgfluh, an welche sich das weithin schimmernde, aussichtreiche Schloß Wimmis lehnt. Schon hier findet sich an den Höhen eine reiche interessante Alpenflora. Weiter führt uns unser Weg nach Latterbach, wo sich das einsame Diemtiger Thal, vom wilden Chirelbach durchflossen, öffnet. Weit zieht es sich in das Gebirge hinauf und wird von etwas mehr als 2000 im Winter vom Verkehr fast ganz abgesperrten Menschen bewohnt. Einst gehörte es gleich dem größten Theil des Simmenthal den mächtigen Freiherren von Weissenburg, von denen die Sage noch heut viel zu erzählen weiß. Selten wird das interessante Gelände besucht; auch wir müssen es bedauernd seitwärts liegen lassen und wenden uns, immer die Simme aufwärts schreitend, nach dem Dorfe Erlenbach, wo der Weg zum Stockhorn abgeht. Interessant durch seine alten, ansehnlichen Holzhäuser im echten, noch nicht modernisirten Oberländer Styl liegt es in einer anmuthigen Gegend, welche die Ruinen des alten Schlosses zieren. Die folgenden Dorfschaften bieten wenig; erst Weissenburg mit den Resten des auf schroffem Hügel erbauten Schlosses der Weissenburger Freiherren zieht wieder den Blick auf sich. Denn eine halbe Stunde vom Ort befindet sich eine schmale, von nackten hohen Felswänden eingeschlossene Schlucht, in welcher der Buntschibach tobt und das seit etwa zwei Jahrhunderten besuchte Buntschibad liegt. Nicht früher sieht man die Gebäude des letzteren, als bis man ihnen ganz nahe gekommen ist, und wenig vermag selbst im Hochsommer die Sonne sie zu treffen. Die Quelle hat eine Wärme von 22 Grad Reaumur und einen leichten Schwefelgeschmack; leider wird sie nicht selten in unrichtiger Weise angewendet und schadet deshalb oft mehr als sie zu nützen vermag. Noch immer zieht sich hier, wie fast von Brodhäusi ab, das Thal westwärts empor, aber bald nimmt es die südwestliche Richtung an, indem es zugleich enger wird. Wild schäumend schlägt die Simme gegen die Thalwand; ein anderer Bergbach



L. Rohbock del. A. Fesca sculp.

KANDERSTEG.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] geht es nun durch lichtes Nadelgehölz und [illegible] vielbesuchten Kurort Leuk, der die Bade-[illegible] auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt hat. — —

[illegible] Kantons Wallis überschritten und kehren deshalb [illegible] uns noch so viele interessante Parthien bietet, [illegible] Simmenthal, durch welches eine Postfahrstraße [illegible] uns unser Weg nach Gwatt, zieht aber von [illegible] der Kander hinauf und unweit der Stelle [illegible] in den Jahren 1712 bis 1714 begonnen [illegible] die Simme, an deren Mündung er durch [illegible] Simmenfluh bildet, in das 13 Stunden lange, enge aber [illegible] Simmenthal eintritt. Jenseits des Thalbaches liegt das hübsche, [illegible] Fuß der originellen Burgfluh, an welche sich das [illegible] Schloß Wimmis lehnt. Schon hier [illegible] interessante Alpenflora. Weiter führt uns unser Weg nach [illegible], wo sich das einsame Diemtiger Thal, vom wilden [illegible] zieht es sich in das Gebirge hinauf und [illegible] vom Verkehr fast ganz abgesperrten Menschen [illegible] gleich dem größten Theil des Simmenthal den mächtigen [illegible], von denen die Sage noch heut viel zu erzählen weiß. [illegible] interessante Gelände besucht; auch wir müssen es [illegible] lassen und wenden uns, immer die Simme aufwärts [illegible] nach dem [illegible], wo der Weg zum Stockhorn abgeht. [illegible] Holzhäuser im echten, noch nicht modernisirten Oberländer [illegible] liegt es in einer anmuthigen Gegend, welche die Ruinen des alten [illegible]. Die folgenden Dorfschaften bieten wenig; erst Weissenburg mit den [illegible] auf schroffem Hügel erbauten Schlosses der [illegible] den Blick auf sich. Denn eine halbe Stunde vom Ort befindet sich [illegible], von nackten hohen Felswänden eingeschlossene Schlucht, in welcher der [illegible] tobt und das seit etwa zwei Jahrhunderten besuchte [illegible] liegt. Nicht früher sieht man die Gebäude des letzteren, als bis man [illegible] gekommen ist, und wenig vermag selbst im Hochsommer die Sonne sie zu treffen. Die Quelle hat eine Wärme von 22 Grad Reaumur und [illegible] Schwefelgeschmack; leider wird sie nicht selten in unrichtiger Weise [illegible] und schadet deshalb oft mehr als sie zu nützen vermag. Noch immer zieht sich hier, wie fast von Brodhäusi ab, das Thal westwärts empor, aber bald nimmt es die südwestliche Richtung an, indem es zugleich enger wird. Wild schäumend schlägt die Simme gegen die Thalwand; ein anderer Bergbach



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

KANDERSTEG.

(Bern.)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.







L. Rohbock del.t Fr. Müller sculp.t

DER OESCHINEN-SEE UND DIE BLÜMLISALP. LE LAC D'OESCHINEN ET LA BLÜMLISALP.

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

stürzt ihr tobend von der linken Seite her zu. Bald darauf ist die Grenze des Nieder-Simmenthals überschritten; wir treten im Ober-Simmenthal ein.

Das Simmenthal — wenige Worte über dasselbe seien uns hier gestattet — ist ein rechtes, echtes Alpenthal; auf den Höhen seiner Berge, über dem Gebiet des Baumwuchses, liegen in großer Zahl die schönsten Weiden, welche bis an die höchsten Gräte und Kuppen heranreichen. Auf denselben weidet das hohe, wohlgebildete und ansehnliche Rindvieh, das in der ganzen Schweiz und auch im Auslande unter dem Namen des Simmenthaler bekannt und seines Milchreichthums wegen gesucht ist. Auch Pferde werden gezogen und außerdem gibt es muntere Ziegen und namentlich Schafe in großer Zahl, aus deren Wolle man das naturfarbene sogenannte Oberländerzeug fertigt. Im Allgemeinen sind die Einwohner des Simmenthal wohlhabend, einige können sogar als reich bezeichnet werden, und ihre hübschen, mitunter verhältnißmäßig fast großartigen Häuser zeigen, daß sie auch für ihre Bequemlichkeit zu sorgen verstehen; sie gelten außerdem im Lande als geschickt, umsichtig, intelligent und lebhaft und sollen, wenn sie sich mit Mechanik und Wissenschaft beschäftigen, nicht selten recht Tüchtiges leisten. Ehemals gehörte das hübsche Ländchen zum größeren Theil den Freiherren von Weissenburg, deren Besitzungen bis in das Bödeli von Interlaken und ins Hasliland hineinreichten. Alt angesessen und stolz mochten sie sich den Zähringer Herzogen nicht fügen; es kam im Jahre 1191 im Grindelwalder Thal zur offenen Schlacht und auch im Simmenthal wüthete alles verheerend der Krieg. Endlich mußten sich die Dynasten des Oberlandes zwar unterwerfen, aber ihr Haß gegen die Herzoge und die von ihnen begründete Stadt Bern dauerte fort. Nicht selten kam es zu blutigen Kämpfen und ebenfalls nicht selten drangen die muthigen, kriegsgewohnten Berner Bürger in das Thal ein, dessen Vesten sie bestürmten und zum Theil einnahmen und zerstörten. Nach und nach geriethen auch die Freiherren in Schulden; einen Theil ihrer Besitzungen hatten sie in den Fehden verloren, ein anderer mußte verkauft oder verpfändet werden; als ihr Geschlecht ausstarb, hatte es bereits seine Glanzperiode lange Zeit hinter sich und waren Weissenburgs Banner oft genöthigt gewesen, denen von Bern zur Seite zu ziehen. Endlich in den Jahren 1439 und 1449 kam das Simmenthal völlig in den Besitz der gnädigen Herren von Bern. Von den beiden Theilen des Simmenthals ist der obere nicht nur der rauhere, sondern auch der schönere; wilder werden die Ansichten, höher die Berge, düsterer die Thäler und hier und da zeigen sich auf den Höhen weite Schneefelder und Gletscher. Nachdem wir an der Felswand Simmeneck, auf welcher eine alte Ruine liegt, vorüber geschritten, erreichen wir die ausgedehnte Gemeinde Boltigen am Fuße mächtiger Berge, in welche sich zwei romantische Thälchen, das Daubethal und das Thal von Schwarzenmatt und Klus hineinstrecken. Mächtige Holzhäuser mit weit überhängendem

Dach zeichnen die Ortschaft aus; doch sind sie bereits im modernisirten Styl angelegt und ausgeschmückt. Kleine Weiler folgen, bald darauf erreichen wir den sogenannten Laubeggstalden, wo einst ein gefährlicher, aber leicht zu vertheidigender Engpaß war, schreiten zwischen den eng zusammengerückten Thalwänden, welche die brausende Simme unablässig bespült, rüstig stromaufwärts und erreichen endlich in einer Thalweite, in welcher sich die beiden Simmenbäche vereinigen, Zweisimmen, den Hauptort im obern Simmenthal, mit dem wieder hergestellten Schlosse Blankenburg, dessen erster Bau in unbekannter Zeit von den Edlen gleichen Namens ausgeführt wurde.

Bevor wir die Fahrstraße längs der kleinen Simme weiter verfolgen, wenden wir uns dem oberen Theil des Ober-Simmenthals, durch welches der Hauptarm fließt, zu. Mächtige Gipfel der Hochalpen, mit Schnee und Firn bedeckt, blicken in dasselbe hinein, während an den Seiten andere weniger gewaltige, aber doch immer riesige Bergzüge emporstreben. Auch hier führt noch eine Poststraße. An Schloß Blankenburg vorüber durch eine waldige Berggegend erreichen wir nach einer Stunde in einem grünen Wiesengrund St. Stephan mit einer der ältesten Kirchen des Landes und von dort aus nach fast zweistündigem Marsch durch eine wilde Gegend das große Dorf An der Lenk. Ringsum ist hier der Thalgrund von einem hohen, zum Theil beeisten Gebirgskamm umgeben; da zeigen sich das Ammertenhorn, der Wildstrubel, das Weishorn, das Wildhorn, das Laufbodenhorn, das Mittaghorn, das Rawylhorn, das Iffighorn, und Andere, ein Gipfel immer interessanter als der andere und von ihnen ziehen sich bläuliche Gletscherströme, mächtig und prachtvoll gestaltet, herab. Wahrlich, die Fahrt hierher lohnt den Besucher; der Blick auf die Umgebungen des Thalkessels vermag mit den interessantesten des Oberlandes wohl zu wetteifern. Und dazu bietet die freigebige Natur noch andere Wunder und Schönheiten. Denn weiter aufwärts macht die Simme herrliche, wahrhaft malerische Fälle und auf der Alp sprudeln und schäumen die sogenannten sieben Brunnen, zahlreiche helle, aber eisig kalte Bächlein, über die nackten Fluhwände, und noch höher droben liegt der dreistufige, imposante Räzligletscher, einer der ansehnlichsten und größten der Schweiz. Und wem das alles noch nicht genug ist, wer weitere Forderungen stellen will: der wandere von Lenk aus über den Trüttlisberg nach Lauenen im Saanenland oder über den Rawyl nach Sitten oder Siders im Wallis; er wird die schönsten Alpen, die herrlichste Flora des Gebirges, die prächtigsten Berg- und Felspartbieen, die interessantesten Aussichten auf Thäler und Gebirgsgruppen auf seinem, nicht allzu beschwerlichem, aber immerhin nur für schwindelfreie Bergwanderer gangbarem Wege finden. Wunderschön ist namentlich auf dem Rawyl die Aussicht auf das Rhonethal und die südliche Kette der Walliser Hochalpen, welche sich zwischen den Gipfeln des Wetzsteinhorn und des Rawyl öffnet.



DAS ALTE SCHLOSS ZU WIMMIS AM EINGANG IN DAS SIMMENTHAL.

LE VIEUX CHÂTEAU DE WIMMIS À L'ENTRÉE DU SIMMENTHAL.

Dach zeichnen die Ortschaft aus; doch sind sie bereits im modernisirten Styl angelegt und ausgeschmückt. Kleine Weiler folgen, bald darauf erreichen wir den sogenannten Laubeggstalden, wo einst ein gefährlicher, aber leicht zu vertheidigender Engpaß war, schreiten zwischen den eng zusammengerückten Thalwänden, welche die brausende Simme unablässig bespült, rüstig stromaufwärts und erreichen endlich in einer Thalweite, in welcher sich die beiden Simmenbäche vereinigen, Zweisimmen, den Hauptort im obern Simmenthal, mit dem wieder hergestellten Schlosse Blankenburg, dessen erster Bau in unbekannter Zeit von den Edlen gleichen Namens ausgeführt wurde.

Bevor wir die Fahrstraße längs der kleinen Simme weiter verfolgen, wenden wir uns dem obern Theil des Ober-Simmenthals, durch welches der Hauptarm fließt, zu. Mächtige Gipfel der Hochalpen, mit Schnee und Firn bedeckt, blicken in [illegible], während an den Seiten andere weniger gewaltige, aber doch immer riesige Bergzüge emporstreben. Auch hier führt noch eine Poststraße. Am Schloß Blankenburg vorüber durch eine waldige Berggegend erreichen wir nach einer Stunde in einem grünen Wiesengrund St. Stephan mit einer der ältesten Kirchen des Landes und von dort aus nach fast zweistündigem Marsch durch eine wilde Gegend das große Dorf An der Lenk. Ringsum ist hier der Thalgrund von einem hohen, zum Theil beeisten Gebirgskamm umgeben; da zeigen sich das Ammertenhorn, der Wildstrubel, das Weishorn, das Wildhorn, das Laufbodenhorn, das Mittaghorn, das Rawylhorn, das Iffighorn, und Andere, ein Gipfel immer interessanter als der andere und von ihnen ziehen sich bläuliche Gletscherströme, mächtig und prachtvoll gestaltet, herab. Wahrlich, die Fahrt hierher lohnt den Besucher; der Blick auf die Umgebungen des Thalkessels vermag mit den interessantesten des Oberlandes wohl zu wetteifern. Und dazu bietet die freigebige Natur noch andere Wunder und Schönheiten. Denn weiter aufwärts macht die Simme herrliche, wahrhaft malerische Fälle und auf der Alp sprudeln und schäumen die sogenannten sieben Brunnen, zahlreiche helle, aber eisig kalte Bächlein, über die nackten Fluhwände, und noch höher droben liegt der dreistufige, imposante Räzligletscher, einer der ansehnlichsten und größten der Schweiz. Und wem das alles noch nicht genug ist, wer weitere Forderungen stellen will: der wandere von Lenk aus über den Trüttlisberg nach Lauenen im Saanenland oder über den Rawyl nach Sitten oder Siders im Wallis; er wird die schönsten Alpen, die herrlichste Flora des Gebirges, die prächtigsten Berg- und Felspartien, die interessantesten Aussichten auf Thäler und Gebirgsgruppen auf seinem, nicht allzu beschwerlichen, aber immerhin nur für schwindelfreie Bergwanderer gangbarem Wege finden. Ganz prächtig ist namentlich auf dem Rawyl die Aussicht auf das Rhonethal und die südliche Kette der Walliser Hochalpen, welche sich zwischen den Gipfeln des Wetzsteinhorn und des Rawyl öffnet.

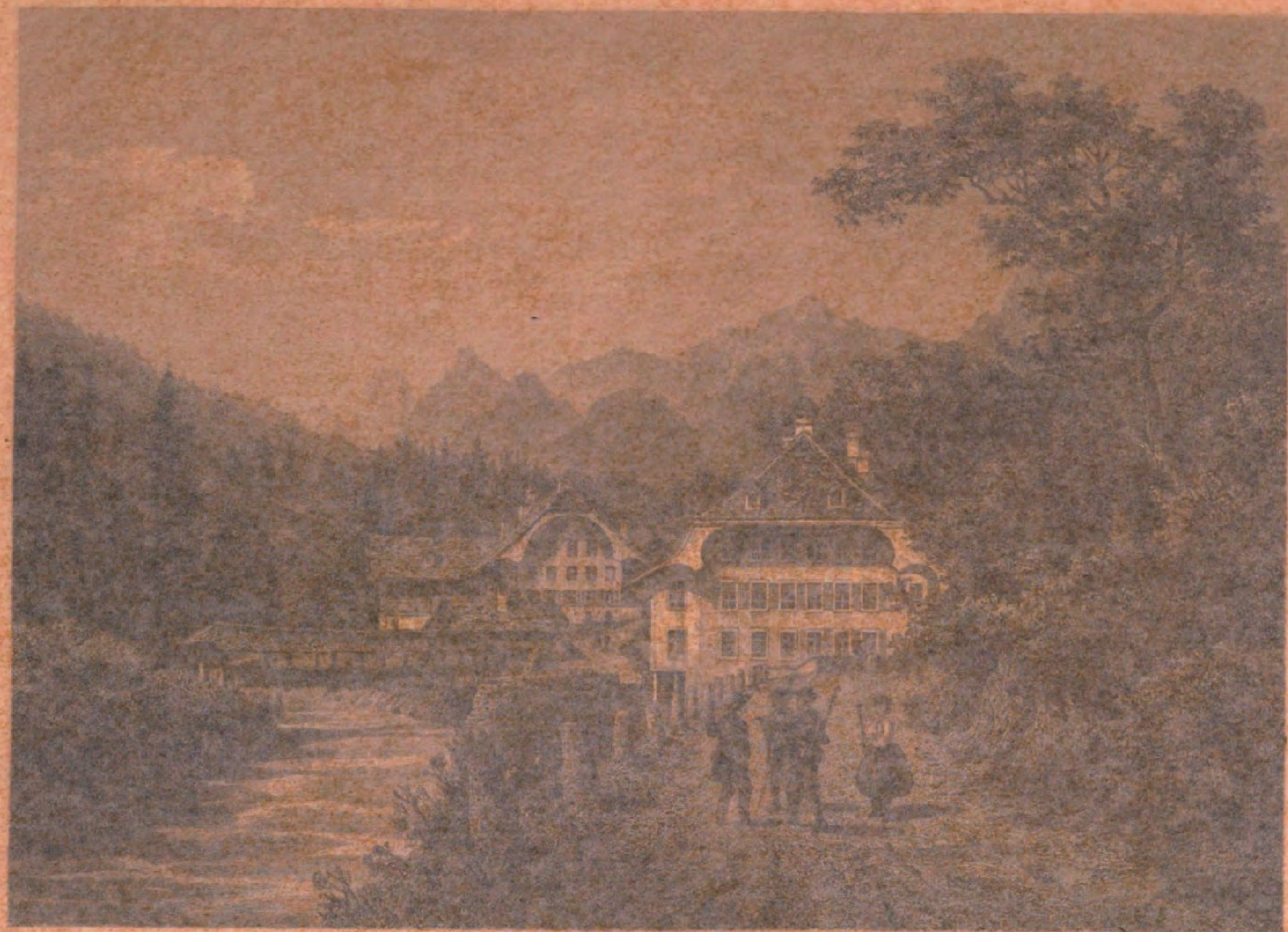


E. Gladbach delᵗ Fr. Hablitschek sculpᵗ

DAS ALTE SCHLOSS ZU WIMMIS AM EINGANG IN DAS SIMMENTHAL.

LE VIEUX CHÂTEAU DE WIMMIS À L'ENTRÉE DU SIMMENTHAL.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.   Fr. Hablitschek sculp.

BAD WEISSENBURG. (Bern.)   LES BAINS DE WEISSENBURG. (Canton de Berne.)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock delt. Fr. Hablitscheck sculpt.

BAD WEISSENBURG.
(Bern)

LES BAINS DE WEISSENBURG.
(Canton de Berne)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

Aus dem oberen Theil des Simmenthals kehren wir zurück nach Zweisimmen; wir müssen der schönen Hauptfahrstraße des Thals, welche wir verlassen haben, weiter folgen. Am rechten Bord der kleinen Simme steigt sie zu einem feuchten, etwas einförmigen mit Hütten bedeckten Wiesenhochland, den Saanenmöösern, empor, das von niedrigen Höhen umgeben ist und einen finstern Tannenwald umfaßt. Dann zieht sie wieder abwärts; wir sind in das Saanenland, dessen unterer Hauptheil zum Kanton Freiburg, ein anderer kleiner Theil theils aber zu Waadt, theils zu Bern gehört, eingetreten. Die Aussicht ist recht anmuthig. Etwas rechts steigt das Rublyhorn, dessen Gipfel, wie man behauptet, einer kolossalen überhängenden phrygischen Mütze ähneln soll, empor, daneben zeigt sich die zackige, verwitterte Gummfluh, drunten aber fällt der Blick in einen Theil des Turbachthals und in den Eingang der Thäler von Lauenen und Gsteig, deren Ränder mit Wald und Weide bedeckte Berge bilden, im Hintergrund aber steigen Oldenhorn, Geltenhorn und Arbelhorn, gewaltige schneebedeckte Bergriesen, zum Himmel auf. Bald haben wir den Hauptort des obern Thals, Saanen, französisch Gessenay genannt, erreicht, eine große, zerstreute Gemeinde in hübscher, fruchtbarer Alpengegend, in deren Nähe der Strom des Thals, die junge Saane, vorüberfließt.

Saanen ist ein alter Ort, der in der früheren Geschichte des Landes nicht selten erwähnt wird, in neuerer Zeit aber nur durch seinen ausgedehnten Käsehandel Bedeutung besitzt. Seine Häuser stammen zum Theil aus älterer Zeit, sehen aber stattlich genug aus und tragen nicht nur den Namen des Eigenthümers und seiner Gattin, sowie des Baumeisters, sondern auch Sprüche in Prosa und Versen an sich. Auf einem Felshügel thront die Kirche. Schon mischt sich hier die französische Sprache mit der deutschen, aber die Bevölkerung ist ächten germanischen Stammes und namentlich die Frauen gelten mit Recht als hübsch, wohlgewachsen, tüchtig und gebildet.

Oberhalb Saanen theilt sich das Thal der Saane in drei Thälchen, das eigentliche obere Saanethal, welches ganz südwärts zum Sanetsch hinauf zieht, das östlich von demselben gelegene Lauenenthal und das von diesem ostwärts abzweigende Turbachthal. Sprechen wir zuerst vom letzteren, das der Turbach durchzieht und das durch eine Bergkette vom obern Simmenthal getrennt ist. In zwei wilde Thalschluchten zertheilt, besitzt es zwei kleine Bäder, welche indeß nur von Landleuten besucht werden. Selten wird es von Reisenden betreten. Interessanter ist das fünf Stunden lange Thal von Lauenen, eines der merkwürdigsten und malerischesten Thälchen des Berner Alpenlandes, das nur leider oft bis in den Sommer hinein den Winterschnee behält. Denn es besitzt Berge von origineller Form und romantischer Umgebung, prachtvolle Wasserfälle, gewaltige Gletscher und einen schönen See, dessen merkwürdig klares Wasser ähnlich dem Klön-See

in Glarus die Berge an seinem Rand so wiederspiegelt, daß man die Grenze des Bildes kaum zu entdecken vermag. In der Nähe ist ein prächtiger Blick auf die Berge und den Geltengletscher, zu welchem an hübschen Kaskaden vorüber ein Fußweg, der auch zum kleinen Dürrsee leitet, hinaufführt. Dorf Lauenen ist eine kleine Gemeinde, deren einfache Häuschen zerstreut am Fuße des mächtigen Lauenenhorn liegen. Von hier aus führt eine Fahrstraße nach Saanen und Alpwege über den Trittlisberg nach Lauenen, auf den Rawyl nach Sitten und über den herrlichen, aber schwierigen Paß des Geltenhorn, ebenfalls nach Sitten im Wallisland.

Noch ausgedehnter als das Lauenenthal ist das Thal von Gsteig, französisch Châtelet genannt, ebenfalls ein von hohen Bergen eingeschlossenes Alpthal, das am Arbelhorn, Sanetsch, Oldenhorn und Seeberghorn endet und mehrere kleine Seitenthälchen besitzt. Eine Fahrstraße führt bis nach dem Thal-Hauptort Gsteig hinauf. Nachdem wir von Saanen nach Gstaad am rechten Ufer der Saane emporgestiegen sind, und später den Strom überschritten haben, gelangen wir nach dem Weiler Feutersel, wo sich ein freundliches Alpenthälchen, in dem hoch oben der interessante Arnen-See liegt, abzweigt. Bald darauf erreichen wir durch schöne Wiesengründe das Dorf Gsteig in fast 4000 Fuß Meereshöhe am Fuß des Sanetsch. Wild, aber großartig sind die Umgebungen; mächtige Felsgipfel, zum Theil mit ewigem Eis und Schnee bedeckt, umschließen den Thalgrund und halten selbst die Sonne ab, die im Winter sechs Wochen lang den Ort mit ihren Strahlen nicht zu erreichen vermag und bis in den Sommer hinein die Schneelagen nicht fortschmelzen kann, die sich in schattigen Stellen der Flühe lagern.

Mehrere interessante Bergwege führen aus dem obern Saanethal von Gsteig hinüber nach Wallis und Waadt. Der vorzüglichste und seiner Fernsichten wegen begangenste dieser Pässe ist der Sanetsch-Paß, auf welchem man nach Sitten (Sion) gelangt; aber die Entfernung beträgt fast 9 Stunden. Der Weg selbst ist mühsam und wild und man muß sogar sich mit Mundvorrath versehen, da in den Sennhütten am Wege wenig zu finden ist. Durch schöne Wiesen auf angenehmem Fußwege im Thalgrund führt der Weg eine kurze Strecke fort, zieht dann schnell an einem mächtigen Felsabsturz über Geröll im Zickzack empor, berührt eine herrliche Kaskade der Saane, welche sich 300 Fuß hoch im Bogen in die Tiefe stürzt, und steigt von hier ab in fast endlosen Windungen zuerst oft kaum sichtbar über Schutthalden, später hier oder da gemauert, Treppen bildend oder in den Felsen gesprengt, zu dem obern Rand des Felsenabsturzes, auf welchem sich ein schöner, weiter Blick auf das Gsteig-Thal und die grünen Berghöhen der Kantone Wallis, Freiburg und Bern öffnet. Links erhebt sich das Arbelhorn, rechts neben dem Sanetschhorn das Schlauch- und das Stellihorn. Eine ebene Alpweide, der Kreuzboden, beginnt nun; in dem herrlichen Rasenteppich sprießen und

blühen die schönsten und seltensten alpinen Pflanzen, schwefelgelbe Anemonen, herrliche Gentianen, Edelweiß, Ranunkeln, Hieracien und die Campanula des Mont Cenis. Lange führt so der Weg fort, endlich hat er im grünen, quellenreichen Thalkessel den oberen Walliser Staffel, der noch diesseits liegt, erreicht und geht nun bergan über Felsen und Schnee zur Paßhöhe, welche ein Kreuz und Schneestangen bezeichnen. Links ist wieder das Arbelhorn, rechts das Sanetschhorn und auch das mächtige Oldenhorn läßt sich erblicken. Nur wenige Schritte ist die Wasserscheide breit, welche die Niederschläge der Wolken nordwärts durch den Rhein zur Nordsee, südwärts durch die Rhone zum mittelländischen Meer verweist. Nach kaum einer Viertelstunde gelangen wir von hier an der Seite des Gletschers von Sansfleuron hinabsteigend zu den Sennhütten von Champfleuri, bei denen sich die prachtvollste Aussicht auf die südlichen massigen Gebirge des Wallis und Piemonts öffnet. Vom Mont-Blanc an bis zum Wetterhorn hin liegt der ganze eisbedeckte Alpenkamm vor dem erstaunten und entzückten Beschauer da und tief versenkt sich der Blick in die geheimnißvollen, wenig bekannten Thäler am südlichen Bord der Rhone, namentlich das ausgedehnte Thalgelände des Eringer-Thals (Val d'Hérins).

Doch wir haben bereits die Grenze des Kantons Bern überschritten und dürfen deshalb den Weg nach Sitten nicht weiter verfolgen; wir kehren vielmehr nach Gsteig zurück und werfen noch einen Blick auf den Pillon-Paß, der nach Aigle und Bex hinführt. Er bietet auf der Nordseite nur wenig; abwechselnd durch Gehölz und Weiden führt er an einem hellen Bächlein, dem Rauschbach, entlang zur Paßhöhe, die in 1½ Stunde erreicht wird. Desto anmuthiger und interessanter ist die Walliser Seite, das malerische, romantische Ormond-Thal mit seiner freiheitsstolzen, kräftigen und frischen Bevölkerung, von dem wir später beim Kanton Wallis zu sprechen haben werden.

Wir haben Gsteig, von dem in 6 bis 7 Stunden, freilich mit Anstrengung und einiger Gefahr unter Leitung sicherer Führer der Gipfel des ansehnlichen und weit ausschauenden Oldenhorn erreicht werden kann, verlassen und befinden uns wieder in dem freundlichen alten Thun am Ausfluß der Aar aus dem blauen See, der den Namen der Stadt sich angeeignet hat. Noch zwei Wanderungen haben wir, bevor wir uns andern Kantonstheilen zuwenden, von hier aus westwärts zu machen; beide führen uns nach Freiburg, der Hauptstadt des nachbarlichen Kantons, der eine über Gurnigel und Guggisberg, der andere über das stille Schwarzenburg. Wenden wir uns zunächst der ersteren, interessanteren Route

zu. Ueber die weite Thuner Allmend wandern wir nach dem oft von Thun aus besuchten Dörfchen Thierachern, das hübsche Landhäuser und eine schöne Aussicht auf die Gebirge besitzt. Von hier aus gelangen wir in einer Stunde nach dem am Eingang ins Stockenthal gelegenen kleinen Bade Blumenstein, einer kalten Stahlquelle. Die Gegend ist anmuthig, und auch ein Wasserfall hinter der Kirche, hübsche Standpunkte und Ruinen einer längst abgegangenen, uralten Burg fehlen nicht. Zwei Stunden später haben wir, den Gurnigelwald durchschreitend, ein anderes Bad, die vielbesuchten salinischen, gipshaltenden Schwefelquellen von Gurnigel erreicht, welche 3554 Fuß hoch über dem Meere am nördlichen Abhang der originellen Stockhorn-Kette in prächtiger Lage entspringen. Wunderbar schön ist die Aussicht; man überblickt einen ausgedehnten Theil der ebenen Schweiz, der sich von den Bergen des Emmenthals bis an den Jura und den Neuenburger See erstreckt. Und ebenso prächtig sind die Umgebungen; überall hin lassen sich anmuthige Spaziergänge und Wanderungen machen. Die schönste der letzteren aber ist unbestritten diejenige auf den Berggipfel Hoch-Gurnigel, welcher sich in einer Stunde erreichen läßt. Hier breitet sich ein herrliches, großartiges Panorama aus. Im Vordergrunde liegt Thun mit seinem See, rechts erheben sich die steile Kuppe des Stockhorn und andere Berge derselben Kette, der Nünenen, der Ganterisch, der Bürgelen, der Ochsen und hinter ihnen in zweiter Reihe die mächtigen Häupter der Jungfrau, des Mönch, des Eiger, des Schreckhorn und des Wetterhorn. Im Osten bilden die zwischen dem Pilatus und den Alpen belegenen Berge den Hintergrund. Im Westen und Norden dagegen überblickt man die ganze Jurakette von Yverdon bis zu den Ufern des Rheins. Besonders schön ist die Fernsicht an schönen Sommerabenden, wenn die untergehende Sonne das weite Gelände mit ihren Thälern, Bergen, Wiesen, Wäldern, Alpen und Schneefeldern fortwährend wechselnd beleuchtet.

Ein anderer schöner, seiner Aussicht wegen nicht selten besuchter Gipfel ist der 6700 Fuß höhe Ganterisch, aber er liegt in größerer Entfernung von Gurnigel und wird meist vom Bade Weissenburg aus bestiegen, wohin man von Bad Gurnigel aus über seinen Rücken zu gelangen vermag. Auf der Straße nach Freiburg zu führt uns dagegen ein guter Fußpfad abkürzend durch Wald und das wildtobende Schwarzwasser überschreitend empor nach Rüschegg, dessen Kirche und Pfarrhaus malerisch auf einem Hügel thronen, und von da nach Guggisberg. Das Dorf ist ansehnlich, aber weit umher zerstreuen sich seine Häuser auf der Hochebene und den Abhängen, welche sie umgeben. Haben doch einzelne Gemeindegenossen nicht weniger als zwei Stunden zu wandern, ehe sie ihre heimathliche Kirche erreichen. Die originelle Tracht der Guggisberger Frauen erinnert durch ihre kurzen und engen Röcke an diejenige des Herzogthums Altenburg und ist nicht weniger geschmacklos als diese. Rechts von dem schön gelegenen

Gotteshause erhebt sich das Guggershorn, von welchem aus der Rundblick einen großen Theil des Kantons Freiburg und Bern umfaßt.

Weniger interessant als der Weg nach Freiburg über Gurnigel, der hinter Guggisberg bei Guggersbach in den Nachbarkanton eintritt, ist der nur für kleinere Wagen geeignete Fahrweg über Schwarzenburg. Auch er geht zuerst nach Thierachern und wendet sich von hier über Wattenwyl nach Burgistein und Riggisberg, welche beide Schlösser besitzen, und von da nach Schwarzenburg an der Sense, die er endlich nach etwas mehr als fünf Stunden erreicht. Früher ward er wohl der beträchtlichen Abkürzung des Weges wegen gewählt; aber wer möchte ihn jetzt noch einschlagen, nachdem die bequeme, häufig fahrende Eisenbahn zwischen Thun und Bern und Bern und Freiburg ihn in jeder Hinsicht weit überholt hat? —

Noch einmal steigen wir zu Thun zum Jakobshügel empor, um noch einen letzten, langen Blick auf die herrliche Gegend ringsumher zu werfen. Wir stehen am Ende unserer Wanderung durch das Berner Oberland, das wir nach allen Seiten hin durchstreift haben, freilich ohne auch nur den kleinsten Theil seiner Reize erschöpfen zu können. Es gilt jetzt, von dem herrlichsten Landstrich der Schweiz zu scheiden, von dem Kern ihres Gebietes, wenn nur der Standpunkt ihrer fremden Besucher, der sehlustigen Gäste aus allen Ländern und Welttheilen ins Auge gefaßt wird. Es gilt zu scheiden und wer thäte dies ohne noch einmal die Stätte ins Auge zu fassen, auf der er so viel des Schönen gefunden und genossen hat, wo er gern noch länger weilen, zu der er bald, recht bald wieder zurückkehren möchte. Drunten dehnt sich die Ebene aus, in welcher die Stadt Thun liegt und welche der Aarstrom durchfließt; von seltsam gestalteten Höhen eingefaßt, ist sie mit Wiesengeländen, Feldern und Wäldchen von Forst- und Obstbäumen erfüllt und hier und dort zeigen sich freundliche Ortschaften, deren Wohlhabenheit auch der Fremdling im ersten Augenblick ausfindet. Unmittelbar daran im Südosten schließt sich der bläuliche, langgestreckte See. Geheimnißvoll still ruht er innerhalb der niedrigen Ufer und kaum kräuseln ihn, selbst wenn der Sturm sich erhebt, kleine, schaumgekrönte Wellen. Weiter nach Süden hin öffnen sich da und dort Thäler, in welche der Blick nicht einzudringen vermag; nur die schönen, eigenartig gestalteten Berge erfaßt er, die ihre schmalen Eingänge wie treue Wächter zu bewachen scheinen. Was diese Thäler bieten, wir wissen es, denn wir haben sie durchschritten; wir erinnern uns der Bäche, die in ihrem Grund über Klippen und losgerissene Felsblöcke schäumen, der stillen Dorfschaften mit ihren dunkelbraunen

Holzhäuschen der grünen und schwarzen Wälder, welche sich an den steilen Seiten emporziehen, und der Wasserfälle, die bald im Bogensprung, bald in kurzen wilden Sätzen rauschend und tobend von der Höhe in die Tiefe hinabspringen, der kahlen Felsen und grünen viehbedeckten Alpen über ihnen, der melancholischen Hochseen, der blauen, tiefgespaltenen Gletscher, der grausigen Lawinenbahnen, der weitsichtigen Gipfel und Spitzen, der mächtigen, stolzen, bis in den blauen Himmel hineinragenden Alpen, welche der ewige Schnee in seinen blitzenden Mantel gehüllt hat; wir errinnern uns der warmen, balsamischen Luft, welche auf den Höhen die herrlich gefärbten Blumen bewegt, des Grollens der Waldbäche, des fernhin schallenden Donners der Lawinen, des lockenden Getöns der Heerdenglocken, des grausigen Krachens in den Schluchten, wenn das grimmige Hochgewitter über dem Gebirge zürnt und Blitzstrahl auf Blitzstrahl die emporragenden Felsen zersplittert. Wir erinnern uns endlich auch an das, was wir gedacht und mit Andern erlebt, an unsere Wanderungen und Bergbesteigungen, unsere Gefühle und Gedanken, unsere Entzückungen und Gespräche und vielleicht erinnern wir uns auch an Menschen, an die sich unser Herz in der herrlichsten Natur schneller und inniger, als es sonst wohl geschehen sein möchte, für länger als wenige Tage und Wochen geknüpft hat. Das alles zieht noch einmal vor unserm Geiste vorüber und erfüllt uns mit Freude, und Befriedigung und Heil uns, wenn wir dabei keiner trüben Stunden zu gedenken haben! — —

Und nun ein rasches Lebewohl! Grell tönt der Pfiff der Locomotive, welche sich schon zur Fahrt nach Bern bereitet, und in wenigen Minuten wird uns das dampfende und stöhnende Ungethüm in das ebenere Gelände zwischen Alpen und Jura hinausführen, das bei all' seiner Anmuth und seiner Behäbigkeit uns doch fast reizlos erscheinen kann, unser Heimweh nach dem verlassenen Paradies erwecken wird.

In nördlicher Richtung wendet sich von Thun aus die Aar durch ihr von niedrigen Höhen eingefaßtes Thal; zwei Straßen, denen sich eine Eisenbahn angeschlossen hat, ziehen auf ihren beiden Borden hin. Beide bieten nur sehr wenig Interessantes. Auf dem Wege über Kirchdorf zeigen sich hier und da Ruinen alter Burgen auf niedrigen Höhen, streift die Straße am Belpberg hin, dessen Rücken eine herrliche Aussicht bietet, und fällt unser Blick auf den kleinen freundlichen Gerzensee; aber sonst gewährt die Reise nichts, was noch anzuziehen vermöchte. Und ähnlich verhält es sich mit der großen, alten Poststraße über Münsingen, wir müßten uns denn in historische Erinnerungen vertiefen wollen. Denn an diesen fehlt es hier nicht. Kommen wir doch über Wichtrach, wo nach dem

Eindringen der Franzosen in den Kanton Bern im März 1798 die fliehenden Berner Milizen, welche sich von den gnädigen Herren von Bern verrathen glaubten, in wilder Aufregung ihren greisen Führer von Erlach niedermetzelten, berühren wir doch Münsingen, auf dessen weitem Plan die große Volksversammlung von 1831 das aristokratische Regiment des Kantons brach und zusammenstürzte, überschreiten wir doch Stätten, über welche an römischen Ansiedlungen vorüber die alte Römerstraße führte, erinnern uns doch Muri an Ludwig XVIII., der sich, damals noch Graf von Provence und vor der französischen Revolution fliehend, hier einige Zeit aufhielt, und das Kirchfeld an Rudolph von Habsburg, der da zweimal, als er Bern bedrohte, sein Heer lagerte, aber den Widerstand der stolzen, kraftvollen Bürgerschaft nicht zu brechen vermochte. Fast ist es, als sollte an die wichtigsten Zeitpunkte der schweizerischen Geschichte erinnert werden. Nicht mehr als die Poststraßen bietet die Eisenbahn. Nachdem sie eine kurze Zeit auf dem westlichen Ufer der Aar nahe derselben hingezogen, überschreitet sie den Strom unweit Uttigen und hält sich darauf auf dem rechten Aarbord, um in weiten Bogen in Bern zu endigen. —

Bevor wir aber die alte und ansehnliche Hauptstadt des Kantons selbst betreten, wenden wir uns nochmals den Gebirgen zu, welche in seinem östlichen Theil nördlich vom Thuner-See emporsteigen. Unweit von Hochgant an den nördlichen Abhängen des Brienzer Grats entspringt ein wilder Bergstrom, die Emme, welcher ein gesegnetes Gebiet, das freundliche Emmenthal, durchfließt. Aus mehreren kleinen Quellen, welche über grüne Alpen und durch steinige Rinnen fließen, bildet sich bei dem einsamen Schönisey ein kleiner Bach, dem andere Bergbäche vom Tann- und Rothhorn her zueilen. Ein Pfad führt an seinem Bord entlang und erreicht bald das Rebloch, wo die Felsen den Bach so mächtig einengen, daß sie ihm den Durchgang zu sperren scheinen. Aber er weiß sich durchzudrängen und gegen die Blöcke in seinem Bett schlagend und schäumend und grollend fließt er durch das sogenannte Tschangnau an Eggiwyl und Horben vorüber, um Schüppach und mit demselben die große Poststraße von Luzern nach Bern zu erreichen. Bis hierher ist das Thal durchweg ein ächtes und rechtes Alpenthal. Mittelhohe Berge von zum Theil wildem, rauhem Character fassen es ein, Wälder, Weiden und nackte, öde Felspartieen umgeben es und selten und klein sind die Ansiedelungen der Menschen, denen die Gegend rings umher in der That weder Annehmlichkeiten noch Nahrungsquellen zu bieten vermag.

Ganz anders sieht es in der Gegend der Straße von Luzern nach Bern aus. Schöne, wohlhabende, stark bevölkerte Ortschaften reihen sich hier dicht genug aneinander. Kaum ist die Straße bei Wiggen in das Thal der Ilfis, welche von den Schratten herkommend der Emme zufließt, getreten und darauf über die Grenze des Kantons Luzern fortgezogen, kaum hat sie, durch nackte oder dürftig

bekleidete Felsen von Nagelfluh sich durchwindend, Trubschachen am Ende des Trubthals erreicht, so wird das Gelände auch anmuthig und wohlangebaut und schon läßt sich die Nähe des schönen, idyllischen, reichen Langnau, des Hauptortes des Emmenthals, ahnen. Bald treten wir in dieses ein und wandern zwischen den hübschen stattlichen Häusern, vor welchen kleine Gärtchen mit Blumenbeeten und Springbrunnen sich hinlegen. Langnau ist nicht nur durch Bedeutung, Größe und Character der Hauptort des Emmenthals, sondern auch der Mittelpunkt seines industriellen Betriebes; von hier aus wird nicht nur ein ausgedehnter Handel mit Käse und Leinwand nach dem Auslande betrieben; es fehlt auch nicht an Fabriken, welche eine gewisse Ausdehnung besitzen. Deshalb sind auch die zahlreichen Einwohner reich, wenngleich sie nicht, wie einst die Sage gern von ihnen erzählte, ihre Batzen, statt sie zu zählen, mit dem Getreidemaaß abmessen. Und als wenn sie dreifach gesegnet sein sollten, sind sie dabei nicht nur reich, sondern auch intelligent, von kräftiger Gestalt und wohlgebildet und der Ruf außerordentlicher Schönheit, in welchem die schlanken Langnauer Mädchen stehen, ist eben so alt als wohlbegründet. Aber diese verstehen es auch ihre Reize geltend zu machen; und wenn leider auch das zierliche, kleine schwefelgelbe Hütchen, das einst allgemein verbreitet war, fast verschwunden ist, so blieb doch noch immer die stattliche und kleidsame Tracht des Thals. Schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ward Langnau von Fremden vielfach besucht; damals freilich aus einem andern Grunde als jetzt. In dem Orte wohnte nämlich zu jener Zeit der fast in allen Theilen Europa's wohlbekannte Wunderdoctor Michael Schüppach, dessen Wirksamkeit namentlich in die Jahre 1770 bis 1782 fällt. Ursprünglich Barbier, wußte er sich durch seine originellen Kuren einen so ausgebreiteten Ruf zu verschaffen, daß er mitunter nicht alle Kranke, welche sich an ihn wandten und zu ihm hoffend wallfahrteten, zu berathen vermochte. Jedenfalls war er kein gewöhnlicher Quacksalber, so seltsame und unverständliche Namen er auch seinen Arzneimitteln zu geben pflegte; namentlich scheint er es verstanden zu haben, imaginaire Krankheiten durch sein Eingehen auf die Ideen seiner Patienten zu heilen. So soll er zum Beispiel einem jungen, reichen Engländer, der sehr am Spleen litt, statt ihn mit seinen Geheimmitteln zu martern, als Vorkur eine mehrwöchentliche anstrengende Fußtour durch das Gebirge und strenge Diät vorgeschrieben haben, welche denselben ohne alle Medicin schnell herstellte. Daß Schüppach dabei seinen Vortheil wahrzunehmen verstand, läßt sich denken; während er von den Aermeren nichts annahm, ließ er sich von den Reichen, denen gegenüber er es auch an wahrhaft klassischer Grobheit nicht fehlen ließ, tüchtig bezahlen und sammelte bald ein hübsches Vermögen an.

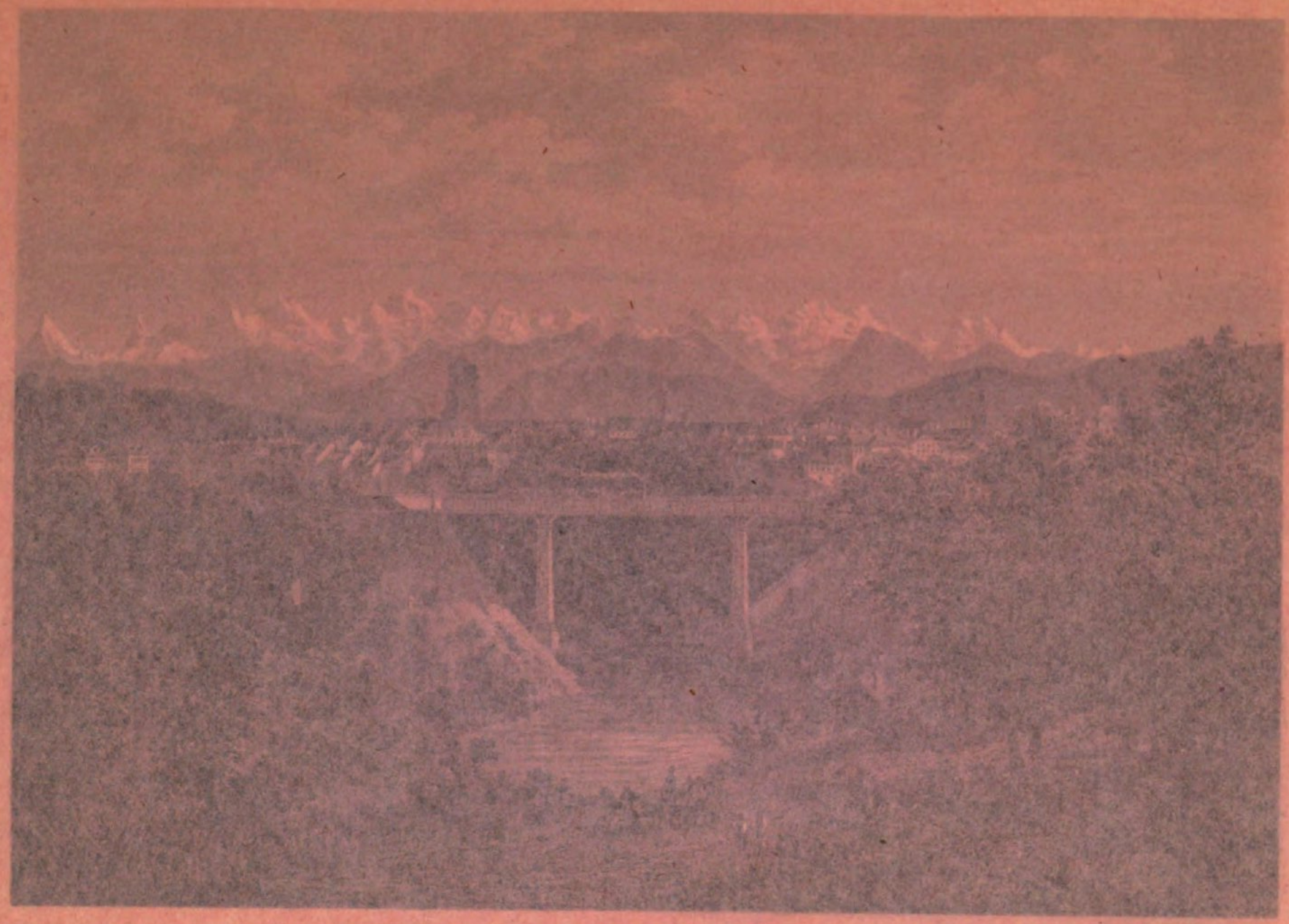
Langnau wird neben der großen Landstraße gegenwärtig auch durch eine Eisenbahn mit Bern verbunden, welche den Ort, trotzdem ihr Verkehr verhältniß-

mäßig noch schwach ist, noch mehr gehoben hat und heben wird. Der nächste Ort gegen Bern zu ist das nicht bedeutende Schüppach, wo die kleine Ilfis in die wilde Emme, welche da zugleich von der Straße überschritten wird, mündet. Hier bietet sich wieder einmal eine wirklich prachtvolle Aussicht auf das ferne, schneebedeckte Hochgebirge des Oberlandes und namentlich die wunderschöne Gruppe der Jungfrau, des Mönch und des Eiger. Weniger ausgedehnt und bevölkert als Langnau ist das ebenfalls wohlhabende Signau, jedenfalls ein alter Ort, in dessen Nähe Spuren von römischen Ansiedlungen und sogenannte Heidengräben, tiefe Erdeinschnitte, welche unzweifelhaft Befestigungen waren, aufgefunden worden sind. Auch an mittelalterlichen Burgen fehlt es in der Gegend nicht und auf dem nahen aussichtreichen Schloßberge stand das Stammhaus der Herren von Signau, die uralte Burg Signau, welche nach ihrer Verwandlung in ein modernes wohnlicheres Gebäude im Jahre 1799 von den Landleuten der Gegend gebrochen ward. Ortschaft reiht sich nun an Ortschaft; aber alle bieten nichts, was zum Verweilen einladen könnte, denn das Bad bei Zeziwyl ist unbedeutend, die alte, zum Theil in ein modernes Schloß umgestaltete Burg des gewerbfleißigen Dorfes Worb gewährt zwar eine Aussicht, aber sie steht wenig über denen anderer benachbarter Hügel und die Stätten bei Worb und Sinneringen, welche durch erkennbare und sichere Spuren alter Ansiedlungen Alterthumsforscher anzuziehen vermöchten, lassen sich nur schwer und unter Leitung Kundiger auffinden.

Woran sollen die Eisenbahnen nicht Schuld sein? — Aber daran sind sie gewiß Schuld, daß wir manche werthvolle Reiseeindrücke, die wir nicht entbehren sollten, verlieren; sie verschulden es auch, daß wir oft mitten in eine Stadt hineinsausen, bevor wir von draußen her auch nur einen Blick auf sie geworfen, unsere Phantasie im Gedanken an das Leben und Leiden, das sich in der Häusermasse finden mag, erregt haben. So oft wir früher uns einer ansehnlichen Stadt genaht, ihre Mauern, ihre Dächer, ihre schlanken oder massigen Befestigungs- und Kirchthürme überblickt haben: stets haben wir einen tiefen Eindruck empfangen, stets ein Geheimniß vor uns gesehen, das sich uns nach dem Eintritt in die Thorstraße zu lösen beginnen sollte. Und mit diesem Eindruck haben wir dann die Straßen und Gassen durchwandelt, haben Häuser und Menschen betrachtet und über sie nachgedacht und wenn wir auch vielleicht durch eine Brille gesehen, die wir draußen noch rosig oder düster gefärbt: wir sahen doch wenigstens mit geschärftem Blick, was uns umgab. Davon ist nun aber leider jetzt nicht

mehr die Rede. Schnell bewegt sich der Zug vorwärts, Station nach Station fliegt an uns vorüber, plötzlich tönt ein greller Pfiff, wir befinden uns, ehe wir uns besinnen, mitten in der Stadt, die durch fast nichts angekündigt ward, auf dem Bahnhof, der genau so aussieht als alle andere, wir steigen aus dem Waggon und in eine schlechte, schmutzige Droschke, die uns mit unserer Bagage womöglich in den nächsten Gasthof führt; wir sehen ein paar ganz gewöhnliche Straßen, ein hundert Häuser; aber die Stimmung ist nicht angeregt, die langweilige, eintönige Fahrt hat sie sogar abgestumpft, und gleichgültig blicken unsere Augen auf Menschen und Gebäude, die kein Interesse, nicht einmal das der bloßen Neugierde an uns knüpft. Gewiß ist das ein schwerer Verlust, den die Eisenbahnen verschulden, und doppelt groß wird er, wenn es sich um Städte handelt, welche von außen, aus der Ferne gesehen, durch den Character, der ihnen aufgeprägt ist, so recht eigentlich auf das Innere vorbereiten.

Nachdem die Aar von Thun her an Wabern und Elfenau in nordwestlicher Richtung vorübergeflossen, wendet sie sich plötzlich ostwärts und dann wieder in kurzem Bogen nach West und bildet so eine langgestreckte, schmale, felsige Halbinsel, deren Rücken mehr als hundert Fuß sich über die Aar erhebt. Auf dieser Halbinsel, und zwar zum größeren Theil auf ihrem steilabfallenden Rücken, zum kleineren drunten auf dem schmalen Rand der Aar, haben sich die hohen, stattlichen Häuser dicht aneinander gedrängt und wie die Gebäude einer gewaltigen, auf beschränkter Höhe errichteten Veste aufgebaut, über welche der Dom mit seinem gewaltigen, wenn auch leider nur bis zu seiner halben Höhe hinaufgeführten Thurm stolz und herrschend emporragt. Keine Mauer umfaßt den Rand der Felshalbinsel, denn Strom und steiler Absturz schützten sie selbst im Mittelalter hinreichend, aber ansehnliche, hohe Gebäude ziehen sich um ihn hin und blicken mit ihren aneinandergereihten Fenstern wie mit tausend Augen auf die Aar und das Gelände hinab. Man hat gesagt, Bern mache von Außen einen seltsamen Eindruck, ungefähr den des Massigen und Schwerfälligen — und wer wollte diesem Ausspruch nicht zustimmen? Wir sehen eine ansehnliche Stadt vor uns, der es an Wohlhabenheit nicht fehlt, die aber ihren Besitz nicht in Prunk und Flitterstaat verschleudert, sondern rauhen, stolzen, trotzigen Sinnes, durch und durch aristocratisch das Feste, Dauernde dem Schönen vorzieht. Aber dieser Eindruck entspricht ganz dem, den auch das Innere gewährt, entspricht dem Character seiner Einwohner, wie sie waren und zum Theil noch heut sind, entspricht auch dem Character seiner sechshundertjährigen Geschichte. Und eben deshalb sollte man ihn nicht entbehren, sollte nur von ihm erfüllt in die Stadt eintreten, die sich nur dann ganz verstehen, in ihrer Originalität und Bedeutung nur dann ganz und voll erfassen läßt.



L. Rohbock del. A. J. Terwen sculp.

Berne avec le pont du chemin de fer.

BERN MIT DER EISENBAHNBRÜCKE.

(Bern)

Bern with the railway bridge.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

nahe der Reihe. Schnell bewegt sich der Zug vorwärts, Station nach Station fliegt an uns vorüber, plötzlich tönt ein greller Pfiff, wir befinden uns, ehe wir uns versehen, mitten in der Stadt, die durch fast nichts angekündigt ward, auf dem Bahnhof, der genau so aussieht als alle andere, wir steigen aus dem Wagen und in eine schlechte, schmutzige Droschke, die uns mit unserer Bagage womöglich in den nächsten Gasthof führt; wir sehen ein paar ganz gewöhnliche Straßen, ein bischen Häuser, aber die Stimmung ist nicht angeregt, die langweilige, eintönige Fahrt hat sie sogar abgedämpft, und gleichgültig blicken unsere Augen auf Menschen und Gebäude, die kein Interesse, nicht einmal das der ersten Neugierde an uns knüpft. Gewiß ist das ein schwerer Verlust, den die Eisenbahnen verschulden, und doppelt groß wird er, wenn es sich um Städte handelt, welche von außen, aus der Ferne gesehen, durch den Character, der ihnen aufgeprägt ist, so recht eigentlich auf das Innere vorbereiten.

Nachdem die Aar vom Thun her an Wabern und Elfenau in nordwestlicher Richtung vorübergeflossen, wendet sie sich plötzlich ostwärts und dann wieder in kurzem Bogen nach West und bildet so eine langgestreckte, schmale, felsige Halbinsel, deren Rücken mehr als hundert Fuß sich über die Aar erhebt. Auf dieser Halbinsel, und zwar zum größeren Theil auf ihrem steilabfallenden Rücken, zum kleineren Theil auf dem schmalen Rand der Aar, haben sich die hohen, stattlichen Häuser dicht aneinander gedrängt und wie die Gebäude einer gewaltigen, auf bevorzugter Höhe errichteten Veste aufgebaut, über welche der Dom mit seinem gewaltigen, leider nur bis zu seiner halben Höhe hinaufgeführten Thurm stolz und herrschend emporragt. Keine Mauer umfaßt den Rand der Felsenhalbinsel, denn Strom und steiler Absturz schützten sie selbst im Mittelalter hinreichend, aber ansehnliche, hohe Gebäude ziehen sich um ihn hin und blicken aus ihren aneinandergereihten Fenstern wie mit tausend Augen auf die Aar und das Gelände hinab. Man hat gesagt, Bern mache von Außen einen seltsamen Eindruck, ungefähr den des Massigen und Schwerfälligen — und wer wollte diesem Ausspruch nicht zustimmen? Wir sehen eine ansehnliche Stadt vor uns, der es an Wohlhabenheit nicht fehlt, die aber ihren Besitz nicht in Prunk und Flitterstaat verschwendet, sondern ernsten, stolzen, trotzigen Sinnes; durch und durch aristocratisch den festen Charakter dem Schönen vorzieht. Aber dieser Eindruck entspricht ganz dem, was auch das Innere gewährt, entspricht dem Character seiner Einwohner, wie sie waren und zum Theil noch heut sind, entspricht auch dem Character seiner sechshundertjährigen Geschichte. Und eben deshalb sollte man ihn nicht entbehren, sollte nur von ihm erfüllt in die Stadt eintreten, die sich nur dann ganz erschließen, in ihrer Originalität und Bedeutung nur dann ganz und voll erfassen läßt.



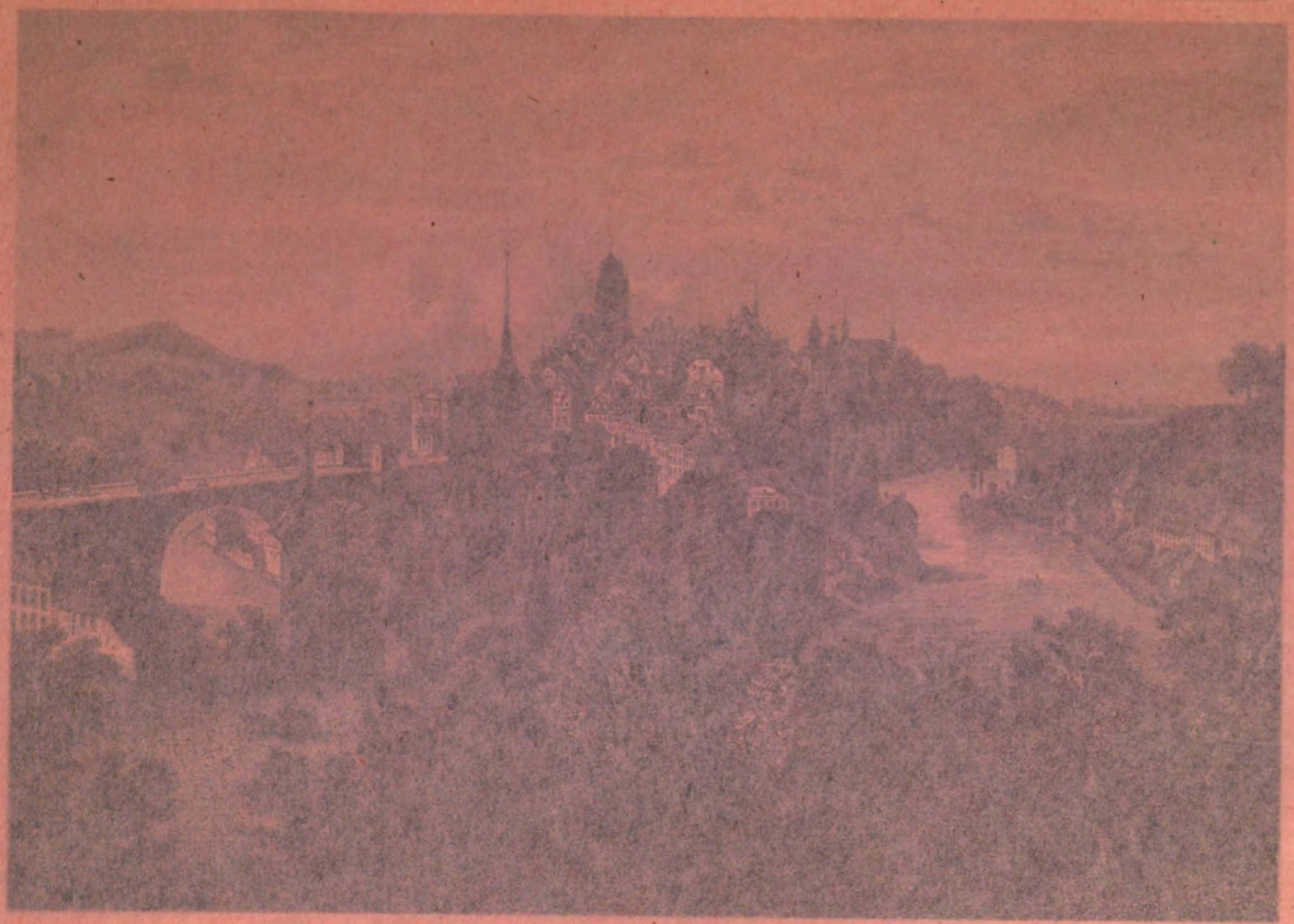
L. Rohbock del.ᵗ A. J. Terwen sculp.ᵗ

Berne
avec le pont du chemin de fer.

BERN MIT DER EISENBAHNBRÜCKE.
(Bern)

Bern
with the rail-way bridge.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



BERN MIT DER NYDECKBRÜCKE.

Berne with the Nydeck bridge



L. Rohbock del^t. J. M. Kolb sculp^t.

BERN MIT DER NYDECKBRÜCKE.

(Bern)

Berne le pont de la Nydeck.

Berne with the Nydeck-bridge.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

So haben wir denn Bern von der Thuner Fahrstraße her erblickt und schreiten über die prächtige Nydeck-Brücke herein. Schon diese Brücke, in deren Nähe die Stelle ist, wo einst die alte Burg Nydeck stand, ist sehenswerth und deutet darauf hin, daß Bern eine Stadt ist, welche Kraft und Energie besitzt. Sie ward in den Jahren 1841 bis 1845 nach den Plänen der Ingenieure Donegani aus Sondrio und Jaquine aus Nancy durch Em. Müller aus Altorf, den Baumeister der Gotthard-Straße, aus hellen, weißlichen Granitfündlingen erbaut, welche am Kirchet bei Meiringen bearbeitet und mühsam hierher transportirt wurden. Ein und achtzig Fuß hoch über dem Strom, 40 bis 52 Fuß breit und 413 Fuß lang besitzt sie drei Bogen, von denen der mittlere, welcher den Fluß überspannt, nicht weniger als 183 Fuß weit ist. Die Kosten betrugen 1,150,000 Francs, eine Summe, wie sie bis dahin und bevor die großartigen Eisenbahnbauten durchgeführt wurden, in der Schweiz niemals für ein ähnliches Bauwerk aufgewendet worden war. Haben wir die Brücke, von der man auf den Strom und den an seinem Bord erbauten Stadttheil herabblickt, überschritten, so befinden wir uns sofort auf dem Rücken der Halbinsel und in der Hauptstraße der Stadt, welche sich unter verschiedenen Namen durch die ganze Stadt bis an das obere Thor hindurchzieht. Obwohl von verschiedener Breite ist die Straße doch immer geräumig und in ihrer Mitte zieht sich ein kleiner gemauerter Kanal hin, in welchem klares helles Wasser fließt. Die Häuser auf beiden Seiten sind fast durchweg aus Sandstein aufgeführt, hohe Gebäude von oft stattlicher Breite mit großen Fenstern, durch deren Parterre-Stockwerk ein Bogengang als öffentlicher Fußweg hinläuft. Ziemlich selten fährt ein Wagen durch die Straße, nicht viel häufiger wandeln in ihr Fußgänger, fast scheint sie ausgestorben; denn wer von einem Ort zum andern zu gehen hat, wandelt vor Regen und Sonne geschirmt in den Arkaden, den sogenannten Laubengängen, hinter welchen die zahlreichen Kaufläden, deren Waaren zum Theil unter den Bogen aufgestellt werden, belegen sind. Nur wenn ein Markt stattfindet oder ein öffentliches Fest gefeiert wird, belebt sich die Straße; dann öffnen sich auch wohl die Fenster und auf den rothen Polstern, welche vor ihnen auf dem Simms hingelegt sind, nehmen die Insassen Platz, um auf die Straße hinab zu blicken. Sonst ist es meist still in Bern, stiller wenigstens, als in jeder andern Stadt von gleicher Größe und Bedeutung; geschäftiges Treiben entspricht dem aristokratischen Sinn der Bewohner ebensowenig als Straßenlärm. Aehnlich der Hauptstraße, aber noch einsamer, sind die Seitenstraßen, von denen die älteren ebenfalls Laubengänge besitzen; dagegen haben die neuesten Straßen einen vollständig modernen Charakter angenommen, ein Zeichen, daß auch beim alten Bern die Zeit, das Jahrhundert seine Einflüsse ernstlich geltend zu machen anfängt.

Hat schon beim Blick auf die Stadt das Münster dadurch, daß es die Häusermasse stolz überragt, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so muß, nachdem wir die Hauptstraße durchwandelt, der erste Spaziergang uns in seine Nähe führen, da es von allen Bauwerken Bern's unbestritten das bedeutendste ist und außerdem die herrliche Münsterterrasse den Besuch überreichlich lohnt. Nach einer Inschrift am Haupt-Portal ward der Grundstein zur Zeit des Constanzer Concils im Jahre 1421 gelegt; erst 1573 fand die Wölbung der Schiffe statt, so daß mithin fast 150 Jahre hindurch gearbeitet ward, obwohl der Bau nicht einmal ganz beendet ward und auch heut noch nicht der Thurm zur Vollendung gelangt ist. Ohne Zweifel hat die Reformation störend und verzögernd eingewirkt, aber sie hinderte die Fortführung nicht ganz; die gnädigen Herren von Bern erachteten es als eine Ehrenpflicht, was sie begonnen, bis zum Abschluß fortzuführen. Wer den Bauplan entwarf und das Werk begann, ist nicht ganz sicher; genannt werden Mathias Heinz, Sohn des Baumeisters, welcher mit Erwin von Steinbach das Straßburger Münster erbaute, und Mathias Oensinger, der Vater; aber auch Oensinger, der Sohn und Stephan Abrügger waren später am Werk beschäftigt und Einzelne schreiben sogar den Plan einem Sohne Erwin's von Steinbach zu. An der Nordseite, nahe der oberen Gallerie, befindet sich das Standbild des Baumeisters mit der stolzen Inschrift: „Machs na!“; von hier aus soll er aus Unvorsichtigkeit herabgestürzt sein. Der Styl ist der gothische der späteren Zeit; das ganze Werk würde in jeder Hinsicht eines der schönsten und imposantesten des fünfzehnten Jahrhunderts sein, wenn es vollständig nach dem ursprünglichen Bauplan in allen Theilen hergestellt wäre und seinen ganzen Schmuck erhalten hätte. Wie es dasteht, erscheint das Münster zwar massig, aber gedrückt und namentlich macht der Thurm den erwarteten Eindruck nicht, weil er nur bis zur halben Höhe (191 Fuß) geführt und dort durch ein wenig passendes Schutzdach abgestumpft ist. Neben einem Mittelportale führen zwei Seitenportale in die Kirche; aber nur das erstere ist dem Character des Styles angemessen reich, ja überreich mit guten Sculpturen verziert. Es ward in dem Jahre 1475 bis 1485 durch den Berner Bildhauer Erhard Küng gearbeitet. Im äußern Bogen finden wir Christus, Maria, Johannes den Täufer und die zwölf Apostel, im innern Engel, die Marterinstrumente tragend; ferner die in Lebensgröße ausgeführten thörichten und klugen Jungfrauen, die Gerechtigkeit, St. Michael den Erzengel, Satan bekämpfend und besiegend, und das jüngste Gericht, das sich wie ähnliche Werke jener Zeit durch satyrische auf die Geistlichkeit bezügliche Gebilde und Karricaturen characterisirt. Selbst der Papst fehlt nicht in der Hölle. Sehr hübsch ist das das ganze Dach umziehende Geländer von durchbrochener Steinmetzarbeit, deren Muster fortwährend wechseln, und auch die Sculpturen, Stäbchen und Rosetten in den Spitzbogen-Fenstern verdienen, ihrer Zierlichkeit wegen, beachtet zu werden. Das Innere der Kirche macht keinen besonderen

Eindruck, zumal sich in den Wölbungen der Spitzbogen geschmacklose Malereien, welche zu dem Ganzen nicht passen, befinden. Sehenswerth sind dagegen die schönen Glasmalereien in den vier Fenstern des Chors, welche aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stammen und manches Originelle, wie z. B. eine Sacraments- oder Hostienmühle, bieten, und die von den Meistern J. Rüsch und Seewagen um und nach 1512 gearbeiteten Chorstühle mit trefflichen Schnitzereien, den Brustbildern Christi und der Apostel, von welchen letzteren Thaddaeus Kopf dem Luthers nachgebildet ist, ferner der aus der Kathedrale von Lausanne stammende Nachtmalstisch, der Taufstein, das Denkmal des Gründers der Stadt, des Herzogs Berthold von Zähringen, das Grabmal des Schultheißen von Steiger mit den sechs Gedächtnißtafeln von schwarzem Marmor, welche die Namen der im Jahre 1798 im Kampf gegen die Franzosen gefallenen Berner tragen, und endlich die große Orgel, welche der berühmten im Dom zu Freiburg im Uechtland wenig nachstehen soll. Vor fast zwanzig Jahren durch einen geschickten Orgelbauer wieder hergestellt, befindet sich Letztere mit ihren 66 Registern und 3294 Pfeifen auf der geschmackvollen, ebenfalls vor zwanzig Jahren restaurirten Emporkirche. Wer merkwürdige Ueberreste früherer Zeiten gern in Augenschein nimmt, mag auch die Sakristei besuchen, in der unter anderem Kleidungsstücke, Meßgewänder der Bischöfe von Lausanne und vom Zelt Karls des Kühnen herstammende Teppiche mit historischen Darstellungen, welche 1476 in den für die Schweizer siegreichen Burgunder Schlachten von Granson und Murten erbeutet wurden, aufbewahrt und vom Sigrist gezeigt werden.

Mehr noch als das Münster und dessen Thurm-Gallerie, von der sich eine herrliche Aussicht auf die Stadt und den Kanton mit seinen Feldern, Wäldern, Ortschaften und Hochgebirgen bietet, zieht die Besucher Bern's die sogenannte Münster-Terrasse oder Plattform an. Aehnlich der Baseler Münster-Terrasse fällt sie gegen den Strom hin 108 Fuß hoch steil ab und war ursprünglich ein Kirchhof, der später mit seinen Rasenplätzen und schattigen Kastanien-Alleen in eine öffentliche Promenade, welche jetzt Ruhebänke und selbst einige Pavillons besitzt, umgewandelt ward. Man muß es gestehen — die alten Berner fanden den schönsten Platz für ihre Hauptkirche und den Gottesacker, während unsere Zeit in der Regel nicht so glücklich oder nicht so — schönheitsliebend ist. Der viel umfassende Blick vom südlichen Rande der Terrasse auf die Aar und ihr Gelände, den Gurten und andere niedrige Berge, sowie die Vorberge und mächtigsten Gipfel der Berner Hochalpen, ist wunderschön, wenn auch nicht so großartig als von anderen Punkten, welche der Alpenkette näher liegen und deßhalb die Bergriesen gewaltiger und wilder erscheinen lassen. Seit dem Jahre 1847 steht auf der Plattform das Denkmal Bertholds V. von Zähringen von einem Berner Patrizier, Herrn von Tscharner, projectirt und geschenkt, eine Bronze-Statue mit einer einfachen, dem Character

der Berner, welche den Schwulst nicht lieben, ganz entsprechenden Inschrift und drei Reliefs am Piedestal, welche auf die Erbauung der Stadt Bern Bezug haben. Der Guß ward in der bekannten Königlichen Erzgießerei zu München, welche so viele der größten und berühmtesten Bildwerke hat entstehen lassen, ausgeführt. Eine einfache Gedenktafel an der Brustwehr der zur Aar abstürzenden Mauer erinnert an die in der That wunderbare Rettung des Studenten Weinzäpfli, der im Jahre 1654 hier mit einem scheugewordenen Pferde in die Tiefe hinabsprengte, aber nur wenig verletzt ward und erst dreißig Jahre später als Pfarrer starb. Ein anderes Monument befindet sich auf dem Kirchplatze vor dem Münster, unweit vom Haupt-Portal, nämlich die von Professor Volmar in Bern modellirte Reiterstatue Rudolphs von Erlach, auf deren Fußgestell vier Bären, die Wappenthiere Bern's, sitzen. Ritter Rudolph von Erlach, damals noch Dienstmann der Grafen von Nidau, war nach den Chroniken Führer der Berner Bürger in der blutigen, aber für Bern glorreichen und glücklichen Schlacht von Laupen; nicht mit Unrecht ist er, weil die übermächtige Schaar der Feinde der Stadt den sicheren Untergang zu drohen schien und den Chronisten zufolge seiner geschickten Leitung der schwer bestrittene Sieg verdankt ward, ihr Retter und zweiter Gründer genannt worden. Leider begnügt sich nur die Geschichtsforschung nicht mit den Angaben und Erzählungen der Chroniken; sie prüft sie nach allen Seiten hin und will nun zum Schrecken der hochentrüsteten Berner gefunden haben, daß Rudolph von Erlach in jener Schlacht nicht der Anführer war, ja daß er ihr nicht einmal beigewohnt hat. Wie dem sei: die Thatsache der Schlacht und der großartigen Tapferkeit der Berner und ihrer Bundesgenossen aus den Urkantonen ist nichts destoweniger unbezweifelt und am Ende kommt es wenig darauf an, ob derjenige, der die Bürger in der Schlacht führte, Rudolph von Erlach hieß oder einen anderen Namen trug.

Von den übrigen älteren Kirchen ist wenig zu sagen, denn sie zeichnen sich weder durch Schönheit, noch Größe, noch interessanten Baustyl aus; dagegen gilt mit Recht die neue katholische Kirche im byzantinischen Styl als ein sehenswerthes Gebäude, trotzdem ihre Lage keineswegs eine günstige ist. Außerdem fällt der Zeitglockenthurm, ein viereckiger stattlicher Thurm mit einer Durchfahrt, in's Auge. Er liegt am Ende der Kramgasse, eines Theils der Hauptstraße, und bildete das Stadtthor, als Bern, damals kaum halb so groß als jetzt, nur bis hierher reichte, wo die Halbinsel durch einen Graben leicht von dem übrigen Lande abgetrennt werden konnte. Seinen jetzigen Namen hat er von der großen Uhr mit den bei jedem Stundenschlage sich bewegenden Figuren, welche an ihm angebracht sind. Andere Thürme, welche ebenfalls früher eine Rolle spielten, sind der Käfigthurm und namentlich der unweit des oberen Thors am Ende der Spitalgasse isolirt stehende Thurm St. Christophels-, auch Goliath-Thurm geheißen; das an dem Letzteren angebrachte riesige Bild des heiligen Christoph verdankt unzweifelhaft dem



L. Rohbock del.

Berne avec le palais fédéral.

BERN MIT DEM BUNDESPALAST.

(Bern)

Berne with the palace of the confederacy.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] Schmuck nicht lieben, ganz [illegible] auf die Erbauung [illegible] Königlichen Erzgießerei [illegible] Bildwerke hat [illegible] Gedenktafel an der Brustwehr der [illegible] an die in der That wunderbare Rettung des [illegible] im Jahre 1654 hier mit einem scheugewordenen Pferde [illegible] aber nur wenig verletzt ward und erst dreißig Jahre [illegible] Ein anderes Monument befindet sich auf dem Kirchplatze [illegible] vom Haupt-Portal, nämlich die von Professor [illegible] Rudolphs von Erlach, auf deren Fußgestell [illegible] Ritter Rudolph von Erlach, damals [illegible] Führer der Berner [illegible] glücklichen Schlacht von Laupen [illegible] Feinde der Stadt [illegible] Ritter und zweiter [illegible] Geschichtsforschung nicht mit den Angaben [illegible] sie prüft sie nach allen Seiten [illegible] Berner gefunden haben, daß [illegible] Anführer war, ja daß er [illegible] Thatsache der Schlacht und der großartigen Tapferkeit der Berner [illegible] aus den Urkantonen ist nichts [illegible] wenig darauf an, ob derjenige, der die [illegible] von Erlach hieß oder einen anderen Namen trug.

[illegible] Kirchen ist wenig zu sagen, denn sie [illegible] interessanten Baustil aus; dagegen gilt [illegible] byzantinischen Stil als ein sehenswerthes [illegible] Außerdem fällt der [illegible] Thurm mit einer Durchfahrt, in's Auge. [illegible] der Hauptstraße, und bildete das [illegible] groß als jetzt, nur bis hierher reichte, [illegible] von dem übrigen [illegible] abgetrennt werden konnte. [illegible] hat er von der großen Uhr mit den bei jedem [illegible] Figuren, welche an ihm angebracht sind. Andere Thürme, welche ebenfalls früher eine Rolle spielten, sind der Käfigthurm und namentlich der [illegible] oberen Thors am Ende der Spitalgasse isolirt stehende Thurm St. Christophels, auch Goliath-Thurm geheißen; das an dem Letzteren angebrachte riesige Bild des heiligen Christoph verdankt unzweifelhaft dem



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

Berne
avec le palais fédéral.

BERN MIT DEM BUNDESPALAST.
(Bern)

Bern
with the palace of the confederacy.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Volksglauben des Mittelalters seinen Ursprung, nach welchem Derjenige, welcher am Morgen das Bild des heiligen Christoph angeblickt hatte, während des ganzen Tages von dem plötzlichen Tode durch irgend einen unglücklichen Zufall oder im Kampf, namentlich im Wasser, durch Feuer oder Eisen gesichert sein sollte.

Unter den neueren Gebäuden nimmt das Bundes-Rathhaus unbedingt die erste Stelle ein. Als es sich 1848 um die Wahl des Bundessitzes handelte, erhielt Bern nicht nur seiner Lage im Mittelpunkt des Landes, sondern auch seines hohen Ansehens und seiner hervorragenden Wirksamkeit bei Herstellung des neuen Bundes wegen vor Zürich den Vorzug; die Stadt mußte sich indeß verpflichten, die für die Bundesverwaltung erforderlichen Gebäude herzustellen, was sie auch mit einem Kostenaufwande von mehr als zwei Millionen Franken in würdigster Weise bewirkt hat. Als Stätte für das Bundes-Rathhaus ward eine Baustelle westlich vom Casino-Platz unweit der kleinen Schanze gewählt, welche hinreichenden Raum und eine prachtvolle Aussicht auf das Kirchenfeld an der Aar, den Gurten und die Hochgebirge bot. Hier erhebt sich 374 Fuß lang, 160 Fuß tief, in drei Stockwerken das mächtige und schöne Gebäude, das nach den Plänen der schweizerischen Architecten Kubli und Ferdinand Stadler im italienischen Styl erbaut ward und nicht weniger als hundert Räumlichkeiten, darunter die Arbeits- und Sessionssääle des Bundesrathes und seiner Directionen sowie die Sitzungssääle der Stände und des National-Rathes enthält. Namentlich diese Sitzungssääle sind zweckmäßig und schön eingerichtet und bieten für die Mitglieder der beiden Räthe Bequemlichkeiten, welche selbst in den Säälen der Volksvertretungen weit größerer Staaten oft schwer entbehrt werden. Sehenswerth sind die hübschen Glasmalereien und im Hof der Brunnen mit der von Bildhauer Raphael Christen aus Bern gearbeiteten Statue der Berna. In der Nähe des Bundes-Palastes befinden sich der größte Gasthof der Stadt, der Berner Hof, ferner der Hirschengraben, in welchem nach alter, in den meisten Städten aber bereits abgekommener Sitte, einige lebende Hirsche unterhalten werden, und die Kleine Schanze, der Rest eines Befestigungswerkes, welche mit Bäumen bepflanzt ist und gleich der Terrasse vor dem Bundes-Palast eine reizende Aussicht gewährt.

Außer dem Bundes-Rathhaus besitzt Bern noch eine große Anzahl öffentlicher Gebäude, weit mehr als jede andere Stadt, welche ebensoviel Einwohner, nämlich noch nicht voll 30,000 Seelen zählt. Aber freilich ist es nicht nur seit langer Zeit eine bedeutende Stadt, sondern war auch Jahrhunderte hindurch die Beherrscherin großer Gebiete, der Kantone Bern und Waadt. Da ist das alte, am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erbaute, noch wenig ausgedehnte Rathhaus, das Münzgebäude, die Sternwarte auf dem aussichtsreichen Falkenplätzli, welche als die höchstgelegene Europa's bezeichnet wird, das Inselspital, das schöne Irrenhaus, das Zuchthaus und das Zeughaus, in welchem sich die Beute der Berner aus

vielen Schlachten, namentlich denjenigen, welche gegen ihren gefährlichsten und mächtigsten Feind, Karl den Kühnen von Burgund gefochten wurden, befinden. Ferner werden die Waffenrüstung des Gründers von Bern, Berthold's des Fünften von Zähringen, sowie diejenige des tapferen und entschlossenen Schultheißen Nägeli, welcher die reiche Waadt für Bern eroberte, die Thronsessel der alten Schultheißen, alte Möbel und dergleichen Dinge mehr, von denen jedoch manche Bedenken gegen ihre Aechtheit erregen möchten, gezeigt. Auch das in den Jahren 1711 bis 1716 erbaute stattliche Kornhaus am Kornhaus-Platz, in dessen mächtiger, auf 34 Pfeilern ruhender Halle der Fruchtmarkt abgehalten wird, wird seiner großen Keller wegen vielfach besucht. In den Letzteren befinden sich 54 gewaltige Fässer, welche im Ganzen die ungeheure Menge von 4600 Saum Wein fassen. Das größte Faß soll sogar allein 241½ Saum aufnehmen können. Vor dem Kornhause befindet sich der sogenannte, vielfach in Zeitschriften abgebildete und beschriebene Kindlifresser-Brunnen, einer jener in früherer Zeit zahlreich hergestellten laufenden Brunnen. Der Sage nach ward er zum Andenken an eine jener gräßlichen Begebenheiten errichtet, welche leider im Mittelalter gar nicht selten waren. Im Jahre 1288 ward nämlich, und zwar wahrscheinlich mit Unrecht, ein Jude beschuldigt, am Passahfeste einen christlichen Knaben aus Christenhaß angelockt und ermordert zu haben, was nicht nur seine Hinrichtung, sondern zugleich die Ausplünderung und Austreibung aller Juden zur Folge hatte. Der ermordete Knabe ward noch lange nachher gleich einem Märtyrer verehrt. Unweit vom Kornhause befindet sich im Chor der französischen Kirche, welche früher den Dominikanern gehörte, der Kunstsaal, eine Sammlung älterer und neuerer Bilder und Gemälde, von denen die ersteren meist nur für die Alterthumsforscher, die letzteren aber auch für den Kunstfreund Interesse haben. Vertreten ist dabei der vielberühmte Genfer Landschaftsmaler Calame durch seinen Handeckfall und seinen Aarefall bei Meiringen, Diday durch die Alpenhütte im Berner Oberland und das Lauterbrunnen-Thal, Koller durch eines seiner interessanten Thierstücke, die verirrte Kuh, Steffan durch zwei Landschaften und Ed. Girardet durch den Gang in die Schule. Leider fehlt es an ausreichenden Mitteln, um die Sammlung durch gute Werke neuerer schweizerischer Künstler so, wie es geschehen sollte, schnell zu vermehren; der Kanton hat dazu gleich allen republikanischen Gemeinwesen keine Fonds und im Publikum fehlt es noch an derjenigen Opferfähigkeit, welche seit Jahrhunderten Basel so rühmlich auszeichnet. Daß überdies der Kanton Bern tüchtige Künstler bisher nicht hervorgebracht hat, ist bekannt; der Volkscharacter neigt sich zu wenig der Kunst zu; nur gute Glasmalereien sind in der neuesten Zeit durch die Bemühungen des Dr. Stantz, eines tüchtigen Kenners und eifrigen Forschers des Mittelalters, in großer Zahl in Bern geschaffen worden.

Neben den kantonalen Schulanstalten besitzt Bern seit 1834 gleich Zürich und Basel auch eine Universität, deren Besuch freilich verhältnißmäßig gering ist und wahrscheinlich nach Gründung einer eidgenössischen Universität ganz aufhören würde. So sehr es im Interesse der Wissenschaft bedauert werden muß, daß die Schweiz nicht schon seit Jahren die reichen Kräfte, welche sie für eine höhere Lehranstalt neben dem Polytechnikum besitzt, vereinigt und dadurch doppelt nutzbar gemacht hat: die Stadt Bern hat durch die Universität schöne sehenswerthe Sammlungen gewonnen, welche sie mit Recht nur höchst ungern opfern würde. Steht auch die Bibliothek in der Zahl der Bände vielen andern öffentlichen Bibliotheken nach, so besitzt sie doch eine ziemlich reiche Sammlung von Handschriften, von denen manche, wie z. B. die Bruchstücke des Horaz, des Curtius und des Virgil ihres Alters wegen wichtig sind. Außerdem finden sich altfranzösische Troubadours, Manuscripte, welche die Kreuzzüge betreffen, ein auf Baumrinde geschriebenes malayisches Werk, arabische Handschriften, viele Handschriften, welche von Schweizern herrühren und die Schweiz betreffen, sowie eine sehr bedeutende und wichtige Sammlung schweizerischer Druckwerke. Von den anderen Sammlungen sind das naturhistorische Museum mit einer ausgezeichneten zoologischen Sammlung, welche freilich fast ausschließlich die Schweiz ins Auge faßt, die ethnographische Sammlung mit interessanten Waffen und anderen Gegenständen von den Inseln der Südsee, der Antikensaal mit Abgüssen berühmter Gruppen und Statuen und endlich die antiquarische Sammlung zu erwähnen. Letztere enthält neben Alterthümern der keltischen, römischen und burgundischen Zeit, welche in Gräbern und auf alten Wohnstätten gefunden worden sind, namentlich auch Pfahlbau-Alterthümer aus dem Kanton.

Schon Bern's Lage auf einer hochgelegenen Felsenhalbinsel, welche ein ziemlich breiter Strom an ihrem Fuß umzieht und dadurch auf drei Seiten von der Umgegend abschließt, bringt es mit sich, daß nähere Spaziergänge nur in kleinerer Zahl vorhanden sind. Nachdem wir die Bärengrube besucht haben, in welcher einige Exemplare des beliebten Wappenthieres von Bern, des „Mutz“, von dem noch gesprochen werden soll, wohl verpflegt werden, wandern wir entweder nach dem aussichtsreichen Schänzli, in dessen Nähe der einst hochberühmte amerikanische Schriftsteller Cooper auf dem Landsitz Lorraine wohnte, oder nach Karlsruh, wo sich ein herrlicher Blick auf den Jura öffnet, oder am liebsten zur sogenannten Engi-Promenade auf einer ebenfalls von der Aar umflossenen hochgelegenen Halbinsel. Auch hier bieten sich, und zwar namentlich beim Eichplatz, herrliche Aussichten; von hier nahm auch Studer das allgemein bekannte, fast sämmtliche Gipfel der Berner Alpen umfassende Panorama auf, dessen Beschreibung lange Zeit als brauchbares Handbuch für die Bereisung einzelner Theile des Bernischen Hochalpengebiets gedient hat. Auch antiquarisch ist die Engi-Halbinsel

wichtig; wahrscheinlich war sie nämlich lange vor der Halbinsel, auf welcher die Stadt liegt, mit Ansiedelungen aus der ältesten keltischen Zeit besetzt und eine Art Festung und Zufluchtsort, in welcher sich die Einwohner des Landes bei übermächtigen feindlichen Angriffen flüchteten. In der That haben sich Alterthümer aus Stein, Eisen und Bronze in der Engi gefunden und auch an Spuren großer Kämpfe, welche in der Nähe durchgefochten wurden, fehlt es nicht.

Andere Blicke, namentlich auf die Stadt selbst und zugleich auf die Gebirge, bieten sich außer beim Schänzli auch auf den Höhen am rechten Aar-Ufer zwischen der Chaussee nach Zürich und der Eisenbahn; einen anmuthigen Blick auf den Jura gewährt Karlsruh und außerdem mag man noch nach dem Schlosse Reichenbach, das einst Rudolph von Erlach gehörte, gegenüber der nördlichen Spitze der Engi-Halbinsel oder nach dem freundlichen Wabern und anderen hübschen und wohlhabenden Dorfschaften der Umgegend wandern.

Bevor wir von den weiteren Vergnügungs-Touren, welche der Berner von seiner Vaterstadt aus zu machen pflegt, sprechen, wollen wir noch der hochverehrten Berner Mutzen erwähnen, welche auch der Fremde, trotzdem sie nur Allbekanntes bieten, aus einer gewissen Rücksichtnahme für Bern zu besuchen pflegt. Die Sage erzählt, daß die Stadt ihren Namen von einem mächtigen Bären, der bei ihrer Gründung auf der Aar-Halbinsel erlegt wurde, erhalten habe. Wie dem auch sei — wahrscheinlich hat der Name Bern mit dem Bären nichts zu thun — Bern führt seit uralter Zeit den Bären im Wappen und hat deshalb nach einer alten, vielen Städten gemeinsamen Sitte immer einige Exemplare seines Wappenthieres wohlverwahrt in einem Käfig unterhalten. Woher der Berner Bär den auszeichnenden Namen „Mutz," der sonst nirgends vorkommt, empfangen, ist unbekannt. Vielleicht kam er einmal als Spottname auf und ward darauf von den Bernern selbst aufgenommen. Bald kam es nun dahin, daß in Kriegs- und Volksliedern der Berner Mutz besungen ward; die Siegeslieder des alten Berner Volkes erzählen des Mutzen Thaten, der die Feinde mit seinen Tatzen niederschlägt und zerreißt. Wo nur ein Berner Volksfest stattfand, mochte es ernsterer Art sein oder dem Humor vollen Raum lassen: immer spielte der Bär in ihm seine hergebrachte Rolle, denn bald gravitätisch auf den Hinterfüßen wandelnd, bald allerlei Neckereien zum Besten gebend, führte ein Mann, in ein Bärenfell gehüllt, den Festzug an. Selbst bei dem großen Jubiläumfest im Jahre 1853, welches die fünfhundertjährige Feier des Eintritts Berns in den Schweizerbund bezeichnete, fehlte der Bär nicht an der Spitze des großen historischen Festzuges, der alle ähnlichen Aufzüge in der Schweiz an Ausdehnung und Pracht übertraf. So mag denn auch jetzt noch Bern nicht von dem Mutz lassen und hegt und pflegt ihn in dem schönen, wohleingerichteten Zwinger unweit der Nydeckbrücke, wo er während des ganzen Tages im Sommer fast ununterbrochen unter den Augen eines muntern Häufleins junger

und alter Berner pflegmatisch und plump seine trockenen Späße macht. Die Kosten seines Unterhaltes trägt eine Stiftung; er steht in dieser Hinsicht manchem Berner gleich, der aus den Stiftungen der Altvordern ohne Arbeit und Sorge zu leben versteht. Doch ist mit ihm, wie einst mit dem Berner Mutz des Mittelalters nicht allzuviel zu spaßen; mitunter greift er hart zu und wehe dem, wer sich in das Haus des Mutz wagt. Wie das Berner Volk sein Hausrecht selbst dem Kaiser gegenüber mannhaft mit den Waffen in der Hand wahrte, so thut es auch der heutige Mutz, trotzdem er aus der Fremde herstammt; als im Jahre 1861 ein junger Norweger, um seine Turnkünste zu zeigen, in nächtlicher Stunde in den Bärenzwinger hinabkletterte, verließ er die Stätte nicht lebend wieder.

Doch genug vom Mutz — trotzdem er noch lebt, ist doch seine Zeit eigentlich schon um und nirgends fühlt man das mehr und unwilliger, als in Bern selbst. Erwähnen wir aber, da wir das Land zu schildern haben, noch einige niedrigere Höhen in der Nähe Berns, die ihrer anmuthigen oder großartigen Aussichten wegen den Reisenden, wenn er länger als einen oder zwei Tage in Bern rastet, wohl anzuziehen vermögen. Da ist zuerst der Belpberg auf dem Wege nach Thun, dessen wir schon erwähnt; in drei bis vier Stunden läßt sich an schönen Landhäusern vorüber und durch Wald ansteigend der Gipfelpunkt „auf der Harzeren", eine freie, mit Rasen bedeckte Höhe, erreichen. Was die günstige Lage des Höhenzuges, der sich von den übrigen höheren Gebirgen isolirt hat, verspricht, hält der Gipfel in vollem Maaße, indem er ein ebenso weites als prachtvolles Rundbild bietet. Hier bis an den Jura, dort bis an die Berge des Emmenthal, im Süden bis an das silberne, eisstarrende Hochgebirge und im Westen bis an den Längenberg streift der entzückte Blick über Wälder und Weiden, Dörfer und Schlösser, Flüsse und Seen, bis er an den grauen Berggebilden seine Gränze findet. Aehnlich hinsichtlich der ferner liegenden Gegenstände, aber mit abweichendem Vorgrunde gestaltet sich die Aussicht von dem gleichhohen Gurten bei Wabern: Berlepsch gibt den Durchmesser der Aussichtlinie auf 65 Stunden an und allerdings sieht man im Nordost die Gislifluh bei Aarau, im Südwest die Dôle, welche sich wenige Stunden von Nyon an der Grenze Frankreichs erhebt. Ein Gerüst auf dem Signalpunkt ermöglicht den Ueberblick über das Tannengebüsch; in der Nähe steht ein Wirthshaus, zu welchem man von Bern aus in 1½ Stunden gelangen kann. Entfernter liegt ebenfalls südwärts von der Stadt die Bütschelegg in der Nähe des Dorfes Zimmerwald, zu welchem ein sehr schöner Weg führt; schon unweit des Pfarrhauses hinter dem Wäldchen zeigen sich anmuthige Blicke, die sich auf dem 3470 Fuß hohen Gipfelpunkte zu einer großartigen Rundsicht umgestalten. Und endlich bietet noch der Bantiger-Hubel, eine mäßige Höhe nordostwärts von der Stadt bei Bolligen, ein weites interessantes Panorama. Aber es ist viel

weniger bekannt, als die andern drei. Obwohl schon aufgenommen und veröffentlicht, wird es doch nur wenig besucht, weil es für die meisten Reisenden ganz außerhalb ihres Weges liegt.

Und nun scheiden wir für einige Zeit von der Stadt Bern und wenden uns anderen Kantonstheilen nördlich von ihr zu.

Weniger schön und großartig als das Oberland, aber doch immer noch von hohem Interesse für den Bewohner der Ebene ist der übrige Theil des Kantons Bern, und namentlich die Jura-Gegenden verdienen durchwandert zu werden. Denn besitzen sie auch nicht himmelhohe Berge, ausgedehnte Firn- und Gletschergebiete, reizende Seen, anmuthige und romantische Wasserfälle und jene gewaltigen Naturerscheinungen, welche dem Hochgebirge eigenthümlich sind, so fehlt es doch nicht an hübschen, oft auch wilden Thalgeländen, engen, romantischen Felsschluchten, in denen Bäche rauschen, freundlichen Weidegründen, grünen, frischen Bergweiden und namentlich nicht an prachtvollen Aussichtspunkten, vor denen sich das breite Gelände zwischen der Jurakette und den Hochalpen mit diesen letzteren selbst im fernen Hintergrunde hingelagert hat. Auch schöne Blicke gegen Westen und Norden hin, in die Franche Comté, das Elsaß und auf den Schwarzwald sind häufig vorhanden und dürfen, obwohl sie freilich weniger bieten, doch aufgezählt werden. Und außerdem zeigen sich manche der Jurathäler fast überreich an historischen Erinnerungen und Volkssagen, die sich an die theils bereits verfallenen, theils zwar noch erhaltenen, aber altersgrauen Burgen auf waldumkränzten Felsenklippen oder an Höhlen und seltsam gestaltete Felsen knüpfen.

Unter allen Jurathälern ist das Thal der Birs das schönste und besuchteste: und mit Recht zieht es die Reisenden an, denn kein anderes bietet so viel als die lange Kluft, welche die wilde, unablässig wallende und an dem Gestein nagende Birs durch die parallel neben einander liegenden Gebirgsketten rechtwinklich gebrochen hat. Bei der Schilderung des Kantons Basel haben wir den untern, nördlichsten Theil des Birsthals kennen gelernt, indem wir auf der linken Seite des Stroms bis über Aesch hinauf vorgedrungen sind; jetzt nehmen wir die Reise unmittelbar hinter Aesch wieder auf und treten sofort in den Kanton Bern ein, dessen Gebiet sich mit einem schmalen Zipfel in den Kanton Solothurn hineindrängt und zwei kleine Landschaften desselben, Klein-Lützel und Mariastein, von dem Haupttheil desselben abschneidet. Der erste Bernische Ort ist Grellingen, in dessen Nähe die Birs bei einer anmuthig gelegenen Schneidemühle über gelbliche Felsen schäumt. Eine Stunde später gelangt die Fahrstraße nach Zwingen, bei dem das alte, in

gothischem Styl erbaute Schloß Ramstein steht; seine Herren, welche auf Ramstein bei Bretzwyl saßen, gehörten zu den angesehensten Edlen des Juragebietes und hatten auch in der Stadt Basel hohe Ehrenstellen inne. Hier zweigt sich die Straße über den Paßwang ab, auf welche man indeß durch einen guten Fußweg schon von Grellingen aus gelangen kann. Weiter aufwärts von der Birs liegt das kleine Städtchen Laufen, das nur durch seinen Wasserfall, den Laufen, bekannt geworden ist. Bald darauf mündet die Lützel in die Birs und sogleich verengt sich wieder das etwas breiter gewordene Thal; kaum weiß sich die Straße neben dem brausenden und schäumenden Bach durch die finstern, kahlen Felsen zu drängen. Nicht mit Unrecht haben Reisende gefunden, daß das Birsthal oberhalb Laufen an die Sächsische Schweiz bei Schandau erinnere. Denn wirklich gestalten sich die Felspartien ähnlich, wie denn überhaupt der Jura oft Erinnerungen an anderswo Gesehenes, wie z. B. an Harzgelände, wachruft. Langsam steigt die Straße weiter empor; jenseits des Baches liegt noch einige Stunden weit Solothurner Land, aber plötzlich dehnt sich der Kanton an beiden Seiten, nach West und Ost, weithin aus. Wir erreichen Saugern (Soyhières), ein altes, finsteres Dorf, in dem bereits durchweg französisch gesprochen wird. Während eine große Glashütte auf die neue Zeit des Handels und Gewerbfleißes, der Geltung des dritten Standes hinweist, mahnen Trümmer der Schlösser von Soyhières und Vorburg an das Mittelalter, in welchem der wilde Ritter auf der Landstraße mit dem Schwert in der Hand von den ihm verhaßten Händlern der fleißigen Städte wider deren Willen einzukaufen pflegte, damit indeß nicht selten der blutigen Rache der kriegstüchtigen Bürger verfiel. Die Gegend des Ortes ist außerordentlich sagenreich; aber was man dort erzählt, trägt, abgesehen davon, daß es aus deutschen und französischen Sagen-Elementen gemischt ist, einen merkwürdig düstern Charakter an sich. Da spuken im Schlosse zu Soyhières böse Geister, welche Schätze bewachen, andere umziehen von Kopf bis zu Fuß gewappnet die Mauern, Augenbrand, der schwarze Hund mit Feueraugen, sucht um Mitternacht seinen 1233 ermordeten Herrn, den Grafen Rudolph von Saugern, Zwerge mähen in finsterer Nacht das Getreide, der wilde Jäger jagt in den Wäldern und auf den Höhen, in der Teufelsküche kommen Satan und die Hexen mit gräßlichem Lärm zu Festen und Tänzen zusammen, der Heidenquell tödtet alles Vieh, das aus ihm trinkt, es giebt eine Hölle und eine Todtenwage, u. s. w. Dagegen fehlen die anmuthigen Feen und die muntern, neckigen Hausgeister ganz und in jenen finstern Ueberlieferungen findet sich auch nicht ein heiterer, freundlicher Zug. Hat das in der Düsternheit und dem ernsten Charakter der Gegend seinen Grund, oder im Volkscharakter der alten Einwohner, welcher Liebe und Lust von sich fern hielt?

Oberhalb Soyhières erweitert sich der Thalgrund und in einer Stunde etwa gelangen wir nach Delsberg (Delemont), einem wohlgebauten, von etwas mehr

als 2000 Seelen bewohnten Städtchen, über welchem sich auf einer Anhöhe das Schloß Delsberg erhebt. Einst war dieses der Sommersitz der Bischöfe von Basel, denen die Gegend gehörte. Hier vereinigt sich mit der Birs die Sorne, welche im Südwesten in den sogenannten Freibergen entspringt; in der Nähe des Zusammenflusses fand man römische Bäder, welche zur Zeit, als noch die Römerstraße von Biel nach Basel durch das Birsthal zog, vielleicht auf öffentliche Kosten eingerichtet wurden. Auch alte Bräuche erinnern zu Delsberg noch an längstvergangene Zeiten; zur Zeit der Frühlingssonnenwende werden auf den Höhen flackernde, weithin sichtbare Feuer angezündet, man schwenkt brennende Scheite um das Haupt und singend, jubelnd und lachend tanzen die jungen Mädchen um kleine frische Quellen den alten Reihen. Vier Straßen gehen von Delsberg aus; außer derjenigen nach Basel, welche uns zur Stadt geführt, eine andere westlich nach Pruntrut, eine dritte südwestlich nach La Chaux de Fonds und endlich die Straße über Tavannes nach Biel. Verfolgen wir zuerst die Pruntruter Straße, welche sanft aufsteigend über Develier nach einem einsamen Wirthshause geht und von hier ab sich in Windungen am östlichen Abhang des Mont Repais hinauf zieht. Obwohl wir diesen Berg nicht besteigen, wollen wir doch erwähnen, daß er seiner Lage mitten im Gebirge ungeachtet eine beachtenswerthe Aussicht bietet. Südostwärts taucht der Blick in das Thal von Delsberg, aber weit in der Ferne erheben sich über die Juraberge einige schneebedeckte Alpenspitzen, im Norden breitet sich die Ebene des Elsgau bis an die Vogesen aus und an sie wieder stößt die schöne Ebene des Elsaß, welche durch den Rhein wie durch einen Silberfaden von dem Lande Baden und dem Schwarzwald getrennt wird. Nahe bei der uralten St. Martins-Kapelle auf der Höhe des Repais befindet sich ein Gegenstand, der den Alterthumsforscher im höchsten Grade interessiren muß, der schon im 13. Jahrhundert sogenannte Altarstein, ein achtzehn Fuß hoher Fels, und zwar eine Art natürlicher Säule, an welcher bei hinreichender Phantasie des Sehenden ein menschliches Angesicht in rohen Zügen bemerkbar wird. Spuren von wiederholten Bränden auf der höchsten Stelle beweisen, daß einst auf dem Stein geopfert ward. Die nächsten Ortschaften an der Straße nach Pruntrut sind Cornal und Courgenay. Auch in der Ebene bei dem letzteren Orte steht wieder ein merkwürdiger Stein, der ohne Zweifel im Alterthum aufgerichtet und verehrt ward, der sogenannte durchbohrte Stein (Pierre-Percée.) Etwas über 7 Fuß hoch, fast sechs Fuß breit und einen Fuß dick besitzt er auf der breiten Vorderseite ein kreisrundes Loch von nur 2 Decimeter Durchmesser, das durch den ganzen Stein geht. Noch vor einigen Jahren suchten Diejenigen durch das Loch zu kriechen, welche an Kolik litten; sie sollten nach dem Volksglauben damit vollständig geheilt werden. In der Nähe an einer alten angesehenen Gerichtsstätte unweit vom Fels aber hat man menschliche Gebeine und Waffen von Stein, Bronze und Eisen gefunden und endlich liegt noch ein unförmlicher,

wahrscheinlich ebenfalls verehrter Stein in einem nahen Gebüsch, der sogenannte Stein der Feen, in dessen Umgegend Nachts ein Trupp schwarzer gespenstiger Eber herumziehen soll.

In nicht voll einer Stunde gelangen wir von Courgenay aus nach dem nächsten Ziel unserer Wanderung, nach Pruntrut (Porrentruy), einem wohlgebauten alten Städtchen von 3500 Einwohnern, das in schönem fruchtbarem Gelände an der Hall (französisch Atteine) liegt. Es soll seinen Namen Pons Raintrudis von einer Brücke erhalten haben, welche Ragintrud, die Gemahlin Dagoberts I., hier errichtete. Beachtenswerth sind am nördlichen Bergabhang das ehemalige Schloß des Fürstbischof von Basel, dessen Gebiet sich bis hierher erstreckte; später diente es als Rathhaus und besitzt eine hübsche Aussicht. Außerdem ist ein ehemaliges Jesuiten-Kollegium und die Kirche St. Stephan mit einem sehenswerthen Altarblatt vorhanden. Ein alter Thurm, Reßfuß (Refousse) genannt, soll römischen Ursprungs sein und Sagen und Gräberfunde erzählen von römischen Ansiedelungen in der Gegend, sowie von dem Gerichtsstein beim Rathhaus, einem ansehnlichen Monolithen, der jetzt pierre du poisson genannt wird, und von der Quellschlucht Creux-Belin, die ihren Namen von Belenus, dem keltischen Sonnengott, herleitet. Von Pruntrut gehen mehrere Posten nach Frankreich hinüber, dessen Grenze sich in wenigen Stunden erreichen läßt; sie fahren nach Belfort, Montbelliard und das Thal der Doubs abwärts bis nach Besançon. Orte, welche der Reisende ihrer Merkwürdigkeit wegen besuchen sollte, liegen innerhalb der Grenzen der Schweiz an diesen Poststraßen nicht; nur der Alterthums- und Sagenforscher würde in dieser Gegend, in welcher römische und celtische Fundorte liegen und die germanischen Sagenstoffe sich mit celtischen seltsam mischen, reiche Ausbeute finden.

Wer von Pruntrut aus nach La Chaux de Fonds und Locle gehen will, wendet sich über Courgenay am Hügel Terri, der in neuerer Zeit Mont terrible genannt wird und auf dessen Gipfel Spuren eines römischen Standlagers gefunden worden sind, vorüber auf einer Fahrstraße, welche zuletzt in Windungen steil abwärts geht, nach dem alten Städtchen St. Ursanne. Die Sage erzählt, daß die Gegend im siebenten Jahrhundert mit dichtem Wald bedeckt war, als der heilige Ursicinus, der Heidenbekehrer der Gegend, sich einen festen Wohnsitz zu wählen beschloß; auf dem Mont Repais stehend, warf er, die göttliche Entscheidung anrufend, mit wunderbarer Kraft seinen Wanderstab weit von sich gegen West bis auf einen Felsen am Bord des Doubs, in dessen Nähe er sich in einer Grotte niederließ. Noch jetzt ist die Gegend wild und rauh, früher war sie jedenfalls fast unwohnlich, nichts desto weniger zogen sich bald Ansiedler in die Gegend des Wohnsitzes des Heiligen und es entstand bei dem Chorherrensitz St. Ursitz die Stadt mit ihren beiden Kirchen und dem bereits in Trümmern liegenden Schloß auf schroffer Felsklippe. Von St. Ursanne zieht sich die Straße am östlichen Ufer

des Doubs und über demselben durch eine waldige Felsgegend nach dem hochgelegenen Braix, wo die Straße von Pruntrut nach La Chaux de Fonds, die wir nun besuchen müssen, eintritt.

Bis Braix bietet sie außer landschaftlichen Schönheiten sehr wenig Bemerkenswerthes; nur die römischen Alterthümer bei Courfaivre und die Grotte und der Quell der heiligen Colombe, deren Sagen keltischen Ursprungs sein werden, sind bemerkenswerth und kurz vor Braix, bei dem Eingange in die künstliche Felsenpforte, Porte de la Montagne genannt, öffnet sich rückwärts ein wunderbar schöner Blick über das Thal von Delsberg bis zum Schwarzwald hin. Jenseits Braix läuft die Straße stets südwestlich in einiger Entfernung vom Doubs bis an die Grenze des Kantons. Zuerst berührt sie das kleine Montfaucon, wo früher ein versteinerter Baumstamm, an dem man noch die Jahresringe deutlich erkennen konnte, gezeigt wurde und eine sehr alte Kirche steht, dann in einer Hochebene Seignelégier (St. Leodegar) mit einem alten Schloß und einer ebenfalls alten Pfarrkirche, in der sich die Reliquien des heiligen Venustus, des Schutzpatrons der Gegend, befinden. Der Ort gilt als Hauptort der sogenannten Freiberge (Franche Montagne), eines fünf Stunden langen, drei Stunden breiten hochgelegenen Thales, das eine fast unbekannte Waldwildniß war, bis es Immer von Ramstein, Bischof zu Basel, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts mit Ansiedlern, denen er Abgabenfreiheit gab, bevölkerte. Die Einwohner betrieben meist Viehzucht, denn Getreide kommt nur an wenigen Stellen des frühen und langen Winters wegen zur Reife und gewerbliche Beschäftigungen sind nicht häufig. Nahe beim Dorfe liegt in romantischer, mit Wasserfällen, Burgtrümmern und einer tief in den Berg eindringenden Höhle gezierter Gegend am Doubs der Weiler Goumois, den eine Brücke mit dem französischen Ort gleichen Namens verbindet. Andere sehenswerthe Punkte finden sich bei Noirmont, das von der Landstraße durchzogen wird, und bei Les Bois. Dort braust in der tiefen schauerlichen Felsschlucht La Goule über gewaltige bemooste Steinmassen der Doubs in der Nähe einer Wallfahrtskirche, hier liegt in einem stillen, einsamen Thalgrunde mit düsterm Eingange eine Mühle, welche den seltsamen Namen die Todesmühle (le moulin de la mort) führt. Und jenseits des Stroms zieht ein Fußpfad hin, der durch eine Felswand unterbrochen zum Theil über gefährliche Leitern, die Todesleitern genannt, sich fortsetzt. Bald darnach wird hinter Laferière die Grenze des Kantons Neuenburg überschritten, und schon in weniger als zwei Stunden vom Grenzzeichen ab gerechnet erreicht die Straße La Chaux de Fonds, einen der bedeutendsten Orte des südlichen Theils des Juragebirges.

Nicht wenige Straßen und Pfade führen von den geschilderten beiden Chausseen in merkwürdige Gebirgsthäler und interessante Gelände hinein, aber wir müssen sie außer Acht lassen und nach Delsberg zurückkehren, um von dort aus das

Münsterthal zu besuchen. Kaum haben wir, nachdem wir die Birs überschritten, Courrendelin und seine Eisenwerke passirt und den hübschen Wasserfall des Wiedertäufers besucht, so verengt sich das Birsthal und bildet bald nur noch eine schmale Kluftspalte. Augenscheinlich haben einst furchtbare Naturereignisse mit unwiderstehlicher Gewalt, welche die Erde erschütterte und zerriß, die Kalksteinfelsen mit furchtbarer Kraft senkrecht von oben herab zerklüftet und zwischen ihnen für den wilden, murrenden Strom Bahn gemacht. Aber die Spalte ist nicht gerade; sie krümmt und biegt und knickt sich; selten kann man weit vor und hinter sich sehen; oft wähnt man sich in einen Felsgrund ohne Ausgang eingeschlossen. Hier sind die steil anstrebenden, zerrissenen und in ihren Lagen verbogenen Felsen nackt und kahl, dort wachsen aus ihnen niedriges Gebüsch und dunkle Fichten und Tannen hervor, da umzieht ihren Fuß wenigstens ein kleines Gehölz. Selten mündet ein kurzes schmales Seitenthal in das Hauptthal aus, desto häufiger sind enge Rinnen, welche im Frühjahr kleine Wässerchen und Rinnseln dem Bache zuführen. Einförmig rauscht dieser, aber auch der Tritt des Wanderers hallt dumpf nieder und hier und dort ertönt der Ruf eines Vogels. Sonst wird die Stille wenig gestört. Es ist eine wunderbar schöne Landstraße, diese Straße durch's Münsterthal. Nach etwas mehr als einer Stunde ist das schöngelegene Roche erreicht; wir kommen zur Brücke Pont de Pennes, wo die Felsen über der Straße sich in einer Wölbung zu vereinigen scheinen und das Cap aux Mousses Pfad und Bach dicht an einander drängt. Hier ward die Straße in früherer Zeit einst bewacht und vertheidigt und noch zeigt sich hoch am Fels die Höhle, wo im Nothfall die Wachen sich verbargen. Bald darauf verbreitert sich das Thal; es zeigt sich ein weiter fruchtbarer Grund, in welchem sich der Flecken Münster (Moutier Grandval), eigentlich nur ein etwas großes Dorf, hingelagert hat. Der Sage nach siedelte sich hier schon früh St. Germanus an und ward um 630 zu seinem Andenken ein Stift begründet, dessen Kirche zwar vielfach umgestaltet wurde, aber noch heut vorhanden ist. Auf einer grünen Höhe erhebt sich das alte Schloß, das dem unmittelbar nach der Reformation nach Delsberg verlegten Chorherrnstifte gehörte. St. Germanus zählt zu denjenigen Heiligen, von denen das Volk gern und viel erzählt und auf den es alte Mythen des Heidenthums nicht ohne Geschick übertragen hat; noch zeigt man drei mächtige Steine, auf denen er beim Beten häufig gekniet haben soll und welche Spuren der Eindrücke seines Körpers zeigen. Ein hübscher Weg durch das Kleinthal führt von Münster auf den Weißenstein, nach Solothurn und auf die Straße nach Olten. Schon oberhalb des Dorfes verengt sich das Thal der Birs von neuem, die Berge rechts und links bilden einen schmalen Engpaß, der den Namen der „Felsen von Court" führt. Fast ist er noch rauher und wilder, als das Thal bei Courrendelin, zerspalten und zerrissen lagern sich die rauhen, düstern Felsen übereinader, in der Tiefe rauscht und stürzt

ruhelos der Bach über zackige, oft bemooste Blöcke und darüber hoch am Abgrunde ist die Straße aufgemauert. Eine Inschrift besagte sonst, daß das „der Römer würdige Werk" der Straßenverbesserung Joseph Wilhelm Rink von Baldenstein, Bischof von Basel, 1752 vollendete, indem er die Felsen öffnete und Brücken über die Birs baute. Ein schöner, sehr abkürzender Fußweg leitet im Sommer über die Höhen des Mont Moron und das kleinen Bad Péri nach Biel. Hinter Court breitet sich das Thal mehr aus und wendet sich westwärts aufwärts; es zeigen sich Wiesen und Wäldchen und das Anmuthige, Liebliche tritt an die Stelle des Wilden und Großartigen. Wir berühren Sorvillier, Bevillard mit seiner schön auf einer Anhöhe gelegenen Kirche, Malleray, Reconvilliers, wo 1486 zwischen Bern und dem Bischof von Basel ein Friedensvertrag abgeschlossen wurde, und erreichen endlich Tavannes (Dachsfelden), ein großes Pfarrdorf mit herrlichen Weiden im oberen Theil des Münsterthals, welches das Dachsfelder Thal genannt wird. In der Gegend wohnen viele Wiedertäufer, Dachsfelden selbst ist nicht katholisch, sondern protestantisch. Nahe dabei entspringt ein Arm der Birs; die Quelle des andern liegt weiter westlich unweit der Straße, die von hier hinüber in die Freiberge zieht. Hinter Tavannes steigt die Straße schnell aufwärts und erreicht bald das berühmte und in der That merkwürdige Felsthor Pierre pertuis (Petra pertusa). Obwohl als „durchbohrter Felsen" bezeichnet, ist die Oeffnung, durch welche die Straße läuft, doch von der Natur gebildet; ihre Höhe beträgt gegen 40 Fuß, ihre Breite 24, ihre Tiefe 12 Fuß. Auf dem Felsen wachsen einige Tannen und auf der Nordseite zeigt sich eine römische Inschrift, nach welcher Marcus Dunnius Paternus, Duumvir der Colonien der Helvetier, den Weg zu Ehren der Kaiser hergestellt hat. Damals schied das Thor das Land der Helvetier von dem der Rauraker, später trennte es die Bisthümer Basel, Lausanne und Avenches Der Blick durch die Thoröffnung auf das Thal von Dachsfelden ist sehr reizend. Noch 1813 und 1814 wurde der alte Felsdurchgang von den Oesterreichern befestigt, zu ernsten Kämpfen wird er indeß nicht leicht mehr Anlaß geben, da er umgangen werden kann. Von Pierre Pertuis zieht die Straße hinab in das Thal der Suze (Scheuß) nach Sonceboz, einem wohlgebauten Dorf, in dessen Nähe das Schloß Chatillon gestanden haben soll.

Bevor wir die Straße weiter thalabwärts nach Biel verfolgen, wenden wir uns zunächst thalaufwärts, indem wir die Straße nach La Chaux de Fonds einschlagen. Schon bei Sonceboz und Sombeval ist das Gelände fruchtbar; noch fruchtbarer fast wird es bei Corgemont, wo es die größte Breite besitzt. Höher hinauf liegen die Orte Cortebert und Courtelary, von denen der Letztere ein alter Bernischer Amtssitz ist und lange Zeit der Hauptort des Amtes Courtelary war, das sich zwischen der Chasseral-Kette und der Kette, in welcher Pierre Pertuis liegt, der Montagne de Courtelary, an der Schüß zehn Stunden weit aufwärts

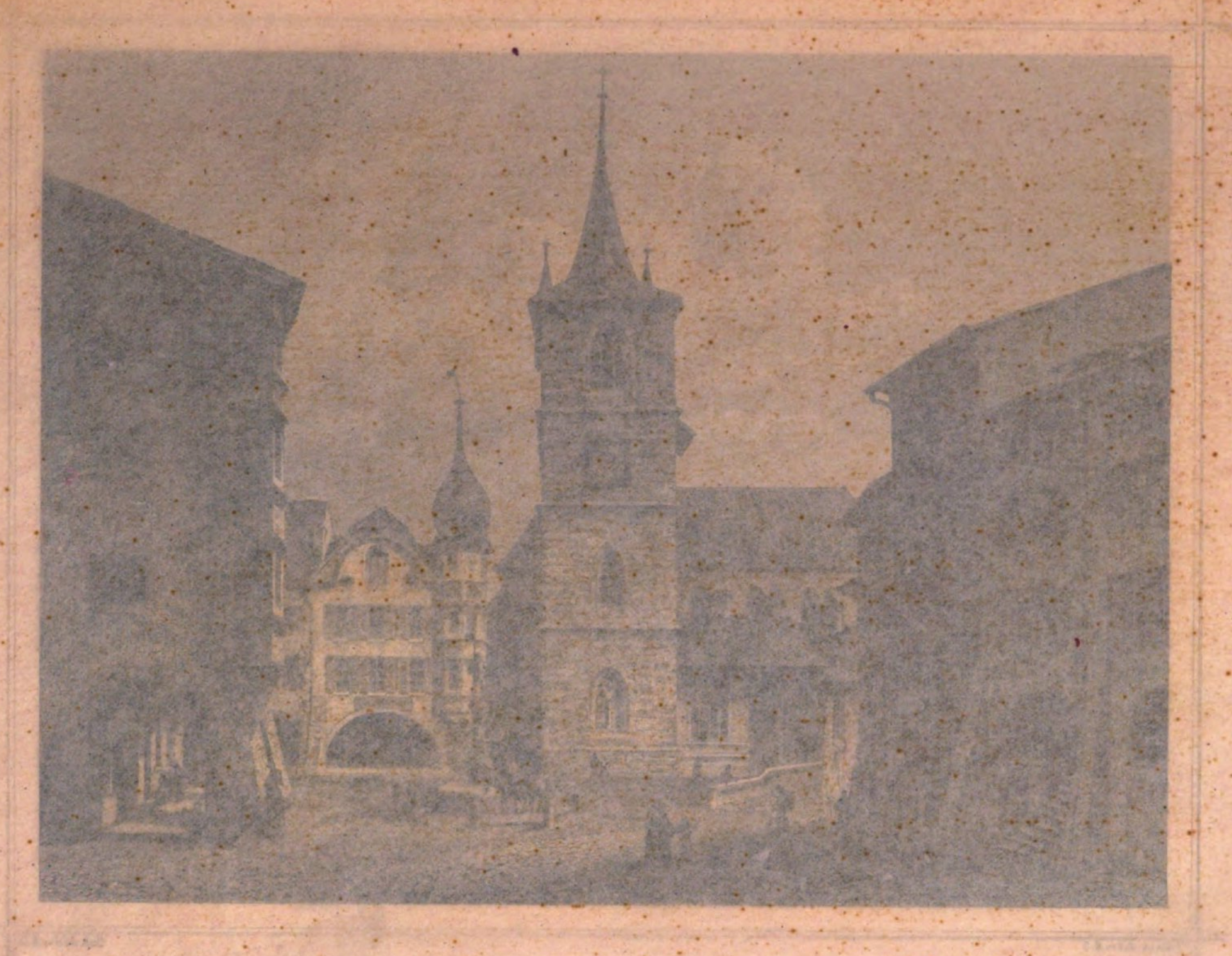
zieht. Gewöhnlich wird es das St. Immerthal (Val St. Jmier) genannt, ist sehr fruchtbar, besitzt außerdem eine große Zahl sehr schöner Wiesen und treibt verschiedene Gewerbe, unter denen die Uhrenfabrikation oben ansteht und die Spitzenklöppelei von Wichtigkeit ist. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 22000, welche sich durch Thätigkeit und Freisinnigkeit auszeichnen. Von Rudolph III. König von Burgund an das Bisthum Basel abgetreten, kam es erst im Jahre 1814 an den Kanton Bern und ist fast durchweg protestantisch, da es gleich beim Beginn der Reformation der neuen Lehre beitrat. Von Courtelary zieht der Weg dreimal den Thalbach überschreitend an mehreren Weilern vorüber nach St. Jmier am Fuß der Sonnenberg-Kette. Wie die Legende erzählt, siedelte sich der heilige Himerius im siebenten Jahrhundert hier als Einsiedler an und veranlaßte damit die Stiftung einer Kirche und eines Klosters in der wilden Bergeinöde, welche gleich anfangs nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein scheinen. Später, im Jahre 884, schenkte Karl der Dicke beide dem Kapitel zu Münster und 993 bewilligte Bertha von Burgund, die fromme Königin und Kirchenstifterin, die Verwandlung des Klosters in ein Stift, das indeß in der Reformationszeit aufgehoben ward. In der Nähe etwas weiter stromaufwärts an der rechten Thalseite lag auf einem Felsen das alte Schloß Erguel, das einst dem Thal den Namen des Erguel gab und einige Zeit der Sitz der bischöflichen Vögte war. Unweit von demselben befinden sich mehrere hübsche Wasserfälle und eine Anzahl kleiner Felsgrotten. Das nächste Dorf ist das an beiden Ufern der Scheuß zerstreute Sonvillier, von dem aus wir aufsteigend nach Renan gelangen. Beide Ortschaften sind wohlhabend und hübsch gebaut; um die meisten Häuser liegen die Ländereien ihrer Besitzer. Die Quelle der Scheuß ist hier erreicht und schnell verengt sich das Thal, zugleich führt aber auch die Straße hinüber in den Kanton Neuenburg, in welchem sie in kurzer Zeit La Chaux de Fonds erreicht.

Nachdem wir das obere Thal besucht, kehren wir nach Sonceboz auf die Straße nach Biel zurück und wandern vom linken Ufer der Scheuß, welche hier mehrere hübsche Fälle macht, stromabwärts über La Hutte nach Reuchenette, das in finsterer, malerischer Lage von Felsen umringt ist. In der Nähe erhebt sich auf kegelförmiger, mit Tannen bewachsener Anhöhe das kleine alte Schloß Rondchâtel, bei dessen Trümmern der Bach einen reizenden Kataract bildet. Die Straße steigt nun den nördlichen Abhang des Jura hinauf und bald öffnet sich bei Frinvilier eine prachtvolle weite Aussicht, die nach der langen Thalwanderung um so überraschender und zauberhafter wirkt. Im Vordergrunde breitet sich der freundliche Bieler See mit der zierlichen, wiesen- und waldbedeckten Peters-Insel aus, an ihn schließt sich ein weites hügeliges Gelände, das Aar, Zihl und Emme mit ihren kleinen Nebenbächlein durchströmen und das mit Wäldern, Schlössern, Dörfern und Städtchen ohne Zahl geschmückt ist; und endlich im Hintergrunde zeigt

sich die Hochalpen-Kette von Uri und Unterwalden an bis zu den Gebirgen von Wallis und Waadt und bis zum mächtigen Gipfel des Montblanc in großartiger Schönheit und silbernem schneeigem Schimmer. Bald darauf tritt die Straße wieder bei Bözingen in die Ebene und das Niveau der Scheuß und erreicht auf der Straße von Solothurn her die Stadt Biel (französisch Bienne) am untern nördlichen Ende des freundlichen Sees, welcher den gleichen Namen führt.

Wann Biel gegründet ward, ist unbekannt; jedenfalls war es wohl gleich andern Städten am Ausfluß eines Stromes aus einem Seebecken eine keltische Ansiedlung, worauf auch die zahlreichen Pfahlbauten in der Gegend hindeuten. Daß es zur Zeit der Römer bewohnt war, ist nach den aufgefundenen Alterthumsresten unzweifelhaft; es scheint sogar auf den Trümmern des alten Petinesca, dessen in Antonius Itinerar Erwähnung geschieht, zu stehen. Im Jahre 1262 kam Biel mit Vorbehalt mehrerer Privilegien und Freiheiten unter die Herrschaft des Bischof von Basel, ging aber, da es unterdrückt zu werden fürchtete, schon 1271 ein Bündniß mit Bern ein, das den Ueberfall und die Zerstörung der Stadt durch den schwererzürnten Bischof zur Folge hatte. Bern und Solothurn kamen indeß ihrer Zusage gemäß sofort den Bielern zur Hülfe, die Stadt ward sogleich wieder aufgebaut und blieb darauf, obwohl sie auch mit Solothurn und Freiburg ewige Bündnisse schloß und zu den eidgenössischen Tagsatzungen als verbündeter Stand Abgeordnete sandte, in einer gewissen, freilich sehr eingeschränkten Oberherrschaft der Bischöfe von Basel. Im Jahre 1798 durch das Directorium der großen französischen Republik mit dieser letzteren widerrechtlich vereinigt, kam es 1815 durch Beschluß des Congresses von Wien an Bern, dem es noch jetzt angehört. Obwohl es noch deutsch ist, zeigt sich doch bei seinen Einwohnern schon stark die französische Sprache, wozu freilich die Ansiedlung einer großen Anzahl Uhrmacher aus dem Kanton Neuenburg in den neu angelegten Stadttheilen beigetragen hat.

Biel gilt zwar nicht als ein schöner Ort, aber die Lage ist anmuthig und die Umgebung fruchtbar und die neuen Quartiers versprechen einst eine Zierde der Stadt zu werden. Die Zahl der Einwohner übersteigt bereits 3500 Seelen. Die Burg ward später in das Stadthaus umgewandelt; auf dem Brunnen neben der Kirche befindet sich eine hübsche Statue Tell's. Beachtenswerth ist ferner die oberhalb der Stadt befindliche Felsgrotte mit dem angeblich unergründlichen Quell, durch welchen fast der ganze Ort mit Trinkwasser versorgt wird; er ward schon in römischer Zeit benutzt und hochgehalten, wie die römischen Münzen beweisen, die in ihm in großer Zahl gefunden worden sind und wahrscheinlich Opfergaben waren. Herrliche Alleen zieren die Umgegend der Stadt, in welcher sich zierliche, reizend gelegene Landsitze und Villen zerstreut haben. Hier und da bieten sich schöne Aussichten, die herrlichste mit dem Blick auf den Montblanc beim weißen Hause. Auch weitere Spaziergänge lassen sich mit Erfolg nach allen Seiten mühelos



BIEL. BIENNE.



C. Koehler delt. C. Rorich sculpt.

BIEL. _ BIENNE.

(Bern)

unternehmen und bieten reiche und wechselnde Naturgenüsse. Zu den größeren Touren, welche fast immer einen vollen Tag erfordern, gehört der Besuch des Chasseral oder Gestler. Fast fünftausend Fuß hoch erhebt sich der Berg in der langgestreckten Jura-Kette zwischen dem St. Immerthal und dem Gelände des Bieler-See, und fällt nach diesem in drei breiten Terrassen ab, welche mit zahlreichen Dörfern, Weilern und Höfen bedeckt sind. Gegen den Gipfel hin breiten sich Wälder und prächtige, fruchtbare Alpweiden aus, auf welchen die weitbekannten, etwa zehn Pfund schweren und verhältnißmäßig theuren „Frauenkäse“ verfertigt werden. Drei Wege werden beim Besuch des Chasseral gewöhnlich eingeschlagen, von Biel über Orvins, von Neuenstadt am südlichen Ende des Bieler Sees über Nods und Erguel aus auf dem Wege, der von St. Immer aus über die Jura-Kette hinüber an den See führt. Ein Wirthhaus nimmt am Gipfel die müden Wanderer auf. Oft hat man die Aussicht mit derjenigen vom Weissenstein bei Solothurn verglichen, aber sie ist ihr doch nur wenig ähnlich, denn während am Weissenstein der Vorgrund mit einer dichtbevölkerten, nur von der Aar und Emme durchströmten Ebene erfüllt ist, breiten sich beim Chasseral zu den Füßen des Beschauers die anmuthigen, silberschimmernden Seespiegel von Neuenburg, Biel und Murten aus. Nordwärts fällt der Blick über die Jurahöhen auf die fernen Vogesen und den noch nebelhafter emporsteigenden Schwarzwald, süd- und ostwärts aber schweift er über die hügeligen Gelände der Kantone Solothurn, Bern und Freiburg bis zu den fernsten Gipfeln der Alpenkette, an deren beiden Endpunkten sich der mächtige Riese Montblanc und der anmuthige Glärnisch mit seinem breiten Schneehaupt zeigen.

Vom Chasseral steigen wir über die terassenförmigen Absätze auf hübschem Wege zum Bieler See herab. Nimmt derselbe auch unter den zahlreichen hochgepriesenen Seen der Schweiz nur einen niedrigen Rang ein, so überragt er doch noch immer hunderte von Seen anderer Länder weit an Anmuth und Schönheit. Etwa 3½ Stunde lang und drei viertel Stunden breit liegt er, von Nordost nach Südwest in der Axe des Gebirgs sich erstreckend, in 1340 Fuß Meereshöhe am südöstlichen Fuß des Jura, welcher hier ziemlich steil in mehreren wald- und weinbedeckten Terrassen abstürzt. Niedrigere Hügel ziehen sich an seinem rechten Bord hin und zahlreich sind die schmucken Ortschaften und zierlichen Ansiedlungen, welche sich in seiner Nähe aufgebaut haben. Seine hauptsächlichsten Zuflüsse sind die schnelle Scheuß (Suze) aus dem St. Immerthal und die Zihl (Thielle) aus dem See von Neuenburg herkommend, ein langsames träges Gewässer, das ebenso zögernd und gemächlich, als es unweit Landeron in das Seebecken eintritt, dasselbe bei Biel wieder verläßt. Reich an guten und schmackhaften Fischen und schon deshalb für die Anwohnerschaft wichtig, hat der See auch durch seine Schifffahrt

Bedeutung gewonnen; in neuerer Zeit aber macht dieser die Eisenbahn heftige und erfolgreiche Concurrenz.

Fast bekannter als der See selbst ist die eine der beiden Inseln in seiner Mitte, die sogenannte Peters-Insel, auch La Mothe genannt, welche dem Dorfe Ligerz fast gegenüber liegt. Ein mächtiger Sandsteinfels, der auf Jurakalk aufliegt, erhebt sich die Insel mit ihrem höchsten Punkte 121 Fuß über dem Seespiegel und ist etwa 2000 Schritte lang und 800 Schritt breit. Gegen Süden hin flacht sich das kleine, hier mit Kornfeldern und Wiesen bedeckte Eiland ab, gegen Nord hin steigt es dagegen beträchtlich empor und zeigt dort, wo der Rand steil in die Fluthen abstürzt, ein hübsches Eichwäldchen, auf dessen Plateau der Sage nach Satan als grüngekleideter Herr sich nicht selten erblicken läßt. An der Ostseite strecken sich Weinberge hin und überall finden sich liebliche Ausblicke auf den See und seine Borde. Wahrscheinlich ist die Peters-Insel, gleich andern Inseln in Seen und Flüssen, ein uralt heiliger Ort; dafür spricht auch der Umstand, daß auf ihr schon unter den Königen von Burgund eine St. Petrus-Kapelle erbaut ward, welche die Veranlassung zur Gründung einer Stiftung wurde. Außerdem aber sind keltische und römische Alterthümer gefunden worden und ferner zeigen sich unmittelbar an der Insel Reste eines alten Pfahlbau's, zu welchem auch ein untergegangenes Boot, das sogenannte Heidenschiff, gehört. Nachdem die Insel dem Stift Münster im Jura, dem Kloster zu Clugay und dem Chorherrnstift zu Bern gehört, kam sie mit der Reformation an das Bürgerspital zu Bern, das sie noch jetzt besitzt. Im Jahre 1765 fand Jean Jacques Rousseau auf der Peters-Insel in der Pächterwohnung ein willkommenes Asyl. Von den „gestrengen" Herren von Genf seiner „Lettres de la montagne" wegen verfolgt, mußte er das Vaterland verlassen, und sich dem Schutze der nicht weniger „gestrengen" Herren von Bern anvertrauen, welche ihm indeß bald ebenfalls nicht sehr gewogen waren und seine Auswanderung nach England veranlaßten. Seine „Rêveries" schildern die Tage, welche er auf dem anmuthigen Eiland erlebt und dieses selbst, und noch wird sein Zimmer gezeigt, das möglichst in dem früheren Zustande erhalten worden ist. Zur Zeit der Weinlese findet seit Jahrhunderten auf der Insel ein ländliches Fest statt, an welchem sich die Einwohner der Seegemeinden zahlreich betheiligen; aber auch im Frühjahr und Sommer treffen oft ganze Schaaren von Besuchern ein, welche durch Landschaft und historische Erinnerungen angezogen werden. Bei weitem kleiner und unwirthlicher ist die nahe sogenannte Kanincheninsel, eine nackte, nur theilweis mit Wald bedeckte Sandsteinklippe, auf welcher ebenfalls Reste des Alterthums entdeckt worden sind.

Am nördlichen Ufer des Sees streicht seit einem Jahrzehend die Eisenbahn hin, neben ihr die alte Landstraße von Biel nach Yverdon, ein anmuthiger, anziehender Weg, den auch wir verfolgen. Nachdem wir das von Weinbergen und

Obstgärten umgebene Vingelz und seine malerisch gelegene aussichtreiche Kirche besucht, wandern wir nach dem langgestreckten Dorfe Twann, in dessen Nähe der kleine Twannbach unmittelbar nach starken Gewittern und Regengüssen aus grauen zerborstenen Felsen hervorströmend einen herrlichen Fall macht. Merkwürdig ist die weite hochgewölbte Höhle am Bergabhang, aus deren Hintergrund sich ein zauberhafter Blick auf den klaren Seespiegel drunten und das jenseitige Gelände bis an die mächtige Alpenkette öffnet. Der Sage nach war sie noch vor zweitausend Jahren ein Heiligthum der keltischen Priester, welche auch einen kanzelartigen Vorsprung im Vordergrund künstlich hergestellt haben sollen. Höher hinauf liegen am Berge die Ruinen der Twannburg mit köstlicher Aussicht und auf dem plateauartigen Vorsprung das Dörfchen Gaicht mit einer Schloßruine, von der im Volke viele Sagen gehen. Einmal, so erzählt die Winzerin, machte ein hübsches kokettes Mädchen, als sie auf der Wiese war und Gras für ihre Ziege schnitt, die Bekanntschaft eines hochgewachsenen, unbekannten Mannes, der sie darauf häufig besuchte und ihr endlich seine heiße Liebe erklärte. Das Mädchen ließ sich von dem stattlichen Aussehen des Mannes täuschen und sagte ihm ein Stelldichein in der Nähe der Burgruine zu. Kaum war sie gegen Mitternacht, nachdem sie das Haus heimlich verlassen, auf der bezeichneten Stelle angekommen, so fand sich auch der Fremdling ein. Der führte sie an einen Fels, der sich plötzlich öffnete und beide in eine weite halberleuchtete Höhle einließ, in welcher um einen Tisch fünf alte ernste Männer saßen. Der eine derselben ergriff ein großes Buch, das auf dem Tische lag, und öffnete es; der Fremdling aber bedeutete seiner Braut, sie möge den stählernen Griffel ergreifen, sich den Arm ritzen und mit Blut ihren Namen in das Buch eintragen. Da erschrack das Mädchen, dem das Gebahren der Unbekannten bereits unheimlich geworden war. „Nein! nein! der Herr errette mich!“ rief es angstvoll und warf den Griffel, den es bereits angenommen, weit von sich. In demselben Augenblick war der ganze Spuck verschwunden; das Mädchen aber fand sich in den Trümmern des Schlosses und eilte schaudernd, aber erfreut über seine wunderbare Errettung aus den Klauen der bösen Geister nach Hause. Den fremden Liebhaber sah niemand wieder.

Fast unmittelbar an Twann schließen sich die ersten Häuser von Ligerz (franz. Gleresse) an, welche eine lange schmale Gasse bilden. Umgeben von schönen Weinbergen und freundlichen Villen, unweit der Petersinsel, die von hier aus besucht werden kann, besitzt der Ort eine 400 Fuß über seinen Wohngebäuden malerisch gelegene Kirche, welche bis zur Reformation ein besuchter Wallfahrtsort war. Hier sind wir bereits dem Seeende und der Grenze des Kantons Bern sehr nahe gekommen, aber wir erreichen beide erst bei Neuenstadt (französisch Neuveville), einer kleinen hübschen Stadt in wunderbar schöner Lage in außerordentlich obst- und weinreicher Gegend, welche jedenfalls schon frühzeitig angebaut war.

Nicht unhaltbar erscheint daher auch die Behauptung, daß hier einst ein größerer römischer Ort gestanden, welcher sich gegen Landeron hin erstreckt hat. Von der alten Burgruine nahe dem Schloßberg, einer mit schönen Weingärten bedeckten Anhöhe; bietet sich eine herrliche und weite Aussicht auf den See und seine Gelände und nicht weit vom Ort macht der Beonbach einen freundlichen, wenn auch nicht großartigen Wasserfall. Gleich anderen Städtchen der Gegend ist Neuenstadt reich an Erziehungs-Anstalten und Pensionen für junge Leute; Schweizer und Deutsche senden hierher ihre Kinder auf Monate und Jahre, damit sie die französische Sprache erlernen.

Von Neuenstadt führt die Straße weiter südwärts nach Landeron und Yverdon; wir aber gleiten in zierlichem schwankendem Boot über den glatten Spiegel des Bieler See nach dem kleinen alten Städtchen Erlach, in dessen Nähe im See Pfahlbauten gefunden worden sind. Daß die Landansiedelung bereits in römischer Zeit vorhanden war, ist nicht nachgewiesen, aber sehr wahrscheinlich. Das Schloß Erlach, das ursprünglich den Grafen von Neuenburg gehörte, war der Stammsitz der Kastellanen von Erlach, deren Name in der Geschichte Berns bedeutenden Klang hat. Von Rudolph von Erlach an, dessen Statue am Münster zu Bern steht, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts dienten die Erlach als Krieger und Staatsmänner der mächtigen und ehrgeizigen Republik und noch blüht die Familie, deren Sitz jetzt Spietz am Thuner See ist. Unweit von der Stadt befindet sich nahe der Zihl-Mündung die 1090 von Ulrich I. Graf von Neuenburg gegründete Benedictiner-Abtei St. Johannsen, einst ein reiches Stift, das mit seinen weiten Gebäuden und seiner Kirche von Bäumen umgeben einen malerischen Anblick gewährt. Wichtiger und interessanter noch als das Kloster ist der etwas mehr als 500 Fuß über dem See gelegene Gipfel des Jolimont, eines anmuthigen, oben abgeflachten Hügels südwärts von der Stadt, auf dem vielfache Alterthumsreste entdeckt worden sind. Trotz seiner geringen Höhe gewährt er eines der schönsten und lieblichsten Panoramen der Schweiz, denn er überblickt nicht nur den Jura, die Gelände der Seen von Neuenburg, Murten und Biel, das sogenannte große Moos und bedeutende Theile der Kantone Freiburg und Bern, sondern auch die gewaltigen Alpen vom Titlis im Unterwaldner Lande an bis zum Montblanc in Savoyen. Der nächste Ort an der Straße nach Biel ist der reizend gelegene Weiler Lüscherz; dann berühren wir das Dorf Teuffelen mit einem alten, aber umgebauten Kirchthurm, Gerolfingern und Sutz und gelangen nach einigen Stunden nach dem Städtchen Nidau an der Zihl, dem alten Sitz der berühmten und mächtigen Grafen von Nidau, welche am Ende des 14. Jahrhunderts ausstarben. Wahrscheinlich war die Gegend schon in römischer Zeit stark bebaut, indeß sind römische Alterthümer nicht sehr häufig; im Mittelalter aber war der Ort bereits von Bedeutung, da er als Stapelplatz für den Handel diente. Auf einer Insel



Nicht unhaltbar erscheint daher auch die Behauptung, daß hier einst ein größerer römischer Ort gestanden, welcher sich gegen Landeron hin erstreckt hat. Von der alten Burgruine nahe dem Schloßberg, einer mit schönen Weingärten bedeckten Anhöhe; bietet sich eine herrliche und weite Aussicht auf den See und seine Gelände und nicht weit vom Ort macht der Beonbach einen freundlichen, wenn auch nicht großartigen Wasserfall. Gleich anderen Städtchen der Gegend ist Neuenstadt reich an Erziehungs-Anstalten und Pensionen für junge Leute; Schweizer und Deutsche senden hierher ihre Kinder auf Monate und Jahre, damit sie die französische Sprache erlernen.

Von Neuenstadt führt die Straße weiter südwärts nach Landeron und Yverdon; wir aber gleiten in zierlichem schwankendem Boot über den glatten Spiegel des Bieler See nach dem kleinen alten Städtchen Erlach, in dessen Nähe im See Pfahlbauten gefunden worden sind. Daß die Landansiedelung bereits in römischer Zeit vorhanden war, ist nicht nachgewiesen, aber sehr wahrscheinlich. Das Schloß Erlach, das ursprünglich den Grafen von Neuenburg gehörte, war der Stammsitz der Kastellanen von Erlach, deren Name in der Geschichte Berns bedeutenden Klang hat. Von Rudolph von Erlach an, dessen Statue am Münster zu Bern steht, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts dienten die Erlach als Krieger und Staatsmänner der mächtigen und ehrgeizigen Republik und noch blüht die Familie, deren Sitz jetzt Spiez am Thuner See ist. Unweit von der Stadt befindet sich nahe der Zihl-Mündung die 1090 von Ulrich I. Graf von Neuenburg gegründete Benedictiner-Abtei St. Johannsen, einst ein reiches Stift, das mit seinen weiten Gebäuden und seiner Kirche von Bäumen umgeben einen malerischen Anblick gewährt. Wichtiger und interessanter noch als das Kloster ist der etwas mehr als 500 Fuß über dem See gelegene Gipfel des Jolimont, eines anmuthigen, oben abgeflachten Hügels südwärts von der Stadt, auf dem vielfache Alterthumsreste entdeckt worden sind. Trotz seiner geringen Höhe gewährt er eines der schönsten und lieblichsten Panoramen der Schweiz, denn er überblickt nicht nur den Jura, die Gelände der Seen von Neuenburg, Murten und Biel, das sogenannte große Moos und bedeutende Theile der Kantone Freiburg und Bern, sondern auch die gewaltigen Alpen vom Titlis im Unterwaldner Lande an bis zum Montblanc in Savoyen. Der nächste Ort an der Straße nach Biel ist der reizend gelegene Weiler Lüscherz; dann berühren wir das Dorf Teuffelen mit einem alten, aber umgebauten Kirchthurm, Gerolfingern und Sutz und gelangen nach einigen Stunden nach dem Städtchen Nidau an der Zihl, dem alten Sitz der berühmten und mächtigen Grafen von Nidau, welche am Ende des 14. Jahrhunderts ausstarben. Wahrscheinlich war die Gegend schon in römischer Zeit stark bebaut, indeß sind römische Alterthümer nicht sehr häufig; im Mittelalter aber war der Ort bereits von Bedeutung, da er als Stapelplatz für den Handel diente. Auf einer Insel



L. Rohbock del.^t G. M. Kurz sculp.^t

BURGDORF.

(Bern)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

im See und außerhalb der Stadt liegt die Stammburg der Grafen, welche jetzt von dem Regierungs-Statthalter bewohnt wird. Sie muß einst sehr bedeutend gewesen sein, denn eine hohe und feste Mauer mit starken Thürmen umzog das von einem mächtigen Thurm überragte wohlgebaute Hauptgebäude. Ein anmuthiger gut angelegter Weg führt von hier über die Zihl und Scheuß (Suze) hinüber nach Biel, das in kurzer Zeit erreicht wird.

Unweit vom Bieler See und westlich von demselben streicht ebenso wie die Uferstraße von Südwest nach Nordost eine andere besuchte Straße dahin, die Straße von Neuenburg nach Aarberg und Solothurn mit ihren Abzweigungen nach Biel und Bern. Nachdem sie südlich vom Jolimont die Zihl überschreitend in den Kanton getreten, berührt sie Gampelen und das inselähnlich auf einer Anhöhe gelegene Ins, in dessen Nähe schon von der hochgelegenen Landstraße aus der Blick das mächtige „Große oder Aarberger Moos" übersieht. Fast eine Stunde lang und über sechstausend Fuß breit, zieht es sich von der Zihlbrücke am obern Ende des Bieler Sees bis gegen Walperswyl und besteht aus einem sumpfigen Moor, das bei Hochwasser überschwemmt wird. Umgeben von Weinbergen, Wiesen, hübschen Landsitzen und Dörfern, ist es nicht nur wenig fruchtbar, sondern auch der Gesundheit nachtheilig und kann nur durch eine gründliche und zweckmäßig angelegte Correction der Juragewässer in einträgliches, schönes Land umgewandelt werden. Ueber Treiten, wo der Bischof von Lausanne 850 von einem adeligen Herrn erschlagen ward, und über das in fruchtbarem Gelände belegene uralte Siselen gelangen wir nach dem interessanten Städtchen Aarberg, das auf einem Sandsteinfelsen, der von der in zwei Arme getheilten Aar umflossen wird, erbaut ist. Da der Raum sehr beschränkt ist, so besteht nur eine einzige breite Straße; nichts destoweniger ist in der Stadt ein Schloß der längst ausgestorbenen Grafen von Aarberg vorhanden. Strategisch wichtig, hatte der Ort lange Zeit zugleich Bedeutung für den Handel; denn in ihm vereinigten sich die Straßen nach Bern, Burgdorf, Solothurn, Biel, Neuenburg, Yverdon, Lausanne und Freiburg. Die Eisenbahn hat diese Verhältnisse aber vollständig geändert; Aarberg besitzt keine Station und ist damit fast von allem Verkehr abgeschlossen.

Indem wir nur ganz flüchtig erwähnen, daß die Straße von Aarberg nach Murten und weiter südwärts nach Freiburg und Lausanne über Kallnach binnen kurzer Zeit die Kantonsgrenze erreicht, die Straße nach Biel aber nichts weiter, als eine anmuthige Aussicht bei Belmont zu bieten vermag, wenden wir uns wieder der Kantons-Hauptstadt zu. An Seedorf und dem kleinen Lobsingersee mit seinem Inselchen vorüber gelangen wir nach Fienisberg (St. Verenenberg) einem alten, schon im zwölften Jahrhundert gegründeten Cistercienserkloster, in dessen Nähe ein kleiner Hügel eine prachtvolle Aussicht auf die ebenen Gelände, die Jurakette bis Val Travers, den Neuenburger und Murtner See und die

Hochalpen gewährt. Von hier haben wir nur noch zwei Stunden bis Bern zurückzulegen, die wenig mehr als gewöhnliche zwei Stunden auf einer staubigen Poststraße in Aussicht stellen.

Auch die Straßen von Biel nach Solothurn und von Aarberg nach derselben Stadt, so weit sie den Boden Berns berühren, bieten nicht viel. Doch ist die Gegend meist wohlangebaut; es zeigen sich freundliche Ortschaften und hier und da ein Ort, an den sich historische Erinnerungen anknüpfen. Wichtiger schon ist die Straße nordwärts nach Solothurn mit ihren Abzweigungen in der Richtung nach Nordost. Sie führt von Bern aus über die Enge-Halbinsel und die schöne Tiefenmattbrücke auf hübscher, wohlangelegter Straße an dem Grauholz vorüber, in welchem am 5. März 1798 der Landsturm des Kantons gegen die eingedrungenen Franzosen unter Schauenburg kämpfte. General von Erlach und seine Schaar thaten zwar in vollem Maaße das ihrige; aber sie waren viel zu schwach an Zahl, mangelhaft ausgerüstet und noch mangelhafter geschult und sahen sich daher bald geschlagen und auseinander getrieben. Nahe an der Straße befinden sich die Grabhügel der Gefallenen. Unweit des Ortes „im Sand" liegt westwärts der kleine Moosseedorfsee mit seiner interessanten Pfahlbaute, das Schullehrer-Seminar Münchenbuchsee und Hofwyl, einst weit berühmt durch die landwirthschaftliche mit Seminar und Armenschule verbundene Erziehungs-Anstalt und Akademie des Herrn Emanuel von Fellenberg. Noch zeigt sich der Einfluß des Instituts auf den Ackerbau der Gegend recht deutlich, denn der Boden ringsumher ist fruchtbar und wohlangebaut, obwohl er früher nur sumpfiges Moorland war. Von hier gelangen wir über Uertenen und Jegistorf nach Fraubrunnen, einem alten Orte, der seinen Namen durch ein bei einem heiligen Marienbrunnen errichtetes Frauenkloster empfing. Die Geschichte des Ortes erzählt von zwei blutigen Kämpfen, welche in seinem Bezirk vorfielen. Im Jahre 1375 drangen die wilden Räuberhorden der Gugler unter Ingelram von Coucy bis hierher vor und besetzten das Kloster, in dem sie fürchterlich wütheten, bis sie plötzlich von den Bernern überfallen und vertrieben wurden. Achthundert Gugler fanden dabei den Tod, aber auch das Kloster ging in Flammen auf. Am 5. März 1798 kämpften auch hier Berner Landstürmer, unter denen sich Weiber und Mädchen befanden, gegen die Franzosen eben so muthvoll als unglücklich. Der nächste Ort Bätterkinden liegt bereits nahe an der Solothurner Grenze und unweit der großen Emme, an deren westlichem Bord die Straße sich hinzieht.

Unweit der von Bern aus nördlich hinlaufenden Straße liegt auch der Anfang der Eisenbahn von Bern nach Olten und Aarau. Nachdem die Bahnlinie die Stadt verlassen, überschreitet sie die aus eisernen Gittern construirte Aarbrücke, welche sich auf 12 steinernen Unterpfeilern nicht weniger als 135 Fuß über den mittleren Wasserstand der Aar erhebt und bei 17 Fuß Breite eine Länge von 560

Fuß hat. Hierauf zieht sie an neuen Gebäuden vorüber sich unweit der Aar hin und erreicht bald die Station Zollikofen und, indem sie neben dem Grauholz hinstreift, die Station Schönbühl, von wo aus man in kurzer Zeit nach Hofwyl gelangen kann. Unweit der Station Hindelbank erhebt sich auf einem kleinen Hügel das Schloß der Erlach von Hindelbank, deren Namen wir schon oft genannt haben; eines ihrer Glieder, der 1740 gestorbene Bürgermeister von Erlach, besitzt in der mit Glasmalereien geschmückten Kirche ein Denkmal, das indeß gegen den schönen, von dem Bildhauer August Nahl aus Kassel geistreich erfundenen Grabstein der Frau Pfarrer Langhans, die Auferstehung der Todten darstellend, in den Hintergrund tritt. Ein und eine halbe Stunde von hier liegt im Thal der Emme an der Poststraße und Eisenbahn das uralte, von etwa 4300 Seelen bewohnte Städtchen Burgdorf, von den Franzosen Berthoud genannt. Der Sage zufolge ward das auf einem Felshügel gelegene große und starke Schloß schon im siebenten Jahrhundert erbaut; jedenfalls stammt es schon aus früher Zeit und gehörte in historischer Zeit zuerst den Herzogen von Zähringen, von denen es an die Grafen von Kyburg überging. Später, im Jahre 1384, kam es in Folge eines Vertrages an die Stadt Bern, nachdem diese im Bunde mit den Eidgenossen die Kyburger Grafen befehdet und bei dieser Gelegenheit auch deren festesten Sitz, Stadt und Schloß Burgdorf, belagert hatte. Lange diente es darauf als Sitz des Amtmanns der Gegend, bis es im Jahre 1798 Pestalozzi, dem Mitbegründer unseres heutigen Schulwesens eingeräumt ward, der hier bis 1801 sein nach Münchenbuchsee und Yverdon verlegtes Erziehungs-Institut unterbrachte. Auf einer zweiten Anhöhe dem Schloß gegenüber steht die geräumige, hochgethürmte Kirche, bei welcher lange der Volksdichter Pfarrer Kuhn angestellt war. Schon im Mittelalter von Einfluß und Bedeutung gehört der Ort auch jetzt durch seinen Käse- und Leinwand-Handel und einige Fabriken zu den wichtigsten Städten des Kantons. Interessant ist die in Spirallinien aus der untern Stadt in die obere aufsteigende Straße und die Bauart der Häuser, vor denen wie in Bern Laubengänge liegen. Burgdorf gewährt aus der Ferne gesehen mit der den Ort überragenden Burg und Kirche ein sehr anmuthiges Bild einer alten festen Stadt; es bietet aber auch vom Schloß und von dem Kirchthurm aus interessante Blicke auf die Umgegend, das Thal der Emme und einzelne der höchsten Alpengipfel, welche die Vorberge mit ihren Schneehäuptern überragen.

Ueber Burgdorf passirt auch die Straße von Solothurn nach Luzern, welche bis nach Langnau hinauf im Thal der Emme läuft. Bemerkenswerth ist oberhalb Burgdorf nur Utzenstorf, der Geburtsort des bekannten und seiner Emmenthaler Dorfgeschichten wegen einst berühmten Schriftstellers Jeremias Gotthelf, unterhalb dagegen die Stelle des einst sehr ansehnlichen Schlosses Brandis, das die aufgeregten Bauern am Anfange der Revolutionsbewegung des Jahres 1798 in Brand

steckten und zerstörten, und das Dorf Lützelflüh, Gotthelf's Wohnort, dessen Umgegend, sowie die Gebiete der Dörfer Hasli und Oberried der wüthende Strom der großen Emme fast alljährlich überschwemmt und nicht selten mit furchtbaren Verheerungen heimsucht. Hier und da zeigt sich im Thal ein verfallenes Schloß, das an die Zeiten der gestrengen Ritter erinnert; bei Rüderswyl aber liegt die kleine Gemeinde Klapperplatz, angeblich der Ort, wo im Bauernkriege von 1653 Nicolaus Leuenberger, der gewaltige Bauernführer, und die andern Häupter des Aufstandes ihre Versammlungen abgehalten haben sollen.

Von Burgdorf führt die Straße an dem anmuthig gelegenen Sommerhausbad und seiner lieblichen Aussicht vorüber nach Dorf Wynigen, das im engen, von waldigen Hügeln umschlossenen Thal des Oeschbach liegt und angeblich einst ein Städtchen war. Noch im vorigen Jahrhundert sah man hier altes Gemäuer und fand nicht selten römische Alterthümer, die wahrscheinlich von einer römischen Militairstation herrührten. In der Nähe zieht sich die Eisenbahn, welche die Emme soeben überschritten hat, durch einen beträchtlichen Tunnel. Die nächsten Ortschaften bieten wenig; Riedwyl baut sich in einem schönen Hügelthal, dessen Abhänge bewaldet sind, auf, Thörigen liegt am Fuß eines anmuthigen Berghangs und Bleienbach stellt sich stattlich genug dar, nachdem es im Jahre 1826 durch eine gewaltige Feuersbrunst fast vollständig vernichtet worden. Historisch von Bedeutung ist das Schloß Thunstetten, früher eine ansehnliche Commende der Johanniter, später im Besitz der Familie von Erlach, welche es mit schönen Anlagen versehen hat. Westlich davon liegt an der Straße, welche von Bern aus über Kilchberg nach Zofingen und Aarau zieht, und an der Eisenbahn Herzogenbuchsee, ein hübsch gebautes, ansehnliches Dorf in günstiger Lage und mit zahlreichen historischen Erinnerungen. An die Römer erinnern die schönen Mosaik-Fußböden, welche im 18. und 19. Jahrhundert hier auf dem Kirchhofe aufgedeckt wurden, leider aber nur noch zum Theil vorhanden sind, an die Zeit der Glaubensboten die angebliche Gruft der Züricher Märtyrer Felix und Regela, an die Zähringer Herzoge, welche den Ort 1077 erwarben, der Name des Dorfes, an die Zeit des Mittelalters außerdem die dürftigen Reste der Burg und die Erzählungen von der Probstei, an den Bauernaufstand die Stätte, wo der bernische Anführer von Erlach die Schaaren der aufgestandenen Landleute ihrer heftigen Gegenwehr ungeachtet im Jahre 1653 auf's Haupt schlug. Hier zu Herzogenbuchsee zweigt sich von der Hauptbahn die Schienenlinie ab, welche in westlicher Richtung nach Solothurn und Biel hinüberführt.

Der nächste bedeutendere Ort, welchen wir auf unserer Straße sowohl als auf der Eisenbahn erreichen, ist Langenthal, ein uralter Ort, der schon im Jahre 861 urkundlich auftritt und einst den unzweifelhaft keltischen, jetzt verdorbenen Namen Langatun führte. Ursprünglich waren unzweifelhaft Kelten hier ansässig, aus deren Dorf dann ein keltisch-römischer Ort entstanden sein mag, um später

von den eingedrungenen Germanen in Besitz genommen zu werden. Die gute Lage am Eingange eines in's Emmenthal hinaufführenden Thalgeländes und an der Landstraße nach Bern, nach Aarau, nach Luzern und nach Basel sowie die Thätigkeit seiner Einwohner brachten es bald empor; es ward ein ansehnlicher Marktflecken, dessen Handel mit Leinwand und Käse ebenso beträchtlich ist, als seine Vieh- und Pferdemärkte. Anmuthige Umgebungen laden zu Wanderungen ein; da sind das Langenthaler und das Gutenburger Bad, Thunstetten und St. Urban und auch das interessant gelegene Aarburg läßt auf der Eisenbahn in kurzer Zeit sich erreichen.

Unweit von Langenthal endet der Kanton Bern; westwärts liegt die Grenze von Solothurn, nordwärts diejenige des Aargau, dessen oberen Theil das zuletzt von uns durchzogene Gebiet einst bildete, und endlich ostwärts der Kanton Luzern, bekannte Gegenden, die wir bereits besucht und geschildert haben. Zwar ließe sich hier und da in anderen, von den Straßen ferner gelegenen Theilen des größten Kantons der Schweiz manches anmuthige Thälchen, mancher aussichtsreiche Hügel oder Berg und diese oder jene ältere oder neuere Wohnstätte von Wichtigkeit und Interesse noch besuchen: aber sie liegen abseits von den guten, breiten Straßen, welche fast von Jedermann gewandert zu werden pflegen, und schon haben wir uns viel länger mit dem lieben Berner Lande beschäftigt, als mit jedem anderen Theile der Schweiz. Verlassen wir daher Bern, das alte stolze Bern, das schweizerische Sparta, den ersten jener Kantone, welche neben den germanischen Völker-Elementen schon französische in sich tragen, und wenden wir uns neuen Gegenden, neuen Bildern, einem reinfranzösischen Kanton zu, der weniger groß und weniger interessant, doch in vieler Hinsicht nicht weniger originell und beachtenswerth ist. Ueberschreiten wir endlich die Grenzen, die wir bereits nahe berührt haben und über die uns Straßen aller Art hinführen, und betreten wir den kleinen, ganz im Juragebirge gelegenen Kanton Neuenburg, lange Zeit das Schmerzenskind und die Sorge des Schweizerlandes, das ihn erst seit der allerneuesten Zeit vollständig sein eigen nennen kann.

Der Kanton Neuenburg.

Zwischen dem Neuenburger See und demjenigen Theile Frankreichs, welcher das Departement des Doubs bildet, liegt südwärts von den Bernischen Freibergen und dem St. Immerthal im Juragebirge ein kleines, nur 14 Quadratmeilen großes Ländchen, das die Deutschen Neuenburg, die Franzosen Neuchâtel nennen. Etwa sechs Meilen lang und drei Meilen breit, wird es gleich den Nachbargebieten in Süd und Nord von regelmäßigen, von Südwest nach Nordost streichenden Gebirgszügen, welche neben einander hinlaufen, durchzogen. Himmelhohe Berge giebt es hier nicht, wie im Berner Oberlande — nur selten erreicht ein Juragipfel die Höhe von 5000 Fuß — und auch die Thalgelände gleichen nicht denen der Alpen; zwischen zwei Bergzügen, welche mit Wald und Weide bedeckt sind und selten nackte Felsen zeigen, aber in schneidige Gräte auslaufen, erstreckt sich in der Regel ein schmales Thal, das mitunter nicht einmal von einem regelmäßig fließenden Bache bewässert wird, sondern einen Sumpf oder ein Moor enthält. Mit Ausnahme des schmalen, lieblichen Ufergebietes am Neuenburger See, das die Sonne liebkost und befruchtet, ist das ganze Neuenburger Land rauh, steil und wenig fruchtbar; die Vegetation zeigt einen kargen, fast nördlichen Charakter und wenn auch Getreidebau vorkommt, so bringt er doch kaum den dritten Theil des Bedarfs an Brodstoffen hervor. Gesegnet durch die Natur kann man den Kanton Neuenburg deshalb nicht nennen und eben so wenig darf er auf romantische Schönheit Anspruch machen; aber dennoch bietet er des Guten viel und seine Bevölkerung stagnirt nicht wie die des „glücklichen" Frankreich, sondern wächst durch Geburten und Zuzug in raschen Proportionen.

Wie Neuenburg in keltischer und römischer Zeit aussah, davon wissen wir wenig; sicher ist nur soviel, daß die Borde des Sees nach der Pfahlbautenzeit, die auch hier ihre Spuren vielfach zurückgelassen hat, von einer keltischrömischen Bevölkerung bewohnt waren und daß im See anmuthige Villen vermögender und reicher Römer sich spiegelten. Später, im frühen Mittelalter, gehörte die Gegend dem arelatischen, später dem burgundischen Reiche an, bis sie 1288 von Rudolph von Burgund an das deutsche Reich abgetreten wurde. Von da ab blieb Neuenburg lange bei diesem. Bald kam es als Lehen an Johann von Chalons, Herrn von Arlay, der es Graf Rudolph wieder zu Afterlehen gab. Als der letzte Graf von Neuenburg seine Erbtochter vermählte, ging es damit an die Familie der Grafen von Nidau über und von diesen an die Grafen von Freiburg, nach deren Erlöschen es der ihnen verwandte Graf Rudolph von Hochberg trotz der Ansprüche, welche als Lehensherr der Prinz von Chalons-Oranien erhob, empfing. Schon früh hatte sich das Ländchen gewisse, sogar ziemlich wichtige Freiheiten zu erhalten gewußt; zum Schutze derselben trat es mit den Eidgenossen in Verbindung, zuerst mit Solothurn (1369), dann mit Bern (1406) und endlich mit Luzern (1501). Bald darauf sollte die Verbindung mit der Schweiz noch inniger werden. Als im Jahre 1504 Ludwig von Orleans, Herzog von Longueville sich mit Johanna von Chalons vermählte, erhielt er die Grafschaft Neuenburg als Aussteuer, verlor sie aber schon 1512 wieder, als er in Mailand gegen die Eidgenossen focht und diese deshalb das Ländchen mit Vorbehalt der Rechte seiner Einwohner als gute Beute in Besitz nahmen. Dennoch ließen sie sich durch die einflußreiche französische Verwendung bewegen, der verwittweten Herzogin von Longueville Neuenburg im Jahre 1529 zurückzugeben; nur mußten die Gerechtsame und Freiheiten der Bürger und die eidgenössischen Verträge sicher gestellt werden und durfte die eifrige katholische Fürstin die Reformation in keiner Weise hindern oder anfechten. Brachen zwischen ihr und ihren Unterthanen Streitigkeiten aus, so wurde über dieselben vertragsmäßig durch die gnädigen Herren von Bern, die dadurch fast ein Herrscherrecht erhielten, entschieden. Zu den dreizehn alten Kantonen der Schweiz gehörte Neuenburg zwar nicht, aber es zählte gleich Wallis, Graubündten, Mühlhausen und Biel zu den Mitverbündeten, welche die Tagsatzungen zu besuchen pflegten. Diesem Verhältniß vorzüglich dankt es Neuenburg, daß es Frankreich, trotzdem seine Fürsten geborne Unterthanen des Königs von Frankreich waren, niemals incorporirt ward; man mußte französischer Seits die lieben Bundesgenossen, welche man häufig brauchte, schonen. Als es sich beim westphälischen Frieden um die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche handelte, trat für dieselbe auch Heinrich von Longueville, der sich zuerst Fürst von Neuenburg nannte, ein. Sein Sohn war das letzte männliche Glied der Familie; ihm folgte seine Schwester, die verwittwete Herzogin Marie von Nemours, deren Ansprüche Bern

mit Ernst und Erfolg vertrat. Aber auch sie starb ohne Erben im Jahre 1707 und nun traten nicht weniger als 15 Prätendenten auf, zu denen auch der Kanton Uri gehörte. Daß Bern wesentlich die Entscheidung über die Nachfolge geben würde, fühlte Jeder; es überließ sie aber scheinbar den von ihm beeinflußten drei „Ständen des Fürstenthums Neuenburg,“ welche aus nur vier Adligen, vier Kastellanen und vier Rathsherren der Stadt Neuenburg bestanden und, wie behauptet wird, nicht nur gutem Rath von Seiten des mächtigen Bundesgenossen Bern, sondern auch klingenden Beweisen und goldenen Urkunden zugänglich waren. Trotzdem ein Theil der Einwohner den engsten Anschluß an die Eidgenossenschaft wünschte, siegte von den Prätendenten durch die eifrige Thätigkeit seiner Abgesandten am 3. November 1707 der König von Preußen, dem schon im Jahre 1694 König Wilhelm III. von England als Erbe des Hauses Chalons seine lehensherrlichen Rechte übertragen hatte. So kam Neuenburg in eine Personal-Union mit Preußen, in der es volle hundert Jahre ununterbrochen blieb. Natürlich hatte der Fürst vor der Huldigung die Verfassung, sowie die Freiheiten, Rechte und alten Gewohnheiten des Landes ausdrücklich anerkennen und namentlich auch versprechen müssen, sein Fürstenthum niemals zu theilen, zu verkaufen und zu verpfänden, auch die enge und unauflösliche Verbindung mit der Eidgenossenschaft niemals zu stören.

Trotzdem die Könige von Preußen auf die Neuenburger Verhältnisse im Ganzen wenig einzuwirken strebten, fehlte es doch bald nicht an Mißverhältnissen und Klagen. Die Aristokratie, begünstigt vom Fürsten und unterstützt von der Geistlichkeit, herrschte fast unumschränkt im Lande; die Freiheit des Volkes ward mehr und mehr eingeschränkt und es fehlte nicht an finanziellen Bedrückungen, welche endlich unter der Herrschaft Friedrichs des Großen zu offenem Aufstande und 1768 zum Einschreiten der Kantone Bern und Solothurn und zur bewaffneten Occupation des Landes führten. Zwar ward nun die Insurrection schnell und streng unterdrückt, aber Friedrich der Große gab doch im Gefühl der Nothwendigkeit in vielen Dingen nach und es ward schließlich manche dem Volk nachtheilige und lästige Anordnung abgeschafft oder gemildert. Nur der überwiegende Einfluß der selbstsüchtigen Aristokratie dauerte fort und ließ ein freundliches, Alle befriedigendes Verhältniß nicht entstehen. Als die französische Revolution ausbrach, Adel und Geistlichkeit wiederum vereinigt Partei gegen sie nahmen und Emigranten sich im Fürstenthum zahlreich einfanden, stellten sich daher im Volk, das seine Bedränger haßte, Sympathien für die Republick heraus und hier und da ertönten wohl die französischen Freiheitslieder. Dennoch und trotzdem sogar das Lesen öffentlicher Blätter und die Bildung politischer Vereine untersagt wurden, blieb das Land ruhig; ohne alle Zwischenfälle ging die Regierung von Friedrich Wilhelm dem Zweiten von Preußen im Jahre 1797 auf den dritten dieses Namens über, der das Fürstenthum bis 1806 behielt, in welchem Jahre er es Napoleon I., der ihm Hannover

überließ, der Zusage bei der Erwerbung des Landes entgegen, abtrat. Aber auch Napoleon behielt das kleine Ländchen nicht; er schenkte es vielmehr dem Marschall Alexander Berthier, der nun den Namen des Fürsten von Neuchâtel annahm.

Auch Berthier, der sein Fürstenthum nur hinsichtlich seines Ertrags an Geld und Soldaten beachtete, ließ die Verfassung des Landes ruhig fortbestehen und in keiner Weise waren die Verhältnisse wesentlich geändert, als Anfang des Jahres 1814 nach Napoleons Sturz und dem Einrücken der Alliirten in die Schweiz die Aristokratie Neuenburgs von Neuem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen als Fürsten von Neuenburg proclamirte und der Wiener Kongreß diese Wiederbesitznahme anerkannte und billigte. Zugleich ward aber Neuenburg jetzt auch zu einem selbstständigen Kantone gemacht, der auf immer der unabhängigen Schweiz angehören sollte. Zwar war mit dieser seltsamen Festsetzung auch die Eidgenossenschaft einverstanden, aber sie sah doch die Mißstände voraus, welche aus der doppelten Eigenschaft Neuenburgs, das zugleich Glied einer Republik und Besitzthum eines souverainen Fürsten sein sollte, sich später ergeben; sie machte ausdrücklich zur Bedingung, daß sie nur mit der Regierung in Neuenburg, nie mit dem Fürsten in Verbindung zu treten habe und daß jene alle Verbindlichkeiten, die dem Kanton von der Eidgenossenschaft auferlegt werden sollten, von sich aus erfüllen müsse. Seitens des Königs von Preußen ging man hierauf zwar ein, aber in der That ward Neuenburg doch von Berlin aus durch seinen Gouverneur und die Aristokratie regiert und es bildete sich deshalb nach und nach ein so unbefriedigendes Verhältniß aus, daß es nach der französischen Revolution von 1830 zu Agitationen und endlich zu einem offenen Aufstands-Versuch kam. Als dieser mit eidgenössischer Hülfe unterdrückt worden, stellte sich zwar im Lande vollständige Ruhe her, aber nunmehr verbanden sich die reactionären Gewalthaber des Kantons, welche die unumschränkte Herrschaft unangefochten besaßen, mit den Reactionären und Jesuitenfreunden der andern Kantone zu gemeinsamem Handeln, indem Neuenburg dem Sonderbunde (1832), welcher demnächst von der Tagsatzung aufgelöst ward, sich anschloß und 1847 die Kantons-Regierung zwar dem Sonderbunde der sieben katholischen Kantone fernblieb, aber denselben doch zu fördern strebte, und als die Mehrheit der Kantone den Executionsbeschluß gegen den Sonderbund faßte, die Beihülfe zu seiner Unterdrückung kurz ablehnte.

Als das Jahr 1848 begonnen, fühlte bereits Jedermann in der Schweiz, daß die Verhältnisse Neuenburgs unhaltbar geworden; es konnte daher nicht auffallen, daß die Nachricht von der Februar-Revolution in Paris große Aufregung verursachte und sich schon am 28. Februar ungehindert ein sogenanntes Patrioten-Komite bildete, welches energisch die Entlassung der reactionären volksfeindlichen Regierung forderte und in wenigen Tagen auch erhielt. Sofort bildete sich eine provisorische Regierung, welche auf allgemeines Verlangen eine constituirende Volks-

vertretung berief und durch dieselbe eine neue Kantons-Verfassung beschließen ließ, in der Neuenburg als demokratische Republik bezeichnet ward. Seitens der Eidgenossenschaft ward dagegen und gegen die Auflösung der Personal-Union mit Preußen nichts eingewendet; die neue schweizerische Bundesverfassung suchte sogar die Wiederherstellung der fürstlichen Herrschaft in Neuenburg. deren Nachtheile allgemein fühlbar geworden waren, unmöglich zu machen. Auch Seitens Preußens selbst und seitens der ohnmächtig gewordenen Aristokratie geschah nichts; man wartete einen günstigeren Zeitpunkt ab und suchte ihn möglichst zu beschleunigen. Erst nach Jahren glaubte man ihn gekommen. Plötzlich, am 3. September 1856, verbreitete sich in der ganzen Schweiz die Nachricht, daß die Neuenburger Royalisten durch eine Anzahl Preußen unterstützt, in der vergangenen Nacht aufgestanden seien, die Regierungsmitglieder gefangen und das Schloß besetzt hätten. Fast in demselben Augenblick aber erfuhr man auch, daß die Erhebung durch das sofortige energische Auftreten der Republikaner gescheitert sei und viele Royalisten, die man nach kurzem Kampf überwältigt, sich in den Gefängnissen befänden. Doch damit war die Angelegenheit nicht beendigt; Seitens der preußischen Regierung wurden militärische Maaßregeln angekündigt, und als darauf im December 1856 der schweizerische Bundesrath die ganze eidgenössische Armee auf das Piquet stellte, drohte sogar ein ernster Krieg auszubrechen. Erst nach sechsmonatlichen Unterhandlungen gelang es der Vermittlung Frankreichs, ein Abkommen zu Stande zu bringen, in welchem Preußen die Souverainitätsrechte auf Neuenburg und das mit ihm verbundene Valengin aufgab und der Kanton als eine unabhängige Republik anerkannt ward. Seitdem haben die Royalisten allen Boden verloren und sind zum Theil ausgewandert; wenn es noch Parteikämpfe giebt, so werden dieselben nur zwischen den beiden republikanischen Parteien der Independenten und der Radicalen (welche sich hauptsächlich in La Chaux de Fonds und Locle finden) ausgefochten.

Wie bereits erwähnt, umfaßt der Kanton Neuenburg etwas mehr als 14 Quadratmeilen, nämlich 220000 schweizerische Jucharte, von denen nur etwa 30000 auf Aecker und Weinberge kommen und etwa doppelt soviel ganz unfruchtbar sind. Wenn dennoch die Volkszahl (jetzt etwa 95000 Seelen) sehr beträchtlich und seit 1837 um mehr als 30000 Seelen gestiegen ist, so ist dies nur ein Beweis der lebhaften industriellen Thätigkeit, welche den Kanton auszeichnet. Etwa 40 Procent der Einwohner gehören dem Kanton nicht als Bürger an, sondern sind Niedergelassene aus andern Kantonen und des Auslandes. Der größte Ort des Kantons ist La Chaux de Fonds hoch oben im Jura mit 17000 Einwohnern, also fast siebentausend mehr als die Hauptstadt Neuenburg, deren Einwohnerzahl durch den drittgrößten Ort Locle fast erreicht wird.

Von dem Lande Neuenburg läßt sich wenig mehr, als das was bereits erwähnt worden, sagen. Nur der Streifen am Rande des Neuenburger Sees ist

fruchtbar und wohlangebaut, wenn auch nicht schön und romantisch; hier gedeihen die vortrefflichen und gesuchten Weine von Cortaillod, Auvernier, St. Blaise und andern Orten. In den größeren Thälern wird Getreide gebaut; die schmäleren Thälchen und die Berge sind dagegen mit Wäldern und guten Viehweiden bedeckt. Wie in allen gebirgigen Ländern werden Käse und Brodstoffe ausgeführt. Die Berge bestehen aus Jurakalk und liefern Bruchsteine, Eisenerze, Asphalt und etwas Kohlen. Von industriellen Beschäftigungen blühten früher vorzüglich das beliebte Spitzenklöppeln und die Kattundruckerei, sie haben indeß in den letzten Jahrzehnten sehr verloren und auch die Fabrikation des Absynth-Extracts, der als magenstärkendes Getränk in der ganzen Schweiz und in Frankreich beliebt ist, fällt nicht sehr in's Gewicht. Sehr wichtig ist dagegen die Uhrenfabrikation, welche namentlich La Chaux de Fonds und Locle trotz ihrer ungünstigen Lage hoch oben in den Bergen blühend und reich gemacht hat. Der Ueberlieferung zufolge datirt diese Industrie in Neuenburg aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1679 kam nämlich nach La Chaux ein Engländer, dessen Taschenuhr stehen geblieben war. Ein junger Goldarbeiter, der Sohn eines Bauern, sah das ihm und seinen Landsleuten noch ganz unbekannte Ding und blickte aufmerksam in sein kunstvolles Räderwerk; bald darauf erklärte er, er wolle die Reparatur übernehmen und kam damit auch in kurzer Zeit zu Stande. Dieser erste Erfolg reizte Daniel Jean Richard, der damals eben das vier und zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte; nachdem er sich mühsam und nach vielen fruchtlosen Versuchen die nöthigen Werkzeuge erfunden und hergestellt hatte, suchte er eine Uhr zu construiren, was ihm auch nach sechs Monaten gelang. Nun warf er sich auf die Uhrmacherei, für die er sich bald Gehülfen ausbilden mußte. Je besser die Arbeit bezahlt ward, desto mehr betheiligten sich die Einwohner an ihr; im Jahre 1741 lieferte Locle etwa 200 bis 300 Taschenuhren jährlich und um das Jahr 1855 herum wurden im Neuenburger Jura etwa 240000 Uhren jährlich gefertigt, von denen die billigsten nur 5 Franken, die theuersten, kleinsten und kunstvollsten aber bis zu 6000 Franken kosteten. Richard war nicht das einzige mechanische Talent, das sich bei diesem Industriezweige entwickelte; noch viele andere traten von Zeit zu Zeit auf, unter ihnen die beiden Droz, die durch ihre Automaten, welche schrieben, zeichneten und sogar das Klavier spielten, einst weltbekannt wurden. An die Uhrenfabrikation knüpfte sich die Fabrikation aller Werkzeuge, welche bei der Uhrmacherei in Anwendung kommen, und der Uhrgehäuse und weiter auch anderer Arbeiten in Silber und Gold. Lange Zeit war der Verdienst, welche die Uhrmacherei trotz der streng bis in's kleinste Detail durchgeführten Theilung der Arbeit oder vielmehr in Folge derselben abwarf, ein sehr bedeutender. Da die Arbeiter nur immer einzelne Theile der Uhr herstellten, so konnten sich neben den Männern auch Frauen und ältere Kinder dabei betheiligen und manche Familie erlangte damit, ohne daß sie

sich in eine Fabrik einsperren zu lassen brauchte, ein Einkommen, wie sie es sich sonst nirgends zu beschaffen im Stande war und das sie an die ungünstig gelegenen Ortschaften Locle und La Chaux de Fonds mit den theuren Lebensmittel-Preisen und den langen Wintern fesselte. In neuerer Zeit hat indeß der Industriezweig gelitten; in andern Ländern, z. B. in Frankreich, sind Concurrenten massenhaft aufgetreten, selbst in der Schweiz (namentlich in Biel) haben sich Uhrmacher in größerer Zahl niedergelassen und es fehlt außerdem überhaupt an ausreichendem Absatz für die große Zahl der Fabrikanten und Arbeiter, welche sich der Uhren-Industrie nach und nach zugewandt haben.

Was den Charakter der Neuenburger betrifft, so unterscheidet er sich, trotzdem das Volk ebenfalls dem burgundischen Stamm angehört, von dem der benachbarten Stammgenossen, der Waadtländer und noch mehr der Freiburger. Der lebhafte und frische Neuenburger gilt als entschlossen, charakterfest, vorsichtig und ernst; von seinem Scharfsinn, von seiner Intelligenz und Erfindungsgabe, seinem Geschick und seinem Fleiß legt er täglich vollgültige Zeugnisse ab. Daß er, wenn er dauernd einen guten Erwerb hat, auch leichtlebig sein kann und den Luxus liebt, ist richtig und bei Vielen hieß es in der guten Zeit wohl: wie gewonnen, so zerronnen. Im Ganzen aber ist der Neuenburger nicht verschwenderisch, sondern solid und selbst sparsam; dabei rühmt man mit Recht seine Bildung, seine freie und unabhängige Gesinnung und seine Geselligkeit. Untergeordnete, handwerksmäßige Dienste, Arbeit der Taglöhner, Knechte und dergleichen liebt er nicht und überläßt sie den für Monate und Jahre einwandernden Deutschen, welche in großer Zahl vorhanden sind. Wie im Waadtlande läßt der unbemittelte Bürger seine Töchter häufig zu Lehrerinnen und Gouvernanten, die namentlich in Wien, Norddeutschland und Rußland gern und mit Hintenansetzung der weniger zuverlässigen Französinnen angestellt werden, ausbilden; die hauptsächlichsten Kenntnisse derselben sind freilich nur die französische Sprache und Klavierspiel, während es an den eigentlichen wissenschaftlichen Kenntnissen denselben noch immer nicht selten mangelt.

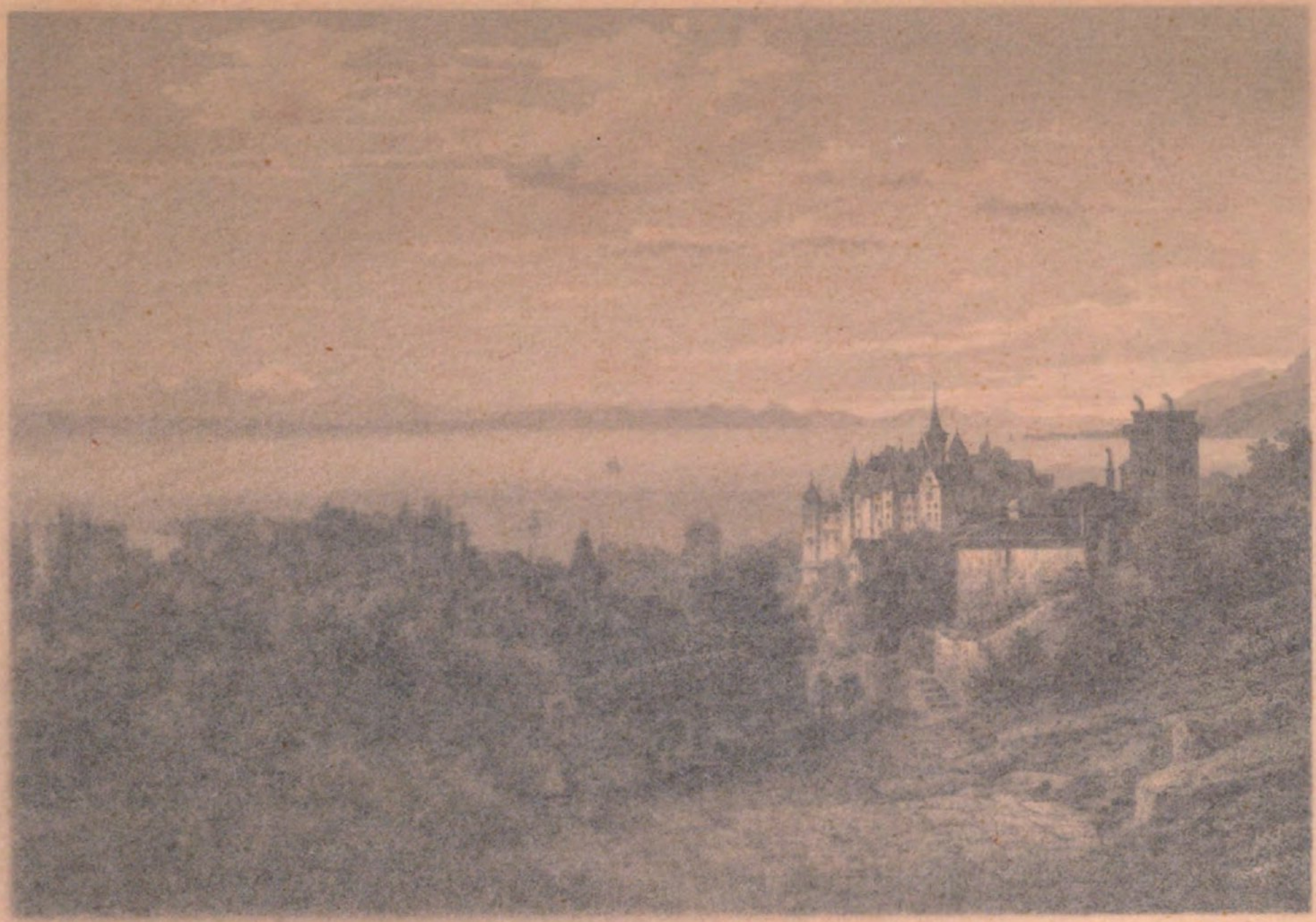
Das einzige große Gewässer des Landes, an dessen Bord neben vielen kleineren Ortschaften auch die Hauptstadt sich hingelagert hat, ist der Neuenburger See, früher Lacus Eburodunensis genannt, weil man in dem Städtchen Yverdon im Süden die alte Stadt Eburodunum findet. Die Franzosen nennen ihn noch heut Lac d'Yverdon. Weit größer als die andern Seen am Fuß des Jura, als die Seen von Murten und Biel, ist er wohl 5½ Meilen lang und da, wo er die größte Breite hat, 2 Schweizerstunden (1⅓ Meile) breit; sein Flächenraum wird

auf $4\frac{1}{2}$ geographische Quadrat-Meilen berechnet und seine Meereshöhe auf 1339 Fuß (2 Fuß mehr als diejenige des Bieler Sees, 180 Fuß mehr als die des Genfer Sees) angegeben. Die Zihl (Thielle) verbindet ihn, einem kurzen Kanal gleich, mit dem Bieler See; seine Zuflüsse sind die Broye, der Ausfluß des Murtener Sees, die Orbe, die Reuse, der Seyon und der Nantna. Trotzdem ihm diese Ströme und Bäche fortwährend Wasser in ziemlich beträchtlicher Menge zuführen, nimmt der See unaufhörlich, wenn gleich sehr langsam, an Umfang und Ausdehnung ab. In vorhistorischer Zeit wird er, mit den Seen von Murten und Biel vereint, sich bis weit über das Aarberger Moos und die Gelände von Biel und Yverdon erstreckt haben, noch vor achtzig Jahren bespülte er die Mauern der letzteren Stadt; jetzt trennt ihn davon angeschwemmter Boden von schon mehreren tausend Fuß Breite. Selten friert er, gleich den andern Schweizerseen, ganz zu; zum letzten Male geschah das in den Jahren 1790 und 1830, wo sich auch die übrigen großen Wasserbecken der Alpen mit festem tragendem Eis überdeckten. Großartige Ufer besitzt er nicht; doch sind sie an manchen Stellen, wo der Chaumont herantritt, felsig und steil und bestehen im Norden aus Jura-Kalkstein, im Süden aus Molasse-Sandstein. Nur im Nordost und Südwest erscheinen sie sumpfig und flach; hier ist auch die Bebauung einförmig und gering, während sich auf der andern Seite des in der Axe des Gebirges von Südwest nach Nordost streichenden Wasserbeckens schöne Ortschaften und fruchtbare Weinberge in großer Zahl zeigen. So viel gilt in den Augen des Volkes die westliche Küste, daß dasselbe sie vorzugsweise la Cote nennt und denselben Namen ihren Weinen zu geben pflegt. Auf derselben streicht unweit vom Seerand die Eisenbahn von Solothurn nach Yverdon, von hier aus bieten sich auch herrliche Blicke auf das Hochgebirge, namentlich die Alpen von Bern, Freiburg, Wallis und Savoyen, deren Schneehäupter in Ost und Süd über die Vorberge herüberragen. Die Schiffahrt ist nicht gering, aber oft nicht ohne Gefahr; nicht selten bricht die Bise (der Nordostwind) mit furchtbarer Heftigkeit und das schäumende Gewässer bis tief hinaufwühlend herein, und auch Südwest (Ouberra) und Südost (Vent) sind häufig wild genug, während der Toran (Nordwind) sich nur durch die eisige Kälte seines Hauches auszeichnet. Auch die Fischerei ist beachtenswerth, denn delikate Trieschen, schöne Aale und schmackhafte Weißfelchen werden oft in großer Menge gefangen und Welse selbst von ungeheurer Größe (100 bis 150 Pfund) kommen nicht ganz selten vor.

Wenn wir von Biel herkommend auf der Eisenbahn am westlichen Ufer des Bieler Sees Neuveville verlassen, erreichen wir in kurzer Zeit das kleine neuenburgische Städtchen Landeron am Einfluß der Zihl in den Bieler See. Es bietet wenig Merkwürdiges außer seiner neuen 1832 erbauten Kirche; dagegen besitzt es manche historische Erinnerungen, denn von hier war Fähndrich Bellenot gebürtig, der

seiner Tapferkeit im Kampfe gegen Karl den Kühnen wegen den Ritterschlag erhielt; hier in der Nähe stand das alte Nugerol und von Landeron erzählt man endlich, daß zur Zeit der Reformation die Gemeinde mit einer Stimme Mehrheit, der des Kuhhirten, sich für die Beibehaltung des alten Glaubens entschied. Weiter südwestwärts liegen an der Bahn Creßier, Cornaux und darauf St. Blaise am Neuenburger See, wo die Straße von Bern über Aarberg nach Neuenburg eintrifft. Das Dorf steigt zwischen Feldern, Wiesen und Weinbergen, welche einen trefflichen weißen Wein liefern, an einem Hügel empor, dessen Ersteigung eine umfassende Fernsicht lohnt. Nahe dabei liegt in tiefen Wiesengründen der kleine Lollatsee. Von hier aus haben wir noch eine Wegstunde bis nach der Hauptstadt des Kantons, welche wir mit Hülfe des gewaltigen Dampfrosses fast allzuschnell in wenigen Minuten zurücklegen.

Am südlichen Fuß des weithin blickenden Chasseral entspringt der Seyon, ein wilder Bergstrom, welcher das Val de Ruz durchfließt und sich dann in den Neuenburger See ergießt. Theils auf seinem nach und nach in vielen tausend Jahren abgelagerten Geschieben, theils auf den niedrigen Erhöhungen am Seebord hat sich Neuenburg (Neuchâtel) aufgebaut, eine alte Stadt, welche, trotzdem sie von ihren Fürsten begünstigt wurde, doch noch im achtzehnten Jahrhundert ziemlich unbedeutend war, erst seit dieser Zeit durch die Industrie ihrer Bewohner zu Ansehen und Reichthum gelangt ist und jetzt etwa 10000 Einwohner zählt. Herrlich gelegen mit einer schönen Aussicht auf den See und die Hochgebirgs-Kette, an deren Ende bei klarem Wetter der Säntis und der Montblanc erblickt werden, nimmt Neuenburg sich doch, wenn man es vom See aus erblickt, nicht großartig und imposant aus; nur das mächtige alte Schloß über der Stadt mit seinen sechs Thürmen gibt ihm eine gewisse Stattlichkeit. Wie sich nach dem Charakter der Neuenburger erwarten läßt, herrscht in der Stadt Intelligenz, Bildung und Geselligkeit, welche letztere durch Wohlstand, der bei einzelnen Bürgern bis zu großem Reichthum ansteigt, gehoben wird; dennoch und trotzdem Neuenburg auch mehrere wissenschaftliche Institute (eine Industrieschule, Bibliotheken, Sammlungen verschiedener Art, seit Kurzem auch eine Akademie) besitzt, gilt es als langweilig. Es mag es auch wohl für den Fremden sein, der mit den Einheimischen nicht schnell in Berührung zu kommen vermag und deshalb das rege Familienleben anderer Städte der Schweiz und die durch dasselbe veranlaßten Einrichtungen vermißt; für denjenigen, welcher in Neuenburg lebt oder sich auf längere Zeit niederläßt, bietet es mehr als andere Städte von gleicher Ausdehnung und nicht mit Unrecht hat man es wohl sogar das Athen der französischen Schweiz genannt. Wirklich großartig ist Neuenburg in Hinsicht auf die Schöpfungen, welche es für gemeinnützige Zwecke hergestellt hat; denn in dieser Hinsicht steht es selbst großen Städten weit voran und seine öffentlichen und wohlthätigen Anstalten zählen ihren Besitz nicht selten nach Millionen.



[illegible] wegen den Ritterschlag erhielt; [illegible] erzählt man endlich, [illegible] mit einer Stimme Mehrheit, der des [illegible] alten Glaubens entschied. Weiter süd- [illegible] und darauf St. Blaise am [illegible] über Aarberg nach Neuenburg eintrifft. [illegible] und Weinbergen, welche einen trefflichen [illegible] dessen Ersteigung eine umfassende [illegible] Wiesengründen der [illegible] [illegible] nach der Hauptstadt des Kantons, [illegible] fast allzuschnell in wenigen Minuten [illegible]

[illegible] entspringt der Seyon, [illegible] durchfließt und sich dann in den [illegible] nach und nach in vielen tausend [illegible] den niedrigen Erhöhungen am Seebord [illegible] eine alte Stadt, welche, trotzdem sie [illegible] noch im achtzehnten Jahrhundert ziemlich [illegible] die Industrie ihrer Bewohner zu Ansehen [illegible] Einwohner zählt. Herrlich gelegen [illegible] und die Hochgebirgs-Kette, an deren Ende [illegible] Montblanc erblickt werden, nimmt Neuenburg [illegible] erblickt, nicht großartig und imposant aus [illegible] der Stadt mit seinen sechs Thürmen [illegible] nach dem Charakter der Neuenburger [illegible] Intelligenz, Bildung und Geselligkeit, welche [illegible] Bürgern bis zu großem Reichthum an- [illegible] Neuenburg auch mehrere wissenschaftliche [illegible] Bibliotheken, Sammlungen verschiedener Art, [illegible] gilt es als langweilig. Es mag es auch [illegible] mit den Einheimischen nicht schnell in Berührung [illegible] Familienleben anderer Städte der Schweiz [illegible] Einrichtungen vermißt; für denjenigen, welcher [illegible] längere Zeit niederläßt, bietet es mehr als andere [illegible] und nicht mit Unrecht hat man es wohl sogar [illegible] genannt. Wirklich großartig ist Neuenburg [illegible] welche es für gemeinnützige Zwecke hergestellt [illegible] dieser Hinsicht steht es selbst großen Städten weit voran und seine [illegible] und wohlthätigen Anstalten zählen ihren Besitz nicht selten nach Millionen.



C. Koehler delt. J. M. Kolb sculpt.

NEUCHÂTEL.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Welche großartigen Legate flossen ihnen aber auch im Laufe der Zeit zu? David de Pury allein, welcher fast 80 Jahre alt 1786 zu Lissabon starb, hinterließ seiner Vaterstadt nicht weniger als vier Millionen Franken, die es möglich machten, daß das Rathhaus gebaut, ein College (Gymnasium) errichtet und durch Ableitung des zerstörenden Seyon, der jetzt durch einen in Felsen gesprengten Kanal außerhalb der Stadt in den See strömt, Raum für einen neuen Stadttheil gewonnen werden konnte.

Von den bemerkenswerthen Gebäuden der Stadt nennen wir zunächst das schon beiläufig erwähnte alte Schloß auf der westlichen Anhöhe; im zwölften Jahrhundert von Graf Ulrich als Fürstensitz erbaut, und im vierzehnten Jahrhundert erneuert und vergrößert; nach der preußischen Besitznahme Sitz des Gouverneurs, wird es jetzt von der Regierung benutzt. Durch einzelne ältere Theile für den Kunstforscher nicht ohne Interesse, zieht es jeden Besucher durch die herrliche Aussicht an, welche man aus seinen Fenstern genießt. Zu den Füßen des Beschauers breitet sich die Stadt mit ihren zum Theil prächtigen und großartigen Gebäuden aus, weithin erstreckt sich das ausgedehnte klare Wasserbecken des Neuenburger Sees, an dessen Ufern und weiter landeinwärts im Gebiet der Kantone Bern, Freiburg und Waadt sich zahlreiche Städtchen und Dörfer zeigen, den Horizont aber begränzen die Bergkette zwischen Stockhorn und Moléson und die reichen Alpberge des Greierser Landes, über die die schneebedeckten Riesengipfel von Unterwalden an bis zum Montblanc in Savoyen hinüberragen.

Nahe beim Schloß steht die Stiftskirche, einst der Mutter Gottes geweiht. Ihre ältesten Theile scheinen aus dem zehnten Jahrhundert zu stammen und von Königin Bertha, Wittwe Rudolph's II. von Burgund, herzurühren; ein anderer Theil, namentlich das Schiff mit den Seitenschiffen, wird dem zwölften Jahrhundert und zwar der Zeit Ulrichs III. von Neuenburg angehören und ist noch größtentheils unverändert vorhanden. Besonders interessant ist in der Kirche das Denkmal der Grafen von Neuenburg, von Freiburg und von Hochberg rechts am Hauptaltar durch seine Form und seine zahlreichen Statuen, welche freilich nicht alle derselben Zeit, sondern theils dem dreizehnten, theils dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert angehören und deßhalb ihrem Styl nach von einander abweichen. Leider sind einzelne Theile verstümmelt, der größere Theil der Statuen und des Denkmals aber gut restaurirt*) und jedenfalls sehenswerth.

Von andern, meist neueren Gebäuden sind noch beachtenswerth der Temple neuf, das schöne Rathhaus, in welchem eine Büste David Pury's, des Wohlthäters der Stadt, aufgestellt ist, das Bürgerspital und das prachtvolle Gym=

*) Eine gute Schilderung des Schlosses und der Stiftskirche und zahlreiche Abbildungen der einzelnen Theile und Denkmäler giebt Du Bois de Montperreux Les monuments de Neuchâtel (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich Band V.)

nasium am See, beide ebenfalls aus Mitteln der Stiftung Pury's errichtet. In dem letzteren, in dessen Nähe seit 1855 ein bronzenes Standbild Pury's aufgestellt worden ist, befinden sich reiche naturwissenschaftliche Sammlungen. Auch das von L. v. Pourtales 1810 gestiftete Spital, in welchem graue Schwestern in Thätigkeit sind, die mit werthvollen Gemälden von Meuron, Calame, Ch. Girardet, Leopold Robert, E. Girardet und Anderen ausgestattete Gemäldesammlung, die Sammlung ausgestopfter in Gruppen vereinigter Alpenthiere von Challande, die Wasserleitung, welche im Sommer die öffentlichen Brunnen versorgt, und die etwa eine Stunde von der Stadt entfernte Irrenheilanstalt Préfargier, eine Stiftung eines Herrn von Meuron, verdienen beachtet zu werden.

Neuenburg ist reich an schönen Standpunkten, welche Blicke auf den See und die Umgegend gewähren. Die schönsten derselben sind beim Schloß, auf der Terrasse der Stiftskirche, auf dem Hafendamm und auf den Felsenhügeln le Crêt; außerdem besucht man gern und häufig die Landhäuser La Rochette, 15 Minuten östlich von der Stadt, Chanet im Westen derselben und Haus Bellevaux, wo sich ein ausgedehnter Blick auf die Alpenkette von den hohen Bergen des Urnerlandes an bis zum Montblanc, bei Abendbeleuchtung ein Panorama ersten Ranges, bietet. Wer romantische, einsame Thäler liebt, wendet sich den Rochers de l'Hermitage zu oder besucht die interessanten Wasserfälle des Serrières-Baches. Volksfeste giebt es im Winter, Frühjahr und Sommer nicht; im Herbst spielt zwar die Weinlese eine Rolle, aber ein wirklich allgemeines Fest weist nur der November auf, das Fest der Armourins, das bereits so alt ist, daß man seinen Ursprung und seine Bedeutung nicht zu ermitteln vermag. Die Sage spricht von einer Verschwörung, an deren Vereitelung es erinnern soll. Hauptsächlich besteht es aus einem kostümirten militärischen Aufzuge und erinnert daher an die festlichen Um- und Auszüge, welche im Mittelalter von Zeit zu Zeit von den Bürgern der Städte gemacht wurden und bei denen sie vollständig ausgerüstet erscheinen mußten.

Wer von Neuenburg aus eine größere Wanderung unternehmen will, wendet sich dem Chaumont zu, einem mit Wald und Weide bedeckten Berg der Juratette, welcher das fruchtbare und dichtbevölkerte Val de Ruz (Rudolphs-Thal) vom Seegelände scheidet. Obwohl niedriger als der Chasseral (er erhebt sich nur 3620 Fuß über die Meeresfläche und etwa 2300 Fuß über den See) bietet er doch auf mehreren Stellen und namentlich auf seinem Gipfel die herrlichsten Aussichten. Fast bis zur höchsten Spitze führt ein kleiner Fahrweg und leicht läßt sich der Berg in zwei kleinen Stunden ersteigen, zumal eine Viertelstunde unter dem Gipfel sich für den müden Wanderer in einer Gastwirthschaft auf dem Pachthof Pourtalès einfache, aber schmackhafte Erfrischungen finden. Der vorzüglichste Standpunkt ist beim sogenannten Signal. Einem gewaltigen, glänzenden Spiegel gleich breitet sich im Vorgrunde der gewaltige Neuenburger See, mit denen der Bieler See



Nach Photographie arrangirt v. L. Rohbock.

Fr. Müller sculpt.

NEUCHÂTEL.

DER MARKTPLATZ.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Gymnasium am See, beide ebenfalls aus Mitteln der Stiftung Pury's errichtet. In dem letzteren, in dessen Nähe seit 1855 ein bronzenes Standbild Pury's aufgestellt worden ist, befinden sich reiche naturwissenschaftliche Sammlungen. Auch das von L. v. Pourtalès 1840 gestiftete Spital, in welchem graue Schwestern in Thätigkeit sind, die mit werthvollen Gemälden von Meuron, Calame, Ch. Girardet, Leopold Robert, E. Girardet und Anderen ausgestattete Gemäldesammlung, die Sammlung ausgestopfter in Gruppen vereinigter Alpenthiere von Challande, die Wasserleitung, welche im Sommer die öffentlichen Brunnen versorgt, und die etwa eine Stunde von der Stadt entfernte Irrenheilanstalt Préfargier, eine Stiftung eines Herrn von Meuron, verdienen beachtet zu werden.

Neuenburg ist reich an schönen Standpunkten, welche Blicke auf den See und die Umgegend gewähren. Die schönsten derselben sind beim Schloß, auf der Terrasse der Stiftskirche, auf dem Hafendamm und auf den Felsenhügeln le Crêt; außerdem besucht man gern und häufig die Landhäuser La Rochette, 15 Minuten östlich von der Stadt, Chanet im Westen derselben und Haus Bellevaux, wo sich ein ausgedehnter Blick auf die Alpenkette von den hohen Bergen des Urnerlandes an bis zum Montblanc, bei Abendbeleuchtung ein Panorama ersten Ranges, bietet. Wer romantische, einsame Thäler liebt, wendet sich den Rochers de l'Hermitage zu oder besucht die interessanten Wasserfälle des Serrières-Baches. Volksfeste giebt es im Winter, Frühjahr und Sommer nicht; im Herbst spielt zwar die Weinlese eine Rolle, aber ein wirklich allgemeines Fest weist nur der November auf, das Fest der Armourins, das bereits so alt ist, daß man seinen Ursprung und seine Bedeutung nicht zu ermitteln vermag. Die Sage spricht von einer Verschwörung, an deren Vereitelung es erinnern soll. Hauptsächlich besteht es aus einem kostümirten militärischen Aufzuge und erinnert daher an die festlichen Um- und Auszüge, welche im Mittelalter von Zeit zu Zeit von den Bürgern der Städte gemacht wurden und bei denen sie vollständig ausgerüstet erscheinen mußten.

Wer von Neuenburg aus eine größere Wanderung unternehmen will, wendet sich dem Chaumont zu, einem mit Wald und Weide bedeckten Berg der Juratette, welcher das fruchtbare und dichtbevölkerte Val de Ruz (Rudolphs-Thal) vom Seegelände scheidet. Obwohl niedriger als der Chasseral (er erhebt sich nur 3620 Fuß über die Meeresfläche und etwa 2300 Fuß über den See) bietet er doch auf mehreren Stellen und namentlich auf seinem Gipfel die herrlichsten Aussichten. Fast bis zur höchsten Spitze führt ein kleiner Fahrweg und leicht läßt sich der Berg in zwei kleinen Stunden ersteigen, zumal eine Viertelstunde unter dem Gipfel sich für den müden Wanderer in einer Gastwirthschaft auf dem Pachthof Pourtalès einfache, aber schmackhafte Erfrischungen finden. Der vorzüglichste Standpunkt ist beim sogenannten Signal. Einem gewaltigen, glänzenden Spiegel gleich breitet sich im Vordergrunde der gewaltige Neuenburger See, mit denen der Bieler See



Nach Photographie arrangirt v. L. Rohbock. Fr. Müller sculp.

NEUCHÂTEL.

DER MARKTPLATZ.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

fast zusammen zu hängen scheint, aus, jenseits desselben, im Südost, zeigt sich der kleine See von Murten, alle drei an ihren Borden mit freundlichen Städtchen und Dorfschaften besetzt, darüber hinaus schweift der Blick über die weiten hügeligen Gelände der Kantone Bern, Freiburg und Waadt, deren Hauptstädte mit bloßem Auge deutlich erkannt werden. Hier reiht sich Dorf an Dorf, dort ziehen sich Wiesen und Moorflächen hin, da zeigt sich ein dunkler Wald, begrenzt von Ackerflächen oder Weiden, und Silberfäden gleich blitzen die Ströme der Aar und Saane, wenn der Strahl der Sonne auf sie fällt. Im Hintergrunde aber lagern finsterblickend und dunkelgefärbt die Vorberge vom Moléson an bis über die Stockhornkette hinaus und in der Gegend des Emmenthaler Berges Napf hinein, überragt von den höchsten Alpenfirnen, die ihre schneeigen, glänzend von der Sonne beleuchteten Häupter in die Bläue des Himmels hineinragen lassen. Fast keiner der höchsten Berge fehlt bei der Rundschau; dort im Süden lagert der mächtige Bergkönig Montblanc; dann reihen sich die vielgestaltigen Berge von Wallis, Freiburg und Bern an, dort im Osten schimmern die Gipfel von Unterwalden und Uri und ganz fern im Nordost der Säntis aus der Gruppe des Alpstein mitten im Lande Appenzell. Wer jemals von einem der Vorberge der Alpen an einem stillen klaren Sommerabend einen herrlichen Sonnenuntergang, verbunden mit Alpenglühen, genossen, der nur kann einen ungefähren Begriff haben von den Wundern und Effecten, welche dasselbe Phänomen für Denjenigen, der im Juli oder August auf dem Chaumont steht, zu bieten vermag.

Bevor wir nunmehr von Neuenburg aus in das Innere des Landes eindringen, verfolgen wir die anmuthige Straße am Seerand, welche südwärts nach Lausanne führt, bis zur Kantonsgrenze. Kaum haben wir die Stadt verlassen, so überschreiten wir den in den Felsen gebrochenen Ableitungs-Kanal des Seyon und erreichen darauf nach etwa einer Viertelstunde die schöne Serrieres-Brücke, welche im Jahre 1807 Berthier, Fürst von Neuenburg, erbauen ließ. In einem anziehenden Felsenthale ein wenig oberhalb der Brücke entspringt aus zahlreichen Rinnen und Ritzen des Gesteins die Serrieres-Quelle, sammelt sich sogleich zu einem klaren, schnellfließenden Bach, der einen hübschen Wasserfall macht und darauf die Räder mehrerer Mühlwerke und einer Fabrik in Bewegung setzt. Mitunter ist der Bach, der aus Sümpfen unterirdisch abfließen soll, nur sehr klein, plötzlich aber nach Regengüssen im Gebirge schwillt er außerordentlich an und stürzt dann schäumend und grollend unter dem 89 Fuß hohen Bogen der Brücke hindurch, um sich nach einem Laufe von nur zehn Minuten in den See zu ergießen. Anmuthig ist der Blick von der Brücke auf die Fabrikgebäude im Thalgrund und den See und malerisch liegt in der romantischen Gegend oberhalb der Schlucht auf mit Reben besetzter Anhöhe Schloß Beauregard, das seinen Namen durch die herrliche Aussicht, welche es bietet, rechtfertigt. Hier bei Serrieres wirkte zur

Zeit der Reformation Farel, einer der eifrigsten Glaubensverbesserer, bekannt durch seine erfolgreichen Predigten, welche er an das unter freiem Himmel zahlreich versammelte Volk richtete. Die Eisenbahn zieht hier durch einen Tunnel und geht darauf nach Auvernier, berühmt durch seinen ausgezeichneten weißen Wein, und nach dem auf einer Anhöhe reizend gelegenen Colombier, das ein altes Schloß und Reste römischer Bauwerke besitzt. Dann folgt Boudry, ein kleines Städtchen unweit vom See, einst der Hauptort der Kastellanei gleichen Namens und der Geburtsort Marat's, der durch seine schreckliche Thätigkeit während der französischen Revolution weltbekannt geworden ist. In der Nähe liegt bei Trois Rods eine interessante Tropfsteinhöhle und zwischen Colombier und Boudry öffnet sich das Thal Val Travers, in welchem die forellenreiche Reuse strömt. Ueberall in der Gegend zeigen sich auf den Hügeln Weinberge, von denen namentlich diejenigen bei Cortaillod einen vorzüglichen rothen Wein von vielem Feuer liefern. Auch Bevaix zeichnet sich durch seinen beliebteu Rebensaft aus. Auf der Höhe rechts oben liegt der Creux du vent, von dem die Anwohner behaupten, daß er das kommende Wetter verkündet. Unter dem Gipfel des Berges öffnet sich eine von senkrechten Felsen eingeschlossene mehrere hundert Fuß tiefe Schlucht, in der sich dann und wann dichte weiße Wölkchen zeigen, welche der sich an den Felsen stoßende Wind hin und her treibt und seltsam durcheinander wirbelt. Der Botaniker findet hier reiche Ausbeute an seltenen Pflanzen und einen Pfad, der ihn in 1½ Stunden abwärts in das für ihn ebenfalls wichtige Val Travers hinabführt. Von Bevaix gelangen wir auf Landstraße und Eisenbahn nach dem in einem Hain von Nußbäumen gelegenen weinreichen St. Aubin, zu dessen allerdings nur sparsam vorhandenen Merkwürdigkeiten Briefe von J. J. Rousseau, welche hier aufbewahrt werden, gehören. Nahe dabei an der Grenze des Kantons Waadt erhebt sich beim Dorfe Vaumarcus, in dessen Nähe vor der Schlacht von Grandson die Eidgenossen auf die Vorposten des burgundischen Heeres Karls des Kühnen stießen, das wohlerhaltene, im Besitz einer Familie Berns befindliche Schloß gleichen Namens mit einer prächtigen weiten Aussicht und schönen Garten-Anlagen.

Von Vaumarcus kehren wir nach Neuenburg zurück, um in das romantische, wasserarme und unfruchtbare Val Travers einzudringen. Es erstreckt sich drei Stunden weit, längs den Ufern der Reuse und besitzt etwa 4000 Einwohner, welche sich von Ackerbau, Uhrmacherei, Spitzenklöppeln und anderen Gewerben nähren. Unser Weg führt uns von der Hauptstadt des Kantons aus über Peseur, dessen schöne Aussicht auf den See und sein Gelände einen Augenblick aufhält, und über Corcelles nach Rochefort, in dessen Nähe die Straße durch einen engen Schlund in das Val Travers führt. Am Eingange des Passes stehen auf einem Felskopf die malerischen Reste des zerstörten Schlosses Rochefort. Dann kommen Brot und Noiraigue mit der düstern Schlucht des Noirvaux und endlich der Haupt-



LA CHAUX DE FONDS

zeit der Reformation Farel, einer der eifrigsten Glaubensverbesserer, bekannt durch seine erfolgreichen Predigten, welche er an das unter freiem Himmel zahlreich versammelte Volk hörte. Die Eisenbahn zieht hier durch einen Tunnel und geht dann nach Auvernier, berühmt durch seinen ausgezeichneten weißen Wein, und nach dem auf einer Anhöhe reizend gelegenen Colombier, das ein altes Schloß mit [illegible] römischen Mauerwerk besitzt. Dann folgt Boudry, ein kleines Städtchen gelegen am See, auch der Hauptort der Kastellanei gleichen Namens und der Geburtsort Marats, der durch seine schreckliche Thätigkeit während der französischen Revolution weltbekannt geworden ist. In der Nähe liegt bei Trois Rods eine sehenswerte Tropfsteinhöhle und zwischen Colombier und Boudry öffnet sich das Thal Val Travers, in welchem die forellenreiche Reuse strömt. Ueberall in der Gegend zeigen sich auf den Hügeln Weinberge, von denen namentlich diejenigen bei Cortaillod einen vorzüglichen rothen Wein von vielem Feuer liefern. Auch Bevaix zeichnet sich durch seinen trefflichen [illegible] aus. Auf der Höhe rechts oben liegt der Creux du vent, von dem die Anwohner behaupten, daß er das kommende Wetter verkündet. Unter dem Gipfel des Berges öffnet sich eine von senkrechten Felsen eingeschlossene mehrere hundert Fuß tiefe Schlucht, in der sich dann und wann dichte weiße Wölkchen zeigen, welche der sich an den Felsen stoßende Wind hin und her treibt und seltsam durcheinander wirbelt. Der Botaniker findet hier reiche Ausbeute an seltenen Pflanzen und einen Pfad, der ihn in 1½ Stunden abwärts in das für ihn ebenfalls wichtige Val Travers hinabführt. Von Bevaix gelangen wir auf Landstraße und Eisenbahn nach dem in einem Hain von Nußbäumen gelegenen weinreichen St. Aubin, zu dessen allerdings nur sparsam vorhandenen Merkwürdigkeiten Briefe von J. J. Rousseau, welche hier aufbewahrt werden, gehören. Nahe dabei an der Grenze des Kantons Waadt erhebt sich beim Dorfe Vaumarcus, in dessen Nähe vor der Schlacht von Grandson die Eidgenossen auf die Vorposten des burgundischen Heeres Karls des Kühnen stießen, das wohlerhaltene, im Besitz einer Familie Berus befindliche Schloß gleichen Namens mit einer prächtigen weiten Aussicht und schönen Garten-Anlagen.

Von Vaumarcus kehren wir nach Neuenburg zurück, um in das romantische, wasserarme und unfruchtbare Val Travers einzudringen. Es erstreckt sich drei Stunden weit, längs den Ufern der Reuse und besitzt etwa 4000 Einwohner, welche sich von Ackerbau, Uhrmacherei, Spitzenklöppeln und anderen Gewerben nähren. Unser Weg führt uns von der Hauptstadt des Kantons aus über Peseux, dessen schöne Aussicht auf den See und sein Gelände einen Augenblick aufhält, und über Corcelles nach Rochefort, in dessen Nähe die Straße durch einen engen Schlund in das Val Travers führt. Am Eingange des Passes stehen auf einem Felskopf die malerischen Reste des zerstörten Schlosses Rochefort. Dann kommen Brot und Noiraigue mit der düstern Schlucht des Noirvaux und endlich der Haupt-



L. Rohbock delᵗ J. Richter sculpᵗ

LA CHAUX-DE-FONDS.

(Neuchâtel)

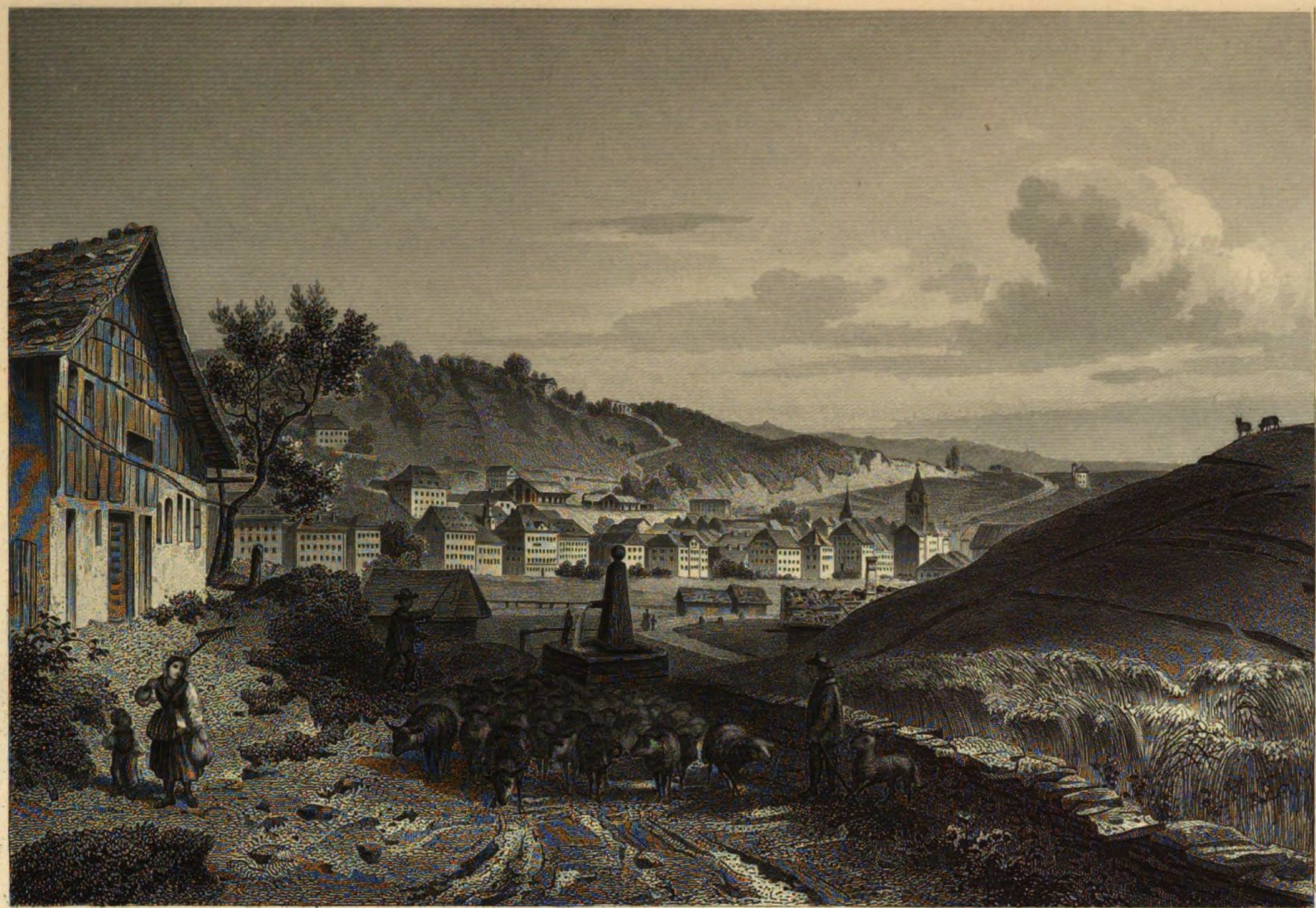
Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

ort des Val Travers, das schön gebaute Pfarrdorf Motiers mit dem einsam auf einem steilen Felsen gelegenen, von Bäumen beschatteten Schlosse der Barone von Travers, das später trotz seiner schönen Aussicht als Gefängniß dienen mußte. In der Nähe am Chasseron zeigt sich ein Wasserfall, bei welchem eine Höhle fünfzehn Minuten weit in den Berg hineingeht. Motiers dient häufig neuenburger Familien als Sommeraufenthalt, und hier ließ sich auch Jean Jaques Rousseau nach seiner Flucht aus Genf und nachdem 1762 das Parlament von Paris seine Verhaftung beschlossen hatte, für einige Zeit nieder. Selbst die republikanischen Berner wollten ihn nicht mehr zu Yverdon dulden und nur Keith, der preußische Gouverneur von Neuenburg, der Diener eines Fürsten, hatte für ihn noch eine Stätte. Zu Motiers verfaßte er die Lettres de la montagne, in denen er viel von den, zum Theil wohl nur eingebildeten Verfolgungen, die er hier zu erdulden hatte, erzählt. Anmuthiger noch als Motiers liegt in dem reizendsten Theile des Val Travers, das schöne, städtischgebaute Pfarrdorf Couvet, der Hauptsitz der Fabrikation der Gegend und der Geburtsort des 1807 verstorbenen, angesehenen Mechanikers Berthoud, welcher die Seeuhren für geographische Längenbestimmung erfand. Oberhalb des Dorfes in einer engen düstern Felsenkluft schwebt über dem Abgrunde eine Mühle, die Felsenmühle genannt, welche einen seltsamen Anblick gewährt. Hier streichen auf beiden Ufern der Reuse Straßen, welche sich bei Fleurier vereinigen und nach St. Sulpice führen. Bei diesem Ort ist das Thal schmal und wild und so eng wird es weiter oben bei dem Paß la Chaine, daß es durch eine noch vorhandene starke eiserne Kette gesperrt werden konnte. In der Nähe des Dorfes bricht aus einer Felswand die Reuse als starker wasserreicher Bach hervor; wahrscheinlich ist sie der Abfluß des Etalières-See, der seine Wasser unsichtbar entströmen läßt. Bis vor den Paß la Chaine drang im Jahre 1476 Karl der Kühne vor, vermochte aber nicht weiter thalabwärts zu gelangen, da ihn die Kette und eine Anzahl Schützen und Bauern, welche ihn von den Höhen herab unaufhörlich beschossen, aufhielten. Er mußte deshalb umkehren und statt auf Neuenburg auf Grandson vorgehen, wo er bekanntlich aufs Haupt geschlagen ward. Jetzt zieht sich die Straße an der engsten Stelle durch eine etwa siebenzig Fuß lange in das Gestein gesprengte Gallerie. Oberhalb des Engpasses durchläuft die Straße die sogenannte Combe de la Vuivra, den Kessel der Schlange, eine Vertiefung, welche durch die sie umschließenden Hügel gebildet wird. Der Sage nach war diese Stelle lange Zeit die Lagerstätte einer ungeheuren Schlange, welche die Straße dadurch völlig ungangbar machte, daß sie die Reisenden und ihre Thiere anfiel und verschlang. Endlich aber ward sie von Sulpice Reymond, einem kühnen Landmann, der den gefährlichen Kampf gegen den schrecklichen Wurm unternahm, getödtet. Was sich hinter der Sage verbirgt, läßt sich nicht klar feststellen; da indeß die wilden Sturz- und Bergbäche fast in allen Gegenden der Schweiz unter

dem Bilde von Drachen in den Sagen auftreten, so könnte Reymond leicht sich dadurch ein Verdienst um die Gegend erworben haben, daß er die wichtige, aber von Gewässern oft zerstörte Straße verbesserte oder einen Wildbach durch Dämme bezwang und gefahrlos machte. Doch unterlassen wir es lieber, an dieser Stelle Sagen zu erklären und sie dadurch des schimmernden Farbenspiels und des zarten Duftes zu berauben, in welche sie sich zu hüllen pflegen, so lange man sie nicht mit rauher Hand berührt. Jenseit der Combe de la Vuivra führt die Straße an den Resten eines angeblich römischen Thurmes, der vorzugsweise la Tour genannt wird, vorüber, nach les Verrieres suisses, dem großen schweizerischen Grenzorte, welches mit dem französischen Verrieres de France fast zusammenhängt, und sich gleich diesem hauptsächlich von Viehzucht nährt. Mit demselben haben wir das Ziel unserer Wanderung erreicht und kehren in kürzerer Zeit, als wir zu unserer Herwanderung auf der Landstraße gebraucht, auf der tunnelreichen das Val Travers durchziehenden Eisenbahn der Gesellschaft Franco-Suisse nach Neuenburg zurück.

Ein anderes interessantes Thal des Kantons, welches gleich dem Val de Travers Beachtung verdient, ist das Val de Ruz, deutsch Rudolphsthal genannt. Von dem Seyon durchflossen und durch die Kette, in welcher Chaumont und Chasseral sich erheben, vom Seegelände getrennt, zieht es sich in fast nördlicher Richtung nach dem St. Immerthal empor und ist in freundlichster Weise von Wiesen, kleinen Wäldchen und Hainen und niedlichen Häusergruppen erfüllt. Von Neuenburg führt die Straße am Fuß des Chaumont aufsteigend an reizenden Blicken auf den See vorüber und durch schöne Eichwäldchen hoch über die Schlucht des Seyon empor in das Thal dieses Stroms und darauf nach dem Städtchen Valangin (deutsch Valendys), das im tiefsten Theil des Thalgrundes in schauerlicher und düsterer, fast mehr als wildromantischer Gegend am Seyon liegt. Die Stadt ist uralt und besitzt ein im Jahre 1153 erbautes starkes und hohes Schloß mit mächtigen viereckigen Thürmen, in dem einst die Grafen von Valengin aus der Familie der Grafen von Neuenburg wohnten. Jetzt dient es als Gefängniß und zu verschiedenen Verwaltungszwecken. Schon in frühester Zeit erhielt die im Jahre 1352 gestiftete Bürgerschaft große Vorrechte, an denen sie stets festgehalten hat und die noch vor zehn Jahren zu großen, auch im Ausland öffentlich besprochenen Streitigkeiten geführt haben; unter andern gehörte zu ihren Privilegien, daß das Bürgerrecht bis 1856 nur von den Fürsten des Landes als Nachfolger der Grafen, also nur vom Könige von Preußen verliehen werden konnte. Interessant sind die Bildnisse der Fürsten aus dem Hause Hohenzollern im Stadthause. Unterhalb der Stadt, von welcher aus der Chaumont leicht erstiegen werden kann, beginnt der lange, 1841 erbaute Stollen, durch welchen der Seyon in den Neuenburger See geleitet wird. Von hier ab hält sich die Straße auf der linken Thalseite und zieht, Fenin zur Seite lassend, über Savagnier auf guter Fahrstraße nach





L. Rohbock delt C. Rohrich sculpt

LE LOCLE.

(Neuchâtel)

dem großen Dorfe Dombresson, in dessen Nähe ein nicht unbeträchtlicher Fund an römischen Silbermünzen aus der Zeit des Tiberius und seiner Nachfolger gemacht worden ist. Jedenfalls war die Gegend zu römischer Zeit nicht viel weniger cultivirt als gegenwärtig, was auch der römische Weg beweist, der weiter thalaufwärts bei Villiers, dem nächsten Dorfe, entdeckt ward. Jetzt verengt sich die Straße und führt durch eine schmale Schlucht nach dem letzten Dorfe im Val de Ruz, nach Paquier, in dessen Nähe der Seyon entspringt, und darauf über den bernerischen Weiler Pontins, von dem aus der Chasseral erstiegen zu werden pflegt, in Windungen abwärts nach der Ortschaft St. Imier im Val d'Imier.

Ein anderer Weg, welcher von Neuenburg aus ebenfalls über Valangin und wenigstens durch einen Theil des Val de Ruz zieht, ist die der Eisenbahn wegen jetzt nicht mehr stark benutzte Poststraße nach Chaux-de-Fonds. Jenseits Valangin bemerken wir zuerst im Val de Ruz die vor einer Reihe von Jahren begründete großartige Kattunfabrik Borcarderie mit einer auf den Trümmern einer alten Burg erbauten Villa, welche so zusammengestellt den immensen Unterschied zwischen Mittelalter und neuester Zeit und den Sieg des Bürgerthums über den Adel deutlich genug hervorheben, ferner die Stätte des während der Kämpfe der Neuenburger Grafen mit den Bischöfen von Basel von Grund aus zerstörten Städtchens Bonneville, dann Dorf Boudevilliers und nordwärts davon les Fontaines, wo einst die ansehnliche Abtei Fontaine St. André stand und in neuerer Zeit David Maillardet, Verfertiger berühmter Automaten und eines Perpetuummobile lebte. Aus dem Thalgrunde, den sie bisher durchzog, steigt nun die Straße über les Hauts Geneveys, einem von Genfer Ausgewanderten angelegten Dorfe, auf die Höhe von les Loges, bei dessen Wirthshause Vue des Alpes, das fast 4000 Fuß Meereshöhe besitzt, sich eine großartige und weite Aussicht über die Thäler des Neuenburger Landes, den Jura, die Vogesen, den Neuenburger See und die gewaltige Alpenkette öffnet. Prächtiger noch und weiter ist die Aussicht auf den 300 Fuß höheren, mit Weiden bedeckten Tête du Rang, der mit schönen, saftig grünen Triften bedeckt ist. Von les Loges zieht sich die schöne Straße in der Einsattlung zwischen der Tête de Rang und dem Mont d'Amin an einem Wirthshause im obersten Theile des von bewaldeten Bergreihen eingeschlossenen Sagnethales vorüber quer durch einige kleine, stille Thäler und über mehrere Höhen auf- und absteigend in fast zwei Stunden nach La Chaux-de-Fonds, wo auch die Straße von Pruntrut und Delsberg nach Locle über Laferière, in dessen Nähe sie die Kantonsgrenze überschritten hat, eintrifft.

Chaux-de-Fonds liegt nicht weniger als 3075 Fuß über dem Meere in einem Hochthale, dessen westliche gegen den Doubs hin gelegene Wasserscheide die Schweiz von Frankreich scheidet. Wohl schwerlich hat sich irgendwo eine Industrie eine ungünstiger gelegene Stätte gesucht, als hier; wir finden ein rauhes Hochthal,

einförmig und öde mit steinigem Boden, ohne Obst und Laubholz, kaum Gerste und Hafer und etwas Gemüse bietend, mit kurzem Sommer und sehr langem, strengem Winter; nur mit großen Kosten lassen sich (denn fast Alles muß von nah und fern herbeigeführt werden) die Lebensbedürfnisse befriedigen, es fehlt überall an Bequemlichkeiten, kostspielig werden die Wohngebäude hergestellt, von Naturschönheiten ist kaum die Rede. Und dennoch zählt das Dorf, — als Stadt gilt trotz seiner Größe Chaux=de=Fonds nicht — 17000 Einwohner und ist sogar die schönste und reichste Landgemeinde der ganzen Schweiz, dennoch bildete sich in ihm eine weltbekannte Industrie von eminenter Bedeutung aus, deren Leiter nach allen Erdtheilen und Weltgegenden massenhaft ihre Fabrikate versenden.

Noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war La Chaux=de=Fonds sehr klein; von da fing es an, sich beträchtlich auszudehnen. Schlecht und unregelmäßig gebaut, brannte es 1794 vollständig ab und wurde nun viel schöner und regelmäßiger wieder hergestellt. Im Jahre 1827 waren etwa 5920 Einwohner vorhanden, 1834 aber 6500 und jetzt zählt es mehr als zwei einhalbmal soviel. Alle seine Einrichtungen sind städtische; an graden Straßen, welche vom Marktplatze sternförmig auslaufen, stehen schöne ansehnliche Häuser, von denen manche palastähnlich sind und von der Wohlhabenheit und dem Reichthum ihrer Eigenthümer zeugen; eine hübsche ovale Kirche, die an Stelle einer kleinen, in dieser einst einsamen Gegend St. Hubertus, dem Schutzpatron der Jäger geweihten Kapelle getreten ist, ist vorhanden und außerdem gibt es ein Casino mit Lesekabinet und Ballsaal, in dem auch theatralische Vorstellungen gegeben werden, eine Freimaurer=Loge, Cercles, ein Post= und Telegraphen=Büreau, Gasbeleuchtung, eine Badeanstalt, schöne Hôtels, gute Schulen und dergleichen mehr. Sehenswerth sind die kunstvolle Wölbung der Kirche und das von Ducommun gefertigte Planetarium. Auch eine deutsche Kirche neben der französischen besteht seit einer Reihe von Jahren. Natürlich ist alles möglichst auf die Industrie des Ortes berechnet und selbst die Schulen dienen ihr durch die Richtung auf die Technik, die man ihnen gegeben hat. Neben Locle ist La Chaux=de=Fonds der Hauptsitz der Uhrenfabrikation; der größte Theil seiner Bewohner beschäftigt sich mit ihr und einigen Gewerben, welche dieser Industrie dienen oder nahe stehen, wie z. B. den Gewerben der Goldarbeiter und Verfertiger von Bijouterie=Waaren, der Vergolder, Bildschnitzer, Maler, Ebenisten u. s. w. Bedeutende Kapitalien sind deshalb auch in La Chaux angesammelt und thätig und jeden Mittwoch ist ein Hauptgeschäftstag, da sich dann die Kaufleute aus den benachbarten Thälern, wie z. B. St. Immerthal, Val Travers u. s. w. zahlreich einfinden.

Andere Merkwürdigkeiten als solche, welche die mit so vieler Ausdauer, so vielem Geschick, so vielem Kunstfleiß und so wohl verdientem Glück betriebene Industrie in ihren Werkstätten und Magazinen bietet, hat La Chaux nicht. Doch



einförmig und öde mit steinigem Boden, ohne Obst und Laubholz, kaum Gerste und Hafer und etwas Gemüse bietend, mit kurzem Sommer und sehr langem, strengem Winter, nur mit großen Kosten lassen sich (denn fast Alles muß von weit und breit herbeigeführt werden) die Lebensbedürfnisse befriedigen, es fehlt überall an Bequemlichkeiten, kostspielig werden die Wohngebäude hergestellt, von [illegible] ist kaum die Rede. Und dennoch zählt das Dorf, — als Stadt gilt das stolze Chaux-de-Fonds nicht — 17000 Einwohner und ist sogar die größte und reichste Dorfgemeinde der ganzen Schweiz, dennoch bildete sich in ihm eine weltbekannte Industrie von eminenter Bedeutung aus, deren Leiter nach allen Welttheilen und Weltgegenden massenhaft ihre Fabrikate versenden.

Noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war La Chaux-de-Fonds sehr klein; von da fing es an, sich beträchtlich auszudehnen. Schlecht und unregelmäßig gebaut, brannte es 1794 vollständig ab und wurde nun viel schöner und regelmäßiger wieder hergestellt. Im Jahre 1827 waren etwa 5920 Einwohner vorhanden, 1834 aber 6000 und jetzt zählt es mehr als zwei einhalbmal soviel. Alle seine Einrichtungen sind städtische; an graden Straßen, welche vom Marktplatze sternförmig auslaufen, stehen schöne ansehnliche Häuser, von denen manche palastähnlich sind und von der Wohlhabenheit und dem Reichthum ihrer Eigenthümer zeugen, eine hübsche ovale Kirche, die an Stelle einer kleinen, in dieser einst einsamen Gegend St. Hubertus, dem Schutzpatron der Jäger geweihten Kapelle getreten ist, ist vorhanden und außerdem gibt es ein Casino mit Lesekabinet und Ballsaal, in dem auch theatralische Vorstellungen gegeben werden, eine Freimaurer-Loge, Cercles, ein Post- und Telegraphen-Büreau, Gasbeleuchtung, eine Bahnstation, schöne Hôtels, gute Schulen und dergleichen mehr. Sehenswerth sind die kunstvolle Wölbung der Kirche und das von Ducommun gefertigte Planetarium. Auch eine deutsche Kirche neben der französischen besteht seit einer Reihe von Jahren. Natürlich ist alles möglichst auf die Industrie des Ortes berechnet und selbst die Schulen dienen ihr durch die Richtung auf die Technik, die man ihnen gegeben hat. Neben Locle ist La Chaux-de-Fonds der Hauptsitz der Uhrenfabrikation; der größte Theil seiner Bewohner beschäftigt sich mit ihr und einigen Gewerben, welche dieser Industrie dienen oder nahe stehen, wie z. B. den Gewerben der Goldarbeiter und Verfertiger von Bijouterie-Waaren, der Vergolder, Bildschnitzer, Maler, Ebenisten u. s. w. Bedeutende Kapitalien sind deshalb auch in La Chaux angesammelt und thätig und jeden Mittwoch ist ein Hauptgeschäftstag, da sich dann die Kaufleute aus den benachbarten Thälern, wie z. B. St. Immerthal, Val Travers u. s. w. zahlreich einfinden.

Andere Merkwürdigkeiten als solche, welche die mit so vieler Ausdauer, so vielem Geschick, so vielem Kunstfleiß und so wohl verdientem Glück betriebene Industrie in ihren Werkstätten und Magazinen bietet, hat La Chaux nicht. Doch



L. Rohbock delt.　　　　A. Fesca sculpt.

LES MOULINS SOUTERRAINS DES ROCHES.　　DIE UNTERIRDISCHEN MÜHLEN BEI LE LOCLE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

mag man die Bande noire besuchen, eine Quelle östlich vom Dorfe, welche sogleich einen starken Bach bildet, der sich in kurzer Zeit unter der Erde verliert, aber dennoch einige von dem geschickten Moses Peter Gentil erbaute Mühlen treibt, deren Räder sechszig Fuß unter der Erde stehen. Oder man mag auf die Hügel steigen, welche den Ort einschließen, und hübsche Blicke auf seine Straßen, seine schönen von niedlichen Gärten umgebenen Häuser, seine grünen Wiesen und die dunklen Tannenwälder bieten, oder endlich nach Maison Monsieur am Doubs und durch eine an schauerlichen Effecten und Ansichten reiche Gegend wandern.

Von Neuenburg führt jetzt nach La Chaux neben der Landstraße eine Eisenbahn, die auch nach Locle hinüberleitet. Da sie in einer Entfernung von wenigen Stunden bedeutend ansteigen und über mehrere Thäler und Bergketten fortgehen muß, so ist sie außerordentlich reich an Kehren, Curven und Tunnels, von welchen letzteren einige eine sehr bedeutende Länge haben. Sie hat deßhalb auch sehr große Kosten verursacht, so große, daß sie nicht zu rentiren vermag und die Inhaber der Actien und Obligationen des Jura-Industriel, sowie der Staat und die Gemeinden La Chaux und Locle, welche ihre Herstellung mit großen Opfern förderten, enorme Summen eingebüßt haben. Valangin berührt sie nicht. Von dem ziemlich hochgelegenen Bahnhof bei Neuenburg geht sie vielmehr durch Tunnels und Spitzkehren über Chambreliee und Coffrane nach Haute Geneveys und Convers und von dort nach La Chaux, das sie in zwei Stunden erreicht. Läge sie nicht außerhalb der Tour der meisten Reisenden der Schweiz, sie würde oft besucht und was sie in vollem Maaße verdient, als Werk und Zeugniß menschlicher Energie und Geschicklichkeit bewundert werden.

Besuchen wir sogleich von Chaux-de-Fonds aus die zweite große Stätte der Uhrenindustrie, Locle, wohin uns die Eisenbahn und die Fahrstraße führen. Die letztere leitet durch das hochgelegene Thal les Eplatures an zahlreichen hübschen Häuschen und an der aussichtreichen Hochwacht Le Crêt vorüber absteigend nach Verger und von dort nach Locle hinein. Kleiner als La Chaux-de-Fonds (es zählt etwa 9000 Einwohner) liegt es in einem hohen, rauhen aber gesunden Wiesenthal, in dem das Flüßchen Bied strömt und bildet einen hübschen, ganz städtisch gebauten Marktflecken, der sich mit der Herstellung aller Arten von Uhren, der billigsten, wie der schönsten und kunstreichsten und außerdem mit der Fabrikation der zur Uhrmacherei gehörigen Werkzeuge, mit Gold- und Silberarbeiten, mit Elfenbeinschleiferei, mit dem seit langer Zeit heimischen Spitzenklöppeln, und mit der Anfertigung von Handschuhen beschäftigt. Weniger Handel treibend als Chaux zeichnete Locle sich stets durch die große Zahl seiner geschickten Arbeiter und Künstler und durch ausgezeichnete, oft peinlich genaue und gute Arbeit aus. Wie dort fehlt es auch hier nicht an gemeinnützigen Anstalten, welche die Gemeinde und einzelne Menschenfreunde hergestellt haben; die wichtigste ist die von einem Fräulein

Calame gegründete Armen-Erziehungs-Anstalt für etwa zweihundert verwahrloste Kinder. Auch eine Freimaurer-Loge ist vorhanden.

Wer die Uhrmacherei näher kennen lernen will, der thut wohl, bei einem Besuche der Werkstätten Locle vor La Chaux-de-Fonds den Vorzug zu geben; er findet hier alles Interessante vereinigt, und stets bereitwillige Männer, die ihn, wo er es nur wünscht, einführen. Erst hier bekömmt man in den großen und kleinen Ateliers einen richtigen Begriff davon, wie weit die Theilung der Arbeit getrieben werden kann und welchen Nutzen sie gewährt; selbst die kleinsten Gegenstände, wie Schrauben, Zeiger, gewisse Rädchen, Uhrschlüssel u. s. w. beschäftigen ausschließlich viele Arbeiter, welche sie jahraus jahrein herstellen, ohne auf andere Gegenstände überzugehen. Da gibt es Arbeiter für Federn, für Platten, Ciselirer und Guillocheurs, Graveure, Zifferblattmacher, Vergolder, Ebenisten, Schnitzer in Holz und Elfenbein u. s. w. und unter ihnen ausgezeichnete Künstler in ihrem Fache, welche regelmäßig Jahrzehnde hindurch nur einen Artikel und diesen nicht selten in der ganz gleichen Form und Art verfertigen, von denen er in die Ateliers übergeht, welche sich mit der Zusammensetzung der Uhren und Chronometer beschäftigen und in denen die eigentlichen Uhrmacher angestellt sind. In dieser einfachen fabrikmäßigen Weise werden brauchbare Uhren hergestellt, welche nur wenige Franken kosten, neben Uhren von enormem Werth und von der Größe einer Bohne oder sogar einer Erbse, welche an Stelle eines Edelsteins in einen Fingerring eingefaßt werden können, und neben jenen Schiffs- und Compaß-Uhren, deren Genauigkeit unübertrefflich ist, freilich aber auch nur durch den unausgesetzten Fleiß der besten und zuverlässigsten Arbeiter erzielt werden kann. Wie weit die Kunstfertigkeit der Männer von Locle geht, davon nur ein Beispiel: man verfertigt stählerne Uhrfedern von so außerordentlicher Feinheit, daß ein einziges Pfund derselben, wenn es hergestellt werden sollte, viele Jahre Arbeit und etwa achtmalhundert tausend Thaler kosten würde. Schwerlich gibt es noch mehrere andere Industrien, welche aus ebenso geringwerthigem Stoff Waaren von verhältnißmäßig ebenso großem Verkaufswerth herzustellen vermögen. Daß im Neuenburger Jura neben den Männern auch Frauen und Kinder zahlreich industriell beschäftigt sind, haben wir bereits erwähnt; auch in Locle ist dies der Fall, wo namentlich den Frauen viele Arbeiten, welche Geschicklichkeit und Sorgfalt, feine Finger und zarte Behandlung erfordern, wie z. B. die Schleiferei der kleinen, an den Uhren verwendeten Edelsteine (Rubine u. s. w.) zugetheilt sind. Daß der Verdienst der Arbeiter-Familien sich in der Regel ziemlich hoch stellt, ist leicht begreiflich; indeß ist das Leben in La Chaux und Locle auch nicht billig und außerdem lieben es die Arbeiter, in guter Zeit mit dem verhältnißmäßig leicht verdienten Geld nicht zu sparen. Gewonnen und zerronnen reimen sich auch hier nicht selten und wer heut im Ueberfluß schwelgt, muß morgen für seinen Unterhalt streng arbeiten.

Zu den Merkwürdigkeiten von Locle gehören die in der That interessanten unterirdischen Mühlen, welche im Kanton Neuenburg in ihrer Art zwar nicht selten sind, aber doch kaum irgendwo in gleicher origineller Lage vorkommen. Im obern Theil des Thals, in welchem der Ort liegt, entspringt das Flüßchen Bied in der Nähe der jetzt häufig besuchten, seit 1825 benutzten Bäder von Combe Girard. Es fließt durch einen 150 Fuß tief in den Boden gehenden Felsenriß, in welchem drei Mühlen über einander gebaut sind; das Räderwerk derselben liegt zum Theil hundert Fuß unter der Erde und kann, indem man durch eine Wohnung passirt, nur auf einer in den Fels eingehauenen feuchten und schlüpfrigen Treppe und durch kalte finstre Stollen mühsam erreicht werden. Wer gern schauerliche Scenen erlebt, mag in eine möglichst wasserdichte Kleidung gehüllt die seltsame Wanderung in die Tiefe schon versuchen; sie wird ihm einen lebendigen Eindruck jedenfalls hinterlassen; denn in den düstern, nassen, unheimlichen Felsenspalten und Klüften tropft hier, plätschert da, braust dort das niederfallende Wasser und arbeiten rastlos dumpftönend und rasselnd die Räder und die Gestänge, welche letztere die Bewegungskraft nach oben fortpflanzen. Wer nicht feste Nerven hat, wird sich des Grauens und des Frostes kaum erwehren können. Trotz des Abflusses durch die Spalte versumpfte früher der Bied das Thal; man brach deshalb in den Jahren 1802 bis 1806 durch den sogenannten Cul des roches nördlich von den Mühlen einen etwa 800 Fuß langen Stollen, durch welchen nun das Flüßchen in den Doubs hinüberfließt.

Aber auch noch andere Sehenswürdigkeiten hat der Ort. Da ist Rochesendue, ein Fels, den man der bequemen Straßenverbindung wegen durchbrochen hat, mit einer originellen Aussicht auf den Doubs, seine Schluchten und den benachbarten französischen District, und ferner die Höhe Cret-Vaillant, auf welcher nach der Volkssage 1476 eine Anzahl Frauen aus Locle eine Beute suchende Schaar wilder burgundischer Krieger angriff und muthvoll in die Flucht schlug. Noch wird die bei dieser Gelegenheit erbeutete Fahne in der Kirche von Locle aufbewahrt. Ob die Sage thatsächlich begründet ist, läßt sich freilich nicht entscheiden; fast in jedem Kanton der Schweiz gibt es mehrere Ortschaften, deren Frauen sich in Kämpfen und Schlachten der früheren Zeit vor den Männern hervorgethan haben sollen. Aber unglaublich ist sie wenigstens nicht. Die neuere Zeit, namentlich die Kämpfe am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beweisen, daß die schweizerischen Frauen, wenn es gilt, Schwert und Büchse muthig zu brauchen wissen. Da ist ferner an der französischen Grenze das hübsche Dorf Les Brenets. In seiner Nähe bildet der Strom einen kleinen, von schönen Felsen malerisch umschlossenen Teich, als dessen Ausfluß er den Doubssprung (Saut du Doubs) einen achtzig Fuß hohen sehenswerthen Kataract in wilder schauerlicher Gegend macht; in seiner Nähe liegt auch die Höhle Tosière mit ihren von der Natur gebildeten Tischen

und Bänken und dem eigenthümlichen, starken Wiederhall, der als die größte Merkwürdigkeit des Gebirges von den Anwohnern seit alter Zeit betrachtet wird.

Durch eine öde, unfruchtbare Gegend führt eine Fahrstraße über zwei Weiler nach dem Pfarrdorf Chaux de Milieu, das trotz seiner traurigen Lage die Wohnstätte einer Anzahl fleißiger Arbeiter ist, welche sich mit der Anfertigung der sogenannten Kettchen in den Taschenuhren beschäftigen. Südwestwärts zieht sich von hier die Straße durch das lange, schmale, von einförmigen Hügeln eingefaßte Brevine-Thal nach dem Dorfe Brevine und seinem schwefelhaltigen Bade, und von dort aus an dem See von Etalières vorüber nach Verrières und von dort nach Pontarlier im französischen Departement des Doubs. Der kleine See entstand den Chroniken zufolge im vierzehnten Jahrhundert durch eine Erdsenkung und treibt ein Mühlenwerk, das andern des Kantons ähnlich in einem tiefen Schlunde aufgerichtet ist; einen sichtbaren Abfluß besitzt er nicht, aber unterirdisch sollen, wie man festgestellt haben will, seine Gewässer unter den Bergen fort nach St. Sulpice im Val Travers fließen und dort eine der Quellen des Thalstroms Reuse bilden. Die Anwohner erzählen, daß man auf dem Grunde des Sees bei klarem ruhigen Wetter noch die Stämme der kräftigen Bäume sehr wohl erkennen könne, welche einst an seiner Stelle grünten. Bei Bemont erhebt sich auf der Gränze Frankreichs der Berg Gros Taureau, über welchen ein Fußweg nach Pontarlier geht; die Straße aber zieht sich über die Einsattlung Col Cernille (3640 Fuß über dem Meere) und an ihrem stillen Wirthshause vorüber in Kehren absteigend nach den beiden Dörfern Les Bayards, deren auf den Höhen zerstreut aufgebaute Häuser von frischen Wiesen und mit düsterem Nadelholz begrenzten Weiden umgeben sind. Hübsche Aussichten nach Westen hin auf die französische Landschaft jenseits des Doubs bieten sich oberhalb der Ansiedelungen. Eine halbe Stunde später ist Verrières Suisses, der Grenzort gegen Frankreich und bald nachher die Grenze selbst erreicht.

Damit ist unsere Wanderung durch den Kanton Neuenburg fast vollendet; nur noch einen flüchtigen Blick haben wir auf die Straße zu werfen, welche von Chaux de milieu und Locle nach Neuenburg leitet. Von beiden Ortschaften führen Straßen über Anhöhen nach Les Ponts im wiesen- und torfreichen Thal von La Sagne, das 4 Stunden lang sich zwischen bewaldeten Bergreihen hinstreckt und in dem hauptsächlich Viehzucht und Alpenwirthschaft getrieben wird. In seinem Hauptorte, der sich an der Uhren- und Spitzen-Industrie betheiligt, ward im Jahre 1665 der Wohlthäter der Hochthäler des Kantons, jener Bauernsohn Richard geboren, welcher die Uhrmacherkunst zuerst einführte und zur Blüthe brachte. Von Ponts aus steigt die Straße wiederum an und erreicht die Höhe Tourne, auf welcher die Felsspitze Tablette eine herrliche Aussicht auf den Neuenburger See und seine Gelände gewährt. Im Innern des Berges befinden sich Grotten mit

interessanten Tropfsteingebilden. Die übrigen Weiler und Ortschaften rechts und links von den Fahrstraßen bieten nichts Sehenswerthes; schnell eilen wir an ihnen vorüber und treffen bald auf der Straße aus dem Val Travers in Neuenburg ein, von welchem uns ein schnellsegelndes Boot über den freundlichen Neuenburger See in den Kanton Freiburg hinüber führen soll.

Neue Bilder erwarten uns dort im Thal der Saane und in den Vorbergen des Hochgebirges, aber nicht freundlichere, wenn wir den Blick auf Land und Leute, auf Thun und Treiben, Glauben und Wissen, Wollen und Schaffen der Menschen lenken. Mag auch der Kanton Neuenburg kleiner sein als andere, mag auch sein Gebiet weder durch Fruchtbarkeit noch durch Reize der Natur eine erste oder zweite Stelle in Anspruch nehmen können: in einer Hinsicht steht es, wenn von der Schweiz gesprochen wird, oben an. In der geistigen und industriellen Regsamkeit seiner Einwohner übertrifft ihn kein anderer Kanton, stehen nur wenige mit ihm auf gleicher Linie. Und daß er da nicht zurückschreiten, sondern noch weiter vordringen wird, dafür bürgt der Charakter seines Volkes, der Geist, der seine Institutionen durchweht, die Bildung, welche sich immer mehr verbreitet und vertieft. Ehre den wackern Männern, welche dem Volke von Neuenburg durch Intelligenz, Freisinn, Liebe zu Wissenschaft und Kunst und industrielle Betriebsamkeit vorgeleuchtet haben und vorleuchten!

Der Kanton Freiburg.

Im Hochgebirge des Kantons Bern nordwärts von der Alpenkette entspringt am Oldenhorn und Wildhorn der Bergstrom der Saane (französisch Sarine genannt), um, nachdem er zuerst nordwestlich, dann südwestlich geflossen, endlich in fast nördlicher Richtung durch das breite hügeliche Gelände dahinzuströmen, welches von der Dent de Jaman und dem Mont Pélerin an bis an das große Aarberger Moos in der Mitte zwischen den Hochalpen und der Jurakette gelegen ist. Seine Ufer und diejenigen seiner kleineren und größeren Nebenbäche bilden den Kanton Freiburg, so genannt von der Hauptstadt Freiburg; einst aber hieß die Gegend das Uechtland, oder auch seiner Oede wegen Oedland und die Schriftsteller nannten es Nuithonia, weil in seinem Gebiet ein alter Volksstamm, der der Nuithonen, gesessen haben sollte. Vorherrschend ein Hügelland, dessen südöstlicher Theil allein Berge, welche über die Schneelinie emporragen, enthält, dehnt sich der Kanton in der Breite ebensowohl als in der Länge aus und umfaßt etwa 28 Quadrat-Meilen, in denen mehrere Städte und Flecken und eine große Zahl von Dorfschaften und kleineren Gemeinden und Weilern belegen sind. Auch seine Einwohnerzahl ist nicht gering. Aber dennoch und trotz der Fruchtbarkeit des Landes und seiner günstigen Lage spielt er in der Schweiz fast in jeder Hinsicht nur eine untergeordnete Rolle und auch für den Touristen tritt er gegen die meisten andern Kantone weit zurück und ward daher selbst damals, als noch keine Eisenbahn aus Bern in wenigen Minuten nach Waadt, Genf und Wallis hinüberführte, in der Regel ohne Aufenthalt durchflogen.

Wie bei Bern, Zürich und Solothurn knüpft sich die Geschichte des Kantons an diejenige der Stadt an, aber diese war erst im zwölften Jahrhundert gegründet. Von der ältesten Geschichte des Landes in keltischer und römischer Zeit ist sehr wenig bekannt; dieselbe fällt mit der Geschichte der südwestlichen Schweiz zusammen. Als die Burgunder in die Schweiz eindrangen, setzten sie sich auch an der Saane fest. Später gehörte das Uechtland zu Klein-Burgund und kam so an die Herzöge von Zähringen, welche, wie es scheint, hier ebenso wie in Bern vielfach in Streitigkeiten mit den kleinen Herren verwickelt waren. Wie später Berthold V. Bern, so gründete mit Rücksicht auf die Befestigung seiner Macht Berthold IV. 1478 auf einer von der Saane umflossenen Felshalbinsel die feste Burg Freiburg, die freie Burg an der Saane. Als die Zähringer ausstarben, fiel Freiburg nicht gleich Bern an das Reich, sondern kam an die mächtigen Grafen von Kyburg, welche ihm die Schultheißen setzen. Nach und nach erwarb sich die Stadt manche neue Freiheiten und 1249 vermehrte wiederum dieselben Graf Hartmann, indem er zugleich durch Ueberweisung des Landes im Umkreise von drei Stunden um die Stadt, der sogenannten alten Landschaft, den ersten Grund zur Bildung des Kantons legte. Von den Grafen von Kyburg kam Freiburg an das verwandte Haus Habsburg; auch Kaiser Rudolph von Habsburg bestätigte die Rechte und Freiheiten der Stadt. Unglücklicherweise führte dies Verhältniß zu den habsburgischen Grafen zu heftigen Fehden zwischen den früher verbündeten Schwesterstädten Freiburg und Bern, in denen beide sich oft schwer schädigten und gegenseitig ihre Gebiete verwüsteten. Namentlich auch bei Laupen stritt Freiburg gegen die bereits in schnellem Aufschwung begriffene Aarestadt und, als die Schlacht geschlagen war, bedeckten ruhmlos sein Schultheiß und viele seiner ältesten Bürger das Schlachtfeld. Erst zwei Jahre nachher kam es zwischen Bern und Freiburg zum Frieden. Trotzdem später die glückliche Entwickelung des bereits angesehenen eidgenössischen Bundes auch wohl Freiburg zum Beitritt verlocken mochte, trotzdem ferner von Seite Savoyens fortwährend Schritte geschahen, um die Stadt an sich zu ziehen: Freiburg blieb den Habsburgern dennoch treu und nur zum Schutz gegen Angriffe des benachbarten Adels, welchem die aufblühende Stadt ein Dorn im Auge war, schlossen im Jahre 1403 die Freiburger einen Bund mit den Bernern, der sie mehr als je einander näherte. Aber sie wurden für ihre Anhänglichkeit nicht oder vielmehr schlecht belohnt; die später sprüchwörtlich gewordene Undankbarkeit Habsburgs traf auch sie in vollem Maaße. Albrecht von Oesterreich, welchem es mißfiel, daß viele Bürger sich Savoyen zuneigten, andere an dem Bund mit Bern festhielten, ließ eines Tages den Schultheißen, andere Beamte und viele Bürger verhaften und fortführen. Die meisten derselben kamen, da der verschwenderische Herzog stets Geld brauchte, gegen hohes Lösegeld wieder frei. Schließlich entließ Albrecht im Jahre 1450 die Freiburger ihres

Eides und nun wandten sie sich Savoyen zu, dessen Fürst bisher die Bürger oft bedrängt hatte, nun aber der herabgekommenen Stadt kräftigen Beistand lieh und namentlich auch die unzufriedenen Berner, welche ungern die savoysche Macht mehr und mehr anwachsen sahen, zufrieden stellte. Schnell entwickelte sich von jetzt ab die Stadt, die Zahl der Bürger vermehrte sich durch Wiederkehr aus der Fremde und Zuzug, Gewerbe wurden eingeführt und blühten auf und bald zeigte sich ein Wohlstand, den Freiburg bisher nicht gekannt hatte. Da zogen sich plötzlich schwere Wetterwolken zusammen; der Krieg der Eidgenossen gegen den mächtigsten Gegner, der die Schweiz je bedroht, gegen Karl den Kühnen von Burgund brach aus. Glücklicher Weise faßte die Stadt bald und ohne großes Bedenken einen weisen Entschluß. Trotzdem das Haus Savoyen, dessen Oberherrschaft sie noch immer unterworfen war, sich mit dem burgundischen Fürsten innig verbündete, stellte sich Freiburg auf die Seite der Eidgenossen und focht so bei Grandson, Murten und Nancy an der Seite Bern's und der Urkantone muthvoll und siegreich. Damit war Freiburg's künftiges Schicksal entschieden. Yolantha von Savoyen verzichtete 1477 auf Betreiben Bern's gegen Entschädigung auf alle Rechte über Freiburg und auf der Tagsatzung zu Stans, welche die Eidgenossenschaft zu spalten drohte, ward durch die Bemühungen des greisen und frommen Nicolaus von der Flüh gleich Solothurn auch Freiburg dem eidgenössischen Bunde einverleibt.

Schon in den Jahren 1423 und 1466 hatte Freiburg, zum Theil in Verbindung mit Bern, durch Kauf neue Erwerbungen gemacht; im Burgunderkriege erlangte es Illens und Arconciel und einen Antheil von Echallens, Grandson, Orbe und Murten. Andere Ortschaften, Châtel-St.-Denys, Greierz, Vaulruz zum Beispiel kaufte es später an, erwarb nach dem mailändischen Kriege einen Antheil an den italienischen Vogteien, eroberte Romont und Surpierre, zog Bulle und La Roche an sich und wuchs so immer mehr und mehr an, bis es endlich ein ganz beträchtliches Gebiet erreichte, ein größeres als das gegenwärtige — denn mehrere Stücke wurden im Jahre 1798 abgelöst und den Kantonen Waadt und Bern zugetheilt.

Die spätere Geschichte Freiburg's ist diejenige der Eidgenossenschaft, aber dennoch insofern eine eigenthümliche, als Freiburg energischer als viele andere Kantone gegen den Fortschritt auf weltlichem und religiösem Gebiet Front machte und deßhalb nicht nur in der Entwicklung seiner Macht, seines Wohlstandes und seiner Bildung zurückblieb, sondern auch in Uneinigkeit und langwierige Zwietracht verfiel. Daß in Freiburg das ursprünglich democratische Regiment sich in eine Patricier-Herrschaft umwandelte, kann nicht auffallen; das Gleiche geschah auch in anderen schweizerischen und deutschen Städten in gleicher Weise früher oder später und lag in der Natur der Dinge. Schlimmer war es, daß die Reformation an der Grenze von Freiburg stehen blieb, trotzdem sie sich in Bern, Neuenburg,

Genf und Waadt festsetzte. Was sie dort bewirkt hatte, hätte sie auch hier bei dem gleichen Volksstamm und eben so günstigen Verhältnissen vermocht; mit ihr würde Freiburg bald Wohlstand, gewerbliche Thätigkeit, Intelligenz und Bildung haben aufblühen sehen.

Gehen wir die wichtigeren und eingreifenderen Ereignisse in der inneren Geschichte des Kantons Freiburg aus der Zeit nach den Burgunder-Kriegen auch nur flüchtig durch, so finden wir, daß bei allen ohne Ausnahme Oligarchie und Hierarchie einig zusammen wirkten, um ihre dunklen und egoistischen Zwecke zu erreichen. Bestand noch im vierzehnten Jahrhundert ein Rest von Volksfreiheit, wenn gleich ein sehr geringer, so hörte diese doch schon im fünfzehnten Jahrhundert gänzlich auf, je mehr sich die hohe und niedere Geistlichkeit den regierenden Familien anschlossen und wie Zschokke ganz richtig sagt, im Interesse dieser wie in ihrem eigenen das Volk in heilsamer Unwissenheit und frommer Unterwerfung zu halten suchten. Zwar drohte eine Spaltung zwischen den Verbündeten einzutreten, als der Bischof von Lausanne, zu dessen Sprengel auch Freiburg gehörte, der Reformation wegen, welche im Waadtlande durchgedrungen war, seinen alten Sitz Lausanne verließ und nach Freiburg übersiedelte. Denn der Bischof strebte gleich dem Patriciate nach Macht und bestimmendem Einfluß und beeinträchtigte daher das Patriciat, welches allein herrschen und der Hierarchie nur einen Theil der Früchte zukommen lassen wollte. Immer aber kam es selbst dann, wenn ein ernster Zwiespalt ausbrach, in nicht langer Zeit zur Einigung, die namentlich auch durch die feinen und gewandten Jesuiten befestigt ward, welche seit 1581 in Freiburg Aufnahme gefunden hatten und bald auf alle Verhältnisse den tiefeingreifendsten Einfluß übten, namentlich auch die Erziehung der Kinder der ersten Stände und die Schule in die Hand bekamen. Dennoch konnten Oligarchie und Hierarchie nicht verhindern, daß nach und nach in den Kreisen der Bürger und der Landleute sich neue Ideen verbreiteten; beide Klassen fanden endlich heraus, daß sie früher neben den Pflichten wichtige Rechte besessen, welche ihnen die regierenden Familien unberechtigter Weise beschränkten oder entzogen. Aber die „demüthigen" Bitten um Abhülfe der vorhandenen großen Mißstände, namentlich der Landleute, fanden nirgends Gehör und als es endlich zum Aufstande kam (1781), ward derselbe mit Waffengewalt niedergeschlagen und fiel der Führer der Bauern durch Meuchelmord. Als bald nachher die französische Revolution ausbrach, wirkte sie natürlich auch auf Freiburg mächtig genug, obgleich weniger als auf andere Kantone ein; aber die aristocratische Partei, verbunden mit der der Priester, behielt immer noch Einfluß genug und konnte deßhalb im Jahre 1814 nach dem Fall Napoleons I., ohne auf großen Wiederstand zu stoßen, die alten Zustände fast ganz wieder herstellen. Auch der Jesuiten-Orden, der nach seiner Auflösung durch Papst Clemens XIV. beseitigt worden war, kehrte jetzt wieder

zurück und wirkte namentlich durch seine ausgedehnten, von Schülern aus der Schweiz, aus Frankreich und aus Deutschland sehr zahlreich besuchten Unterrichts-Anstalten. So viel er aber auch bewirkte, ganz vermochte er nicht zu siegen; selbst in den aristocratischen Kreisen fanden sich bald junge Männer von einiger Bildung, welche Opposition gegen die Regierung zu machen begannen und Erweiterung der freiheitlichen Rechte forderten. Daher kam es, daß die Bewegung des Jahres 1830, welche sich an die Pariser Julirevolution anknüpfte und die Schweiz durchzog, auch in den Kanton Freiburg einzudringen und die Aristocratie zu Boden zu werfen vermochte und das liberale Element auf einige Zeit zur Regierung kam. Aber schon 1837 besaß die ultramontane Partei von neuem das Uebergewicht und energisch ging sie vorwärts, indem sie die 1830 ausgewiesenen Jesuiten neuerdings in den Kanton zog und sich endlich an der Begründung des Sonderbunds der sieben Kantone, welcher die Schweiz in zwei feindliche Lager spaltete, betheiligte. Dagegen und gegen confessionelle Beeinträchtigungen beschwerten sich die Bewohner des protestantischen Bezirks Murten bei der Tagsatzung; ja, es kam sogar zu einem Aufstands-Versuch in diesem Bezirk, der aber unglücklich ablief. Endlich schritt die Tagsatzung wie gegen die andern Sonderbunds-Kantone, so auch gegen Freiburg mit gewaffneter Hand ein und besetzte am 16. November 1847 die Hauptstadt, womit jeder Widerstand beseitigt war. Eine provisorische Regierung trat ein, die liberale Volksvertretung, welche ebenfalls neu gewählt worden war, faßte eine neue Verfassungs-Urkunde ab, die Jesuiten wurden ausgewiesen, so daß sich wesentlich andere Zustände zu entwickeln vermochten.

Aber schon im Jahre 1848 brachen, veranlaßt durch die Agitationen des Bischofs Marilley Unruhen aus, bei denen namentlich das Landvolk sich betheiligte und deren Unterdrückung die Heranziehung von Milizen aus Waadt und Bern erforderlich machte. Bischof Marilley ward ausgewiesen, sonst aber verfuhr man glimpflich, indeß ohne damit in den folgenden Jahren neue Erhebungen, die indeß sämmtlich ganz erfolglos blieben, zu verhindern. Erst die Begründung der Oron-Eisenbahn, welche das Land in der Richtung von Süd nach Nord durchzieht und große Vortheile zu versprechen schien, näherte in etwas die beiden feindseligen Parteien. Im Jahre 1857 fand die Neuwahl der Volksvertretung, des Großen Raths statt; sie fiel durchaus zu Gunsten der Conservativen aus, welche nunmehr die Verfassung in ihrem Sinne revidirten, das Schulwesen von neuem der Geistlichkeit überließen und mehrere aufgehobene Klöster wieder herstellten. Natürlich ward nun die bisher herrschende liberale Partei auch ganz in den Hintergrund gedrängt, aber mit offenem Unrecht wagte man doch selten gegen sie vorzugehen, weil die kräftige Intervention des Bundes in diesem Fall zu ihren Gunsten eingetreten wäre und namentlich die Grundrechte, welche die Bundesverfassung garantirt, nicht verletzt werden durften. Ohne Zweifel werden sich die vorhandenen

Differenzen nach und nach mehr ausgleichen. Es ist nicht möglich, daß die jüngere, besser gebildete Generation ganz auf den Standpunkt der älteren beharren kann, sie wird vielmehr auf materiellem und geistigem Felde fortschreiten müssen, anfangs langsamer, dann schneller, und endlich auf eine Bahn gelangen, die das von der Natur reich gesegnete Land zu Bildung und Wohlstand hinüberführt und es würdig an die Seite der benachbarten Kantone stellt.

Wie bereits erwähnt, liegt der Kanton Freiburg in der Mulde zwischen den Alpen und dem Jura an beiden Seiten der Saane und im Gebiet ihrer Nebenflüsse und wird von den Kantonen Bern und Waadt und dem Neuenburger See begrenzt. Sein Areal ist auf 29 bis 30 Quadratmeilen berechnet worden und ist vorherrschend Hügelland, obwohl an seiner östlichen und südöstlichen Grenze sich ziemlich bedeutende Berge erheben; etwa 16 Stunden lang und 12 Stunden breit besteht er aus einem Hauptheil und einigen kleineren Parcellen, welche ganz oder größtentheils vom Gebiet des Kantons Waadt umschlossen sind. Ackerland ist ziemlich reichlich vorhanden und auch Wiesen und Waldungen fehlen nicht; doch fallen vorzugsweise die Weiden und Alpen in's Gewicht. Der Hauptstrom ist die Saane, welche im Kanton Bern entspringt, ein kleines Stück des Kantons Waadt durchfließt und dann im Süden in den Kanton Freiburg eintritt, den sie, nachdem sie auch die Hauptstadt Freiburg berührt hat, im Norden bei Laupen wieder verläßt. Ungleich andern Gebirgsströmen ist sie weder ungestüm noch verheerend und von Freiburg aus mit gewöhnlichen Nachen schiffbar. Innerhalb des Kantons Freiburg mündet in die Saane zuerst der Hongrin, der Ausfluß des lieblichen Alpsee von Loison, dann die Jogne, welche das zehn Stunden lange Bergthal Charmey bewässert, die Sionge und die Glane und endlich von der Nordgrenze die Sense, der Zusammenfluß der kalten und warmen Sense, welche aus den Vorbergen des Hochgebirges herkommen. Weniger als die Saane berührt den Kanton die Broye. Obwohl sie in Freiburg entspringt, hält sie sich doch fortwährend mit ihrem Nebenfluß, einer zweiten Glane, im Waadtländischen Gebiet, um sich endlich in den See von Murten zu ergießen. Von den Seen der Schweiz kommen nur zwei wichtigere, der von Neuenburg und derjenige von Murten in Betracht; die übrigen Seen des Kantons verdienen nur den Namen von Teichen und sind selbst in der Schweiz kaum bekannt, wenn sie gleich in Handbüchern und Kantonsbeschreibungen sorgsam aufgezählt und mehr als sie verdienen berücksichtigt werden.

Während die Bevölkerung im Jahre 1760 etwa 73,000 Seelen betrug, beläuft sie sich jetzt auf 106,000, von denen mehr als 90,000 Katholiken und etwa 16,000 Reformirte sind. Letztere wohnen vorzugsweise im Bezirk Murten, zu dessen Insassen nur wenige Katholiken gehören. Was den Charakter der Freiburger betrifft, so schildert man sie als einfach und schlicht, pflegmatisch und gutmüthig,

leichtgläubig und politisch unselbstständig, oft aber auch als rauh und unfreundlich und findet, daß es ihrem Gesicht an Ausdruck fehle; doch sind Diejenigen, welche französisch sprechen, lebhafter und frischer, aber zugleich verschlagener und der Verstellung fähiger, als ihre deutsch redenden Landsleute. Ohne Zweifel werden sich die Freiburger geistig weit mehr entwickeln, sobald die zahlreichen, zum Theil religiösen Vorurtheile schwinden, die allgemeine Bildung fortschreitet und tiefer eindringt; bis jetzt hat aber kein Kanton weniger durch Geist und Kenntnisse hervorragende Männer geliefert, als Freiburg. Etwas verschieden von den Einwohnern der ebneren Gegenden sind die Bewohner der höheren Thäler, in welchen vorzugsweise Viehzucht und Alpenwirthschaft getrieben wird; sie stehen in Körperbildung, Charakter und Sitten den benachbarten Aelplern nahe und unterscheiden sich nur durch die Religion, welche allerdings in mancher Beziehung bemerkbaren Einfluß übt. Die Zahl der Kretins, jener unglücklichen, des Verstandes beraubten und leidenden Wesen, welche in früherer Zeit sehr zahlreich waren, hat in Folge der vermehrten Liebe zur Reinlichkeit abgenommen. Gesprochen wird im Kanton theils deutsch, theils französisch, am meisten ein romanisches Patois, ähnlich dem der benachbarten Districte, das in drei Mundarten, denen des Gruverin, des Quetzo und des Broyar gesprochen wird. Nicht unwichtig ist es, daß die französische Sprache fortwährend an Ausdehnung gewinnt und manche noch vor einem Jahrhundert ganz deutsche Ortschaft in diesem Augenblick schon zu den ausschließlich französisch redenden gehört.

Auch in Freiburg spielt die Volkstracht keine große Rolle mehr; sie ist in den Districten, welche stärkeren Verkehr haben, bereits fast ganz geschwunden und nur noch in den einsameren Thälern allgemeiner. In den Bezirken an der Berner Grenze besteht eine der Bernerischen ähnliche Tracht, welche für die Männer in baumwollenen Röcken (statt der in Bern gebräuchlichen von naturfarbigem Tuch) und in rothen Westen besteht. Originell, obwohl weder schön noch anmuthig ist die weibliche Tracht im Saanenlande und namentlich im südlichen Theil des Saanenthals, zu Greyerz, dessen Bewohner gleich den Haslern von schwedischen Einwanderern abstammen sollen. Die Mädchen tragen hier unter anderm sehr enge und steife scharlachrothe Mieder mit darüber gelegten faltenreichen Brusttüchern, welche sie hölzern, steif und linkisch erscheinen lassen. Ein schwarzer, mit Blumen, Spitzen und Bändern reichlich aufgeputzter Filzhut bedeckt ihr Haupt. Zu dem scharlachrothen Mieder des Alltages kommt an Festtagen auch noch ein rother Rock, dessen greller Eindruck durch eine schwarzseidene Schürze und eine weiße Halskrause etwas geschwächt wird; ein Agnus dei hängt an einer mächtigen silbernen Kette auf der Brust. Bei Begräbnissen kommt meist die Tracht, welche auch anderswo in der Schweiz die Begräbniß-Brüder- und Schwesterschaften tragen, in Anwendung, ein ganz schwarzer Anzug mit einem schwarzen Mantel darüber

und das Gesicht, wie bei den Nonnen und den türkischen Frauen durch ein weißes Tuch so verhüllt, daß nur Augen und Nase sichtbar sind. Endlich fällt ein langer weißer Schleier, der am Kopf befestigt ist, über den Rücken herab.

Große industrielle Unternehmungen sind im Kanton nicht häufig vorhanden; doch findet sich die Gerberei in ziemlich ausgedehnter Weise und außerdem werden Glaswaaren, Taback, Strohgeflechte, Kattun und dergleichen mehr fabricirt. Wein ist nicht in großer Menge vorhanden und muß wie Getreide importirt werden; dagegen ist die Ausfuhr beträchtlich an Vieh, Leder und Häuten, Kirschwasser und namentlich an Käse, der in mehreren Theilen des Kantons, besonders im Greierser Lande in ausgezeichneter Weise hergestellt und weithin verkauft wird. Freilich sind nicht nur die Weiden sehr gewürzig und schön, sondern auch das Vieh ausgezeichnet, das einer der schönsten und deßhalb beliebtesten Racen der ganzen Schweiz angehört, bei mittelmäßigem Futter reichlich gute Milch giebt und theils von röthlicher oder schwärzlicher Farbe, theils roth und schwarz gefleckt ist.

Erwähnen wir schließlich noch, daß unter den Ortschaften des Kantons der Hauptstadt Freiburg bei weitem vor allen übrigen der Vorrang gebührt. Außerdem sind von wichtigeren Gemeinden noch Bulle, Chatel St. Denis, Gruyere, Romont, Rue, Murten, (Morat) und Estavayer (Stäffis) vorhanden. Groß ist die Zahl der Dorfschaften und Weiler, welche sich über das ganze Land zerstreuen und in der gebirgigeren Gegend bis hoch in die oberen Theile der Thäler emporsteigen. Schön gebaute Ortschaften sind selten; noch ist der Freiburger Bauer und selbst der Städter nicht dahin gelangt, daß er gleich seinen Nachbarn, den Bernern, hohen Werth auf schöne, ansehnliche, wohnliche Gebäude legt und sie sich zu verschaffen sucht. Ihm genügt es meist, wenn er ein Obdach besitzt, das den dürftigsten Anforderungen ganz unverwöhnter Menschen zu entsprechen geeignet ist.

Bevor wir unsere Wanderung durch den Kanton auf der Landstraße von Bern aus antreten, wollen wir die abgelegeneren Theile aufsuchen, welche gegen den Neuenburger See hin gelegen und theils auf allen vier, theils wenigstens auf drei Seiten vom Kanton Waadt umschlossen sind. Am wenigsten wichtig ist die kleine Enklave Surpierre, deutsch Ueberstein genannt, an der Landstraße von Payerne (Peterlingen) nach Moudon (Milden) und an der Broye; nur ihr malerisch auf felsiger Anhöhe gelegenes Schloß verdient Beachtung. Nördlich davon befindet sich eine zweite größere Enclave, welche von der Broye bis an den Neuenburger See heranreicht; ihr Hauptort ist Estavayer (deutsch Stäffis). Der District gehört zu den fruchtbarsten des Kantons und bildet den Kornspeicher

des Landes. Estavayer aber liegt in reizender Lage auf einer Anhöhe am südöstlichen Bord des Neuenburger Sees, besitzt eine anmuthige Ansicht und zählt viele freundliche Häuser. Die Sage erzählt, daß die Stadt im Jahre 512 durch einen Vandalenführer begründet ward; jedenfalls ist sie sehr alt, war wohl das Staviacum der Römer und wird im neunten Jahrhundert in Urkunden erwähnt. An historischen Erinnerungen fehlt es nicht; von denselben ist die Einnahme der Stadt durch die Eidgenossen im Burgunder Kriege zu erwähnen. Claudius von Estavayer, der die Besatzung befehligte, lehnte die Uebergabe an die Eidgenossen ab; nachdem er mit vielen seiner Krieger gefallen, wurde der Rest der Besatzung gefangen genommen und hingerichtet. Seltsam ist eine Gewohnheit, welche in Stäffis im Mittelalter herrschte; den Herren und später den Vögten mußten die Zungen aller Rinder, welche in der Stadt geschlachtet wurden, geliefert werden. Das alte Schloß Chelnaux liegt ebenfalls auf einer Anhöhe am See; es ist mit Thürmen, Thürmchen und Zinnen und mit ordentlichen Gräben versehen, war mithin gut befestigt und wurde vor Jahren restaurirt. Sehenswerth ist der mächtige 150 Fuß hohe runde Thurm mit seiner prachtvollen Aussicht und dem nahe gelegenen unterirdischen Gefängniß Croton, in das man durch eine Leiter hinabsteigt. Noch vor einigen Jahrzehnden fanden häufig auf dem Hauptplatz der Stadt, dem Platz von Moudon, jene alten, im ganzen Kanton gebräuchlichen Rundtänze statt, bei welchen Lieder theils in französischer Sprache, theils im Patois gesungen wurden. Man nannte sie Coraula, wie es scheint, weil die langen Reihen der Tänzer mit Corallenschnüren verglichen wurden. Aehnliche Tänze waren vorzugsweise auch im Greierser Lande gebräuchlich und kamen selbst in Frankreich häufig vor. Gewöhnlich behandelten die Tanzlieder sehr einfache Themata; eins derselben besang z. B. die Hochzeit eines von allen Glücksgütern entblößten Paares. Ein Beispiel des Dialects, welcher in dieser Gegend herrscht, mag der Anfang dieses Liedes geben:

Qan lé-s-aoutrou mezeron, no voiterin;
Qan lé-s-aoutrou riretron, no pliorerin *)

Ueber Estavayer geht eine Straße von Freiburg und Payerne nach Yverdon, sowie die Straße am östlichen Ufer des Neuenburger Sees. Die letztere berührt die Gemeinde Cheire, ein altes Dorf, in dessen Nähe römische Ansiedelungen bestanden haben. Im Jahre 1778 entdeckte nämlich Herr Castellan von Villardin bei Cheires einen Mosaikfußboden, welcher Orpheus darstellte, wie er durch seine Leyer Thiere aller Art, Löwen, Ziegen, Böcke, Pferde, Bären und Rehe anlockt und zähmt. Die Arbeit gehörte zu den besseren und auch die Composition verdiente alle Beachtung. Leider ging der Fußboden, der wohl aus der Zeit des Vespasian

---

*) Quand les autres mangerons, nous regarderons;
Quand les autres rirons, nous pleurerons.

stammte, zu Grunde, indem die Bauern, welche einige Münzen in seiner Nähe aufgelesen hatten, ihn bei einer Schatzgräberei zerstörten. Aehnlich erging es einer andern weniger kunstvollen Mosaik, als deren Verfertiger in derselben selbst ein gewisser Cato genannt war. In der Nähe bei Chables ist eine reizende Aussicht auf den See und das Gebirge, bei Font am See ein altes Schloß der edlen Herren von Font und an der südlichen Grenze der Enclave, fast schon auf waadtländischem Boden, der alte Thurm Tour de la Molière, welcher im Burgunderkriege zerstört ward und seines prachtvollen Panorama wegen das Auge der Schweiz (Helvetiae oculus) in älteren Schriften genannt wird.

Nördlich von der Enclave von Estavayer drängt sich der waadtländische District von Payerne bis an den Neuenburger See und engt so den schmalen Landstreifen noch mehr ein, der südlich von der waadtländischen Enclave Avenches liegt. Nur drei Ortschaften dieses Landstreifens sind nennenswerth, das kleine Pontalban am Neuenburger See mit seinem Hafen, St. Aubin, ein großes schönes Pfarrdorf in anmuthiger Gegend, dessen Frauen und Mädchen in zierlichster und wohltönendster Weise das Patois des Landes sprechen sollen, und endlich das reiche Pfarrdorf Dombidier an der Straße zwischen Payerne und Murten.

Nördlicher noch liegt der fünf Quadratstunden große District Murten (Morat) der, wie wir bereits erwähnt haben, eine fast durchgehends der protestantischen Confession angehörende Bevölkerung besitzt und sich deshalb sehr wesentlich von dem übrigen Kanton unterscheidet, ein hübsches, wohlhabendes Ländchen mit gutem Obst, Getreide und Wein, vortrefflicher Viehzucht und einiger Industrie, mit mildem und gesundem Klima und endlich mit kräftigen wohlgebildeten Einwohnern meist deutschen Stammes, welche in Sitten, Character und Sprache ihren Nachbarn, den Bernern, sehr nahe stehen. Der Hauptort ist die Stadt Murten am Murtener See, ein kleines Städtchen mit etwa 2400 Einwohnern, welches in den Hauptstraßen mit Arkaden versehene Häuser hat. Zuerst saßen hier wie überall Kelten, denen sich später römische Ansiedler anschlossen; im sechsten Jahrhundert ward in den Acten der Kirchenversammlung zu Epona in Wallis der Hof Murten und später im eilften Jahrhundert das Castrum Murattum erwähnt, welches Kaiser Conrad 1034 auf seinem Kriegszuge gegen Graf Odo von Champagne vergeblich belagerte. Später kam Murten von den Burgundern an die Zähringer und von diesen 1218 an Savoyen; im fünfzehnten Jahrhundert gehörte es den Grafen von Romont, bis es im Burgunderkriege von Bern und Freiburg in Besitz genommen nnd von da ab als gemeinschaftliche Herrschaft verwaltet wurde. An Murten's Name knüpft sich für alle Zeit die Erinnerung an eine der größten und glorreichsten Kriegsthaten der Schweizer. Als Bern im Jahre 1475 dem gewaltigen Herzog von Burgund den Krieg erklärte, besetzte es sofort die befestigte Stadt Murten und übertrug den Oberbefehl in derselben dem edlen Schultheißen Adrian

von Bubenberg. Mit sechszigtausend Mann drang, so erzählt die Geschichte, Karl der Kühne bis in die Gegend der Stadt vor, gegen die er sofort die Belagerung eröffnete; der heldenmüthige Widerstand Adrian's, seiner 1300 Krieger und der Einwohner wies aber Monate lang jeden Sturm mit Erfolg zurück. Denn die Mannschaft hatte geschworen, lieber zu sterben, als sich zu ergeben, und jeden zu tödten, der das Wort Uebergabe aussprechen würde. Endlich am 22. Juni 1476 rückten die Eidgenossen zum Entsatz an und besetzten 34000 Mann stark die Höhen bei der Stadt. Ihre besten Führer übernahmen den Oberbefehl. An der Spitze der Vorhut und des rechten Flügels stand Hans von Hallwyl aus dem Aargau, das Hauptkorps in der Nähe des Sees führte der tapfere Bürgermeister Waldmann von Zürich, dessen Blut später die undankbaren Mitbürger, weil er tiefeingerissene Mißbräuche zu gewaltsam ausrotten wollte, auf dem Schaffot vergossen, und die Nachhut leitete der greise Luzerner Kaspar von Hertenstein, der die Feinde mit dem linken Flügel umgehen und ihnen in den Rücken fallen sollte. Hinter Hecken und Gräben stand das burgundische Heer, gedeckt durch eine zahlreiche Artillerie. Bedeckt war der Himmel, in Strömen floß der Regen, kein Sonnenstrahl ließ sich erblicken. Als aber die Eidgenossen dem Beispiel ihres Führers Hallwyl folgend auf die Knie fielen und Gott um Sieg anflehten, brach die Sonne aus dem Gewölk hervor. Das günstige Omen ermuthigte die Eidgenossen; unaufhaltsam, das Feuer der feindlichen Kanonen mißachtend, eilten sie auf die Feinde zu, unterliefen bald die Geschütze, drangen durch die Hecken, übersprangen die Gräben und metzelten nun alles nieder, was sich entgegenstellte. Inzwischen war Hertenstein in den Rücken der Burgunder gefallen und machte auch die Besatzung der Stadt einen Ausfall. Lange Zeit widerstand die beste Schaar des Herzogs, eine englische Truppe, und auch seine Leibwache that Wunder der Tapferkeit. Aber dem Anstürmen der Eidgenossen ließ sich nicht lange mit Erfolg widerstehen; allgemein ward bald die Flucht und auch der hochergrimmte Herzog ward in ihr fortgerissen. Siegessicher hatte er sich auf einem Hügel ein niedliches hölzernes Häuschen errichten lassen, von dem er den Gang der Schlacht übersah; aber das Schicksal entschied sich gegen ihn, er mußte sich auf sein schnelles Roß werfen und mit einem kleinen Gefolge von nur dreißig Reitern bis nach Morges am Genfer See eilen. Sein ganzes Heer war zersplittert und zersprengt; was nicht gefallen war, ward von den Eidgenossen mit dem Racheruf „Hie Grandson!“ der an die blutige That der Burgunder zu Grandson erinnerte, bis nach Avenches hin verfolgt und zum Theil niedergehauen. Nicht weniger als fünfzehntausend Burgunder bluteten auf dem Schlachtfeld selbst, viele andere kamen im See und in den Sümpfen des großen Mooses um und fast ungeheuer war die Beute, welche die Eidgenossen an Waffen, Mundvorrath, Munition und Kostbarkeiten aller Art machten. Denn die burgundischen Schaaren pflegten in jeder Hinsicht wohl ausgestattet zu sein und schleppten nach dem Vor-

bilde ihres Herzogs Silberzeug, kostbare Geräthe und dergleichen mehr massenhaft mit sich. Karls des Kühnen Macht war damit gebrochen; niemals kam er wieder zu der früheren Bedeutung. Als Napoleon 1797 auf seiner Reise zum Congreß zu Rastatt das Schlachtfeld besuchte, sagte er zu einem jungen Offizier von der Ehrenwache, die ihm schweizerischer Seits gestellt worden war: „Seien Sie überzeugt, mein Kapitain, daß wir Franzosen, wenn wir hier in dieser Gegend eine Schlacht zu schlagen haben sollten, den See nicht zur Rückzugs-Linie nehmen würden.“ Ohne Zweifel hatte Karl der Kühne bei der Aufstellung seines Heeres, da er den Fall der Niederlage bei derselben hochmüthig gar nicht in Betracht zog, schwer gefehlt; aber er hielt es für unmöglich, daß sein glänzendes und gewaltiges Heer von einem Bauernhaufen ohne einheitliche Führung geschlagen und aufgerieben werden könne und in der That konnte kaum Jemand ahnen, daß die Schweizer so gewaltig vorgehen und im Fall des Sieges so ungeschwächt sein würden, als sie nach der Schlacht in der That waren. Sollen doch im Ganzen nur zwanzig Schweizer gefallen sein.

Im Jahr 1485, zehn Jahre nach dem blutigen Kampf, errichtete man auf dem Schlachtfelde ein gewaltiges Beinhaus und legte in demselben die Gebeine und Schädel der gefallenen Feinde, welche unmittelbar nach der Schlacht in zwei großen Gruben bestattet worden, nieder. Die Inschriften, welche man an dem Beinhause anbrachte, wurden später nach dem Rathhause von Murten gebracht und durch zwei andere im Jahre 1751 ersetzt. Bekannt ist von diesen letzteren namentlich die eine in deutscher Sprache, welche der einst hochgepriesene Dichter Albrecht Haller von Bern verfaßt hat und die auch für den Character seiner Zeit von Interesse ist. Sie lautete:

Steh' still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr —
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht. Sie liegt in eurer Treu;
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

Als im Jahre 1798 Theile der in die Schweiz eingedrungenen französischen Corps in die Gegend von Murten kamen, erinnerten sie sich, daß ihre Vorfahren hier in gewaltiger Weise auf's Haupt geschlagen worden waren und beschlossen, da sie die Thatsache aus der Geschichte nicht entfernen konnten, wenigstens das von ihr Zeugniß gebende Denkmal zu beseitigen. Merkwürdiger Weise waren Diejenigen, welche dabei vorzugsweise thätig waren, nicht einmal Soldaten, sondern Musiker, und der Hauptthäter kein Franzose, sondern ein Waadtländer. Anstatt das Beinhaus zu verbrennen oder in die Luft zu sprengen, wie man es zuerst beabsichtigt und fruchtlos versucht hatte, schleifte man es, nachdem man die Ge-

beine bestattet hatte und pflanzte auf der Stätte einen Freiheitsbaum, an dessen Stelle aber bald nachher eine junge Linde kam. So geschah es am 3. März 1798 und zwar mit Genehmigung des Truppen-Commandos. Ein neues Denkmal ward auf der Schlachtstelle im Jahre 1822 durch die Kantons-Regierung von Freiburg aufgestellt, ein Marmor-Obelisk von 6½ Fuß Breite und 63 Fuß Höhe, der sich auf einer Höhe unweit vom See auf drei Stufen erhebt und einen hübschen Anblick gewährt. Die auf dem Obelisk befindliche schmucklose und bescheidene Inschrift in lateinischer Sprache lautet:

Victoriam XXII. Jun. MCCCCLXXVI. Patrum concordia. Partam.
Nova signat lapide. Resp. Friburg. MDCCCXII.

(Den am 22. Juni 1476 durch die Einigkeit der Ahnen errungenen Sieg bezeichnet durch einen neuen Denkstein die Republik Freiburg 1822.)

Es sei hier eine kleine Sage eingeschoben, welche ein schweizerischer Schriftsteller vom Beinhause zu Murten vor einer Reihe von Jahren mittheilte. „Einer der heftigsten Feinde der Schweizer, welcher deshalb auch zu den Burgundern hielt, war der Ritter Dürrenast. So nannte ihn wenigstens das Volk; sein eigentlicher Name soll aber du Renasse gewesen sein. Auch er fiel mit manchem andern Ritter in der Schlacht von Murten und seine Gebeine kamen mit denen der übrigen Erschlagenen in das Beinhaus. Aber sein Geist hatte keine Ruhe; in jeder Nacht erschien er, warf die Ueberreste seiner Kameraden durcheinander und schnaubte grimmig in der Nähe herum. So lange das Beinhaus stand, umkreiste er dieses, und seit der Stein errichtet ist, treibt er sein Unwesen besonders in stürmischen Nächten bei demselben. Er schmettert nämlich die Todtengebeine gegen denselben, als wollte er die ihm verhaßte Inschrift zerstören. Allein des Morgens erblickt man keine Spur von dem nächtlichen Auftritt. Ritter Dürrenast und die Knochen sind verschwunden und die Inschrift so sauber und rein, als wäre nichts geschehen."

Wir haben wiederholt des Sees von Murten erwähnt; mögen uns daher über ihn einige Worte gestattet sein, noch bevor wir die Schilderung Murten's und seiner Merkwürdigkeiten beschließen. Etwa 1300 Fuß über dem Meere gelegen, erstreckt er sich parallel mit dem Neuenburger See in der Richtung der Axe des Juragebirges von Südwest nach Nordost zwei Stunden weit mit einer Breite von drei Viertel-Stunden. Gewöhnlich nennt man ihn den Murten-See, aber auch Uechtsee wurde er früher genannt und sein lateinischer Name lautet bald Lacus Moratensis, bald Lacus Aventicensis von der großen römischen Stadt Aventicum, welche er einst bespülte. Schön kann man ihn nicht nennen, denn seine Ufer sind nur zum Theil freundliche, fruchtbare Halden und schöne Baumgärten, zum Theil aber schlammige Schilfwiesen und trüb und melancholisch erscheint sein Gewässer selbst an schönen, sonnigen Tagen, wo doch die ganze Natur lacht. Bei heftigen Windstößen wird die Schifffahrt auf ihm gefährlich, denn die Wellen drängen und

stoßen sich heftig auf dem kleineren Gewässer; dagegen bietet eine Spazierfahrt bei stillem schönem Wetter viel Anmuthiges und von der Mitte des Sees aus eine herrliche Aussicht. Einst war der See weit größer als jetzt, ja er hing wohl noch vor ein Paar Tausend Jahren mit den Seen von Neuenburg und Biel, die noch jetzt bei großen Ueberschwemmungen einen Wasserspiegel bilden, eng zusammen. Nicht selten finden sich noch jetzt im See Waffen, welche von der Burgunder-Schlacht herrühren. Im Frühjahr bedeckt sich oft der Seespiegel völlig mit rosa- und lilarothem Schaum; es „blüht" der See, wie die Anwohner sagen. Leicht sterben dann die kleineren Fische, deren Gräten roth gefärbt werden, und selbst die größeren leiden und sind weniger schmackhaft als sonst. Wie die Naturforscher ermittelt haben, schwimmt dann eine große Menge Infusorien (Oscillatoria rubens) auf der Oberfläche und gibt ihr die rothe Färbung. Die Fischer aber behaupten wohl noch wie vor Jahren: nicht Pflanzen und nicht kleine Thierchen färbten den See, sondern die Wasserjungfrauen, welche auf seinem Grunde leben. Denn die „Blüthe" trete immer ein, wenn die Nixen ihre kristallenen Paläste an schönen Sommerabenden verlassen und am Ufer bei Mondschein ihre phantastischen Tänze abhalten. Kaum aber breche der Morgen an, so zögen sich die Wasserjungfrauen scheu und schnell in die Tiefe zurück, dann aber verschwinde auch mit dem ersten Sonnenstrahl die röthliche Färbung der Oberfläche — der See sei verblüht.

Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt Murten vermögen den Fremden nur wenige zu interessiren; die Mehrzahl derselben ist zu unbedeutend. Auf dem Rathhause befinden sich einige Alterthümer aus der Zeit des burgundischen Krieges, und das alte Schloß, auf dem einst der Amtmann der regierenden Kantone Bern und Freiburg saß, ist ein ansehnliches Gebäude mit vielen Thürmchen, Thürmen und Zinnen.

Zwischen dem Murtener See und dem See von Neuenburg erhebt sich 700 Fuß über den Seespiegel der Wistenlacher Berg, der an seiner steilen Nordseite von der Broye umflossen wird. Auf seiner Höhe bieten sich sehr schöne Aussichten. Die Gegend umher heißt Wistenlach (Vuilly), und wird von einem eigenen französisch redenden Volksstamm bewohnt, der sehr vieles mit den benachbarten Waadtländern gemein hat, aber sich doch auch wieder durch Gewohnheiten und Dialect von ihnen unterscheidet. Früher besaß er auch eine National-Tracht, welche bei den Männern in einem aufgeschlagenen Hut, schwarzen langen Rock, Hosen und Westen von Baumwollensammet, schwarzen oder braunen wollenen Strümpfen und Schnallenschuhen, bei den Frauen in einer Beguine von Kattun in allen Farben, meistens aber von weißer Farbe mit kleinen violetten Blumen, einem Leibchen und braunen oder blauen gestreiften wollenen Rock bestand. Die Bewohner des Wistenlach, schöne, kräftige, fleißige und lebhafte Menschen mit dunklen, meist schwarzen Augen und Haaren, südlicher Gesichtsfarbe und blendend weißen Zähnen

beschäftigen sich meist mit Garten- und Weinbau und Landwirthschaft und sind wohlhabender als andere ihrer Kantonsgenossen; sie genießen sogar, was selten gebräuchlich ist, gewöhnlich frisches Fleisch und trinken täglich Wein. Ihre Häuser sind nicht schön und ansehnlich. Gewöhnlich führt eine steile Treppe in die meist dunkle Küche, die nur durch das weite Kamin oder durch ein Fenster in der Thüre des Wohnzimmers sehr sparsam erleuchtet wird. Aus der Küche gelangt man in das Wohnzimmer, zugleich das Eß- und Schlafzimmer der Familie. Ein großer Ofen aus Sandstein befindet sich unmittelbar neben der Thüre und ist von einer breiten Bank umgeben; etwas entfernt davon ist eine Thüre, welche in ein unheizbares Zimmer, das Schlafzimmer derjenigen Kinder, welche in der Stube nicht Platz finden, führt. Von diesem kleineren Zimmer aus gelangt man auf die sogenannte Laube, wenn nicht schon die Stiege zu ihr hinübergeht. In der Regel wird die Wohnung sauber und reinlich gehalten, um das Haus herum aber herrscht wenig Ordnung, vielmehr ist hier allerlei Brauchbares und Unbrauchbares (Steine, Holz, Fässer, Werkzeug und Geräthe, Schutt, Kehricht) bunt durcheinander aufgehäuft.

Nicht weniger als sieben Ortschaften liegen im Wistenlach, von denen aber nur einige Anspruch auf Beachtung machen können. Dahin gehören das freundliche Lugnorre, das aussichtsreiche Jorissens unweit vom Neuenburger See und endlich Nant, bekannt durch die Reste des Saracenenthurms, einer mittelalterlichen Thurmveste, welche im zehnten Jahrhundert zum Schutz gegen die am St. Bernhard hausenden Saracenen, die bis hierher ihre Raubzüge ausdehnten, erbaut wurde. Wie das Volk meint, verband den Thurm eine hängende lederne Brücke mit einem andern, welcher jenseit der Schlucht Vaud de Nant an dem Ort, der noch heut Chatelet heißt, stand.

Am nördlichen Ende des Murtener Sees beginnt das große Moos, eine mehrere Stunden lange und ebenso breite sich bis nach Aarberg hinziehende sumpfige und moorige Gegend, welche einst mit Wasser bedeckt war und damals die Seen von Biel, Neuenburg und Murten verband, auch jetzt aber nur wenig sich über die Seespiegel erhebt. Sie soll sogar bis nach Avenches, dem Aventicnm der Römer, gegangen sein, wo man noch in neuester Zeit eiserne Ringe zur Befestigung der Schiffe entdeckt haben will. Indeß waren eiserne Ringe auch sehr gebräuchliche Grenzzeichen, die sich deßhalb nicht selten auf hohen Bergen zeigen und zu allerlei Sündfluth-Fabeln Veranlassung gegeben haben. Ueberreste der römischen Straßen und Pfahlwerke finden sich hier und da im Moos und dann und wann gräbt man ungeheure Eichstämme und Instrumente, wie Aexte und Beile aus. An einer Stelle im Moose bemerkt man in der Tiefe von drei bis sechs Fuß große Stücke Eichenholz, ja ganze Eichen; sie sind schwarz und hart und wie gebeizt, so daß sie sich zu schönen Drechslerarbeiten vortrefflich eignen und von den

Ebenisten gern verwandt werden. Die Sage erzählt, an dieser Stelle habe in alter Zeit auf einer Anhöhe ein schöner Eichwald gestanden, der aber plötzlich aus irgend einem unbekannten Grunde versunken sei.

In diesem öden und traurig trostlosen Moorgrund und zwar vorzüglich in der Nähe des Sees haust, so erzählen sich die Anwohner des Mooses, eine Fee mit langem grünem Haar und wasserklaren Augen. Voll Tücke zaubert sie auf das Moos schöne Blumen hin; wer kühn oder vielmehr verwegen genug ist, eine derselben zu brechen, der ist ihr unrettbar verfallen. Sie zieht ihn hinab in ihr Schloß drunten in der kalten schauervollen Tiefe. Eines Abends wandelte ein Jüngling von Fräschels mit der Geliebten unter traulichen Gesprächen durch das Moos hin; die Fee hörte die Beiden und ließ plötzlich unweit von ihnen eine herrliche Wasserlilie hervorwachsen. Kaum erblickte der Jüngling die Blüthe, so beschloß er auch, sie für die Geliebte zu pflücken; er verließ den schmalen gebahnten Weg und brach die Blume. Aber in demselben Augenblick riß ihn auch die Wasserfrau mit gewaltiger Kraft in die Tiefe. Niemals kam er mehr todt oder lebendig zum Vorschein; alle Nachforschungen nach seinem Leichnam blieben vergeblich. Aber noch viele Monden nachher sah man das Mädchen verzweiflungsvoll im Moos umherirren und unter Klagen und Thränen den Geliebten suchen.

Wenn man von Aarberg aus auf der Straße nach Murten die Kantonsgrenze überschreitet, so gelangt man zunächst nach Fräschels und erreicht bald darauf das uralte Pfarrdorf Kerzerz, das sich in einer angenehmen Gegend auf einem Hügel am Moos hingelagert hat. Fast könnte man den Ort einen Flecken nennen. Zur Römerzeit stand hier eine Ansiedlung, „ad carceres" genannt, etwa in der Mitte zwischen Aventicum und Augusta Rauracorum (Augst bei Basel) und Salodurum (Solothurn); auch eine Mansio (Station der kaiserlichen Post) war vorhanden. Noch stößt man an mehreren Stellen auf Pflaster, Mauerwerk und Alterthümer. Im dritten und vierten Jahrhundert von den eindringenden Germanen gänzlich zerstört, erstand es unter den Burgundern wieder und erhielt wohl auch eine Veste und später eine Kapelle, an deren Stelle die hochverehrte Königin Bertha, die Spinnerin und Kirchengründerin, eine St. Martins-Kirche erbaute. Kerzerz war der Hauptort des sogenannten Huperlandes, das eine sehr schöne und originelle National-Tracht der Männer besaß, welche leider jetzt ganz untergegangen ist; Dr. Eberhard hat sie in seiner Schrift „Darstellung des Bezirks Murten" (Bern 1840) abgebildet. Näher nach Murten zu, da wo die Murten-Aarberger Straße von der Straße von Freiburg nach Neuenburg gekreuzt wird, liegt in einem anmuthigen Thälchen das unansehnliche Galmiz (Charmey), das nur durch die Spuren römischer Gebäude, Straßen-Reste und einzelner römischer Münzen und Geräthe, welche hier gefunden werden, bemerkenswerth ist.

Nachdem wir das liebe Murtener Ländchen in allen seinen Theilen besucht, wenden wir uns der Hauptstadt zu und verfolgen zu diesem Zweck die Straße von Neuenburg nach Freiburg. Der erste Ort, welchen wir berühren, ist Courgevaud, (deutsch Gurwolf), eine hübschgelegene Gemeinde in einem angenehmen Thälchen, welche recht guten und deßhalb auch gesuchten Wein erzeugt. In der Nähe befinden sich auf dem kegelförmigen Hügel Chatelard, der seiner Aussicht wegen besucht wird, Reste einer alten gebrochenen Veste, von welcher man nichts zu erzählen weiß, in welcher aber beim Nachgraben Waffen und menschliche Gerippe entdeckt worden sind. Eine andere merkwürdige Stelle befindet sich auf einer Höhe im Gemeindewald, welche eine viereckige Ausgrabung zeigt; hier soll das zierliche hölzerne Häuschen gestanden haben, welches Karl der Kühne von Burgund vor der Schlacht von Murten 1476 herstellen ließ und aus welchem er den für ihn so unglücklichen und ruhmlosen Kampf überblickte. Vierzig Minuten davon steht zu Coursiberle die Kapelle, bei welcher die zur Schlacht anrückenden Eidgenossen ihr letztes Gebet verrichteten, und nordwärts von der Straße das in Murten pfarrgenössische bernische Dorf Münchenwyler (Villars le Moine), mit seinem herrschaftlichen Schloß und der herrlichen riesigen Linde, einer Zeugin des merkwürdigen Schlachttages. Sie soll 36 Fuß im Umfang haben. Auch Salvenach darf man der großartigen Aussicht von seinen Höhen wegen wohl erwähnen. Hier schweift nämlich der Blick über das herrlichste Thal. Im Vordergrunde fällt er auf die ehemalige Probstei Münchenwyler und die majestätische Schweizer-Linde, weiterhin liegen die freundlichen Dörfer Courgevaud, Pfauen, Avenches, die lachenden Hügel und Gelände des obern Wistenlach, Dorf Merlach mit seiner niedlichen Kirche, das reiche und moderne Greng und gen Norden Löwenberg, der anmuthige Landsitz so vieler edlen Geschlechter der Schweiz, das emsige Montelier und endlich das mittelalterliche Murten mit seinen Mauern und Thürmen, inmitten der mannigfaltigsten und herrlichsten Umgebungen gleichwie in einem an malerischen Partien reichen englischen Garten aufgebaut. Den Horizont schließt der Jura und der niedrigere Jorat, während nach Südwesten hin hinter den Vorbergen der Kantone Bern und Freiburg die mit Firn und Schnee bedeckten Hochalpen vom Montblanc an bis zum Schreckhorn und Wetterhorn hin ihre ehrwürdigen Häupter in die Wolken erheben.

In fast südlicher Richtung zieht, nichts Sehenswürdiges bietend, vom Courgevaux aus die Straße über Courtevon und Courtepin längs der Saane nach Freiburg, wo in westlicher Richtung mit ihr die Straße zusammentrifft, welche von Estavayer (Stäffis) über Payerne nach der Landeshauptstadt zieht. Werfen wir auch auf diese Straße noch einen Blick. Nachdem sie Payerne verlassen und in den Kanton Freiburg eingetreten, erreicht sie zuerst das hübsche Pfarrdorf Montagny (deutsch Montenach) mit einigen Ruinen der ehemaligen Stadt Montenach

und des gleichnamigen Schlosses und sehr freundlichen Landhäusern und Villen, dann Echelles mit der alten Pfarrkirche, Grolley und endlich Belfaux (deutsch Gumschen) ein schönes Pfarrdorf mit seiner Wallfahrt zum heiligen Kreuz. Nach der Legende wurde im Jahre 1448, als die Kirche ganz abbrannte, das Kruzifix, obwohl es vom Feuer und den glühenden Kohlen lange Zeit ganz umgeben gewesen war, durch ein Wunder erhalten; die heiligen Reliquien, welche es einschloß, namentlich ein Dorn aus der Dornenkrone des Heilandes, ein Stückchen vom Kreuz Christi und ein gleiches vom Kreuz Petri, ein Partikelchen vom Gürtel der Jungfrau und Gebeine des heiligen Mauritius und Pancratius schützten es vor der Zerstörung. Seitdem finden alljährlich im Sommer zwischen Kreuzerfindung und Kreuerhöhung an allen sogenannten guten Freitagen Wallfahrten der frommen Freiburger und Freiburgerinnen nach Belfaux statt, bei welchen freilich auch dem guten Wein gelegentlich stark mitgehuldigt wird.

Nachdem wir den nordwestlichen und westlichen Theil des Kantons durchwandert, wenden wir uns dem Norden und der Straße von Bern nach Freiburg zu. Kaum hat die Landstraße bei Neueneck die Sense und die Kantonsgrenze überschritten, so steigt sie steil auf eine Hochebene an, auf welcher sich schöne Aussichten über die Umgegend und die Berner Hochalpen eröffnen. Das erste Dorf ist Wünnenwyl, das aber für den Reisenden ebensowenig als die Weiler Schmitten und Wyler und selbst der Wallfahrtsort Mariahilf bietet, obwohl alle diese Ortschaften in wohlangebauter Gegend liegen. Reizend und interessant ist dagegen der Anblick der Stadt Freiburg von dieser Seite her, welche sie am vortheilhaftesten zeigt, aber wir müssen uns die Schilderung bis auf später vorbehalten. Doch nicht nur eine Landstraße läuft von Freiburg nach Bern, sondern auch die Eisenbahn, welche von Bern nach Lausanne am Genfer See hinabführt und theils der Central-Bahn, theils der Oronbahn angehört. Nachdem bei Thörrishaus im Kanton Bern sich ein interessanter Blick auf den Ganterisch, die Scheibe und andere Berge der merkwürdigen Stockhorngruppe geboten hat, überschreitet die Locomotive die Sense und die Grenze, erreicht die Station Flammatt, um hierauf mehrere Tunnels zu durchfliegen und das Waldthal des Taffernabaches zu durchschneiden. Auf der Station Schmitten öffnet sich ein Blick auf den Jura, bei Balliswyl aber zeigt sich der großartige und schöne, aber sehr kostspielig hergestellte Viaduct von Grandfey, der 1107 Fuß lang die Saane überbrückt, ganz aus Eisen construirt ist und auf vier Pfeilern ruht, welche aus Eisenröhren construirt sind. Er liegt nicht weniger als 250 Fuß über dem Wasserspiegel und gewährt von allen Seiten gesehen einen imposanten Anblick.

Eine andere Straße vom Norden her zieht sich von dem bekannten und vielgenanten bernischen Städtchen Laupen nach Freiburg. Nachdem sie die Sense unweit ihrer Mündung in die Saane überschritten, erreicht sie zuerst das in einem

Obstbaumwäldchen gelegene Bösingen und hierauf das schöne und alte Dorf Düdingen mit einer sehr alten, St. Peter und St. Paul geweihten Kirche. In der Nähe unweit von der Saane liegt das Bad Bonn, das einst viel stärker besucht und benutzt wurde, als gegenwärtig der Fall ist und das gehoben zu werden verdient. Das Wasser ist schwefelhaltig und soll in vielen Krankheiten sehr wirksam sein; jedenfalls ist die Luft des kleinen Ortes gesund und erfrischend und die Umgebung anmuthig und selbst reizend. Liebliche Aussichten auf die Umgegend, die alten Thürme von Vivy und Schloß Barberêche wechseln mit schattigen Alleen und Promenaden; da an der Mühlschlucht erhebt sich eine kleine Kapelle und dort strömt in schöner Umgebung die Saane und weitere interessante Spaziergänge sind nach der Magdalenen-Einsiedelei, den Bädern von Germiswyl, den Schlachtfeldern von Laupen und Murten vorhanden, so daß, wer nicht das Treiben und Leben großer Badeorte verlangt, sich wohl befriedigt fühlen kann.

Wenden wir uns nun der Kantons-Hauptstadt Freiburg zu. Von keiner Seite macht sie einen so freundlichen und zugleich so originellen und großartigen Eindruck als von der Straße von Bern aus. Vor uns liegt ein tiefes Thal, dessen Seiten meist aus hohen, fast senkrechten und kahlen Sandsteinfelsenwänden bestehen und in welchem die Saane als mäßiger Bergstrom abwärts fließt. In Windungen führen Straßen hinab in den Thalgrund und über eine steinerne gewölbte Brücke, in einen wirren Häuserhaufen, den unteren und älteren Theil der Stadt, über welchen sich andere Häusermassen terrassenförmig bis auf die Höhe der Felswand, die von dem Strom umflossene Halbinsel, erheben. Hier erblickt man lange, mit Schießscharten und Zinnen versehene altersgraue Mauern, verödete Wachthürme, Kirchen und Kirchthürme, unter ihnen den alten bischöflichen Dom St. Nicolaus, die Hauptkirche der Stadt, mit seinem ansehnlichen 275 Fuß hohen Thurm, auf dem höchsten Punkte aber die moderneren, ausgedehnten Gebäude des im Jahre 1847 aufgehobenen Jesuiten-Kollegiums, Häusermassen und massige Gebäude, die seltsam abstechen gegen die luftigen, zierlichen Drahtbrücken, welche sich über die breite Saane-Schlucht und die wenig schmälere Galtern-Spalte hoch über der Thalsohle hinziehen. Keine andere Stadt der Schweiz bietet ein ähnliches Bild, selbst Bern nicht, das doch in seiner Lage so manche Aehnlichkeit mit Freiburg hat, und wenige Ortschaften liegen gleich malerisch, gleich originell.

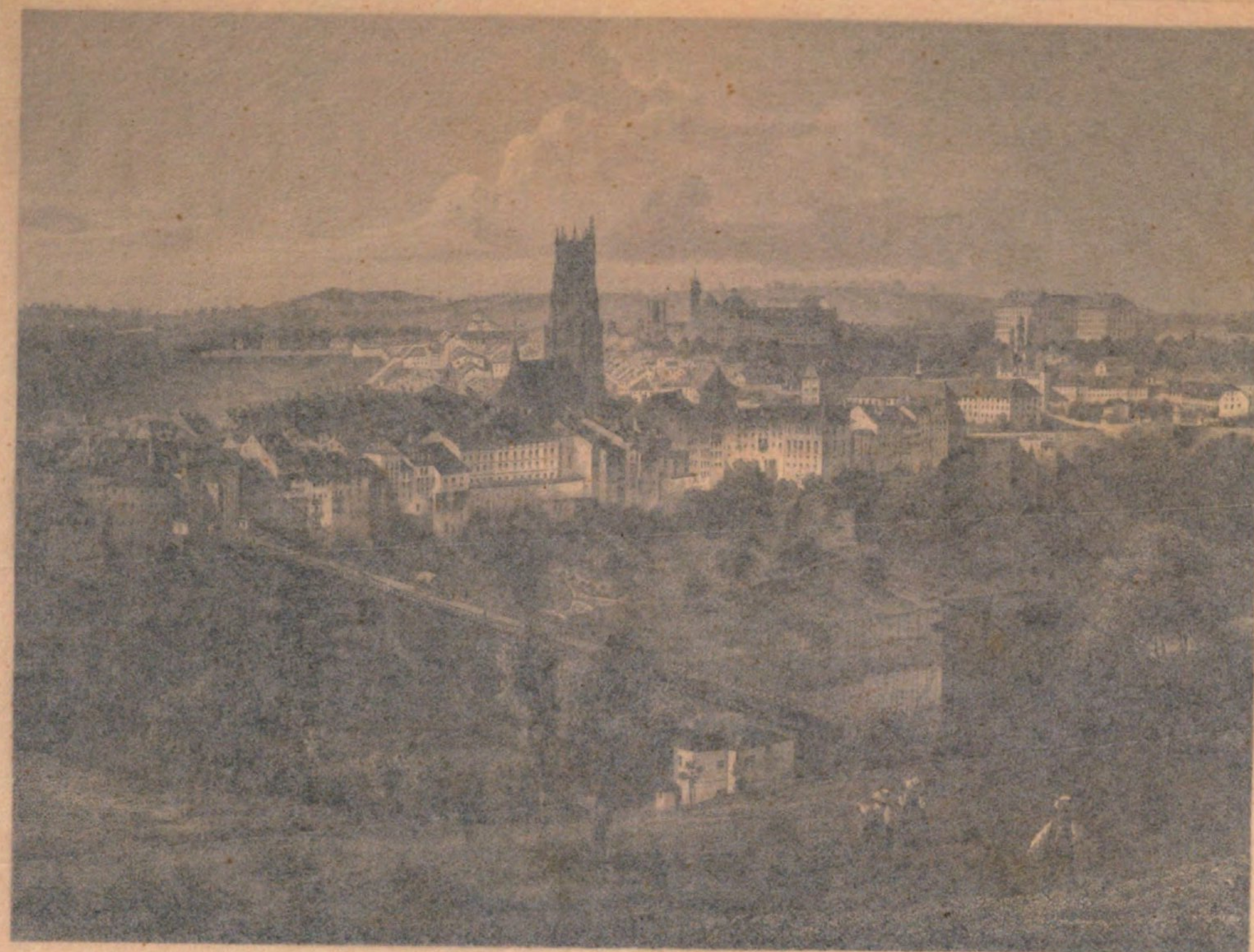
Auch im Innern ist die Stadt ihrer Lage im Thalgrund, am felsigen Thalrand aus mürbem Sandstein und auf der Höhe einer Flußhalbinsel wegen originell genug, nur ist sie da nichts weniger als schön und großartig. Enge Gassen und Gäßchen, welche sich hin und her krümmen und winden und abwärts und aufwärts steigen, schmale, düstre Treppenstege, Klüfte und Schluchten, geheimnißvolle Pfade an den Bollwerken, Thürmen und Mauern herum, alterthümliche Häuser und bunt durcheinander gewürfelte Häusergruppen, Gebäude auf hohen Untermauern

und selbst eine Straße, welche theilweise auf den Dächern von Häusern läuft, finden sich hier und nur selten zeigt sich eine breitere Straße oder ein Platz von einiger Bedeutung. Schön und anmuthig ist deßhalb Freiburg gewiß nicht, aber interessant genug und während man in einer neueren modernen Stadt mit graden Straßen, breiten Plätzen und schönen Häusern, deren freundliche Eingänge und lichte Fenster zum Eintritt einladen, sich keine tragischen Ereignisse und romantischen Begebenheiten im Leben der Einwohner denken kann, scheinen sich hier an jedes kleine düstre Häuschen halbverschollene Sagen und Erzählungen aus mittelalterlicher und späterer Zeit von Liebeslust und Leid, Geschlechterzwist und Feindschaft, geheimnißvollen Thaten und harten, rauhen Männern, zarten, hinschmachtenden Frauen und Jungfrauen anzuknüpfen.

Freiburgs Geschichte ist bereits in der des Kantons erzählt. Die ersten Gebäude des Orts standen drunten an der Saane, aber schon Berthold IV. von Zähringen scheint die Anlage der oberen Stadt begonnen zu haben und noch im zwölften Jahrhundert ward der Dom St. Nicolaus angefangen, indeß freilich erst im Jahre 1500 vollendet. Mit der steigenden Macht der Stadt vermehrte sich auch ihr Wohlstand, aber verhältnißmäßig wenig dehnte sie sich aus, denn gleich andern alten befestigten Städten liebte sie es nicht, ihre Ringmauern, die sie wie ein fester unzerreißbarer Gürtel umschlossen, zu erweitern. Ihren Glanz vermehrte die Niederlassung des Bischof von Lausanne, der schon früher ein Schloß in Freiburg besessen hatte. Im Jahre 1352 bestanden bereits die drei Saanebrücken, aber sie waren aus Holz construirt und mangelhaft genug, bis im Jahre 1633 die mittlere Brücke aus Stein hergestellt ward. Gegenwärtig zerfällt die Stadt in vier Stadttheile, von welchen Bourg den Mittelpunkt bildet. Die Gesammtzahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 11,000, von denen diejenigen in dem älteren Stadttheil an der Saane mehr deutsch als französisch, die andern in den drei übrigen Stadttheilen fast ausschließlich französisch sprechen.

Ohne Zweifel ist das interessanteste Gebäude die Pfarrkirche, der St. Nicolaus geweihte Dom, dessen Bau 1185 begonnen, in edlem gothischem Styl fortgeführt und nach 315 Jahren soweit, als es überhaupt geschehen, vollendet ward. Als erster Baumeister des 275 Fuß hohen Thurms, des höchsten in der Schweiz und eines der höchsten in ganz Deutschland, trotzdem ihm wie vielen andern älteren Thürmen die Spitze versagt blieb, wird George du Jardin, welcher ihn 1452 begann, genannt; angeblich soll er ein mehr als bescheidenes Honorar, nämlich täglich nur vier Groschen Lohn erhalten haben. Zwei Jahre früher hatte der Bau des Schiffes angefangen. Das Geläute ist ausgezeichnet und verdient seinen Ruf. Von hohem Interesse in jeder Hinsicht ist das Haupt-Portal mit den Reliefs, das jüngste Gericht darstellend. Welcher katholische Bildhauer würde es wagen, gegenwärtig an einer Kirche seiner Confession eine ähnliche zugleich satyrische Darstellung auf-

zustellen und was würde ihn, wenn er es wagte, von Seiten der geistlichen und weltlichen Behörden, welche die berechtigte Kritik der kirchlichen Lehren und Gebräuche nicht einmal zulassen möchten, nicht alles treffen! In der Mitte zwischen der Hölle und dem Himmel findet sich der Patron, St. Nicolaus, Bischof von Myra, und über ihm thront der Heiland als Weltenrichter; links dagegen hält ein Engel die unbestechliche Wage, auf welcher die Menschen gewogen werden. Die Guten führt St. Petrus selbst zur Linken in das Paradies, rechts aber öffnet sich der Rachen eines gräßlichen Ungeheuers, der Hölle, der bereits mit Verdammten angefüllt ist. Darüber thront Satanas. Einer seiner Teufel aber, dessen Haupt ein Schweinskopf ist, reißt einen Haufen Böser an einer Kette zum Höllenschlund hin, indem er ihre Genossen in einem Tragekorb eben dahin schleppt; unter den Bösen sind aber nicht nur vornehme Herren, Kaiser und Könige, sondern auch Priester, Bischöfe und selbst ein Papst, das Haupt der Christenheit. Und daran scheint im fünfzehnten Jahrhundert Niemand selbst in dem seiner Bigotterie wegen bekannten Freiburg den geringsten Anstoß genommen zu haben. Unter dem ganzen Steinbildwerk steht die für Freiburg verheißungsvolle Schrift: Protegam hanc urbem et salvabo eam propter Nicolaum servum meum. (Ich werde die Stadt beschützen und sie segnen um meines Dieners Nicolaus willen.) Auch die Kanzel, der Taufstein und die Chorstühle mit ihren Schnitzereien verdienen Beachtung und ebenso ist das neue Altarbild in einer Seitenkapelle, St. Maria und St. Anna von Deschwanden, sehenswerth, so wenig auch die Art und Weise, oder sagen wir lieber die Manier des Künstlers überall anzusprechen vermag. Früher wurden auch einige ältere jetzt weniger beachtete Bilder aufgesucht. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war nur eine kleine alte Orgel vorhanden, die noch dazu einmal der Blitz schwer beschädigt hatte; darauf begann man die Herstellung jener ungeheuren Orgel durch den Freiburger Aloys Moser († 1839), welche noch jetzt die Bewunderung der Reisenden erregt. Bei 64 Registern hat sie nicht weniger als 7800 Pfeifen, von denen die längste 32 Fuß hat. Auch wenn kein Gottesdienst ist, wird sie doch in der Reisezeit täglich Nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr und oft auch Abends gespielt und jeder Fremde hat gegen eine nicht hohe Entschädigung für den Organisten Zutritt. Der Letztere muß nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch ein sehr kräftiger Mann sein, denn das Spiel dieser kolossalen Orgel verlangt große Kraftaufwendungen. Dasjenige, was bei ihr am meisten Effect macht, sind die Nachahmung der Menschenstimmen und die sogenannten Engelsstimmen, welche in der That außerordentlich gelungen sind und bei gutem Spiel tief ergreifen können; in der Regel endet dann aber das Spiel gleich unserer Oper mit einem für die Modernen ganz passenden Schauerstück, der Darstellung eines furchtbaren Unwetters, bei welchem die Winde zu heulen, der Donner zu rollen und wilde Wassermassen zu brausen und zu rauschen scheinen.



Nach Photographie arrangirt v. L. Rohbock.

FREIBURG.

(Fribourg, Nr 1)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] würde ihr, wenn er es wagte, von Seiten der geistlichen und [illegible], welche die berechtigte Kritik der kirchlichen Lehren und Gebräuche [illegible] zulassen möchten, nicht alles treffen! In der Mitte zwischen der Hölle und dem Himmel findet sich der Patron, St. Nicolaus, Bischof von Myra, und über ihm thront der Heiland als Weltenrichter; links dagegen hält ein Engel die [illegible] Wage, auf welcher die Menschen gewogen werden. Die Guten [illegible] St. Petrus selbst zur Linken in das Paradies, rechts aber öffnet sich der Rachen eines gräßlichen Ungeheuers, der Hölle, der bereits mit Verdammten angefüllt ist. Darüber thront Satanas. Einer seiner Teufel aber, dessen Haupt ein Schweinskopf ist, reißt einen Haufen Böser an einer Kette zum Höllenschlund hin, indem er ihre Genossen in einem Tragkorb eben dahin schleppt; unter den Bösen sind aber nicht nur vornehme Herren, Kaiser und Könige, sondern auch Priester, Bischöfe und selbst ein Papst, das Haupt der Christenheit. Und daran scheint im fünfzehnten Jahrhundert Niemand selbst in dem seiner Bigotterie wegen bekannten Freiburg den geringsten Anstoß genommen zu haben. Unter dem ganzen Steinbildwerk steht die für Freiburg verheißungsvolle Schrift: Protegam hanc urbem et salvabo eam propter Nicolaum servum meum. (Ich werde die Stadt beschützen und sie segnen um meines Dieners Nicolaus willen.) Auch die Kanzel, der Taufstein und die Chorstühle mit ihren Schnitzereien verdienen Beachtung und ebenso ist das neue Altarbild in einer Seitenkapelle, St. Maria und St. Anna von Deschwanden, sehenswerth, so wenig auch die Art und Weise, oder sagen wir lieber, die Manier des Künstlers überall anzusprechen vermag. Früher wurden auch einige ältere jetzt weniger beachtete Bilder aufgesucht. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war nur eine kleine alte Orgel vorhanden, die noch dazu einmal der Blitz schwer beschädigt hatte; darauf begann man die Herstellung jener ungeheuren Orgel durch den Freiburger Aloys Moser († 1839), welche noch jetzt die Bewunderung der Reisenden erregt. Bei 64 Registern hat sie nicht weniger als 7800 Pfeifen, von denen die längste 32 Fuß hat. Auch wenn kein Gottesdienst ist, wird sie doch in der Reisezeit täglich Nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr und oft auch Abends gespielt und jeder Fremde hat gegen eine nicht hohe Entschädigung für den Organisten Zutritt. Der Letztere muß nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch ein sehr kräftiger Mann sein, denn das Spiel dieser kolossalen Orgel verlangt große Kraftaufwendungen. Dasjenige, was bei ihr am meisten Effect macht, sind die Nachahmung der Menschenstimmen und die sogenannten Engelsstimmen, welche in der That außerordentlich gelungen sind und bei gutem Spiel überraschen können; in der Regel endet dann aber das Spiel gleich unserer Oper mit einem für die Modernen ganz passenden Schauerstück, der Darstellung eines furchtbaren Unwetters, bei welchem die Winde zu heulen, der Donner zu rollen und wilde Wassermassen zu brausen und zu rauschen scheinen.

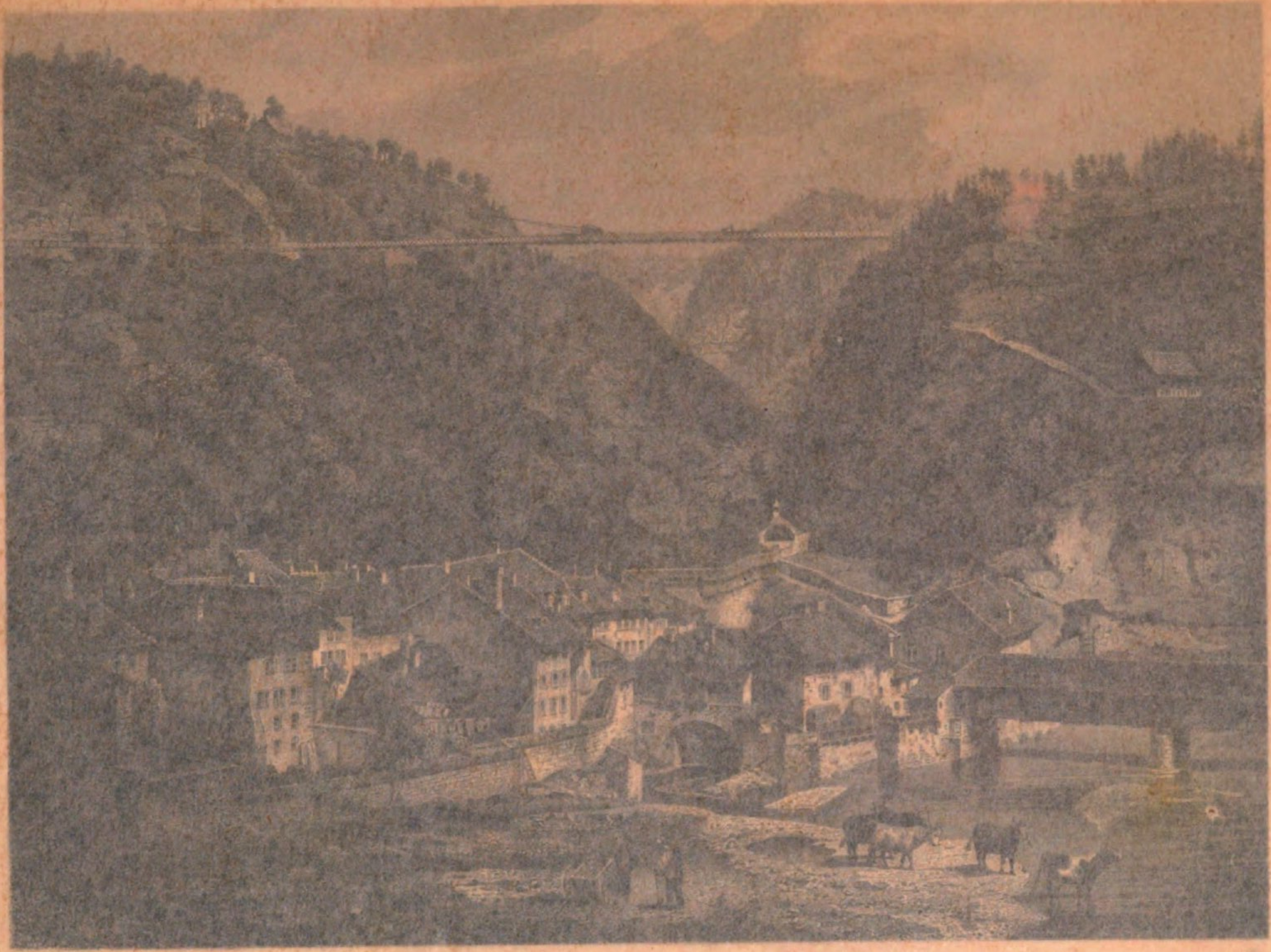


Nach Photographie arrangirt v. L. Rohbock. G. M. Kurz sculpt.

FREIBURG.

(Freiburg, Nº 1.)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



FREIBURG.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.



Nach Photographie arrangirt v. L. Rohbock.

G. M. Kurz sculpt.

FREIBURG.

No. 2.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

Nachdem wir auch noch die Plattform des Domthurmes bestiegen und uns an der reizenden Aussicht über das Saanethal und die Gebirge erfreut haben, besuchen wir die Kirche Notre-Dame, welche aus dem Jahre 1201 stammt, aber nur die Erinnerung an das alte Fest der drei Könige bietet, das mit seltener Feierlichkeit von Jedermann in Freiburg alljährlich am 6. Januar trotz der Verbote der Päpste und des Concils von Basel in alter Weise gefeiert ward. Auch dies Fest wirft ein interessantes Licht auf den Glauben der Vorfahren und ihre naive Auffassung der Religion und des Cultus. Der Zug der drei Könige ward in der Regel durch ein mächtiges Kreuz eröffnet, hinter dem sich in langen Reihen die Narren, als Löwen, Bären, Wilde u. s. w. seltsam verkleidete Männer, bewegten. Dann folgten drei Chorherren oder vornehme Männer, welche im Kostüm von Königen und jeder von einer kleinen Truppe Reiter begleitet die drei Magier (die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande) darstellten. König Herodes, der auf einer Estrade am Thurm der Kirche Notre-Dame stand und von Propheten und Priestern umgeben war, empfing hier die Begrüßungen der drei Könige und erwiederte sie. Ein Engel, welcher auf einer kleinen Kanzel am Brunnen des Platzes stand, verkündete in feierlicher Weise die Geburt des Heilandes und ein in der Luft schwebender Stern geleitete die drei Könige. Darauf kamen seltsamer Weise militärische Uebungen; drei Compagnien, die rothen, die blauen und die Mohren, deren Antlitz unserem Bericht zufolge durch Oelfarbe geschwärzt war, paradirten auf dem Platze zusammen mit Musketieren, manövrirten, stellten eine Art kleinen Gefechtes dar, schossen und warfen Granaten. Militärische Musikcorps spielten dabei ohne Unterlaß und auch Trommler und Pfeifer ließen sich hören; alle Fenster rings waren mit Zuschauern, namentlich reich gekleideten Damen, besetzt, und viele Neugierige, welche zum Theil weit hergekommen waren, hatten auf neuerrichteten Tribünen Platz genommen. Bei dem Gottesdienste erschienen die drei Könige und alle Offiziere und brachten der heiligen Jungfrau, welche auf einem von Joseph geführten Esel am Zuge theilgenommen hatte und nun auf den Stufen des Hauptaltars stand, Weihgaben dar; nach der kirchlichen Feier aber begaben sie sich in die Nonnenklöster, wo ihnen von den ehrwürdigen Frauen Erfrischungen, Kuchen und Bonbons dargeboten wurden. Natürlich fanden außerdem noch andere Umzüge und Festessen statt. Die ganze Sache wurde fast als eine Staats-Action von Wichtigkeit behandelt, denn der Rath der Stadt lieferte den drei Compagnien und den Musketieren das erforderliche Pulver aus dem Staats-Magazin und gewährte auch dem König Herodes zehn Thaler jährlich und die nöthigen Kostüme für ihn selbst und seine beiden Propheten. Außerdem mußten die drei heiligen Könige auf Grund eines alten Brauchs nach einer bestimmten Reihenfolge aus dem Rath, den Abteien und einzelnen angesehenen Familien genommen werden, was nicht nur diesen Körperschaften in den Jahren, in welchen sie nach dem

gebräuchlichen Ausdruck „das Königthum inne hatten," sondern auch den einzelnen Personen große Kosten verursachte. Noch sind die Reglements für das Fest und zum Theil die Verse, welche bei demselben recitirt wurden, vorhanden.

Von den übrigen Kirchen sei noch die Kirche des Klosters der Franziskaner mit dem Grabmal des Pater Girard und dem al fresco gemalten, leider bereits sehr beschädigten Todtentanz, die Kapuziner-Kirche (geweiht 1622) mit einer beachtenswerthen Himmelfahrt Mariä, die Johanniskirche mit der Anbetung der heiligen drei Könige, welche Domenichino vielleicht mit Unrecht zugeschrieben wird, und endlich die Kirche der Jesuiten, die modern und bunt genug erscheint, erwähnt. Auf der Stelle, wo sich einst die feste Burg der Zähringischen Herzöge befand, und hinter St. Nicolaus da, wo die Flußhalbinsel sich erweitert, steht das Stadthaus, ein wenig ansprechendes Gebäude mit einigen älteren Bildern und Schnitzereien, und auch das Regierungsgebäude bietet nichts Besonderes; historisch merkwürdig aber ist der alte Lindenstamm vor dem Stadthause, der allerdings ziemlich umfangreiche Rest des einst frisch grünenden Lindenbaumes, welcher nach der Volksüberlieferung unmittelbar nach der Schlacht von Murten zum Andenken derselben gepflanzt worden sein soll. Nach Andern stammt indeß der Baum bereits aus der Zeit der Zähringer und der Gründung Freiburgs. Im sechszehnten Jahrhundert fand in seinem Schatten das sogenannte Lindengericht statt, welches Marktstreitigkeiten entschied, und im Jahre 1798 am 5. März, als die Franzosen in Freiburg einrückten, pflanzte man auf ihn einen Freiheitsbaum auf. Noch später pflegte man auch in der Nähe seines Stammes den Stab über die zum Tode verurtheilten Verbrecher zu brechen, was ihn wie das Lindengericht zu einen jener alten Gerichtsbäume macht, in deren Nähe die Kaiser, ihre Vögte, die Grafen und was nur Gericht zu halten befugt war, sich mit den Schöppen zur Rechtsprechung zu regelmäßigen Zeiten zu vereinigen pflegten.

Interessanter als fast alle Gebäude der Stadt und in früherer Zeit, als noch so großartige Bauten, wie diejenigen an den Eisenbahnen unserer Tage sind, unbekannt waren, hochberühmt und viel bewundert, sind die beiden Freiburger Drahtbrücken. Die eine derselben, welche über der weiten Saaneschlucht in einer Höhe von 168 Fuß über dem mittleren Wasserspiegel schwebt, ward in den Jahren 1830 bis 1838 von dem französischen Ingenieur Jos. Chaley aus Seygerieux im Departement des Ain für 300,000 Franken erbaut und ist 941 Fuß lang, wenn man die beiden je etwa 20 Fuß messenden Brückenköpfe mit in Betracht zieht. Ihr Gewicht soll gegen 7000 Centner betragen, was auch nicht auffallen kann, wenn man beachtet, daß die vier Drahtseile, welche sie tragen, 1200 Fuß lang sind, je aus 1056 Drähten bestehen und weit fort durch den Boden geführt, in senkrechten Schachten in den Felsen eingelassen und mit 128 Ankern an gewaltige Klippen befestigt werden mußten. Fast das ganze Material ward aus der Schweiz

bezogen und auch die Arbeiter stammten mit Ausnahme des Leiters und einiger Gehülfen aus der Schweiz. Die Brücke kann den sorgfältig angestellten Berechnungen und Proben zufolge dreimal so viel tragen, als ihr aufgelegt werden kann, nämlich dreimal das Gewicht von zwei Reihen schwer beladener Wagen, welche sie von einem Ende bis zum andern bedecken. Diese bedeutende Tragkraft bewirkt, daß der Uebergang mehrerer schwer beladener Wagen kaum eine geringe Schwankung, ein leises Beben hervorzurufen vermag. Freilich ist die Brücke jetzt, wo so Großes an vielen Orten und selbst in der Nähe Freiburgs, hier z. B. durch den Viaduct von Grandsey, geleistet worden ist, kein Wunderwerk mehr, aber doch immer interessant und schön genug, um wenigstens flüchtig besucht zu werden. Die zweite Drahtbrücke ward im Jahre 1840 über die Gotteronschlucht errichtet. Auch diese Schlucht ist tief und wird vom Gotteron durchflossen, an dessen beiden Seiten hohe malerische und mit Gebüsch bekränzte Sandsteinfelsen aufsteigen. Auch sie machte für den Verkehr sehr große Umwege und schwierige Steigungen erforderlich, welche man ebenfalls durch eine eiserne Brücke zu vermeiden wünschte, zumal über sie die Straße nach Chatel St. Denis und Vevay führt. Im Jahre 1840 ausgeführt, ist sie 894 Fuß lang und schwebt fast 150 schweizerische Fuß über dem Thalgrund. In ihrer Construction unterscheidet sie sich von der Saanenbrücke dadurch, daß die Drahtseile unmittelbar in den Felsen eingelassen und befestigt sind und daß der eine Aufhängungspunkt höher liegt, als der andere, so daß man auf der Brücke selbst ansteigt. So interessant der Blick von den Brücken in die Tiefe der Schluchten und auf die Stadt ist: interessanter fast noch ist der Blick aus der Tiefe des Thalgrundes auf die in der Höhe aufgehängten Brücken, welche wie luftige Fadengewebe, über welche Pygmaeen zu Fuß und auf winzigen Wagen ziehen, erscheinen.

Die Höhen bei Freiburg bieten reizende Spaziergänge und Aussichten auf den Thalgrund der Saane, die Umgegend der Stadt und die Hügel und Vorberge des Kantons, den Jura und die Alpenkette. Auf gleicher Stelle, auf dem Belvedere des Lyceums des aufgehobenen Jesuiten-Collegiums erblicken wir den gewaltigen schimmernden Montblanc und ganz fern im Nordosten den gezackten Gipfel des Säntis, Berge von Savoyen, Wallis, Waadt, Bern, den Urkantonen, Glarus und Appenzell. Nicht weniger schön ist die Aussicht vom Thurm des St. Nicolaus-Doms, vom Bürglenthore, am Meierhof, auf dem Schönenberg, vom Dürrenbühl, zu Bretigny, zu Botzet, wo ein prächtiger Blick auf die Stadt sich öffnet, zu Grandsey und auf ein Dutzend anderer Stellen, welche leicht und bequem, zu Fuß und zu Wagen, erreicht werden können.

Eine entferntere Excursion von Freiburg aus, welche in früherer Zeit von Frommen und Nichtfrommen häufiger gemacht zu werden pflegte, als gegenwärtig der Fall ist, ist diejenige nach der Einsiedelei von St. Magdalenen, welche in

der Pfarre Düdingen etwa $1^1/_2$ Stunde von der Stadt entfernt, am rechten Ufer der Saane belegen ist. Die Gegend ist nicht großartig, aber anziehend, wenn auch nicht mehr als viele andere des Landes; was aber die Besucher aus Nah und Fern anzulocken pflegte, war nicht die Natur, sondern ein Menschenwerk, das von enormem Fleiß und großer Ausdauer zeugte. In Verein mit seinem Gehülfen Licht meißelte in den zehn Jahren 1670 bis 1680 der Klausner Dupré, ein Mann aus dem Greierser Lande, in einem hohen, steil absinkenden und kahlen Sandsteinfels mühsam eine ganze Einsiedelei. Mehrere Zellen, ein Keller, in welchen eine Treppe führt und der eine Quelle klaren Trinkwassers besitzt, eine Küche mit Kamin und Backofen, ein Gang und ein großer Saal sind vorhanden; aber alle andern Theile überragt die 63 Fuß lange, 36 Fuß breite und 22 Fuß hohe Kapelle der heiligen Magdalena und ihr achtzig Fuß hoher Thurm. Gewiß ist das Ganze weder schön noch großartig für unsere Zeit, welche ganz andere Dinge als alltäglich betrachtet; wenn man indeß erwägt, daß die ganze Arbeit von zwei Menschen mit sehr dürftigen Mitteln und sehr geringer Kunstfertigkeit hergestellt ward: dann bleibt immer Bewunderung gestattet, mag sie auch nicht rein sein von dem betrübendem Gefühl, daß menschliche Eitelkeit sich durch derartige, für andere Menschen wenig nützliche Anstrengungen einen Namen zu machen suchte.

Schon sind wir mit den Merkwürdigkeiten Freiburgs zu Ende. Die alte Zeit hat nicht viel hinterlassen und die neue, der großen Hindernisse wegen, mit welchen sie der Geistlichkeit und dem Volksgeist gegenüber zu kämpfen hat, noch wenig geschaffen, was vom Standpunkte der Kunst, der Wissenschaft, der Volksbildung, der Menschenfreundlichkeit aus hervorzuheben wäre. Erst die folgenden Generationen werden auf einen neuen Standpunkt, den die lebende thöricht genug, aber ihrer Vergangenheit treu verleugnet, treten und dadurch die Bahn zu einem mächtigen Fortschritt für das Freiburger Volk und namentlich seine Hauptstadt eröffnen können; erst sie werden einsehen, daß das Land Hülfsmittel besitzt, die es jetzt zwar völlig verkennt und mißachtet, die ihm aber einst, wenn es sie in vollem Maaße ausbeutet, eine Zukunft von Bedeutung und Größe sichern. Aber allerdings müßte man bald aufhören, gegen alles, was draußen ist, sei es schweizerisch, deutsch oder französisch, sich abzuschließen und die fremden Kräfte, welche sich und zugleich dem Kanton nützlich werden wollen, durch Maßregeln und Lasten abzuwehren oder niederzuhalten, müßte man der freien, frischen Bewegung der Geister und Kräfte nicht mehr schroff und rauh oder mißtrauisch entgegen treten.

Bevor wir uns von Freiburg aus den südlichen Gegenden des Kantons zuwenden, besuchen wir trotz ihrer verhältnißmäßig nicht zahlreichen und nicht großartigen Schönheiten die beiden Straßen nach Thun über Guggersbach und Guggisberg. Die nördlichere führt über die beiden Drahtbrücken und Bürglen, einem alten Orte, nach welchem häufige Wallfahrten gemacht werden und dessen Kirche eine jener Madonnen mit schwarzem Antlitz besitzt, welche in vielen Ländern, in Frankreich, Böhmen, Polen u. s. w. vorkommen. Das Bild soll ursprünglich ein Wirthshausschild gewesen und zur Zeit der Reformation, als die Protestanten es durch Feuer zerstören wollten, in wunderbarer Weise erhalten worden sein. Durch Gehölz und schöne Güter führt der Weg an dem von einem schönen Park umgebenen Schlosse Remetsweil vorüber durch eine anmuthige Gegend nach Heimischwand, das durch seine schöne Aussicht auf die interessante Bergkette der Berra und den tieferliegenden Thalgrund bekannt ist. Wenige Minuten später wird Rechthalten (franz. Dirlaret) erreicht, eine weitläufige Gemeinde, welche mehrere Ortschaften umfaßt und nach der Meinung ihrer Einwohner älter ist als die Stadt, vor deren Erbauung hier schon auf uralter Gerichtsstätte von den Landsassen nach guter alter germanischer Weise feierlich Recht gesprochen ward. Mit Recht erzählen die älteren Reisenden von den seltsamen Scheunen und Wirthschaftsgebäuden der Gegend, welche die Gestalt kolossaler Särge haben. Weiter geht der Weg von hier nach Brünisried und von dort nach Guggersbach, einem kleinen stillen Dörfchen an der Sense, das bereits zum Kanton Bern gehört. Die Gegend ist bekannt durch ihre zahlreichen Sagen und Traditionen von dem gespenstischen Nachtjäger, der in der Stunde von 11 bis 12 Uhr Abends mit vielen Hunden unter Geschrei seltsame Thiere zu jagen pflegt. Interessant ist der südlichere Weg, den wir in der Richtung von Guggersbach nach Freiburg wandern wollen. Auf einer Fahrstraße oder auf kürzerem anmuthigen Fußweg gehen wir zunächst nach Plasseyen, einer ansehnlichen rührigen Pfarrgemeinde an der Sense, und von dort durch einen an Obstbäumen reichen Bezirk nach Plasselb am Eingang in den Plasselb-Schlund, einem langen, engen Thal, das von der Aegera durchflossen, sich im Halbkreis um den östlichen Fuß der Berra windet und lieblich und malerisch zugleich genannt werden darf. Durch dasselbe führt ein Weg auf die Berra (Birrenberg), welche auch über St. Sylvestre und den Berggrat erreicht werden kann. Sie bietet von ihrer höchsten kegelförmigen Spitze eine reiche und anmuthige Aussicht, welche im Westen und Norden bis an die Seen von Neuenburg und Murten und die lange Jurakette reicht und die Alpenkette vom Montblanc an bis über die Berner Riesengipfel hinaus umfaßt. Reizend sind namentlich die Blicke auf das Thalgelände von Charmey, den Moléson und alle die Ortschaften gegen Freiburg hin, dessen Thürme mit unbewaffnetem Aug' entdeckt werden. Doch kehren wir nach Plasselb zurück und wenden wir uns weiter westwärts und am rechten Ufer der Aegera thalabwärts

nach Giffers, das von Obstbäumen umringt in anmuthiger Gegend liegt und zu welchem die aussichtsreiche Kapelle St. Sylvestre auf einer Anhöhe beim Ort gehört, und von dort über den Weiler Tentlingen mit einem hübschen Landsitz und über Bürgeln in die Stadt Freiburg zurück.

Natürlich hat auch die Gegend an der Berra und namentlich der Passelbschlund seine Sagen; eine derselben wollen wir, weil sie eigenthümlich genug ist, hier nach Kuenlin's Aufzeichnung mittheilen. Er erzählt sie in seinen 1834 erschienenen Alpenblumen und Volkssagen aus dem Greierser Lande. Sie lautet: „Drunten links am Käsenberg, den die Welschen Cousinber nennen, weil sie alle Namen verderben, liegt fast zu unsern Füßen der tiefe Plasselbschlund. Rechts erheben sich die Schweinberge. Im Sagenboden steht eine alte Hütte, wo die benachbarten Küher sich oft des Abends versammelten, um ein paar müßige Stunden zu verplaudern, oder sich die Zeit mit dem Tarockspiel zu vertreiben. Zu ihnen gesellten sich häufig die Pottaschebrenner, die Kräuter- und Harzsammler oder sonst andere Leute, die in den Bergen zu thun hatten. Zuweilen erschien ein kleines fremdes Männlein bei der gemischten Versammlung. Es hatte eine blaßgelbe Gesichtsfarbe, aschgraue, blinzelnde, tiefliegende Augen, rothes buschiges Haar, eine grüne Kappe auf dem Kopfe, trug einen grauen Kittel, lange, enge Hosen von hellblauem Zeuge und kurze Stiefel. Unter dem linken Arme hielt es stets eine Geige, weshalb man es das Spielmännlein nannte. Es verhielt sich meistens ganz ruhig und still in einem Winkel, wo es sich zusammenkauerte, oder wärmte sich am Feuer in halb knieender gebückter Stellung. Wenn man es munter machen wollte, gab man ihm zu essen und zu trinken. Es dankte dann in einer sonderbaren fremden Sprache, wovon man nur ein Paar Worte verstehen konnte, und am Ende fing es an zu geigen allerlei alte und neue Tänze und Lieder, daß einem vor Freude das Herz sammt den Füßen hüpfte, wie wenn man beim Kiltgang, auf einer Hochzeit oder Kilbe (Kirchweih) mit seiner Liebsten tanzen kann, nämlich wenn es erlaubt und nicht verboten ist. Das Spielmännlein konnte den Kühern so gut die Zeit vertreiben, daß sie darüber oft ihre Pflicht und Schuldigkeit vergaßen und es in den Staffeln Streit und blutige Händel gab, welche der Bürgermeister von Freiburg hernach recht gern schlichtete, weil ihm diese Raufereien viele Kronthaler einbrachten. Oft geschah es aber auch, daß man das Spielmännlein in der alten Hütte nicht sehen konnte und doch hörte man sein Saitenspiel im Sagenboden bald diesseits, bald jenseits des Aegerabachs. Oft spukte auch ein böser Geist im Plasselbschlund, der die Menschen neckte und ärgerte und große glühende Augen hatte; man nannte ihn das Ungeheuerlein und meinte, es sei das Spielmännlein in anderer Gestalt. Andere aber hielten das Spielmännlein für keinen bösen Geist. Später bannten die Leute auf Anrathen eines Kapuziners das Ungeheuerlein, so daß es sich nicht mehr sehen läßt; aber auch das Spielmännlein

läßt sich nicht mehr sehen, was die Sennen bedaueren. Zum Andenken an dasselbe nannten sie einen Vorsprung der Alp am Plasselbschlund das Spielmannli, wie er auch heut noch wohl genannt wird."

Interessanter jedenfalls und noch häufiger besucht ist die Tour von Freiburg aus in das alte Greierser Land. Noch einmal überschreiten wir die luftige Hängebrücke über die Galternschlucht und wandern über Bürglen nach Oberriedt, in dessen Nähe einst der brennende Berg großes Aufsehen erregte. Zwar ist der Name nicht ganz richtig, denn der Berg brennt nicht; aber dessen ungeachtet ist die Erscheinung nicht ohne Interesse. An einem mit Gehölz bedeckten trümmerreichen Abhange des Burgerwaldes entwickelt sich in den Spalten und kleinen Wasseransammlungen brennbares Gas, das angezündet oft tagelang fortbrennt, bis es durch einen starken Windstoß oder strömenden Regen ausgelöscht wird. Weiter südwärts an der tobenden Aergera (Gerine) liegt in einem angenehmen Thalgrunde, den wir durch Wälder, Wiesen und Aecker schreitend erreichen, das schöne Pfarrdorf Marly (Mertenlach) mit hübschen Häusern und manchem industriellen Etablissement. Der Ort mag in alter Zeit gleich andern Herrendörfern von seinen Herren viel gelitten haben. Denn noch hört man das Sprichwort: Lia plié crouie ombro po la méson d'on païsan l'iè on tzati. (Den schlimmsten Schatten wirft auf das Haus des Bauern ein Schloß.") Zu Marly scheidet der Bach den District, in welchem deutsch, von dem, in welchem französisch gesprochen wird; freilich versteht das hiesige französische Patois der Pariser ebensowenig als der Berliner oder Dresdener das hiesige deutsche, da beide in Formen und Ausdrücken originell genug sind. Der nächste Ort ist Ependes (deutsch Spinz), das auf den schroffabstürzenden Felswänden, an denen die Saane hinfließt, anmuthig gelegen ist; von hier aus führt die Straße weiter südwärts nach Arconciel (Ergenzach), einer der ältesten Freiburger Ortschaften, welche schon im eilften Jahrhundert urkundlich erwähnt wird. Als im Jahre 1475 Wilhelm de la Beaume, Besitzer der Herrschaften Illens uud Arconciel, sich gegen die Schweizer und für Karl den Kühnen erklärte, eroberten die Berner die beiden Schlösser, welche den Herrschaften den Namen gaben. Noch sind unterhalb des Orts gegenüber dem viereckigen Thurm von Illens malerische Trümmer des Schlosses Arconciel sichtbar. Eine hübsche, 306 Fuß lange Drahtbrücke führt in der Höhe von hundert Fuß über der Thalsohle über den Saanestrom. Eine Stunde, nachdem wir Arconciel verlassen, befinden wir uns in dem sagenreichen Pontlaville an der Saane, dem gegenüber auf der andern Seite des Stroms Avry liegt. Auf steilen Höhen nordostwärts zeigen sich die dürftigen Ruinen der alten Burg von La Roche, in frühester Zeit Scherwyl genannt, und nahe dabei das oft von dem Wildwasser des Berra-Gebirges bedrohte Dorf La Roche. Merkwürdig ist zu Pontlaville die alte Saanebrücke, welche aus vier Bogen besteht und in der Mitte auf einem

ungeheuren Block von Nagelfluhgestein, neben welchen zwei andere lagern, ruht. Wie diese Blöcke herkamen, erzählt die Sage von Gargantua. Der war ein gewaltiger Riese zu jener Zeit, als noch das Heidenthum in dieser Gegend allgemein verbreitet war, lange bevor der heilige Donat, Erzbischof von Besançon, die Einwohner zum Christenthum bekehrte; die Greierser fürchteten ihn nicht nur, sondern beteten ihn auch gleich einem Götzen an. So groß aber war er, daß er oft mit einem Fuß auf der Spitze des Birrenberges, mit dem andern aber viele Stunden davon auf dem Gipfel des Gibloux stand und sich dann niederbeugend aus der Saane trank. Jedesmal, wenn er seinen Durst löschte, blieb das Flußbett drei Tage lang trocken. Er war es auch, der die mächtigen Felsblöcke wie leichte Kiesel herbeischleppte. Nach andern Erzählern ward die Brücke, welche im Volksmunde die Tugibrücke heißt, vom Satan in eigener Person erbaut. Als die Männer von Pontlaville einmal im Wirthshause darüber beriethen, wie sie ohne unerschwingliche Kosten die Saanebrücke, die für den Verkehr mit den jenseitigen Nachbarn höchst nothwendig erschien, herstellen könnten, erschien bei ihnen ein Unbekannter, der die Brücke zu erbauen versprach, wenn man ihm das erste lebende Wesen, das sie betreten werde, geben wolle. Aehnliche Sagen kommen bekanntlich bei vielen Brücken vor und namentlich bei denjenigen, welche vom Volke Teufelsbrücken genannt werden, und immer wird der Teufel, der „dumme Teufel," betrogen. So geschah es auch hier. Als die Vorsteher des Ortes entdeckt hatten, daß der Baumeister Satan selber sei, wurden sie bestürzt; aber ein lustiger Kumpan versprach, sie zu retten. In der folgenden Nacht erbaute der Teufel wirklich die Brücke und fertig stand sie am Morgen da; aber kein Mensch überschritt sie zuerst, sondern der Mann brachte sechs Ratten, sechs Mäuse und sechs Katzen herbei und ließ sie über die Brücke laufen, bevor er selbst ihnen, das Kruzifix in der Hand, folgte, um das heilige Zeichen auf der Brücke aufzustellen. Satan erzürnte sich darob natürlich sehr, aber er konnte nicht mehr als pünktliche Erfüllung seines Paktes fordern und das Kruzifix hinderte ihn, sein Werk wieder zu zerstören. Um aber doch seinem Zorn Ausdruck zu geben, schleuderte er gewaltige Nagelfluh-Blöcke gegen die Brücke, die nun im Wasser liegen und an denen sich die schäumenden Wellen der Saane brechen.

Immer weiter südwärts zieht die Straße am rechten Saane-Ufer stromaufwärts; wir berühren Hauteville und kommen nach Corbières, dem alten Hauptort der Baronie gleichen Namens, deren Herren einst eine ziemlich bedeutende Rolle spielten und wohl einer jüngeren Linie der Grafen von Greiers entsprungen waren. Von ihnen erzählt die Sage, daß ihr Wappen einen schwarzen Raben in weißem Felde darstellte und daß ein Rabe oberhalb der Pforte des Schlosses angebracht war. Wurde dem Herrn des Schlosses ein Sohn geboren, so ließ der Rabe einen silbernen Ring aus seinem Schnabel fallen, einen goldenen dagegen galanter Weise, wenn

eine Tochter das Licht der Welt erblickt hatte. Zu Corbières, das früher als Stadt galt, wurde auch 1731 die berüchtigste Hexe des ganzen Landes, Catillon la Toascha (die Bucklige) gerichtet und auf dem Scheiterhaufen verbrannt; für drei Thaler sollte das arme unglückliche Weib mit dem Teufel einen Pakt geschlossen haben. Von ihm gibt es eine Menge characteristischer Sagen, die für die Kenntniß des Volksglaubens nicht ohne Wichtigkeit sind. Noch ist zu Corbières ein Schloß vorhanden, und eine schöne von Chaley erbaute Hängebrücke über die Saane. Der nächste Ort ist der Hexe Catillon ehemaliger Wohnort, das Pfarrdorf Villardvolard, von wo durch ein anmuthiges Gelände die Straße den Jaunbach überschreitend nach Broc leitet. Broc ist ein alter Ort, der früher eine Benedictiner Probstei, welche St. Othmar geweiht war, und zwei Schlösser besaß; er liegt anmuthig am Fuß malerischer Berge. Nahe dabei befand sich das Schloß Montsalvant, auf welchem die Herren von Greiers saßen. Eigenthümlich ist ein Wirthshausbrauch, der zu Broc herrscht; mehrere junge Leute machen durch das Loos oder durch Würfelspiel einen unter sich zum Bischof, der aber dann weiter nichts zu thun hat, als die Zeche einer oder mehrerer bei lustigen Schmausereien verbrachter Abende aus seiner Tasche zu bezahlen.

Bevor wir von Broc aus weiter nach Greiers zuwandern, machen wir von hier aus noch einige kleinere Touren. Die erste führt uns über den Jaunbach zurück an Montsalvant vorüber. Der Weg ist reizend und bietet da, wo er nach der schäumenden Saane steil abstürzt, einen herrlichen Blick auf das weite, freundliche Thal von Bulle. Auch bei Crésut ist wieder ein Aussichtspunkt. Von hier zieht sich durch den Wald an einem niedlichen Wasserfall vorüber ein Fußweg nach Cerniat und von dort nach einem schönen welligen von Tannenwald umgebenen Hügelgelände empor, in welchem am Fuß der Berra das alte, bereits größtentheils verfallene Kloster des Thals der Heiligen (Valsainte) liegt. Im Jahre 1294 oder 1295 gestiftet, gehörte es dem Karthäuser Orden an, dessen Mönche das vorher wilde und unbewohnte Thal cultivirten. Nachdem es mehrmals abgebrannt, wurde es wiederhergestellt und bestand nun bis 1778, wo es aufgehoben wurde. Doch kam es bald wieder in den Besitz von in der Revolutionszeit aus Frankreich exilirten Trappisten, welche es 1814 verließen, und von Ligorianern, die es aber ebenfalls aufgaben. Ein Weg von einer Stunde führt von hier auf den aussichtreichen Höhenzug des Birrenberges (Berra), ein anderer über Alpweiden nach der Chessalle-Eck zwischen Berra und Körblifluh und von dort noch nach dem Schwarzsee und dem schwefelhaltigen Bade am Schwarzsee im Kanton Bern. Interessant ist der Umblick auf der Paßhöhe durch den Contrast, welchen der einsame, stille, fast öde Thalkessel des Schwarzsee mit dem freundlicheren Gelände von Valsainte macht.

Eine andere Wanderung führt uns von Broc aus über Montsalvans und Cresut in das Jaunthal. Von der Bergterrasse bei Cresut, auf welcher sich eine herrliche Aussicht auf das anmuthige Thalgelände und die dasselbe umgebenden Gebirge und den Moléson bietet, steigen wir steil hinab zu einigen Sägemühlen und in das tiefe Tobel des von der Berra herabkommenden Wildbachs Javroz und erreichen nun bald Charmey (Galmis), ein großes schönes Dorf des Greierser Landes, das früher einen andern Namen führte, später aber den des Thales, dessen Hauptort es ist, annahm. An beiden Seiten des Jaunbachs zieht sich das schöne, grüne Hochthal fast zehn Stunden empor und besitzt neben anmuthigen Partien prächtige Alpen, auf welchen die besten jener weitherum bekannten, bei den Feinschmeckern beliebten Greierser Käse bereitet werden. Früher angeblich weit stärker als jetzt bewohnt, zerfällt er in mehrere Theile, von denen der untere das eigentliche Thal von Charmey ist. Die Gebäude des Dorfes sind freundlich und zeugen von Wohlhabenheit; von den Einwohnern behauptet man, daß sie zu den schönsten des Landes gehören, und daß namentlich die lebhaften, zierlichen und feurigen Frauen wenige andere im Kanton finden, welche mit ihnen zu rivalisiren vermögen. Auf einem Hügel liegt die Kirche, ein einfaches, aber geschmackvolles Gebäude mit einem guten Oelgemälde. Früher bestand zu Charmey ein großer Markt am Bartholomäustage, aber er ist eingegangen; es knüpften sich an denselben viele alte Bräuche, welche im Laufe der Zeit nicht nur lächerlich, sondern auch sehr schädlich geworden waren und schwer ausgerottet werden konnten. Da hielt es die Regierung für gut, den Baum, statt ihn besser zu ziehen, mit den Wurzeln auszureißen. Doch wandern wir weiter in's Thal hinein und überschreiten wir zu diesem Zweck die Jaun, an deren Bord wir aufwärts gehen! An Sägemühlen vorüber, die das Holz aus den Waldungen der Berge verarbeiten und durch Felsenklüfte, in denen der Bach zwischen Gestein schäumend abwärts braust, gelangen wir zur kleinen Kapelle Notre-Dame-du-Roc, welche ein frommer Landmann zum Dank für Rettung aus Lebensgefahr stiftete, überschreiten mehrere kleine Bäche, erreichen darauf den Weiler Im Fang und eine halbe Stunde später, nachdem wir durch Gehölz und über Weiden auf- und abgestiegen sind, Bellegarde, das von den Deutschen Jaun genannt wird. Es ist eine der hochgelegensten Ortschaften des Kantons und baut sich malerisch in einem engen felsigen Thale auf, das von grünen, fetten Alpweiden umgeben ist. Oberhalb des Ortes stand auf einem ansehnlichen Felsen das alte, schon 1407 zerstörte Schloß Bellegarde. Interessanter ist der schöne Wasserfall, der mit beträchtlicher Wassermenge unweit der Kirche achtzig Fuß hoch einer kolossalen Säule gleich von einem Felsen herabhängt und drunten schäumend zerfließt. Bald ist von Jaun aus die Grenze des Kantons erreicht; ein schöner Weg durch herrliche Matten und Berggüter führt ansteigend auf die Paßhöhe, über welche der Bergweg nach Weissenburg im Kanton

Bern zieht. Wer bis hierher gewandert ist, was freilich leider alljährlich nur wenige Reisende aus der Classe der Geologen, Botaniker u. s. w. thun, wird durch einen anmuthigen Blick auf das tiefeingeschnittene Jaunthal, den engen Thalkessel von Schwarzenmatt und die oft seltsam geformten Berggipfel und Felsspitzen belohnt.

Nachdem wir nach Broc, dessen Namen aus dem deutschen Bruck entstanden zu sein scheint und das in der That eine Brücke über die Saane besitzt, zurückgekehrt sind, wandern wir, um nach Bulle zu kommen, auf dem linken Ufer der Saane bis zur Chaussee von Bulle nach Montbovon und Chateau d'Oex und gelangen so auf denselben Weg, der von Freiburg auf der linken Seite der Saane nach Greierz führt. Es ist diese wohlerhaltene Fahrstraße nach Bulle und Greiers in ihrem ersten Theil zugleich die Chaussee von Freiburg nach Vevay, die einst, bevor die Eisenbahn eröffnet ward, durch Post- und andere Wagen so lebhaft befahren war. Von Freiburg aus führt sie zuerst durch das Thor von Romont am Platz des eidgenössischen Preisschießens von 1829 vorüber nach Villars, in dessen Nähe die Schloß-Kapelle des Weilers Peraules (Pigritz) mancherlei Sehenswürdigkeiten und namentlich auch schöne Glasfenster besitzt. Wie anderswo, z. B. im Schloß von Berlin, eine weiße Frau ihr seltsames Wesen treiben soll, so spukt hier eine rothe Frau, von der nicht wenige wunderbare und seltsame Sachen in traulicher Abendstunde laut erzählt und scheu geflüstert werden. In der Nähe von Villars mündet in die Saane die Glane, auf deren freundliches Thal sich beim Dorfe ein lieblicher Blick zeigt. Nachdem wir die steinerne Brücke des Bachs überschritten, steigen wir ab- und aufwärts und erreichen Posieux mit dem anmuthigen Blick auf Corpateux, zwei alte Schloßruinen, das Saanethal und die Hängebrücke von Arconciel. Dann zieht sich die Straße längs dem Saume eines schönen Waldes hin, berührt das einsame Wirthshaus le Bry (im Kehr) und tritt hierauf in eine freiere offenere Gegend mit herrlicher Aussicht auf die Berra, das Guggishorn, den Moléson, die Alpen von Greiers und zahlreiche Ortschaften, aus denen die Städte Greiers und Bulle hervorragen. Weiterhin zeigt sich in der Ferne die eiserne Hängebrücke von Corbière, die bereits erwähnt wurde. Das nächste Dorf ist Avry, welches bereits am Eingange des Greierser Landes liegt. Unmittelbar beim Dorf und auf der Höhe Charmont bietet sich eine anmuthige Rundsicht. Zu den Füßen des Beschauers liegt das Schloß von Vuippens, links das von Corbières, etwas weiter entfernt aber zeigen sich die Thürme und weißen Häuser von Bulle und im Hintergrund die stille Zelle von Part-Dieu und das alte Schloß der Grafen von Greiers. Dort breiten sich frische, grüne Wiesen aus, da ziehen sich die rauhen, wilden Ufer der Saane hin, dort sinkt der hohe Gibloux sanft ab, da streben die scharfen Spitzen der Berra, der Dent de Broc, der Dent de Brenleire, des Folièran empor; alle andern Berge aber überragt der majestätische

Moléson. Und dabei ist das Land hübsch dicht angebaut; nicht weniger als vierzehn Kirchthürme liegen im Gesichtskreise.

Doch wir müssen weiter wandern, berühren bald Vuippens (deutsch Wippingen) mit seinem Schloß und dem Bach Sionge, der zur Zeit großen Wassers einen artigen Wasserfall macht, und kommen dann nach Riaz, das wenig Merkwürdiges aufzuweisen hat, obwohl es der Geburtsort zweier Bischöfe von Freiburg ist. In früherer Zeit war hier wie zu Avry ein förmlicher Sammelplatz heimathloser und anderer Menschen, welche unthätig oder mit unbedeutenden Dingen handelnd von Ort zu Ort zogen. Den Siongebach überschreitend kommen wir durch einen lieblichen Thalgrund nach Bulle (deutsch Boll), einem Städtchen, welches die älteste Gemeinde des Greierser Landes sein soll. Seine Kirche ward jedenfalls schon vor dem Jahre 856 begründet. Gewerbfleißig und thätig, ist es der Ort, in welchem sich der Verkehr des Greierser Landes mit den andern Theilen der Schweiz und dem Auslande concentrirt; hier werden namentlich die schönen beliebten Käse und die Strohgeflechte zu Markt gebracht. Früher sah die Stadt alt und düster aus, nach dem großen Brande von 1805 ward sie aber besser aufgebaut und liegt nun freundlich genug da inmitten üppiger Wiesen und freundlicher Weiler. Originell ist die Idee, dem einen der Gasthöfe der Stadt statt des wilden Mannes, des Bären, des Löwen u. s. w. den Tod als Sinnbild zu geben; nirgends in der Welt kommt wohl ein „Hôtel zum Tod" zum zweitenmale vor.

Südlich von Bulle theilt sich die Straße und leitet südwestlich streichend nach Vevey, südöstlich ziehend nach Greiers. Nachdem wir La Tour de Trême und Epagny, wo die Straße aus dem Jaunthal eintrifft, berührt, erreichen wir das Städtchen Greiers (Gruyères), von dem das ganze Ländchen den Namen erhalten hat. Dieses besteht aus etwa einem Dutzend Pfarrgemeinden an beiden Borden der Saane und ist ein Alpenländchen mit trefflichen Wiesen und Weiden, auf denen schönes Rindvieh weidet. Seine Einwohner sollen von den Burgundern abstammen, was auch nicht wohl bezweifelt werden kann; die Sage behauptet, daß sie unter Führung eines gewissen Gruerius eingewandert seien. In den Urkunden kommen Grafen von Greiers zuerst um 1080 vor; sie besaßen ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, das bis in den östlichen Theil des Saanenlandes hineinreichte. Mächtig und reich und in der ersten Zeit auch ganz unabhängig, wurden sie 1260 Lehnsmänner von Savoyen und fochten später wiederholt gegen die Eidgenossen, welche ihnen nicht selten großen Schaden zufügten. Um 1430 scheint das Haus Greiers in seinem höchsten Glanze gestanden zu haben; später kam es, trotzdem es sich im Burgunderkriege den Eidgenossen anschloß und deßhalb nicht mit ihnen in Fehde kam, mehr nnd mehr zurück. Endlich in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war der letzte Greierser Graf, zugleich der letzte souveraine Fürst im Gebiet der jetzigen Schweiz, so arg verschuldet, daß er halb freiwillig, halb



E. Gladbach del.   C.Rorich sculp.

GREIERZ.   GRUYÈRE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt

Weiden. Und daher ist das Land hübsch dicht angebaut; nicht weniger als vierzehn Kirchthürme liegen im Gesichtskreise.

Doch wir müssen weiter wandern, berühren bald Vuippens (deutsch Wippingen) mit seinem Schloß und dem Bach Sionge, der zur Zeit großen Wassers einen artigen Wasserfall macht, und kommen dann nach Riaz, das wenig Merkwürdiges aufzuweisen hat, obwohl es der Geburtsort zweier Bischöfe von Freiburg ist. In früherer Zeit war hier wie zu Avry ein förmlicher Sammelplatz heimathloser und unsteter Menschen, welche unthätig oder mit unbedeutenden Dingen handelnd von Ort zu Ort zogen. Den Siongebach überschreitend kommen wir durch einen lieblichen Thalgrund nach Bulle (deutsch Boll), einem Städtchen, welches die älteste Gemeinde des Greierser Landes sein soll. Seine Kirche ward jedenfalls schon vor dem Jahre 856 begründet. Gewerbfleißig und thätig, ist es der Ort, in welchem sich der Verkehr des Greierser Landes mit den andern Theilen der Schweiz und dem Auslande concentrirt; hier werden namentlich die schönen beliebten Käse und die Strohgeflechte zu Markt gebracht. Früher sah die Stadt alt und düster aus, nach dem großen Brande von 1805 ward sie aber besser aufgebaut und liegt nun freundlich genug da inmitten üppiger Wiesen und freundlicher Weiler. Originell ist die Idee, dem einen der Gasthöfe der Stadt statt des wilden Mannes, des Bären, des Löwen u. s. w. den Tod als Sinnbild zu geben; nirgends in der Welt kommt wohl ein „Hôtel zum Tod" zum zweitenmale vor.

Östlich von Bulle theilt sich die Straße und leitet südwestlich streichend nach Vevey, südöstlich ziehend nach Greiers. Nachdem wir La Tour de Trême und Epagny, wo die Straße aus dem Jaunthal eintrifft, berührt, erreichen wir das Städtchen Greiers (Gruyères), von dem das ganze Ländchen den Namen erhalten hat. Dieses besteht aus etwa einem Dutzend Pfarrgemeinden an beiden Borden der Saane und ist ein Alpenländchen mit trefflichen Wiesen und Weiden, auf denen schönes Rindvieh weidet. Seine Einwohner sollen von den Burgundern abstammen, was auch nicht wohl bezweifelt werden kann; die Sage behauptet, daß sie unter Führung eines gewissen Gruerius eingewandert seien. In den Urkunden kommen Grafen von Greiers zuerst um 1080 vor; sie besaßen ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, das bis in den östlichen Theil des Saanenlandes hineinreichte. Mächtig und reich und in der ersten Zeit auch ganz unabhängig, wurden sie 1260 Lehnsmänner von Savoyen und fochten später wiederholt gegen die Eidgenossen, welche ihnen nicht selten großen Schaden zufügten. Um 1430 scheint das Haus Greiers in seinem höchsten Glanze gestanden zu haben; später kam es, trotzdem es sich im Burgunderkriege den Eidgenossen anschloß und deßhalb nicht mit ihnen in Fehde kam, mehr und mehr zurück. Endlich in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war der letzte Greierser Graf, zugleich der letzte souveraine Fürst im Gebiet der jetzigen Schweiz, so arg verschuldet, daß er halb freiwillig, halb



E. Gladbach delt. C. Rorich sculpt.

GREIERZ. GRUYÈRE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

gezwungen, sein Eigenthum an Bern und Freiburg überlassen mußte, welche dafür seine Schulden bezahlten. Er selbst wußte sich nicht mehr zu retten, da er nicht zu rechter Zeit seine Unterthanen zu Hülfe gerufen hatte, welche alle Schulden gern gegen Gewährung vollständiger Freiheit getilgt hätten.

Die Greierser gelten als ein lebendiges, gebildetes Völkchen, das nicht nur in den Schulen, sondern auch durch das Leben Tüchtiges lernt und gern Erfahrungen in der Fremde sammelt. Jeder kann lesen und schreiben, was im Kanton Freiburg nicht überall der Fall ist, und Jeder liest eine Zeitung oder auch zwei. Scharfsinnig, höflich, redegewandt, fröhlich, leicht zu lenken, wenn man ihnen nicht mit Stolz und befehlshaberisch begegnet, suchen sie doch ihren Zweck lieber auf Nebenwegen, als offen zu erreichen. Nirgends führen die Frauen und Mädchen ein so gemächliches Leben als hier; sie besorgen in der Regel nur die häuslichen Geschäfte und helfen höchstens bei der Heuernte; aber auch dann suchen sie Teint und Haut durch breitrandige Strohhüte und Handschuhe möglichst zu schonen. Frisch und rosig, oft sehr hübsch und dabei einfach und zierlich gekleidet, wissen sie Eroberungen zu machen und es schmeichelt ihnen, wenn sie mehr als einen Anbeter haben. Dabei sind sie aber doch wieder ganz gute Hausfrauen, sind sparsam und halten auf gute Wäsche, zu der sie selbst das Garn spinnen. An Volksbelustigungen fehlt es nicht, obwohl die Zahl der eigentlichen Tanztage polizeilich sehr eingeschränkt ist; giebt es doch Hochzeiten und Kindtaufen, Wettkämpfe in Stein- und Kegelwerfen und Scheibenschießen, Schützenfeste und Kirchweihen. Früher fanden sehr häufig die sogenannten Choraulen statt, althergebrachte Reihentänze, bei denen Lieder nach dem Tanztakt abgesungen wurden. Oft begann eine solche Choraula in einem Dorfe, zog sich dann nach dem nachbarlichen hin und setzte sich endlich durch das ganze Thal aufwärts und abwärts fort, wobei Tänzerinnen und Tänzer, wenn sie ermüdet waren, austraten und durch andere ersetzt wurden. Eines Tages, so erzählt die Chronik, kam der Graf von Greiers von einem Ritt zurück nach seinem Schloß und fand hier einen Haufen Jünglinge und Mädchen, welche die Choraula tanzten. Da er diese Tänze sehr liebte, stieg er vom Pferde, ergriff die Hand des niedlichsten der Mädchen und tanzte wie ein anderer. Der Reihen bewegte sich nun thalaufwärts nach dem Dorf Enney und von hier aus setzte sich die Choraula immer weiter fort bis Chateau d'Oec, so daß sie nach und nach sieben Stunden Weges (4½ deutsche Meilen) zurücklegte. Nicht nur die Bewohner der Dörfer, durch die sie zog, auch die Wanderer auf der Landstraße schlossen sich dem Reihen an und tanzten, so lange es anging. Aehnlich würde auch heut noch getanzt werden; aber was würden dazu Polizei und Geistlichkeit sagen? Sie denken nicht wie der Graf von Greierz, der einstige Landesherr, und verbieten, ohne ihn ausrotten zu können, den Tanz, während sie gestatten, daß die Burschen die Mädchen in's Wirthshaus zum Wein führen.

Greiers, das Städtchen, ist nur ein kleiner, wenig zugänglicher Ort, mit vielleicht achtzig Häusern auf einem Hügel 2500 Fuß hoch über dem Meere. Seine einzige Merkwürdigkeit ist das alte hochgelegene Schloß, das der Sage nach schon im fünften Jahrhundert gegründet sein soll. In aussichtreicher Lage, gilt es unter den Schloß-Ruinen und alten Burgen der Schweiz als diejenige, welche am besten erhalten ist. Es war der Stamm- und Herrschersitz der mächtigen Greierser Grafen, die lange Zeit weit und breit in hohem Ansehen standen und bei Festen und in Kämpfen mit Stolz ihre Banner mit dem Kranich im rothen Felde fließen liegen. Das Schloß war ein gewaltiges Gebäude mit hohen, festen Thürmen, bedeckten Gängen und Mauern von dreizehn und vierzehn Fuß Dicke; selbst aus weiter Ferne nahm es sich stattlich und stolz aus und schien im Mittelalter fast uneinnehmbar. Von dem Leben im Schlosse zeugen die mächtigen Kamine, in denen bei den zahlreichen Festtagen oft ganze, unzerstückte Ochsen gebraten wurden. In einzelnen Zimmern finden sich noch alterthümliche Geräthe, aber sie verschwinden mehr und mehr, da sie wenig beachtet werden. Wirklich anziehend ist aber die Aussicht aus den Erkern auf das Thal, die zum Theil wilde, bergige Umgebung und die Gebirge selbst. Noch ist in der Stadt die alte Kirche des heiligen Theodul, des Schutzpatrons der Wallisser, zu beachten; in ihr befinden sich die Bildnisse eines Greierser Grafen und seiner Gattin, die wegen der Tracht der Zeit (1430) von Interesse sind.

Gelegentlich eine Sage, die da erzählt, daß auch die Greierser Frauen gleich den Weibern anderer Ortschaften der Schweiz einmal in einer Fehde den Ihrigen zum Siege verhalfen. Wie die Weiber von Zürich wendeten sie eine List an. Als in einer Fehde feindliche Schaaren gegen Greiers vordrangen, kam es in der Fläche von Dupasquier und Prangy zur Schlacht. Als die Weiber von Greiers mit Schrecken nun sahen, daß die Ihrigen zu weichen im Begriff waren, trieben sie eiligst alle Ziegen, welche zu finden waren, herbei, steckten jeder eine Kerze zwischen die Hörner, zündeten dieselben an und jagten die Thiere bei herannahender Nacht gegen die streitenden Haufen. Von der unerwarteten und seltsamen Erscheinung geschreckt, ergriffen die Freiburger mit ihren Verbündeten die Flucht und als Sieger brachten die Greierser die Nacht auf dem Wahlfelde zu.

Bevor wir weiter thalaufwärts wandern, besuchen wir noch den Rigi der Südwestschweiz, den gepriesenen Moléson. Von Tour d'Ai und Tour de Mayen drunten im Waadtlande unweit von der Rhone zieht sich in meist nördlicher Richtung einer Bergkette, in welcher die Dent de Naye und die Dent de Jaman liegen und deren nördlichste Fortsetzung der Moléson ist, welcher an seiner nördlichen Seite nicht sehr steil in die Ebene von Bulle und die Thäler der Sionge und Saane abfällt. Er erhebt sich 6175 Fuß über das Meer und besteht zumeist aus Kalkstein, der gegen Osten in nackten und steilen Felsen zu Tage tritt. Botaniker finden

auf dem Berge reiche Ausbeute an schönen und seltenen Pflanzen. Von Bulle und Greierz aus führt ein guter Weg über Tour la Trême entweder direct nach Bonne Fontaine oder über das alte, im Jahr 1800 abgebrannte und darauf wieder neu aufgebaute Karthäuser-Kloster Part Dieu. In wiesenreicher Umgebung nahe bei freundlichen Gehölzen liegt es am nördlichen Fuß des Moléson. Von hier wenden wir uns nach dem Stafel Bonnefontaine, den wir auf gutem Wege bald erreichen und steigen darauf in kaum einer halben Stunde zum Kulm des Berges empor. Hier bietet sich eine der großartigsten Rundsichten der Schweiz. Nicht weniger als vier Seen, diejenigen von Biel, Neuenburg, Murten und Genf zeigen ihren glänzenden Spiegel; in des letzteren Becken ergießt ihr helles, sich klar abscheidendes Wasser die alte Rhone; durch das Freiburger Land winden sich seidenen Bändern und Fäden gleich vielfach gekrümmt Saane, Broye, ihre Nebenflüßchen und zahllose Bäche, überall im Lande von Freiburg und Waadt zeigen sich Weiler, Dorfschaften und Städte, unter den letzteren ganz in der Ferne Genf, dann am See Nyon, Rolle, Morges, darauf Rue, Romont, Stäffis, Neuenburg, Murten, Avenches, Payerne, Freiburg, Bulle und Greiers. Hinter ihnen aber steigen Berge auf, dort in grauer Ferne der langgestreckte Jura mit seinen Gräten und Kuppen, hier nähren die Spitzen und Kulme der Freiburger Hügel und Vorberge und die zackigen Gipfel auf der Grenze von Freiburg, Waadt und Bern und endlich die zahlreiche Schaar der gewaltigsten Bergriesen, die Hochalpen von Bern und Wallis mit ihren schneebedeckten Hörnern und Firsten, die düstern, theilweise mit Firneis umlegten Häupter der Savoyer Berge und endlich der in den uralten aber immer glänzenden Eismantel gehüllte Montblanc, der König der Gebirge, zu dessen Thron sich die andern Bergriesen in langem Zuge herandrängen.

Nicht selten zeigen sich bei feuchter Luft und Sonnenschein auf dem Gipfel herrliche Nebelbilder, mit Kreisregenbogen umzogen, so mächtige Heiligenscheine, wie sie kein Maler so groß und schön erdacht und dargestellt hat. Und in der Nähe des Gipfels gibt es ein herrliches Echo, das aufzusuchen bei hinreichender Zeit gewiß gern unternommen werden wird.

Bergabwärts gehend wandern wir an einem Absturz auf gebahntem Felsenpfad nach den Sennhütten von Bonnefontaine zurück und steigen darauf durch dunklen Wald und Weiden von so prachtvollem Grün, als nur der Moléson besitzt, hinunter nach Le Paquier am nordwestlichen Fuß des Moléson in der Nähe des Schwefelbades Montbarry, das seit etwa fünfzig bis sechszig Jahren vom Landvolk stark besucht und benutzt wird. Der Sage nach stand in der Nähe ein gallisches Heiligthum. Der Ort lehnt sich an eine mäßige Höhe, auf welcher sich eine prachtvolle Aussicht auf steile, nackte Felsen, düstre, schwarze Tannenwälder, grüne Weiden und das frische, lachende, glückliche Greierser Ländchen darbietet.

Von hier haben wir nicht mehr sehr weit nach Bulle, von dem uns die Landstraße nochmals nach Greiers führt.

Aber nun ist es Zeit, thalaufwärts zu wandern und nicht ungern, trotz der herrlichen Umgebungen, verlassen wir das alte, düstre, unbehagliche Städtchen Greiers. Ueber Epagny erreichen wir zuerst Enney, das durch die Saane und einen Wildbach oft schwer bedroht wird, dann Grand-Villars mit einem hübschen malerischen Wasserfall des Taunabachs und Villars-sous Mont, das schönste Pfarrdorf der Gegend am Fuß des Mont-Dafflon und nach der Behauptung eines Freiburger Schriftstellers, des wohlbekannten Kuenlin, auch das glücklichste. Ein steiler, romantischer Bergpfad, der Chemin de l'Evi, führt von hier hoch über dem Bach an der Felswand auf den Moléson. Das nächste Dorf stromaufwärts ist Neirivue, bekannt im ganzen Freiburger Lande durch seinen in Sagenduft gehüllten schwarzen Bach. Kaum ist er aus einer mit Gesträuch bewachsenen grauen Schutthalde an zahlreichen Stellen hervorgesprudelt, so wird er auch so wasserreich, daß er mit Hülfe des starken Gefälles zwei Mühlen zu treiben im Stande ist. Das Volk des Saanethals behauptet, das könnte nicht sein, wenn nicht der Bach von Neirivue der Hongrinbach wäre, der sich oberhalb Montbovon bei Allière in einen Felsentrichter stürzt; nachdem er eine Meile unterirdisch sich einen Weg gebahnt, komme er bei Neirivue wieder an's Tageslicht. Neue Bäche träten niemals so stark auf. Alte Urkunden sollen darüber sprechen und noch ist, sagt man, der Müller von Allières verpflichtet, die Felsenspalte, in die sich der Hongrin stürzt, zu reinigen, damit Neirivue des lebenden Wassers durch Verstopfung der Kanäle nicht etwa verlustig gehe. Aehnliche unterirdisch fortlaufende Bäche sind in der Schweiz gar nicht selten und die Sage mag schon Recht haben. Aber oft täuscht sich auch das Volk in seinem Glauben, dessen Quellen uralte heilige Traditionen sind. Sobald das Wasser durch den Quellausfluß an's Licht der Saane getreten, ist es lebend geworden und kann nun nicht, so meint das Volk, in den Mutterschooß der Erde auf immer zurück. Höchstens verbirgt es sich kurze Zeit. Aber seine Bestimmung ist, das Land zu durchströmen und zu befeuchten und sich endlich, nachdem es lange genug gelebt und gewirkt, in's Meer zu ergießen. Und dieser Bestimmung muß es genügen.

Bei Gelegenheit des Evi-Passes sei eine kleine Sage erzählt. Neben Feen, Kobolden und andern Geistern spuckt häufig genug in Freiburg Satan selbst, bald als der Mann mit dem Pferdefuß, bald als grüner Jäger. Auch auf dem Moléson zeigt er sich und zwar in einer Weise, welche sich sonst nirgends wieder findet. Geht man nämlich still und schweigsam am Abend vor dem Johannis-Tage, der sogenannten Sommersonnenwende, durch die düstre felsige Schlucht, in deren Grund der wilde Bergbach braust und schäumt, an einem Kapellchen vorüber bis auf einen trichterförmigen Grund, mit schönstem frischen Wiesengrün bedeckt, und sucht

dort auf einer Stelle, wo man weder reden noch läuten hört, Farrnkraut, das an diesem Abend zu blühen pflegt, und findet es auch wirklich; dann erscheint plötzlich in höchsteigener Person und menschlicher Gestalt der Geist des Bösen und überreicht einen mächtigen Beutel, der mit rothem, blitzendem Gold ganz angefüllt ist. Und dabei fordert er für diese Gabe weder die Seele dessen, der ihn an dieser heimlichen Stelle aufgesucht, noch auch nur den einfachen Dank, den man Gotteslohn zu nennen pflegt.

Neirivue hat seinen Namen, der Schwarzwasser bedeuten soll, von seinem finstern schwarzen Bache, das folgende Dorf Albeuve von seinem hellen, weißen. Merkwürdigkeiten gibt es hier nicht weiter als einen gewaltig tiefen Felsentrichter und etwas entfernt jenseits der Saane die bedeckte Brücke von Lessoc mit ihrer wilden, felsigen Umgebung und dem herrlichen Blick nahe beim Dorf auf das Thalgelände von Neirivue bis nach Montbovon. Der Weg an der Saane entlang ist schmal und rauh und erreicht in mehr als einer Stunde Montbovon, das große Pfarrdorf, welches die Deutschen in schlechter Uebersetzung Bubenberg zu nennen pflegen. Es ist eine große Gemeinde in einem fruchtbaren, wiesen- und obstreichen Thale, das durch seine guten Kirschen bekannt ist. Von seinen Mädchen erzählt man, daß sie von den jungen Burschen streng und eifersüchtig bewacht werden; nie hat ein Mädchen von Montbovon einen Jüngling aus einem andern Ort gewählt. Wer die Natur liebt, mag in dem hochgelegenen Dorf einige Zeit verweilen; auch der Botaniker und der Geologe finden reiche Ausbeute. Oberhalb des Ortes nahe bei dem interessanten Paß la Tine zieht sich die Grenze von Waadt hin, die wir erst später überschreiten dürfen.

Bei Montbovon beginnt auch der Bergweg aus dem Thal der Saane über den Jaman-Paß nach Montreux und Vevay am Genfer See. Anfänglich allmählig ansteigend, dann wieder absinkend, erreicht der Weg bald den Hongrin, den er überschreitet, um nun fortwährend sich an den Höhen empor zu ziehen. In etwas mehr als einer Stunde ist Allières erreicht, in dessen Nähe, wie bei Neirivue erzählt worden, der Hongrinbach in einem Trichter verschwindet. Nur mit großer Mühe kann man in die Felsenspalte, die ihn aufnimmt, gelangen, und der Weg lohnt sich nicht. Thalaufwärts zieht sich der Saumpfad über Weiden und durch schönen, lichten Wald zu den Sennhütten des Plan de Jaman und auf die Paßhöhe, über welcher sich die spitze, aussichtsreiche Dent de Jaman erhebt. Rückwärts in das Hongrinthal ist der Blick vom Paß einfach und wenig einladend, vorwärts aber schweift er über das herrlichste Thalgelände, das die Gegend ringsumher zu bieten hat und das Byron so hoch stellte. „Schön wie ein Traum!" ist das Wort, das er von ihm sagte und das noch im Munde des Volkes lebt.

Nachdem wir das Greierser Ländchen durchwandert und an der Saane bis an den Punkt südwärts aufgestiegen sind, an welchem sie sich ostwärts in's Alpengebirge hinein wendet, kehren wir nach Bulle zurück, um die Fahr- und Landstraße nach Vevay weiter zu verfolgen. Schnell durcheilen wir zu Wagen — für Fußgänger gibt es hier zu geringe Ausbeute — die Dörfer. Da ist zuerst Vuadens, dessen Bauern die Wappen gleich den ärgsten Zopfjunkern so lieben, daß sie alle Scheunenthore mit ihren eigenen Wappen zieren, und dann Vaurus mit seinem ehemals landvögtlichen Schloß, das gleich allen ähnlichen Gebäuden der einstigen Thaten seiner Bewoher wegen in der Umgegend nicht sehr beliebt ist. Von hier zieht sich der Weg über einen Ausläufer des Moléson durch Wald auf eine öde Hochebene nach Semsales, das seit langer Zeit eine Glashütte besitzt, und von da nach dem kleinen Städtchen Chatêl St. Denys (Kastels) am südlichsten Fuß des Niremont und an der Vevayse, welche bereits nicht mehr nordwärts zur Saane, sondern südwärts zum Genfer See strömt. Chatêl ist ein uralter Ort; ohne Zweifel sind die Römer hier gewesen und um 650 soll die Burg auf der Höhe durch König Otto von Burgund angelegt worden sein. Historisch wichtige Ereignisse kamen zu Chatel nicht vor; auch Denkmäler des Mittelalters sind nicht vorhanden, das alte Schloß ausgenommen.

Anmuthiger wird nun die Gegend; das herrliche Gebiet des Genfer Sees ist ja schon nahe herangerückt und in wenigen Stunden könnten wir bequem absteigend nach Vevay gelangen. Aber noch einmal müssen wir nach der Hauptstadt des Kantons zurückeilen, um sie dann für immer zu verlassen. Wiederum führt uns von Freiburg unser Weg auf großer Fahrstraße südwärts und noch einmal berührt er das nahegelegene Villars; aber von hier wendet er sich über Neiruz, Cottens, Chénans und Autigny, welche nichts Merkwürdiges aufzuweisen haben, nach Romont (deutsch Remund) im weiten gebirgigen Bezirk gleichen Namens, der im Mittelalter eine Grafschaft war. Das Städtchen liegt anmuthig genug, um beachtet zu werden, über der sumpfigen Niederung der Glane auf felsigem Hügel, ist in ovaler Form gebaut und gewährt mit seinen doppelten Mauern und den Thürmen, dem im zehnten Jahrhundert von den burgundischen Königen gegründeten Schlosse und der schönen Pfarrkirche einen recht hübschen Anblick. Aber nicht nur auf die Stadt, auch von der Stadt aus, von ihren Höhepunkten, bietet sich ein sehenswerther Blick auf die gewaltige Alpenkette von den Berner Gebirgen an bis zum schneeigen Montblanc. Sehenswerth ist bei Romont das alte Cistercienser Frauenkloster Fille-Dieu mit dem schönen Chor, und Mezières, besucht seiner romantischen Lage und seines hübschen Schlosses wegen. Bisher zog sich die Straße im Thal der Glane stromaufwärts; jetzt wendet sie sich seitwärts und auf die Höhe nach Sivernier und von dort nach Rue (Ruw), gelegen in einem gebirgigen, hochgelegenen Landstrich, der sich nahe an der Grenze des Waadtlandes erstreckt. Die alte Stadt,

an der die Broye vorüberfließt, ist klein und unansehnlich, aber das Schloß, an das sich manche Erinnerungen aus dem Mittelalter knüpfen, besitzt eine schöne Aussicht auf das Broye-Thal und einen Theil der Waadt.

Nahe an Ortschaften des Waadtlandes sind wir in den Kanton Freiburg eingetreten, an der Grenze desselben Ländchens verlassen wir ihn, um, von einem Volksstamm scheidend, der leider noch nicht auf der Höhe unserer Zeit steht, einen anderen kennen zu lernen, der seit Jahrhunderten sich durch frische, rege Strebsamkeit auszeichnet. Aber auch in Freiburg sind bereits die Keime gelegt, aus denen die Zukunft hoffentlich Gutes in reichem Maaße hervorgehen lassen wird. Heftig hat sich Freiburg im Jahre 1847 den Bestrebungen der Mehrheit der Eidgenossen zu Gunsten der Freiheit und der fortschreitenden Entwickelung entgegengestellt; wie viele Söhne derjenigen, welche damals im Lande der Saane die Waffen gegen die Brüder ringsherum zu ziehen bereit waren, mögen schon jetzt einsehen, wie schwer damals von ihren Vätern gefehlt wurde? Je mehr das neue Leben sich Raum schaffen wird, desto mehr wird das Land aufblühen, dessen Hauptstadt die Zähringer als Burg der Freiheit einst gründeten und das zu seinem und Anderer Nachtheil seine Mission so lange nicht begriffen hat.

Und damit: Adeisivo! Lebe wohl! Lebe wohl auf Wiedersehn!

Der Kanton Waadt.

Das Land, wo, wie das Buch der Bücher sich ausdrückt, Milch und Honig fließt, der Landstrich, welchen die Natur so reich ausgestattet hat, daß der Mensch nichts von dem vermißt, dessen er zu einer glücklichen Existenz bedarf — wo finden sie sich noch, wenn nicht in jenem gesegneten Theil der Eidgenossenschaft, der das Waadtland (Canton de Vaud) genannt wird! Reich an Naturschönheiten aller Art, an großartigen Gebirgs- und Gletscherparthien, wild romantischen Schluchten und freundlichen, blumigen Alpen, prächtigen Wäldern, Wiesen, Aeckern und Weinbergen, schäumenden Wasserfällen und einsamen, klaren Bergseen, angelehnt an das schönste Seebecken Europa's, den vielgepriesenen und vielbesungenen Genfersee, gesegnet durch ein mildes Klima und durch eine Luft, die dem Leidenden Wiederkehr seiner Gesundheit zu versprechen scheint, den Gesunden aber durch Reinheit und balsamischen Hauch entzückt, wird die Waadt durch ein Völkchen bewohnt, das sich mit Rücksicht auf Körper und Geist jedem andern an die Seite stellen kann, von keinem übertroffen, von vielen aber nicht erreicht wird und welches alles das, was die Natur ihm seit Jahrtausenden bietet, rüstig und geschickt zu nutzen versteht. Wahrlich, wer sich eine Heimath zu wählen hat: keine bessere kann er finden als hier zwischen Jura und Alpen, am Bord des blauen Leman, in dessen Fluthen einst sich neben Häusern tüchtiger, fleißiger Menschen zahllose Ansiedlungen und Villen reicher und genußsüchtiger Römer spiegelten. Doch lernen wir das Ländchen, bevor wir weiter über dasselbe sprechen, erst näher kennen.

Seiner Größe nach ist der Kanton Waadt der vierte der Schweiz; es übertreffen ihn nämlich nur Bern, Zürich und Graubündten, da er etwa 60 Quadratmeilen umfaßt. Seine Grenzen sind vielfach gezackt und gezahnt und zwar namentlich da, wo der Kanton Freiburg so weit in ihn eindringt, daß er fast in zwei

Hälften, eine westliche und östliche, zerschnitten wird; im Westen stößt er an Frankreich, im Süden an Genf, den Genfer See und Wallis, im Osten an Wallis und Bern und im Norden an Bern, Freiburg und Neuenburg. Die östliche Hälfte, welche von der Vevayse an bis zur Dent de Morcles sich nordwärts vom Genfer See und der Rhone hingelagert hat, ist die kleinere und liegt im Gebiet der Alpen. Sie besitzt auf der Grenze gegen Wallis und Bern gewaltige Berge, die Diablerets und das Oldenhorn, den Grand Moveran, die Dent de Morcles, Florietaz und Rüblihorn und im Innern der interessanten und schönen Hochthäler den Chamossaire, Tour d'Ai und Tour de Mayen; ihre Bäche sind der Avençon, die Grande Eau und die Tinière, welche sich in die Rhone ergießen, und die Baye de Montreux und die Vevayse, die bei Montreux und Vevay ihre Wasser mit denen des herrlichen Genfer Sees mischen. Durch die nördliche Spitze fließen die Saane und ihr Nebenfluß Hongrin. Weit ausgedehnter und auch bevölkerter ist der westliche Theil des Kantons von der Vevayse an bis an die Grenze Genfs und Frankreichs; von dem Genfer See ab zieht er sich bis an das nördliche Ende des Neuenburger Sees hinauf und wird durch die Hauptkette des Jura und mehrere seiner Ausläufer durchzogen. Nur ein Theil läßt seine Bäche nach dem Genfer See hinströmen, ein anderer nach dem See von Neuenburg; in diesen münden Orbe, Nantua und Broye, in jenen namentlich die Venoge und zahlreiche kleinere Wasserläufe. Der größere Theil der westlichen Waadt ist Hügelland; im westlichsten Theil desselben aber liegen die höchsten Gipfel des Jura-Gebirges, die mehr als 5000 Fuß hohe Dôle und der gleich hohe Mont Tendre, sowie Noirmont, Marchaire, Dent de Vaulion, Mont Suchet und Chasseron, welche fünftausend Fuß fast erreichen.

Nicht seit langer Zeit bilden beide Landestheile einen kleinen Staat; erst 1798 entstand der Kanton Leman, der sich später in den Kanton Waadt umgestaltete. Eine Geschichte der Waadt gibt es deshalb nicht, obgleich die hauptsächlichsten Theile des Landes schon frühzeitig zusammenhingen und deshalb gleiche Schicksale durchzumachen hatten. Wie es in ältester keltischer Zeit im Waadtlande aussah, wird von keinem alten Schriftsteller mitgetheilt; nur aus zahlreichen Alterthumsfunden wissen wir, daß unweit von den beiden Ufern des Neuenburger Sees und am nördlichen Bord des Leman in uralter Zeit Pfahlbauten bestanden, welche in der sogenannten Bronzezeit und noch später bewohnt waren, und daß es außerdem an zahlreichen Land-Ansiedelungen nicht gefehlt hat. Zur Zeit der Römer muß das Land schon dicht bevölkert gewesen sein; es ward von mehreren Hauptstraßen durchzogen und besaß sowohl am Genfer als am Neuenburger See viele Villen und eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Ortschaften, unter denen zwar Nyon, Vevay, Aigle und andere von Bedeutung waren, durch das ausgedehnte Avenches (Aventicum) aber weit übertroffen wurden. Noch giebt es überall Spuren der Römerzeit und verhältnißmäßig zahlreich sind die mit

Inschriften versehenen Denksteine, trotzdem doch so viele der wichtigeren im Lauf der Jahrhunderte aus Unkenntniß zerstört worden sind. Als die Schaaren der Burgunder in die Schweiz eindrangen, setzten sie sich auch in dem herrlichen Waadtlande fest, aber sie verheerten es nicht und unterschieden sich dadurch vortheilhaft von den ungebildeteren roheren Allemanen, welche die Nordschweiz mit Feuer und Schwert für sich eroberten. Noch lange bestanden im Waadtland neben den burgundischen die römischen Gesetze für einen Theil der Bevölkerung fort und die Sprache der freilich gebildeteren Besiegten erhielt sich sogar, während die Sprache der Sieger im Lauf der Zeit außer Gebrauch kam. Sehr selten sind die Daten aus der Geschichte des Waadtlandes, welche in die nun folgende Zeit der fränkischen Herrschaft fallen. Auch dem zweiten burgundischen Reich gehörte die Waadt an und war somit fort und fort ein Theil des gewaltigen deutschen Reichs, dessen Kaiser indeß auf die Zustände des Landes selten merkbaren Einfluß zu üben vermochten. Zur Zeit der Zähringer Fürsten besassen diese das Rectorat über Burgund, zu welchem noch immer das Waadtland zählte; als aber diese mächtige Familie ausstarb, fiel das Land an die Grafen von Savoyen, deren jüngere Söhne seit 1285 gewöhnlich die Freiherrschaft der Waadt erhielten, während die großen Lehnsträger und der Bischof von Lausanne direct unter dem Grafen standen. Außer den jetzigen Bezirken gehörten damals noch andere, später mit Freiburg vereinigte, wie z. B. Estavayer, Bulle, Romont u. s. w. zum Waadtlande, das mithin ein ziemlich bedeutendes Gebiet umfaßte. Es besaß große und werthvolle politische Freiheiten und eigene Stände, welche sich zu Moudon (deutsch Milden) so oft als nöthig versammelten; besonders ausgedehnt waren die Privilegien der Städte, welche bis in das dreizehnte Jahrhundert hinaufreichten. Die Stadt Lausanne war freie Reichsstadt unter dem Schutz der savoyschen Fürsten; in ihr saß der Bischof, dessen Sprengel sich bis an die Aar hinauf erstreckte und die jetzigen Kantone Waadt, Freiburg und Neuenburg und außerdem noch bedeutende Theile von Bern umfaßte. Als Fürst des deutschen Reichs beherrschte der Bischof mehrere Theile des Landes, worunter Avenches, Bulle, Lucens, Lavaux u. s. w. und viele Dörfer.

Obwohl in den Landständen, welche Gesetze erließen, Steuern bewilligten und Mannschaften auszuheben gestatteten, nur Adel, Geistlichkeit und Städte vertreten, die Bauern aber ausgeschlossen waren, waren die Zustände der Waadt doch im Allgemeinen ganz befriedigend und fast schien es, als werde es trotz der mehr und mehr anwachsenden Macht Berns, des ersten Ortes der Eidgenossenschaft, und trotz der zunehmenden Schwäche der savoyischen Fürsten gelingen, das bestehende Verhältniß unverändert zu erhalten. Da brachen die sogenannten Burgunder-Kriege aus. Nicht nur Savoyen, auch der Baron der Waadt und der Adel des Landes neigten sich auf die Seite des kriegerischen Fürsten, Karls des Kühnen, gegen das

nach Freiheit strebende schweizerische Volk; nur die kleineren Städte und die Bewohner der Gebirgsthäler sympathisirten mit den Eidgenossen, ohne ihnen jedoch zur Hülfe ziehen zu können. Da benutzte Bern die günstige Gelegenheit; im Verein mit Freiburg nahm es 1476 Orbe, Echallens und Grandson in Besitz, und ließ die Einwohner derselben als Unterthanen der beiden Städte huldigen. Außerdem erwarben Avenches und Payerne das Burgrecht der Stadt Bern und schloß 50 Jahre später Lausanne, das sich gegen die seine Unabhängigkeit drohenden Savoyer Herzöge nicht stark genug fühlte, ein Bündniß mit Freiburg und Bern. Damit hatte das letztere festen Fuß in der Waadt gefaßt und es wartete nur noch auf eine recht günstige Gelegenheit, um das ganze Ländchen zu erobern.

Lange hatte es, Dank seiner diplomatischen Geschicklichkeit, auf diese Gelegenheit nicht zu warten; sie zeigte sich schon 1536, als Karl von Savoyen Genf, das mit Bern eng verbündet und gleich ihm protestantisch war, schwer bedrängte. Kaum war das bernische Heer unter Naegeli in die Waadt eingerückt, so öffneten sich ihm auch die Thore der Städte und freundlich kamen ihm zugleich die Gebirgsbewohner entgegen; nur Yverdon versuchte, indeß fruchtlos, einen kurzen Widerstand. Zu gleicher Zeit riß Freiburg Stäffis, Rue, Romont und einige andere Ortschaften an sich, nahm Wallis das linke Ufer der Rhone oberhalb des Genfer See fort und bemächtigte sich Frankreich anderer Gebiete Savoyens. So hatte denn Bern nicht nur die Baronie Waadt eingenommen und erobert, sondern auch das Gebiet des Bisthums Lausanne, die Landschaft Gex und das Chablais. Schnell ging es daran, seine Herrschaft zu befestigen. Der Bischof von Lausanne mußte nach Freiburg übersiedeln, die Reformation ward eingeführt, die Klöster schlossen sich und die geistlichen Güter wurden entweder verkauft oder den Gemeinden überlassen. Zugleich aber begann auch die Unterdrückung der Waadt. Bern hatte versprochen, die Rechte und Privilegien des Landes und der einzelnen Theile, namentlich der Städte, getreulich zu achten; aber bald vergaß es diese Zusage und herrschte in seinen Unterthanenlanden strenger noch, als es der Herzog von Savoyen je gethan. Eine fernere Erweiterung seiner Herrschaft Waadt erlangte Bern, als der letzte Graf von Greierz durch seine enorm angewachsenen Schulden zu Grunde ging und seine Besitzungen an Freiburg und Bern abtreten mußte; Bern erlangte bei dieser Gelegenheit Oron, Palezieux, Aubonne und den welschen Theil des Saanenlandes.

So war denn die Waadt bernisch geworden, aber Bern mußte sorgfältig seinen Besitz wahren, denn der hochmüthige Adel des Landes haßte die Herrschaft der Städter, die katholischen Eidgenossen sahen ungern Berns wachsende Macht und Größe und Savoyen vermochte seinen Verlust nicht zu verschmerzen. So ließ sich denn die stolze Stadt an der Aar 1564 herbei, Gex und das Chablais am südlichen Bord des Genfer See an Savoyen freiwillig zurückzustellen, wogegen

letzteres den Rest der eigentlichen Waadt als abgetreten anerkannte. Nicht so glücklich war Bern in seinen Bestrebungen bei der Eidgenossenschaft, von deren Gliedern nur Zürich, Freiburg, Schaffhausen und Glarus die Waadt als in den ewigen Bund mit Bern inbegriffen förmlich anerkannten.

Hinreichend bekannt ist aus der Geschichte der Schweiz, daß die Unterthanenlande der Kantone ausnahmslos unter strenger Herrschaft standen und daß die Freiheiten, welche sie unter ihren früheren Herren besessen hatten, im Lauf der Zeit fast sämmtlich verloren gingen. Die Waadt machte hierbei um so weniger eine Ausnahme, als die Stadt Bern die Theile des eigenen Kantons nicht besser als die beherrschten Districte behandelte. Die Stände der Waadt wurden ebenso wie die Privilegien der Städte möglichst geräuschlos beseitigt; selbst in religiöser Hinsicht gab es keine Freiheit und durch Machtsprüche und Gewaltmaßregeln, welche viele Geistlichen zur Auswanderung veranlaßten, ward an die Stelle des Calvinismus das helvetische Bekenntniß, dem Bern von Anfang an gehuldigt hatte, gesetzt. Nur das materielle Wohl des Landes fand bei den gnädigen Herrn von Bern Theilnahme und Fürsorge; indem man den herrschsüchtigen Adel möglichst niederzuhalten suchte, begünstigte man soviel als möglich Städter und Bauern, hob die Leibeigenschaft und Hörigkeit auf, setzte die sehr lästigen Besitzveränderungsabgaben sehr wesentlich herab und wählte zu Landvögten soviel als möglich Männer von Bildung, Pflichttreue und humaner Gesinnung, welche nicht, wie es wohl anderswo geschah, ihr Amt ausschließlich als eine melkende Kuh ansahen und ausbeuteten. So kam es denn, daß das Volk der Waadt wohl den Mangel der Freiheit fühlte und sich über den auf ihm lastenden Druck beklagte, aber doch sich nicht entschließen konnte, der Regierung, welche es niederhielt, und zugleich tüchtig ausbeutete, mit Entschiedenheit da entgegen zu treten, wo dies möglich und selbst wenig gefahrvoll war. Als Major Davel 1723 einen Aufstandsversuch machte, scheiterte er, trotzdem er viele Sympathien fand; einer ungewissen Zukunft gegenüber mochte niemand an den bestehenden, doch am Ende erträglichen, wenn auch nicht guten und bequemen Verhältnissen rütteln. Selbst noch 1798, als die Franzosen in die Schweiz eindrangen und Berns Herrschaft bedrohten, stand ein großer Theil des waadtländischen Volkes, namentlich das Landvolk der ackerbauenden und gebirgigen Landschaften, fest und treu zu Bern und auch die Aristocratie, so sehr sie auch die Stadt haßte, erhob die Hand nicht gegen dieselbe, freilich wohl nur deshalb, weil sie durch die Revolution noch mehr verlieren sollte, als sie bereits durch das Berner Bürgerthum eingebüßt hatte.

Dennoch ging mit dem Jahre 1798 Berns Herrschaft über die Waadt zu Ende; als Glied der einen und untheilbaren helvetischen Republik wurde nach dem Einmarsch der Franzosen in die Eidgenossenschaft in diesem Jahre aus dem bisherigen Unterthanenlande Berns der Kanton Leman gebildet, an dessen Spitze

diejenigen Männer traten, welche wie Cäsar von Laharpe schon seit langer Zeit für die Befreiung ihrer Heimath aus der Unterthanenschaft Berns eifrig gewirkt hatten. Doch die helvetische Republik hielt sich nur kurze Zeit; nachdem ihre Häupter 1802 nach ihrer Verjagung aus Bern in Lausanne Aufnahme gefunden hatten, erließ Napoleon Bonaparte 1803 die Mediations-Acte, durch welche als ein neues souveraines Glied des Schweizerbundes der Kanton Waadt geschaffen wurde. Er besaß, nachdem Payerne und Avenches vom Kanton Freiburg, dem sie vor der helvetischen Zeit zugelegt worden waren, wieder abgetrennt worden, den jetzigen Umfang und empfing eine ziemlich freisinnige und zweckmäßige Verfassung. Was seine damalige Verwaltung betrifft, so ist sie sehr gerühmt worden und steht noch heut im besten Andenken; in der That leistete sie Großes, indem sie die Schulen vermehrte und verbesserte, Straßen neu herstellte oder vervollkommnete, den Grundbesitz von den auf ihm haftenden Lasten und Leistungen befreite, das Steuerwesen ordnete und wichtige Anstalten, z. B. ein Kantonsspital und eine Irren-Anstalt gründete. So schwer die Zeiten waren, der Wohlstand des Waadtlandes hob sich dennoch und es ward ein guter Grund zu der späteren Blüthe gelegt. So kam das Jahr 1813 heran; Napoleon fiel, die verbündeten Mächte rückten in die Schweiz ein und in allen alten Kantonen der Eidgenossenschaft erhob die Reaction das Haupt. Man suchte nicht nur der Aristocratie die frühere Herrschaft zu verschaffen, sondern auch die früheren, jetzt unabhängigen Unterthanenlande von neuem zu unterwerfen. Indeß die Waadt hatte beredte Fürsprecher; Cäsar von Laharpe, einst Erzieher Kaiser Alexanders von Rußland, wußte seinen ehemaligen Zögling für seine Heimath lebhaft zu interessiren und so mußte denn Bern auf die Wiederherstellung seiner Oberherrschaft, trotzdem der allgewaltige Metternich für sie gewonnen war, verzichten. Der Wiener Congreß erkannte die Waadt, welche im Jahre 1814 eine neue ziemlich aristokratische Verfassung erhalten hatte, als neunzehnten souverainen Kanton der Schweiz an. Anfänglich blieb die Richtung der Regierung trotz der Verfassungs-Aenderung eine ganz liberale, nach und nach ward sie aber ebenso wie in den meisten andern Kantonen conservativ und antidemocratisch; es bildete sich eine förmliche Coterien- und Familienherrschaft aus, die das Volk aber nicht lange zu tragen geneigt war und deßhalb im December 1830 fast einmüthig stürzte. Seitdem hat die Waadt nur noch liberale und radicale Regierungen gesehen und lange Zeit gab einer der radicalsten Staatsmänner der Schweiz, der spätere Bundesrath Heinrich Druey, den Ton an. Wichtige Reformen wurden in dieser Zeit durchgeführt, gute Gesetze in großer Zahl erlassen und es hob sich mächtig der Volkswohlstand. Die im Jahre 1831 angenommene neue liberale Verfassung wurde im Jahre 1845 hauptsächlich zu dem Zwecke revidirt, um die zeitige Regierung, die sich aus rechtlichen Gründen gegen den bei der Tagsatzung gestellten Antrag auf Ausweisung der Jesuiten erklärt hatte, zu beseitigen.

In demselben Jahre fand auch eine religiöse Spaltung statt; in Folge des Gebots der Regierung an die Geistlichen, die Annahme des neuen Verfassungs-Entwurfs von den Kanzeln zu empfehlen, kam es zu ernsten Differenzen, welche 120 Geistliche veranlaßten, sich von der Staatskirche zu trennen und eine sogenannte freie protestantische Kirche zu bilden, deren Glieder noch jetzt sehr zahlreich sind.

Ueber die spätere Zeit kann schnell hinweggegangen werden; sie bietet wenig, was den Ausländer und Reisenden zu interessiren vermag. Wie in andern Kantonen riefen auch hier die Eisenbahn-Angelegenheiten, in welche sich die Regierung mischte und in denen sie einen Parteistandpunkt vertrat, heftige Kämpfe hervor und noch einmal, im Jahre 1861, fand eine Verfassungs-Revision statt, die mehr als diejenige von 1845 die democratische Richtung verfolgte. Zwar kam bei dieser letzteren Gelegenheit eine nicht sehr homogene und zum Theil sogar conservative Regierung zu Stande, aber dieselbe verwaltete nothgedrungen im liberalen Sinne und brachte eine nicht geringe Zahl guter und freisinniger Gesetze, deren längeres Bestehen ebendeßhalb gesichert erscheint, zu Stande. Auch in dieser Periode hat das Waadtland bedeutende Fortschritte gemacht; es besteht eine sehr wohlgeordnete und tüchtige Gesetzgebung, die Verwaltung ist untadelhaft, die Volksbildung hebt sich, die Schulen und Bildungs-Anstalten, welche nicht allein für die Schweiz berechnet sind, werden fortwährend vermehrt und verbessert, überall finden sich gute Straßen und Communicationswege und mit Recht darf man die Waadt den ersten Kantonen der Schweiz, z. B. Zürich, an die Seite stellen.

Von der Lage und Größe des Kantons haben wir bereits gesprochen; wir wollen nur noch Einiges hinzufügen. In dem östlichen Theil, welcher im Alpengebiet liegt, befinden sich die interessanteren und höheren Berge, die tiefer eingeschnittenen Thäler; hier zeigen sich fast nur Wiesen und Weiden, die Zahl der Aecker ist ganz gering und nur im Rhonethal gibt es einige, freilich sehr gute und geschützte Weinberge. Anders sieht es im mittleren Theil des Kantons zwischen Vevayse und Venoge aus; hier finden sich auf dem mit geringen Hügeln besetzten Plateau des Jorat zahlreiche Aecker, welche aber dessen ungeachtet nicht den Bedarf des Ländchens zu befriedigen vermögen. Aehnlich dem Kanton Freiburg, in welchen er sich eindrängt, ist der nordöstliche Theil, der sich ziemlich eben darstellt; zu ihm gehört der District Avenches, der ganz von freiburgischem Gebiet eingeschlossen ist. Ganz im Jura, dessen Hauptketten auch hier in der Richtung von Südwest nach Nordost ziehen, liegt der westlichste Theil des Kantons; er bildet zwei rauhe, hochgelegene Thäler, welche an Früchten des Bodens wenig hervorbringen, aber durch ihre Industrie, die sich an die des benachbarten Kantons Neuenburg anschließt, von hoher Bedeutung werden. Im Ganzen rechnet man auf Wiesen, Weiden und Alpen drei Siebentel des Kantons, auf Ackerland nur ein Viertel und auf Weinberge noch nicht ein Fünfzigstel, obwohl neben den

Weinbergen von Aigle im Rhonethal die ausgedehnten des Ryfthal zwischen Vevay und Lausanne und der Côte, der Seeküste bei Aubonne und Rolle, in Betracht kommen. Indeß wird Wein noch immer sehr häufig exportirt und in den benachbarten Kantonen Bern, Freiburg und Solothurn gern getrunken; meist weiß, hält er sich besser als alle anderen schweizerischen Weine. Nicht sehr zahlreich sind die Wälder; sie haben in den letzten fünfzig Jahren wie überall so auch hier beträchtlich abgenommen. Nur wo nichts weiter fortkömmt, werden Waldbäume erhalten, und auch dort geschieht es aus Nachlässigkeit nicht einmal immer, trotzdem der Schaden, der in den Hochthälern durch die ungeschickte Abholzung der Gipfel, Gräte und Thalwände bereits verursacht worden ist, mit jedem Tage besser erkannt und ermessen werden kann.

Das Klima des Waadtlandes ist zwar sehr verschieden; hier in den Hochthälern der Alpen kalt und rauh, dort mild und angenehm, fast immer aber gesund und stärkend. Die Folge davon ist eine sehr ausgebildete und zahlreiche Flora; es zeigen sich die seltensten Pflanzen der nordischen Länder und Gewächse und Kräuter, welche nur im Süden vorkommen. Hier wächst die Arve, dort der Lorbeer. Drei Viertheile aller Species der schweizerischen Alpenpflanzen sollen im Waadtlande gefunden werden und vor Jahrzehenden war das Waadtland die Stätte, von der aus mehrere Botaniker, welche mit getrockneten Pflanzen Handel trieben, fast die Herbarien aller Sammlungen und gelehrten Anstalten mit schönen, characteristischen Exemplaren seltener Gebirgspflanzen versahen. Weniger reich ist die Fauna des Waadtlandes, aber doch immer noch bedeutend genug, trotzdem Bär, Luchs und Steinbock ganz verschwunden sind und die Gemse nicht mehr sehr häufig erscheint; doch gibt es, wenn auch nicht im Hochgebirge, immer noch im Jura räuberische Wölfe, welche im Winter meist von Frankreich herüber kommen und die Heerden bedrohen.

Unter den Gewässern des Landes ist der Genfer See bei weitem das wichtigste; fast die Hälfte des Uferrandes dieses gewaltigen und berühmten Wassers gehört dem Kanton Waadt an, während die andere Hälfte unter die Kantone Wallis und Genf und das jetzt zu Frankreich gehörige Savoyen sich vertheilt. Nächst dem Genfer See steht die Rhone, der alte Rhodanus, die hoch oben am Galenstock entspringend zwischen den zwei mächtigsten Alpenketten durch ein langgestrecktes, merkwürdiges und in jeder Hinsicht wichtiges Thal zum Genfer See strömt, um denselben bald wieder zu verlassen. Ihr folgt die Saane. Auch dieser wichtige Strom gehört nur zu einem sehr kleinen Theil der Waadt an, denn schon haben wir ihn in den Kantonen Bern und Freiburg näher kennen gelernt. Länger gehören der Waadt die übrigen Bäche an. Im südlichsten Theil des Kantons Freiburg unweit Semsales entspringt die Broye, welche nördlich an Rue und Milden (Moudon) vorbeiströmend Payerne bespült, unterhalb dieses Ortes

die kleine Glane aufnimmt und endlich nach vierzehnstündigem Lauf in den Murtener See stürzt. Merkwürdiger ist die Orbe. Ihre Quelle liegt auf französischem Boden am See von Rousses; schon nach fünf Stunden stürzt sie sich im sehenswerthen Jourthal in den See von Jour, bildet, diesen verlassend, bald darauf den kleinen See von Brenet, stürzt darauf tief hinab in finstere unterirdische Klüfte, in denen sie für eine Viertelstunde verschwindet, um bei Valorbe wieder mächtig hervorzusprudeln und sich mit dem Salent vereinigt unweit von Yverdon, dem alten Eburodunum, in den Neuenburger See zu ergießen. Weniger wasserreich sind die Venoge, die Vevayse, der Bach von Vevay, das wilde Bergwasser des Grand Eau, welches bald Kaskaden bildend, bald sanfter fließend das Ormond-Thal durchströmt, der Gletscherbach Avençon, die niedliche Aubonne, die freundlichen Bayen von Montreux und Clarens und die Tiniere und wie sie sonst noch heißen mögen, alle die zahlreichen Bäche und Bächlein, welche sich in die Rhone und den Genfer See ergießen. Hier und da kömmt auch ein See vor, aber keiner derselben hat eine größere Bedeutung. Die wichtigsten sind die Seen von Jour, Brenet und Bret, alle drei zusammengenommen noch kleiner als der See von Murten oder von Sempach, obwohl schon diese kaum auf Beachtung Anspruch haben.

In diesem Augenblick mag der Kanton Waadt, welcher 1815 etwa 140,000 Seelen zählte, wohl gegen 220,000 Einwohner haben; seine Einwohnerzahl wächst nämlich in neuester Zeit alljährlich fast um ein Procent. Merkwürdiger Weise übersteigen fortwährend an Zahl die Männer die Frauen; im Jahre 1860 waren gegen 6000 männliche Individuen mehr vorhanden, als weibliche. Woher dies kommen mag, ist noch nicht genügend erklärt. Die große Mehrzahl aller Einwohner bekennt sich zur protestantischen Confession, der Bern einst den Kanton zugeführt hat; kaum vier Procent zählen sich zu andern Confessionen und fast alle Nichtprotestanten sind in früherer oder neuester Zeit eingewandert, wie denn im Kanton Waadt außerordentlich viel Fremde ihren Wohnsitz dauernd genommen haben. Die ursprünglichen Einwohner, die alten Kantonsbürger, gehören durchweg demselben Stamm an; keltisches Blut und wenig römisches mischt sich in ihnen mit burgundischem in glücklichster Weise. Kräftig gestaltet und wohlgenährt, ist der Waadtländer auch geistig kräftig und außerordentlich thätig, wo es darauf ankömmt; freilich liebt er es nicht, ohne dringende Noth sich allzusehr anzustrengen. Bei den Aelplern der Waadt scheint das germanische Element vorzuwiegen. Sie gleichen etwas denen der deutschen Kantone, durch ihr ernsteres Wesen und durch ihre Anhänglichkeit an das Bestehende, an die alten Sitten und Bräuche, haben aber doch französisches Leben, größere Beweglichkeit im Thun und Reden, und ein dreisteres Auftreten angenommen. Auch der Hügelbewohner haftet noch ziemlich am Alten, aber doch weniger als der Aelpler; das Neue kann ihn sogar begeistern und gleich dem



LAUSANNE.

die tiefe Rinne sich windend und endlich nach vierzehnstündigem Lauf in den Murtener See stürzt. Merkwürdiger ist die Orbe. Ihre Quelle liegt auf französischem Boden am See von Rousses; schon nach fünf Stunden stürzt sie sich im sehenswerthen Jouxthal in den See von Joux, bildet, diesen verlassend, bald darauf den kleinen See von Brenet, stürzt darauf tief hinab in finstere unterirdische Klüfte, in denen sie für eine Viertelstunde verschwindet, um bei Valorbe wieder mächtig hervorzusprudeln und sich mit dem Talent vereinigt unweit von Yverdon, dem alten Eburodunum, in den Neuenburger See zu ergießen. Weniger wasserreich sind die Venoge, die Veveyse, der Bach von Vevay, das wilde Bergwasser des Grand Eau, welches bald Kaskaden bildend, bald sanfter fließend das Ormond-Thal durchströmt, der Gletscherbach Avençon, die niedliche Aubonne, die freundlichen Bäche von Montreux und Clarens und die Tiniere und wie sie sonst noch heißen mögen, alle die zahlreichen Bäche und Bächlein, welche sich in die Rhone und den Genfer See ergießen. Hier und da kömmt auch ein See vor, aber keiner derselben hat eine größere Bedeutung. Die wichtigsten sind die Seen von Joux, Brenet und Bret, alle drei zusammengenommen noch kleiner als der See von Murten oder von Sempach, obwohl schon diese kaum auf Beachtung Anspruch haben.

In diesem Augenblick mag der Kanton Waadt, welcher 1815 etwa 140,000 Seelen zählte, wohl gegen 220,000 Einwohner haben; seine Einwohnerzahl wächst nämlich in neuester Zeit alljährlich fast um ein Procent. Merkwürdiger Weise übersteigen beträchtlich an Zahl die Männer die Frauen; im Jahre 1860 waren gegen 6000 männliche Individuen mehr vorhanden, als weibliche. Woher dies kommen mag, ist noch nicht genügend erklärt. Die große Mehrzahl aller Einwohner bekennt sich zur protestantischen Confession, der Bern einst den Kanton zugeführt hat; kaum vier Procent zählen sich zu andern Confessionen und fast alle Nichtprotestanten sind in früherer oder neuester Zeit eingewandert, wie denn im Kanton Waadt außerordentlich viel Fremde ihren Wohnsitz dauernd genommen haben. Die ursprünglichen Einwohner, die alten Kantonsbürger, gehören durchweg demselben Stamm an; keltisches Blut und wenig römisches mischt sich in ihnen mit burgundischem in glücklichster Weise. Kräftig gestaltet und wohlgenährt, ist der Waadtländer auch geistig kräftig und außerordentlich thätig, wo es darauf ankömmt; freilich liebt er es nicht, ohne dringende Noth sich allzusehr anzustrengen. Bei den Aelplern der Waadt scheint das germanische Element vorzuwiegen. Sie gleichen etwas denen der deutschen Kantone, durch ihr ernsteres Wesen und durch ihre Anhänglichkeit an das Bestehende, an die alten Sitten und Bräuche, haben aber doch französisches Leben, größere Beweglichkeit im Thun und Reden, und ein dreisteres Auftreten angenommen. Auch der Hügelbewohner haftet noch ziemlich am Alten, aber doch weniger als der Aelpler; das Neue kann ihn sogar begeistern und gleich dem



C. Koehler delt

J. M. Kolb sculpt

LAUSANNE.

(Waadt)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



[illegible] del. A. Fesca sculp.

LAUSANNE.

(VUE DU HAUT DES BELLES ROCHES)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt



C. Koehler del.t A. Fesca sculp.t

LAUSANNE.

(VUE DU HAUT DES BELLES ROCHES.)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Franzosen flammt er oft leicht in Strohfeuer auf, wozu freilich der regelmäßige und allgemein gebräuchliche Weingenuß viel beiträgt. Sonst findet man bei ihm Ruhe, Beobachtungsgabe, eine gewisse Trägheit, die, wie erwähnt, aber wenn es sein muß leicht überwunden wird, viel Munterkeit und Gutmüthigkeit, aber auch einen großen Leichtsinn, der selbst im Alter oft nicht gemildert wird. Mit Recht hat man gesagt, daß das ganze Volk bon enfant und „Leben und leben lassen" sein Wahlspruch sei. Außerordentlich gern spielt der Waadtländer, wie jeder Mann von keltischer Abstammung, Soldat; kein Kanton der Schweiz hat seine Bataillone so vollzählig und so viele tüchtig ausgebildete überschießende Mannschaften, als die Waadt, die noch bei jeder Mobilisirung mit überzähligen Bataillonen ausgerückt ist und viele Offiziere zu stellen vermag. Daß der Waadtländer sich auch gut schlägt, läßt sich leicht erwarten, hat er auch in der früheren Zeit mehrmals bewiesen; eher möchte es ihm einmal in schwerer Zeit an der erforderlichen beharrlichen Ruhe und Ausdauer fehlen. Im Essen mäßig, ist er es beim Wein selten; überall sind Wirthshäuser, die sich wenig leeren und es gibt Waadtländer genug, die am Schenktisch jedem Deutschen leicht den Rang ablaufen.

Die Sprache der Städter ist zwar das Französische, auf dem Lande herrscht aber noch immer das eigentliche Patois, das in neuerer Zeit als romanisch bezeichnet worden ist. Indeß haben die Schulen auch hier schon die französische Sprache sehr verbreitet und den Dialect, der weder italienisch noch französisch noch provenzalisch ist, aber alle drei Mundarten berührt, modificirt. Geschrieben wird das Patois sehr selten; es gibt nicht einmal ein gutes Wörterbuch desselben. Daß es in einer Reihe von Jahren gänzlich verschwunden sein wird, läßt sich erwarten; augenscheinlich geht es seinem Erlöschen schneller noch entgegen, als die Dialecte der deutschen Schweiz, welche noch der Gebildete im Hause und selbst in öffentlichen Verhandlungen, in der Volksvertretung und vor Gericht, brauchen darf und die auch in der Literatur, wenn auch in beschränktem Maaße Platz gegriffen haben. Schneller noch als der Dialect geht die Landestracht zu Grunde; nur Spuren sind noch von ihr vorhanden, dürftige Reste, die aber doch von ihrer Originalität Zeugniß ablegen. Sie kommen am obern Theil des Genfer Sees und an der Rhone, bei Vevay, Montreux, Villeneuve und Aigle vor. Eng umschließt ein Mieder den Oberleib des Weibes und der Jungfrau, mit Spitzen sind die zierlichen Häubchen eingefaßt und seltsam erscheint der Strohhut mit rundem Kopf, auf dem sich oben ein Knopf befindet. Nirgends in der Schweiz kommt ein ähnlicher Kopfputz vor, so häufig auch die Trachten in diesem Stück variiren; fast möchte man meinen, der Strohhut entstamme dem Orient, aus dessen Gebieten die Saracenen herkamen, welche vor achthundert Jahren einst bis in die Thäler und Ebenen des Waadtlands vordrangen.

Die Zahl der Ortschaften, in welchen die Einwohner wohnen, ist sehr beträchtlich; es finden sich unter ihnen nicht wenige Städte und Flecken, wie Lausanne, Morges, Vevay, Rolle, Aubonne, Nyon, Orbe, Moudon, Yverdon, Grandson, Bex, Payerne und andere. Im Jahre 1864 betrug der Versicherungswerth sämmtlicher Gebäude nicht weniger als 248 Millionen Franken; eine recht beträchtliche Summe, die sich dadurch erklärt, daß viele Gebäude von Stein aufgeführt sind.

Da wir zuletzt den Kanton Freiburg besucht haben, so ist es recht, daß wir von ihm aus in das Waadtland eintreten, und gern wählen wir dazu den Schienenweg, der alljährlich Tausende aus allen Völkern pfeilschnell aus dem Norden in die gesegneten Gefilde des Genfer Sees hinabführt. Auf dem Bahnhof der Stadt Freiburg besteigen wir den Waggon und eilen bald auf hohem Damm droben über der im tiefen Felsenbett strömenden Saane durch eine prächtige Gegend dahin. Bald haben wir eine herrliche steinerne Brücke erreicht; in der Ferne steigen nun die gewaltigen Alpen des Jaun- und Saanethales, die Dent de Brenlaire, Dent de Ruth, Vanil noir empor. Aber der Train rastet nicht, an den Stationen Matran, Neyruz, Cottens, Chenens vorüber fliegt er, die Gegend verliert mehr und mehr an Reiz, schon zeigen sich, wenn man Villaz St. Pierre erreicht hat, einige beschneite Berggipfel Savoyens, aber näher erstreckt sich von Südwest nach Nordost der lange Rücken des Mont Gibloux und hinter ihm stürzen steil die grauen, düstern Massen des Moléson und des Niremont ab. Dann wird Romont an der Glane erreicht; zwar öde und finster ist die Gegend, aber die Stadt nimmt sich nicht unangenehm aus und von ihrem Schloß umfaßt der Blick die ganze Alpenkette bis zum Montblanc fern im Süden. Weiter, immer weiter! Vorüber fliegen Siviriez und Vauderens, von wo aus man nach Moudon (Milden) gelangen kann; dann wird die Grenze der Waadt überschritten und ehe wenige Minuten verflossen, befinden wir uns im Pfarrdorf Oron, von dem die Eisenbahn die Oronbahn genannt worden ist.

Noch vor zwei Jahrzehenden ganz unbekannt, trotzdem es Hauptort eines Districts und Kreises war, hat Oron jetzt Bedeutung erlangt; es besteht aus Oron la ville, dessen schon im eilften Jahrhundert in Urkunden Erwähnung geschieht, und Oron le châtel mit dem Felsenschlosse gleichen Namens, welches einst eigene Freiherren besaß, später aber an die reichen Grafen von Greierz und dann an die edlen Berner Bürger, die Steiger, überging. Von ihm entfaltet sich eine prachtvolle Aussicht auf die Berge am obern Theil des Genfer See, die milden Pleyaden unweit Vevay, die finstere gewaltige Dent d'Oche am südlichen Bord

des Leman und die glänzende beeiste Dent de Midi, den schönsten Berg des unteren Wallis. Hinter Oron führt ein großer Viaduct über einen interessanten Thalgrund. Dann kommen die Stationen Palezieux und Chexbres; hier zweigt sich die Bahn ostwärts nach Vevay, Villeneuve und ins Wallis ab. Rasselnd treten die Wagen bei Chexbres in einen Tunnel, aber bald haben sie ihn wieder verlassen und jetzt schweift der trunkene Blick des Reisenden fessellos und ungehemmt über den ganzen Genfer See, das herrlichste blaue Wasserbecken, das sich viele Stunden weit von Genf an aufwärts zieht und dessen anmuthige Ufer mit zahlreichen Städten und kleineren Ortschaften und Villen, mit Felsen, Wiesen, Wäldchen, Aeckern und Weinbergen im bunten Wechsel geschmückt sind. Aehnlich ist nur der Blick von der Höhe von Vevay aus über den Leman. Jenseits auf der Savoyer Seite liegen Evian und Meillerie, am nördlichen Bord aber nahe der Bahn bauen sich Cully, wo einst Bacchus als Gott der Gegend viel verehrt ward, Grand Vaux, Villette und Lutry auf. Ueberall zeigen sich ausgedehnte Weinberge, die die Locomotive streift. Ein neuer Tunnel zeigt sich und ein zweiter; la Conversion bei Lutry ist erreicht; noch wenige Minuten, Sekunden, Augenblicke — der Zug hält bei der Hauptstadt des Cantons, dem alten Lausonium der Römer.

Wann Lausanne begründet wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln; man wird aber schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, daß schon lange, schon Jahrhunderte vor der Römerzeit Kelten hier saßen. Weniger sicher ist die Annahme, daß der Ort zu denjenigen zwölf größeren keltischen Ansiedelungen gehört habe, welche die Helvetier, als sie auf Orgetorix Anregung zu Cäsars Zeit nach Gallien auszuwandern versuchten, um ihre Wiederkehr unmöglich zu machen, vollständig verwüsteten und verbrannten. Unter den Römern hieß der Ort zuerst Colonia equestris, dann, wie bereits erwähnt, Lausonium, aber er lag nicht an derselben Stelle, sondern in der Ebene von Vidy, eine halbe Stunde westlich von der Stadt. Noch werden hier häufig keltische und römische Alterthümer ausgegraben. Als im Jahre 563 ein mächtiger Felssturz von der Dent d'Oche am savoyischen Ufer des Genfer See den alten volkreichen römischen Flecken Tauretunum zerstörte, ward auch der See, in den gewaltige Steinmassen stürzten, hochaufgeregt; damals überschwemmte er das ganze nördliche Ufer und vernichtete viele Dörfer und Städte, darunter auch das alte Lausonium. Doch ward es an der jetzigen hochgelegenen Stelle neu aufgebaut und blühte bald empor, nachdem am Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Bischofssitz von Aventicum (Avenches) hierher verlegt worden war. „Unter dem Krummstab ist gut wohnen!" sagt das Sprichwort; auch Lausanne hatte sich nicht zu beklagen. Die Bischöfe suchten die Stadt zu heben und schmückten sie mit Kirchen und Palästen; eine Wallfahrt zur heiligen Anna zog viele Pilger aus allen Ländern herbei, die Zahl der Einwohner mehrte sich und es entwickelte sich nach und nach Handel und Gewerbe; auch mit kostbaren Freiheiten ward die

Stadt bedacht und fast konnte sie als frei und unabhängig gelten. Gewaltige Ereignisse trafen sie viele Jahrhunderte hindurch nicht; 1536 aber kam mit dem übrigen Waadtlande auch Lausanne in den Besitz der Stadt Bern und ward nun der Sitz des mächtigen bernischen Landvogts. Doch blieben der Stadt viele ihrer Freiheiten und wenn sie litt, geschah dies hauptsächlich dadurch, daß sie den Sitz des Bischofs, der nach Freiburg übersiedelte, in Folge des Uebergangs der Einwohner zur protestantischen Confession, verlor. Als die Waadt ein selbstständiger Kanton der Eidgenossenschaft wurde, wurde Lausanne als der wichtigste Ort derselben die Hauptstadt; in ihm nahm die Regierung Sitz und wurden die wichtigsten kantonalen Anstalten aller Art untergebracht. So ist denn Lausanne bedeutend angewachsen und während die Stadt im Jahre 1827 nur 11000 Einwohner zählte, hat sie jetzt bereits die doppelte Zahl erreicht.

Zwischen dem Fuße des Jorat (Jurten), von dem wir noch sprechen werden, und dem See von Genf, etwa eine halbe Stunde vom Rand des Gewässers, erheben sich drei Hügel etwa 450 Fuß hoch über den See, an denen der Flon und die Louve hinfließen; auf ihnen und in den Thälern zwischen ihnen hat sich im Lauf der Jahrhunderte nach und nach, ohne Plan und ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft die Stadt aufgebaut. Einst von hohen bethürmten Mauern umschlossen und eingeengt und mit 15 Thoren versehen, ist sie jetzt nach außen hin frei geworden; aber ihr innerer Kern mit den steil abfallenden Straßen, engen, feuchten und finstern Gäßchen, düstern Häusern und seltsam zusammengewürfelten unschönen Häusergruppen hat sich, trotzdem schon im Jahre 1838 ein Verschönerungsplan von Richard entworfen und angenommen ward, wenig verändert und verbessert. Anmuthig und reizend sogar sind dagegen die neuen Anbauten, die sich mit jedem Jahr vergrößern nnd ausdehnen; mit Recht ziehen sie alljährlich mehr und mehr feste Ansiedler und Touristen, die von hier aus kleine Reisen unternehmen, herbei. Zur Hälfte wenigstens ist die Stadt mithin fast häßlich, aber wenn man draußen ist, bemerkt man davon wenig und findet sie in jedem Fall, wo man auch stehen mag, interessant. Es sei uns gestattet, hier anzuführen, was anderswo von ihr sehr richtig gesagat worden ist: „Lausanne gleicht einer liebenswürdigen Komödiantin, die, von weitem gesehen, sich nie gibt, wie sie ist, sondern immer maskirt in anderem Character, als ihrem wahren, erscheint. Erblickt man sie vom See aus, hochgelagert und behäbig breit, dann schmiegt sie sich so sanft dem im Hintergrunde aufsteigenden Jorat an, daß Niemand Ahnung von den Straßen-Abgründen hat, die ihr Herz birgt; kommt man von Ouchy herauf durch Weinberge und Garten-Anlagen, dann versteckt sich die Schelmin wie ein schüchternes Landmädchen, und nur zögernd giebt sie Haus um Haus dem neugierigen Blicke preis; und kommt man gar von der Höhe aus dem Waadtlande, so entwickelt sie eine martialische Physiognomie, als ob sie, bis

an die Zähne mit Eisen gepanzert, eine Schutz- und Trutzburg feudalseligen Andenkens wäre. Lausanne ist ein Häuserberg, eine Dreihügelstadt, die unverkennbar documentirt, daß ihre ersten Anbauer durchaus nicht daran dachten, hier den Grund zu einem Wohnsitz von 20,000 Menschen zu legen. Die 1400 Firsten formiren allerhand wunderseltsame Häusergruppen; bald sind es jäh abstürzende Straßen-Schluchten und tiefe Thal-Gäßchen, bald winken sie als freie, elegante Monrepos- und Beausejour-Kolonien, dann wieder schauen sie zorndreuend und strebepfeilergestützt von oben herab, ein Stücklein mittelalterlicher Stadt-Chronik erzählend. So ernst und eng Lausanne im Innern, so lachend und reizend dehnen sich die neugebauten stets im Wachsen begriffenen anderen Stadttheile aus."

Man pflegt Lausanne in sechs Quartiere einzutheilen; das wichtigste und älteste zugleich ist die Cité mit den daranstoßenden Quartieren la Palud und der Burg. In der Cité liegt hoch oben, die Stadt und ihre Umgegend überschauend, das Münster, die schönste Kirche der Schweiz. Am Ende des zehnten Jahrhunderts und spätestens im Jahr 1000 begonnen, brannte es mehrmals ab, wurde aber immer auf Antrieb des Bischofs aufgebaut und 1275 im Beisein des Kaisers Rudolph von Habsburg durch Papst Gregor eingeweiht. Ganz vollendet war es aber auch damals nicht und noch heut ist zum Beispiel auch hier wie bei so vielen andern gothischen Kirchen der Hauptthurm nicht vollendet. Im Jahr 1825 schlug der Blitz in eine der Thurmspitzen ein und brannte sie ab. Von Palud, dem „Markte," dem Platze unweit der Louve in der Richtung nach St. Lorenz hin steigt man über eine endlose schlechte hölzerne Treppe von 164 Stufen oder durch enge finstre und feuchte Gassen aus der Thalstadt empor zur Terrasse des Münsters (Cathedrale), dessen Grundform das Kreuz ist. Es ist 333 Fuß lang und hat in der Kreuzung 133 Fuß Breite; das Gewölbe des Schiffs ist 6 Fuß über den Boden erhöht und wird von zwanzig verschiedenartig zusammengesetzten Säulenbündeln und ebenfalls sehr verschiedenartig geformten Kapitälen getragen. Wie es beim gothischen Styl gebräuchlich ist, wiederholt sich fast kein Ornament. Auf beiden Seiten des Schiffes sind zwei übereinander stehende Gallerien, welche von kleinen, feinen und zierlichen Säulen getragen werden. Im Ganzen sollen mehr als tausend Säulen, theils in Bündeln gruppirt, theils einzeln stehend vorhanden sein. Im Gewölbe verschränken und verbinden sich die von den Säulen ausgehenden Gurte in origineller, oft kühner und seltsamer Weise zu herrlichen Spitzbögen. Der obere kürzere Theil des Kreuzes bildet den Chor, der, weil der Dom jetzt (seit 1536) protestantische Kirche und deßhalb aller Zierden beraubt ist, ziemlich kahl erscheint; nur um so vortheilhafter aber treten die edlen und herrlichen Formen des Baues hervor. Während das ganze Bauwerk im reinen, frühgothischen Styl errichtet ist, zeigen sich hier im Chor noch byzantinische Reminiscenzen und Anklänge. In früherer Zeit war sowohl das Innere als das Aeußere des Münsters

durch schlechte und ungeschickte Restaurationen sehr verunstaltet; vor zwanzig Jahren aber wurden dieselben durch Perregaux mit großem Geschick und vieler Kenntniß des Styls wieder beseitigt, so daß der Eindruck nun ein ganz reiner ist und das Münster mit Recht nicht nur der „Haupt- und Glanzpunkt der Stadt," sondern auch als eins der schönsten Denkmäler des Mittelalters bezeichnet werden darf.

Bevor wir weiter vom Innern sprechen, werfen wir erst noch einen Blick auf das Aeußere, das sich von der Terrasse freilich nicht wohl und nicht vollständig übersehen läßt. Der Eindruck ist deshalb kein großartiger, denn zu dem mangelhaften Standpunkt kommt noch, daß sehr vieles unvollendet oder nur angedeutet ist. Doch lassen die südliche Façade und der zierliche säulengeschmückte untere Theil des Hauptthurms Plan und Idee des geschickten Baumeisters wohl errathen und als tüchtig würdigen. Der eine der beiden Thürme wird gewöhnlich als vollendet bezeichnet; doch fehlt das ursprünglich geplante dritte Stockwerk. Auch so aber mißt er bereits bis zur Gallerie 154, bis zur Spitze 234 Fuß; nicht weniger als 245 Stufen führen hinauf. Er besitzt fünf Glocken. Dreimal (1657, 1674 und 1825) wurde er vom Blitz getroffen und durch Feuer verheert, aber stets wieder hergestellt. Niedriger ist der zweite unvollendete Thurm. Beachtenswerth sind neben den einfachen schlichten Haupteingängen das Portal mit der Bildsäule St. Sebastians und namentlich das schöne Apostel-Portal mit den Statuen der Apostel, Propheten und Märtyrer, das mächtige rosettenartige Rundfenster mit vieler schöner Sculptur-Arbeit und die hohe Kolonnade am Chor.

Treten wir nun noch einmal in das Innere und betrachten dessen Schmuck. Alles, was das Münster einst an Bildern, Heiligen-Statuen, Monstranzen u. s. w. besaß, ward im Jahre 1536, nachdem im Münster die denkwürdige Disputation, an der sich auch Calvin betheiligte, stattgefunden, auf des Reformators Anordnung durch die gnädigen Herren von Bern gern fortgenommen und nach Bern gebracht; der Werth der Schätze betrug nicht weniger als 2½ Million und kam in den Staatsschatz, dem ihn im Jahre 1798 die Franzosen entnahmen, um ihn für ihre kriegerischen Zwecke zu gebrauchen und namentlich für die egyptische Expedition zu verwenden. Dagegen sind die kunstvoll geschnitzten Chorstühle wohlerhalten und in dem dreißig Fuß im Durchmesser haltenden Rosettenfenster finden sich schöne Glasmalereien, welche Scenen aus der Religionsgeschichte darstellen. Im Chor zeigen sich dann noch viele Grabmäler, das des Papstes Felix V. (†1451), der als Herzog von Savoyen vom Concil zu Basel zum Papst erwählt ward, des Bischof Wilhelm von Menthonex (†1406, welcher das Hospiz auf dem großen St. Bernhard stiftete, des Bischofs Haimon von Montfocon (†1517) und des letzten der Freiherrn von Grandson, jenes unglücklichen Otto, der, als er im gerichtlichen Zweikampf gefallen war, mit abgehauenen Händen hier beigesetzt wurde. Die Zeitgenossen betrachteten ihn auf Grund seiner Niederlage als schuldig;

die Nachkommen mit Rücksicht auf seinen tadellosen Lebenswandel und den schlechten Ruf seiner Gegner aber als unschuldig. Wo der Gründer des Münsters, Bischof Heinrich, ruht und wo Rudolf III., der Gemahl der heiligen Königin Bertha der Spinnerin bestattet ist, ist nicht zu ermitteln. Aus neuerer Zeit stammen noch einige andere Grabmale; im Chor ruhen eine Prinzessin Orlow aus Rußland († 1782), die Herzogin Caroline von Curland († 1783), die Gemahlin des englischen Gesandten Stratford Canning, deren Denkstein Bartolini schuf, der Gräfin v. Wallmoden, Mutter des berühmten preußischen Ministers Stein u. s. w. Auch dem ersten Freiheitskämpfer der Waadt, dem heldenmüthigen Major Davel, der auf Berns Geheiß seinen freilich etwas unüberlegten Aufstand am 24. April 1723 auf dem Schaffot büßte, ist eine Gedenktafel aufgestellt worden.

An das Münster zu Lausanne knüpfen sich eine Legende und manche interessante historische Erinnerungen. Die Legende setzt die Errichtung des ersten Gotteshauses auf der Höhe mit Recht in eine sehr frühe Zeit. Zur Zeit des heiligen Marius, der im sechsten Jahrhundert lebte, so erzählt sie, war die Höhe dicht bewaldet und ganz unbewohnt. Als nun eines Tages ein frommer Holzhauer auf ihr mit dem Fällen der Bäume und mit dem Spalten des Brennholzes eifrig beschäftigt war, verwundete er sich mit der Axt schwer, vielleicht tödtlich und schien sich, da Helfer nicht in der Nähe waren, elend verbluten zu müssen. Da erschien ihm plötzlich auf sein inbrünstiges Gebet die heilige Jungfrau und heilte ihn so schnell und so vollständig, daß er noch in derselben Stunde seine Arbeit fortsetzen konnte. Der fromme Bischof aber, als er von dem Wunder erfuhr, erkannte in der bewaldeten Höhe eine geheiligte Stätte und errichtete auf ihr zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau das erste, noch bescheidene Gotteshaus, das aber bald anwuchs, als die Reliquien der heiligen Anna, der Mutter Mariä, Fromme des Landes und Pilger aus weiter Ferne herbeizogen. Vielleicht war aber schon zu heidnischer Zeit droben ein Heiligthum. Unter den historischen Erinnerungen wollen wir nur eine, für den Kanton hochwichtige und folgenreiche erwähnen. Im October 1536 veranstaltete Bern im Münster von Lausanne der Sitte der Zeit folgend eine Disputation über die wichtigsten Sätze der neuen Lehre, der unter andern Farel, Viret und namentlich der große Genfer Reformator Calvin beiwohnten. Diese Disputation war es, welche die Berner Regierung veranlaßte, die Reformation in den eroberten Gebieten der Landschaft Waadt energisch und schnell durchzuführen.

Wie alle älteren Kirchen umgab auch das Lausanner Münster einst ein Begräbnißplatz, der sich später in eine mit schattenden Roßkastanien besetzte Terrasse verwandelte, von welcher sich ein interessanter Blick auf die Stadt und den blauen Genfer See bietet. In der Nähe liegen die ehemalige Wohnstätte des Bischofs, die sogenannte Evêché, welche jetzt als Gerichtslocal und Gefängniß

dient, und das Krankenhaus, zu welchem man durch die Stephans-Straße gelangt.

Von den übrigen Gebäuden der Stadt nennen wir zuerst das alte bischöfliche Schloß, das kastellartig erbaut ist und jetzt als Regierungsgebäude dient, und das Sitzungsgebäude des großen Raths, das sich durch die Inschrift „Liberté et Patrie", den Wahlspruch des Kantons, der auch als Wappendevise gilt, kennzeichnet. Das Schloß hat einen mächtigen viereckigen Thurm, dessen gezahnte Zinnen hervorspringen und welcher mit vier Eckthürmen geziert ist. Die Schloßterrasse besitzt eine schöne, sehenswerthe Aussicht auf die Stadt, die nahen Wäldchen und Weinberge, die Jurahöhen und den weithin ausgebreiteten See. Eine breite Straße leitet von hier hinab auf den Place de la Riponne, der seine jetzige Gestalt der Ausführung des vom großen Rath genehmigten Verschönerungs-Plans des Herrn Pichard verdankt. Hier steht die Kornhalle und das beachtenswerthe Museum Arland mit schönen Gemälden. Zu nennen sind unter den neueren Bilder Calame's bekannter Brienzer See, der Rosenlaui-Gletscher von Diday und Gleyre's Hinrichtung des patriotischen Major Davel, unter den älteren aber Wouvermann Reitergefecht, van der Neer Mondscheinlandschaft, Pastellbilder von Piot und Kaisermann's Aquarelle. Ferner findet sich eine Sammlung interessanter Gipsabgüsse.

Aber damit haben wir noch nicht alles gesehen. Wir können noch das kantonale Museum besuchen, das Sammlungen aller Art verwahrt. Neben römischen, griechischen und keltischen Alterthümern, Gegenständen, welche zu Herculanum, Pompeji und Syracus ausgegraben wurden, Resten des Mittelalters, Münzen, anatomischen Präparaten, Reliefs des Waadtlandes, des Berner-Oberlandes und von Wallis finden sich eine botanische Sammlung mit schönen in Wachs nachgebildeten Pilzen, eine geologische und endlich eine Mineralien-Sammlung mit seltenen und gesuchten Stücken, welche Kaiser Alexander von Rußland einst seinem verehrten Erzieher Laharpe schenkte. Sehenswerth sind ferner die freilich nur etwa 60,000 Bände enthaltende, aber an Druckschriften und Manuscripten über die Schweiz reiche Bibliothek, die Akademie, das Gymnasium, einige andere öffentliche Gebäude wie Spitäler, Schulen u. s. w., das hübsche im Jahr 1454 auf dem Palud-Platze erbaute Stadthaus u. s. w.

Machen wir nunmehr mit Hülfe eines Führers noch einige Wanderungen durch die Stadt und in deren nächste Umgebung. Von dem Thor St. Maire (St. Marius) steigen wir zur sogenannten Barre hinunter und gelangen von hier durch den Tunnel in die lieblichen Thäler der Louve und des Flon, falls wir nicht lieber emporsteigen zu den schönen Landhäusern zwischen diesen Thälchen, nach l'Hermitage, le Jardin mit einer aus Aventicum herstammenden Ehrensäule für Kaiser Titus, petit Château, la Borde und Bellevaux, in dessen Räumen, welche

lange Zeit hindurch die Wohnstätte frommer Mönche gewesen sind, einst Karl der Kühne wohnte. Fieberkrank verweilte der in seinem fürstlichen Stolz schwer gekränkte Fürst hier drei Wochen lang unmittelbar nach der Schlacht von Grandson, in der die schweizerischen Bauern sein tapferes, aus siegesgewohnten Kriegern zusammengesetztes Heer geschlagen hatten; von hier aus zog er in den für ihn ebenso unglücklichen Kampf von Murten. Ein anderer Spaziergang führt uns nach St. Laurent, durch das sich die Straßen nach Orbe und Yverdon ziehen. Hier ist die durch ihre Façade bemerkenswerthe Kirche des heiligen Märtyrers Laurentius, hier die Blindenanstalt, und hier finden sich auch an den Höhen und Abhängen schöne und anmuthige Landhäuser, zum Theil früher von bekannten Personen benutzt, wie Beaulieu, einst der Zufluchtsort Neckers nach seiner Entfernung aus Frankreich, Beausoleil, wo Benjamin Constant lebte und Violette, die Wohnung Noverraz's, der auf St. Helena der Kammerdiener Napoleon's I. war. Von St. Laurent schreiten wir, statt auf schlechten Wegen in den tiefen Thalgrund des Flon hinabzusteigen, auf dem schönen und hohen steinernen Viadukt Grand Pont mit seinen übereinander gestellten Pfeilerreihen hinüber nach St. François, dem belebtesten Viertel der Hauptstadt von Waadt. Gewiß, dieser Viaduct ist sehenswerth, obwohl seit seiner Erbauung viel gewaltigere errichtet worden sind; 79 Fuß hoch über dem Thalgrund und 33 Fuß breit, hat er eine Länge von über 582 Fuß. Hier in St. François stehen die alte, nicht gerade ansehnliche Franziskuskirche, welche Papst Felix V. gründete und in der im Jahre 1449 die letzten Sitzungen des Concils von Basel abgehalten wurden, das Kaufhaus und einige Gesellschaftshäuser und das aussichtsreiche Hôtel Gibbon in dessen kleinem, hinter dem Speisesaal gelegenen Garten bekanntlich Gibbon bei seinem Freunde Deyverdun im Jahre 1787 einen Theil seiner römischen Geschichte verfaßt hat. Endlich aber besuchen wir noch das Kasino, die Burgstraße, deren Bewohner von Alters her bis 1798 bei allen Gerichten, welche Kapital=Verrolinen=Platz, den an schönen Grabmälern reichen Kirchhof Pierre Plan, den auf den brechen aburtheilten, als Beisitzer zugezogen wurden, das Theater auf dem Kaüber den Flon erbauten Gewölben gelegenen Brückenplatz und die zahlreichen lieblich gelegenen Landsitze der Vorstädte.

Wenige Städte liegen so anmuthig und haben so zahlreiche Spaziergänge und weitere Promenaden von so verschiedenartigem Character als Lausanne. Das war wohl neben der Größe der Stadt und neben der wissenschaftlichen Bildung, dem geselligen Ton und der feinen Sitte seiner Einwohner von jeher die Ursache, daß sich in Lausanne und seiner Umgegend immer so viele Fremde niederließen, daß Berühmtheiten aller Art, Männer wie Voltaire, der hier von 1757 bis 1760 lebte, Gibbon, Mercier, Byron, Necker, Raynal, Fox, Servan, Benjamin Constans und Andere auf Jahre ihren Wohnsitz nahmen. Wohin man auch geht,

immer zeigen sich neue, schöne Bilder, jeder Schritt fast bietet Abwechselungen und Ueberraschungen, Blicke auf hübsche Villen und Häusergruppen, auf die freundlichen Thäler der beiden Bäche, die nahen Höhen, die Stadt mit dem Schloß und der Kathedrale und auf den tiefblauen See und seine Ufer. Reizend und schöner und interessanter noch als der Blick von der Terrasse des Münsters und von seiner Thurm-Gallerie ist die Aussicht vom Belvedere des Montbénon. An der Straße nach Genf auf der linken Seite des Flon liegt der Platz, der als Schauplatz für alle Darstellungen und als Exercierplatz, vorzüglich aber als Spaziergang dient, aber auch dadurch bekannt ist, daß hier im Jahre 1845 die große Volksversammlung, welche die zeitige Regierung stürzte und die Revision der Verfassung bewirkte, stattfand. Bei schönem Wetter wird er täglich von Fremden und Einheimischen gern besucht, aber am 9. und 10. August, dem Jahrestage der Verfassung, zog sonst fast ganz Lausanne hinaus auf Montbénon. Beliebter noch ist der Ausflug zum Signal, das in 30 Minuten von der Stadt aus erreicht werden kann und auf milden Anhöhen zwischen den Thälchen des Louve und der Flon liegt. Unser Weg geht von St. Maire oberhalb der Vorstadt La Barre aufsteigend vorüber an den Villen Petit Château und L'Hermitage auf anmuthigem Fußpfad bis zu der Stelle, wo ein Tempelchen steht. Hier bietet sich eine prächtige Aussicht. Drunten am Fuß der Anhöhe liegt die Hauptstadt des Kantons. Ihre zahlreichen Häuser verbreiten sich durch die Thälchen und steigen an den Anhöhen hinauf; hier liegen Gruppen alter Gebäude, welche mancherlei aus den vergangenen Jahrhunderten zu erzählen wissen, dort sind neue zierliche und geschmackvolle Villen und hübsche Gärten hingestreut, da weiter zeigt sich eine alte Kirche, welche ihren zugespitzten Thurm gen Himmel streckt, über der Hauptmasse der Gebäude aber erhebt sich das gewaltige Münster und das alte Schloß mit den benachbarten Häusern, welche die Cité bilden. Hat sich der Blick hier gesättigt, so schweift er weiter und weiter. Ausgebreitet liegt der See da, die breite tiefblaue Wasserfläche mit ihren beiden mit Dörfern und kleinen Ortschaften besetzten Borden. Jenseits auf savoyischem Ufer erhebt sich gewaltig, finster, grau, zerklüftet die Dent d'Oche, an deren Fuß das alte Evian liegt, diesseits schweift der Blick rechts in die Gegend von Morges und links nach Lutry und Cully, wo sich der alte Thurm Tour la Gourze vorstellt. Auch nur ein flüchtiger Blick schon zeigt, wie reich gesegnet das Waadtland ist. Höher hinauf über das Signal erstreckt sich der schöne Eichenwald, den man Sauvabelin nennt; er soll seinen Namen empfangen haben, weil er einst ein heiliger Hain des keltischen Gottes Belenus (Sylva Beleni) war. Die Sage, daß hier eine Stätte der Götterverehrung war, ist gar nicht unglaublich, denn bekanntlich lagen heilige Haine und Tempel der Alten häufig auf bewaldeten Höhen, welche das Land überblickten und aus weiter Ferne schon gesehen werden konnten. Auch fanden

sich in Sauvabelin nicht selten interessante Alterthumsreste. Eine Straße, welche durch den Wald sich hinzieht, führt in das Thal des Flon, zu mehreren Mühlen am Bach, und von hier ansteigend auf die Landstraße nach Freiburg und Bern, welche sich an hübschen Villen vorüber, Vennes und Croisettes berührend, auf die Höhe des Jorat zieht. Auch hier finden sich zahlreiche schöne Aussichten. Wir besuchen einen kleinen, lieblichen Wasserfall und „das Ende der Welt", ein stilles romantisches Plätzchen, wandern dann in der Richtung nach der Stadt zurück in halber Höhe über dem Thälchen des Flon auf einem bequemen Fußwege oder besuchen drunten im Felsthälchen des Flon die Badeanstalt Bains du Vallon mit der eisenhaltigen Quelle und der Bäder-Promenade. Andere hübsche Spaziergänge sind diejenigen nach dem wildromantisch gelegenen Landsitz Rovereaz und von dort nach Villa Bellevue, welche unweit der Straße von Lausanne nach Chailly liegt und einen schönen Standpunkt bietet, und nach der Felsenpartie Les belles roches an der Straße nach Yverdon. Hier zeigt sich in der Ferne zwar, aber immer schön, der Montblanc, der herrliche Bergriese des Savoyer Landes.

Wer von Lausanne spricht, kann dabei von Ouchy nicht schweigen, denn das alte Dorf südlich von der Stadt am See ist ja der Hafen der Hauptstadt des Kantons und fast ein Theil derselben. Anmuthige Fußwege führen vorüber an la Grotte, einst Wohnsitz des beruhmten Gibbon, und an Montrion, das der bekannte Arzt Tissot besaß und Voltaire 3 Jahre lang bewohnte, in etwas mehr als zwanzig Minuten hinab. Der Ort, der in alter Zeit Ripa hieß, besaß schon im Mittelalter eine gegen die Windstürme und die feindlichen Angriffe gesicherte Ankerstelle. Im Schutz des 1160 erbauten mächtigen Schlosses, von welchem nur ein hoher, im Jahre 1200 von Bischof Royer errichteter Thurm bis in unsere Zeit hinein erhalten geblieben, blühten Schiffahrt und Handel. Ouchy hat sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr entwickelt und gern verweilt der Fremde einige Zeit in dem herrlich gelegenen Hôtel Beaurivage oder im Anker, in welchem im Jahr 1816 Lord Byron, durch ungünstiges Wetter festgehalten, in wenigen Tagen seinen berühmten „Gefangenen von Chillon" dichtete und dadurch Bonnivard's Namen weltbekannt machte.

Da wir in Ouchy an den reizenden Genfer See gelangt sind, so können wir uns von ihm nicht wieder trennen, ohne von ihm gesprochen zu haben. Seinen gegenwärtigen Namen führt das herrliche Wasserbecken erst seit der neuesten Zeit; die Römer nannten ihn Lacus Lemanus und in den ältesten Urkunden heißt er sogar Limen, während ihn das Mittelalter als Lausanner See oder Meer der Rhone bezeichnete. Bei den Franzosen ist er jetzt meist als Lac Léman bekannt. Seine Gestalt ist die eines gewaltigen Halbmondes, dessen südwestliche Spitze vorhanden, dessen südöstliche dagegen abgestumpft ist. Vor Jahrtausenden war auch diese noch da, aber die Rhone hat durch die gewaltigen Stein- und

Sandmassen, welche sie herangeschleppt und herangewälzt, den obern Theil des See verschüttet und zugefüllt. Port Valais, das einst ein Hafen war, liegt jetzt mehr als eine halbe Stunde vom See entfernt. Mächtige Gipfel und Gebirge, zum Theil finstere graue Gestalten steigen im Süden empor, im Norden aber erheben sich sanftere mit Weinbergen bedeckte Hügel, an denen zahlreiche Ortschaften hingelagert sind. Nur der nördliche Seerand und zwei kleinere Theile des südlichen Bordes im äußersten Osten und äußersten Westen gehören der Schweiz an, der Rest ist, seit Sardinien Savoyen in Folge des italienischen Krieges von 1859 an Frankreich abgetreten hat, als Theil der alten Landschaft Chablais französischer Boden. Die Länge des See's am schweizerischen Nord-Ufer wird auf 19 Schweizer Stunden à 16000 Fuß, am Südufer auf 16 Stunden, sein Umfang mithin auf 35 Stunden (23⅓ deutsche Meilen) angegeben; seinen Flächen-Inhalt aber hat man auf 26¾ Quadratstunden oder etwa eilf Quadratmeilen berechnet. Seine größte Breite zwischen Rolle in Waadt und Thonon in Chablais ist 3⅐ Stunden, aber auch weiter östlich zwischen Morges und Evian hat er noch drei Stunden Breite. Gewöhnlich zerlegt man ihn in zwei Theile, den westlichen und den östlichen. Jener wird der kleine See genannt und reicht von Genf an bis an das Vorgebirge Yvoire und eine kleine Landzunge östlich von Nyon; kommt man aus dem breiten östlichen Theile, so erscheint er, da er viel schmäler ist und nur 6000 bis 16000 Fuß Breite hat, weniger als ein See, denn als ein gewaltiger Strom. Etwa fünf Stunden lang, hat er nirgends volle dreihundert Fuß Tiefe, an vielen Stellen aber weniger und von Versoix in Waadt zieht sich südwärts nach dem lieblichen Dorfe Collogne die Banc de Travers, eine Sandbank, welche durch mächtige Bagger-Maschinen theilweise beseitigt werden soll. Weit tiefer ist der östliche Seetheil, der sogenannte große See; hier findet nördlich von Evian das Senkblei erst in 1154′ Tiefe den Grund, mithin, da der Spiegel des Sees nahe an 1160 Fuß über dem Meere liegt, etwa im Niveau des letzteren. Alljährlich steigt der ganze Genfer See mit der Schneeschmelze und pflegt seinen höchsten Wasserstand im August zu erreichen; oft wächst er um sechs und acht Fuß an und besitzt dann gegen 56 Millionen Kubikfuß Wasser mehr als bei mittlerem Wasserstande.

Mit wildem Wogen und Wellen, das die Einwohner des Landes La Battagliere nennen, wirft die Rhone, nachdem sie in mehreren Armen das aufgeschwemmte Gelände zwischen Porte du Sex und Bouveret durchzogen hat, bei dem letztgenannten Orte ihre trüben, gelben Wassermassen in den See und auch andere Ströme und Bäche schleppen Geröll, gelben Sand- und Kalkstaub genug herbei. Aber nur in der nächsten Nähe ihrer Mündung trüben sie das Wasser und wo sie nicht hinreichen, bleibt dieses stets von außerordentlicher Reinheit und prächtiger tiefblauer Färbung. Woher das herrliche Blau, das kein anderer schweize-

rischer See hat, kommen mag? Niemand weiß es, so viele es auch zu errathen versucht haben; denn daß das Wasser Jod enthalte, hat der berühmte englische Physiker Sir Humphrey Davy zwar vermuthet, aber nicht genügend bewiesen. Aber nicht nur die schöne tiefblaue Farbe ist wunderbar an ihm, sondern auch manche andere seltsame Erscheinung. Im östlichen Theile des Sees zeigt sich im Frühjahr und Herbst die Lardeyre oder La Dière, eine starke Strömung nach dem Ufer zu und von ihm wieder zurück, gegen welche oft Ruder nicht zu wirken vermögen; man will annehmen, daß sie durch unterirdische Zuflüsse verursacht werde, welche im Sommer ein Drittheil, im Winter die Hälfte des Wassers, das die Rhone bei Genf dem See entzieht, zuführen. Nicht selten bedeckt sich im Mai die Oberfläche mit trübem, unangenehmem Schlamm; der See blüht, wie die Leute in Waadt und Chablais sagen. Auch Wasserhosen, welche hoch emporwirbelnd und drehend schnell über den See dahinziehen, zeigen sich gar nicht selten. Dann wieder schwillt, obwohl der Himmel hell und klar ist und kein Lüftchen weht, das Wasser an, innerhalb einer halben Stunde etwa erhebt sich der Seespiegel allmälig um drei, vier, fünf Fuß, um dann in etwa gleicher Zeit um ebenso viel ohne alle äußere Veranlassung zu sinken. Es ist wie Fluth und Ebbe; doch will man mitunter gesehen haben, daß das Wasser leis wogte. Man nennt in Waadtland und Genf die Erscheinuug „la Seiche"; sie kommt zu allen Tageszeiten und allen Stunden vor, am häufigsten da, wo der See am schmalsten ist, im kleinen See unweit des Ausflusses der Rhone. Saussure vermuthete, daß das Steigen und Fallen durch Veränderungen des Luftdrucks, der auf dem Seespiegel lastet, hervorgerufen werden und in der That mag es so sein, mag die Electricität bei dieser Veränderung mitwirken. Dann zu anderen Zeiten wieder zeigen sich Farbenspiele sonderbarer Art auf dem See, wie sie auch auf dem Bodensee, dem Zürichersee u. s. w., doch seltener, vorkommen; große Flecken sind heller oder dunkler, blauer oder grauer als andere, und liegen klar da oder werden leis gekräuselt oder gewellt; dann glänzt die ganze Fläche in herrlicher dunkler Bläue; dann wieder erscheint sie traurig grau und häßlich und hat nichts Anmuthendes mehr. So wechselt sie oft mehrmals in wenigen Stunden.

Niemals überzieht sich der See völlig mit einer Eisdecke; selbst im härtesten Winter, wenn starker Frost wochenlang andauert, schließt dieser nur den unteren schmäleren Theil des kleinen See. So wird denn die Schiffahrt fast niemals gestört. Einst beschäftigte sie noch mehr Fahrzeuge als jetzt, wo Eisenbahn und Dampfschiffe eine Menge von Segelschiffen unnöthig machen; damals gab es in Vevay, Genf, St. Gingolph viele große Barken, welche von 1500 bis 3600 Centner zu transportiren vermochten und noch zahlreicher waren die kleineren von 1000 Centner Tragkraft und die Boote aller Art, von denen nur die sogenannten Einbäume, ausgehöhlte Baumstämme, ganz verschwunden sind. Gegenwärtig sind

neun Dampfschiffe von 40 bis 120 Pferdekraft und zwei Remorqueurs vorhanden und außerdem gibt es gegen hundert große Barken und Brigantinen, von denen die meisten im Chablais gebaut und durch geschickte und kühne savoyische Schiffer unter Aufsicht eines Patrons geführt werden. Noch ist dabei überwiegend das uralte sogenannte lateinische Segel in Brauch. Seit alter Zeit ist auf dem Genfer See auch der Fischfang wichtig; der See soll nicht weniger als 29 Fischarten zählen, von denen Lotte und Aalbock (Férat) am häufigsten vorkommen, Forelle, Barsch und Ritter (l'ombre chevalier) aber vorzüglich geschätzt werden. Lachsforellen wurden früher bis zu 40 und Karpfen bis zu 30 Pfund schwer nicht sehr selten gefangen. Von Vögeln sollen sich an und auf dem See nicht weniger als 49 Arten, darunter viele seltene finden.

Unter den Winden, welche über den See hinstreifen und ihn theils leicht berühren, theils in wilde Aufregung versetzen, ist der gefährlichste der Bornand; selbst die erfahrenen Schiffer täuscht er oft, indem er plötzlich aus den Schluchten und Klüften der Savoyer Gebirge herausbricht, ehe sie den sicheren Hafen erreichen können. Nicht viel besser ist der Vaudaire, der Wind aus Wallis, der ebenfalls hohe, gefährliche Wellen erzeugt und die unangenehme kalte „schwarze Bise,“ der Nordwind, welcher in den meisten Uferstädten, namentlich aber in Genf und Lausanne zu einer wahren Plage wird. Der Regenwind ist der Südwest, der Genfer Wind oder auch Vent de Cluse genannt, während der Sechard aus Ostnordost sich durch seine Trockenheit auszeichnet. Außerdem gibt es noch den Bourguignon aus West, den Joran aus Nordwest und den lieblichen Rébat, der im Sommer in den Mittagsstunden sanft und mild über den gekräuselten Seespiegel hinstreicht.

Unter allen Seen der Schweiz ist der Genfer See derjenige, welcher die Dichter und zwar die Dichter fast aller europäischen Völker am meisten angezogen hat. Bekannt ist, daß Voltaire und Rousseau ihn liebten, daß Matthisson ihn in einer Ode besang, welche einst im Munde aller gebildeten Deutschen war, daß Baggesen, Byron und Andere ihn in Prosa und Versen hochgepriesen haben. Großartiger zwar als der Genfer See in seinem östlichen Theile ist der Vierwaldstätter See und auch der See von Lugano macht ihm den ersten Rang streitig. Und in milder Schönheit und Lieblichkeit wetteifert der Züricher See, den Viele sogar höher stellen, mit ihm. Aber er hat allen drei Seen gegenüber Schönheiten geltend zu machen, welche sie nicht besitzen, das prächtige tiefblaue Wasser zum Beispiel, die herrliche milde Luft, welche ihn umgibt, die reiche Natur, erhöht durch eine Jahrtausend alte Cultur und Anderes. Anmuthig sind in Südwest und West die theils flachen, theils von niedrigen Anhöhen eingefaßten Seeborde, schön in Nord das mit Städten und Dörfern besäete Ufer, dessen Hügel sich stufenförmig bis zu 1600 Fuß Höhe erheben und endlich an den Jura an-

schließen, finster und wild zum Theil, aber immer romantisch die mächtigen Felspartien im Nordost und Nord. Wer kann wohl die Schweiz durchreisen, ohne dem Genfer See wenigstens einige Tage zu widmen und seine Reize zu genießen? Reize, die die Jahreszeiten erhöhen und verändern, aber niemals beseitigen können.

Wenn wir die Absicht haben, zunächst den östlichen Theil des Kantons Waadt zu besuchen, so können wir dies thun, indem wir die Landstraße nach Villeneuve verfolgen oder nach dieser Stadt vermittelst der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff fahren. Welchen der drei Wege wir aber auch vorziehen, immer berühren wir dieselben Orte, die freundlichen Städte und Dörfer am nördlichen Bord des Genfer See, jene schönen und glücklichen Ortschaften, denen sich wenige in Europa an die Seite zu stellen vermögen. Wählen wir unserer Seits die Landstraße, weil sie uns die Seitenorte und jene interessanten Thäler und Höhengebiete in der Gegend von Vevay und Montreux, in die alljährlich Tausende von Reisenden einzudringen pflegen, zu besuchen gestattet!

Von Lausanne oder Ouchy leitet uns die Landstraße zunächst nach Pully. Meist zieht sie sich durch die Weinberge, in denen der beste Wein des Landes wächst, und ist von Steinmauern eingeschlossen, welche die Strahlen der Sonne an heißen Sommertagen auf den unglücklichen Fußwanderer zurückwerfen und ihn fast verschmachten machen. Jeder Wagen und Karren wirbelt Staubwolken, die sich schwer verziehen, auf, und nirgends bietet sich eine Aussicht, nirgends ein anmuthiges Bild, nirgends ein schattiger Baum. Endlich ist Pully erreicht. Auf einer Anhöhe liegt reizend das obere Dorf mit der Kirche und dem ehemaligen Benedictiner-Priorat, das Königin Bertha die Spinnerin stiftete, welches später aber ein Wirthshaus ward. Bald sind die Beschwerden der Wanderung vergessen, denn Pully bietet einen ausgezeichneten Wein. Wir sind ja auch schon in La Vaux, auch das Ryfthal (Uferthal) genannt, jenem Theile des Seebord, auf dessen Anhöhen die ersten und wohlgepflegtesten Weine der Waadt erzeugt werden. Der nächste Ort auf unserem Wege ist Lutry, eine alte hübschgelegene Stadt, welche sich bis an den See hinab zieht und die schon 1211 von einem Lausanner Bischof, Berthold von Neuenburg, befestigt ward, ja wahrscheinlich schon zu den Zeiten der Römer bestand. In den ersten Tagen des Mai treffen zu Lutry Einwohner aller benachbarten und vieler entfernteren Orte zu einem heiteren Volksfeste bei Sang und Klang zusammen; auf dem schönen, mit prachtvollen Bäumen besetzten Rasenplatze westlich vom Dorf findet das jährliche Vogelschießen, das sogenannte Papageifest statt. Wie viele Flaschen dabei geleert werden — der Himmel weiß es, aber mit wenig begnügt sich der Waadtländer nicht. Doch wir dürfen nicht lange weilen und wandern nach Villette, einem kleinen Dörfchen am Fuß eines Hügels, auf dessen Höhe die aussichtreiche Pfarr-

kirche von Grandvaux steht, und von hier nach dem uralten, von Mauern umgebenen Cully, daß sich an einem kleinen Seebusen hübsch aufbaut.

Wann die Stadt begründet wurde, weiß die Geschichte nicht zu erzählen, jedenfalls bestand sie schon in römischer Zeit und war nicht ohne Bedeutung. Das zeigen interessante Funde. Im Jahre 1818 wurden nämlich Reste eines römischen Tempels aufgefunden und schon im Jahre 1744 ward zu St. Prex das Fußgestell einer bronzenen Statue hervorgegraben, welches die Inschrift „Libero Patri Cocliensi“ trug. Coclium war mithin der früheste Name der Stadt und schon damals blühte hier der Weinbau, ward hier der Weingott Bachus, der auch Liber genannt ward, hoch verehrt. Im zwölften Jahrhundert bepflanzten die thätigen Mönche der Abtei Haut-Crêt die Anhöhen, welche damals wieder wüst dagelegen haben mögen, von neuem mit Reben und von ihnen scheint ein Theil jener interessanten Terrassen herzurühren, welche sich bis zu 800 Fuß über den Genfer See erheben. Ein alter Thurm, Bertholo oder Berthold genannt, soll wieder von Königin Bertha von Burgund, der fast alle alten Bauwerke der Waadt zugeschrieben werden, nach einigen von einem der Herzoge von Zähringen Namens Berthold errichtet worden sein. Zu Cully ward Major Davel, der patriotische Waadtländer, der 1723 die Waadt von Bern losreißen wollte, und dafür den Tod auf dem Blutgerüst starb, geboren; seine Mitbürger haben ihm ein Denkmal gesetzt.

Von Cully aus besuchen wir die Ruinen des Tour de Gourze, eines alten Thurms, der auf einem Vorsprunge des Jorat 1670 Fuß über dem Genfer See steht. Von Lausanne führt ein freundlicher Weg dorthin an den Landhäusern von Monrepos vorüber durch das stille Thälchen von Angrogne und über das zu Lutry gehörige Dörfchen Belmont. Auch diesen Thurm soll Bertha die Spinnerin im zehnten Jahrhundert gegründet haben und zwar als mächtiges Werk zum Schutz des Landes, dessen Ruhe damals oft von Saracenen und anderen wilden räuberischen Horden z. B. aus Savoyen bedroht ward. Bis zum Jahre 1316 bestand der gewaltige, in einem Tannenwald gelegenen Thurm, damals aber ward er von Ludwig Freiherrn von Waadt gebrochen. Die Aussicht von der Höhe ist unbestritten eine der schönsten, welche die Waadt bietet. Sie umfaßt den ganzen Genfer See, das gewaltige Hochgebirge Savoyens mit dem mächtigen schneebedeckten Montblanc und den düsteren zerklüfteten Vorbergen, das Thal der Rhone mit den Alpen von Wallis und Waadt, den größten Theil des Waadtlandes, große Stücke von Freiburg, den Jorat und endlich den Neuenburger See, die grünen Höhen von Neuenburg und den ganzen Jura von Fort d'Ecluse an der Rhone südwestlich von Genf bis in das Bisthum Basel hinein. Außerordentlich reizend sind der See und seine reich mit Ortschaften besetzten Ufer, an denen Cully, Lutry, Lausanne, Morges, Rolle, Nyon, St. Saphorin, Vevay,



VEVEY.

[illegible] von [illegible] steht, und von hier nach dem uralten, von Mauern umschlossenen Cully, das sich an einem kleinen Seebusen hübsch aufbaut.

Wann die Stadt begründet wurde, weiß die Geschichte nicht zu erzählen, jedenfalls bestand sie schon in römischer Zeit und war nicht ohne Bedeutung. Das zeigen interessante Funde. Im Jahre 1818 wurden nämlich Reste eines römischen Tempels aufgefunden und schon im Jahre 1744 ward zu St. Prex das Bruchstück einer bronzenen Statue hervorgegraben, welches die Inschrift „Libero Patri Cocliensi" trug. Cocliensis war mithin der früheste Name der Stadt und schon damals blühte hier der Weinbau, ward hier der Weingott Bacchus, der auch Liber genannt ward, hoch verehrt. Im zwölften Jahrhundert bepflanzten die thätigen Mönche der Abtei Haut-Crêt die Anhöhen, welche damals wohl wüst dagelegen haben mögen, von neuem mit Reben und von ihnen scheint ein Theil jener interessanten Terrassen herzurühren, welche sich bis zu 800 Fuß über den Genfer See erheben. Ein alter Thurm, Bertholo oder Berthold genannt, soll entweder von Königin Bertha von Burgund, der fast alle alten Bauwerke der Waadt zugeschrieben werden, nach einigen von einem der Herzoge von Zähringen Namens Berthold errichtet worden sein. Zu Cully ward Major Davel, der patriotische Waadtländer, der 1723 die Waadt von Bern losreißen wollte, und dafür den Tod auf dem Blutgerüst starb, geboren; seine Mitbürger haben ihm ein Denkmal gesetzt.

Von Cully aus besuchen wir die Ruinen des Tour de Gourze, eines alten Thurms, der auf einem Vorsprunge des Jorat 1670 Fuß über dem Genfer See steht. Von [illegible] führt ein freundlicher Weg dorthin an den Landhäusern von [illegible] vorüber durch das stille Thälchen von [illegible] und über das zu einem schönen [illegible] Belmont. Auch diesen Thurm soll Bertha die Spinnerin im zehnten Jahrhundert gegründet haben und zwar als mächtiges Werk zum Schutz des Landes, dessen Ruhe damals oft von Sarazenen und anderen wilden räuberischen Horden z. B. aus Savoyen bedroht ward. Bis zum Jahre 1536 bestand der gewaltige, in einem Tannenwald gelegene Thurm, damals aber ward er [illegible] Freiherrn von Waadt gebrochen. Die Aussicht von der Höhe ist unbestritten eine der schönsten, welche die Waadt bietet. Sie umfaßt den ganzen Genfer See, das gewaltige Hochgebirge Savoyens mit dem mächtigen schneebedeckten Montblanc und den düsteren zerklüfteten Vorbergen, das Thal der Rhone bis zu den Alpen von Wallis und Waadt, den größten Theil des Waadtlandes, einen Theil von Freiburg, den Jorat und endlich den Neuenburger See, die ganzen Höhen von Neuenburg und den ganzen Jura von Fort d'Ecluse an der Rhone [illegible] von Genf bis in das Bisthum Basel hinein. Außerordentlich reizend sind der See und seine reich mit Ortschaften besetzten Ufer, an denen Cully, Lutry, Lausanne, Morges, Rolle, Nyon, St. Saphorin, Vevay,



C. Koehler del^t. A. Fesca sculp^t.

VEVEY.

(Waadt)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.

J. Riegel sculp.

VEVEY

VON DER SEESEITE GESEHEN.



L. Robock del.t J. Riegel sculp.t

VEVEY.

VON DER SEESEITE GESEHEN.

Montreux, Chillon, Villeneuve und drüben auf Savoyer Seite Thonon, Evian und St. Gingolph hervortreten. Selbst Aigle und Bex droben im Rhonethal kann ein gutes Auge noch deutlich erkennen.

Wollen wir den Spaziergang weiter fortsetzen, so wenden wir uns ostwärts nach der Straße, welche von Vevay nach Moudon leitet und treffen hier auf den kleinen See von Brai (Lac de Bret). Am Fuß des Jorat zwei Stunden nordwestlich von Vevay und drei Stunden östlich von Lausanne liegt er im Grunde eines anmuthigen Thälchens zwischen La Tour de Gourze und dem Mont Pélérin. Er ist sehr fischreich und wird nur durch Quellen genährt, denn kein Bach fließt ihm zu, obwohl er sich durch den Grenet- oder Forestai-Bach entladet, der bald einige Mühlen treibt, unterhalb Glérolles hübsche Wasserfälle bildet und sich endlich in den Genfer See ergießt. Seine Umgebung ist wankend und trügerisch und mehrere verwegene Personen, die sich zu nahe heran wagten, verloren in der schlammigen Tiefe, von den Wurzeln der Sumpfpflanzen umstrickt, ihr Leben. Einige hübsche Höfe verschönern das Thal und das Seegelände, an dessen östlichen Ufern man vor sechszig Jahren (1805) die Trümmer des alten Bromagus oder Viromagus, einer römischen Militär-Station, von der der Antoninische Wegweiser redet, gefunden haben will. Man erzählt im Volke, wo der See liegt, habe vordem eine hübsche Stadt gestanden. Ein armer ermatteter und hungernder Reisender bat dort eines Tages um Speise und Nachtherberge; er wurde aber überall abgewiesen und nur ein in Dürftigkeit lebender, aber frommer Bürger nahm ihn gastfreundlich auf. Am andern Morgen lag die Hütte dieses Bürgers auf einem kleinen Hügel, aber an Stelle des Städtchens, von dem jede Spur verschwunden war, fand sich der See. Dieser ist ungefähr 70 Klafter lang und gegen 60 Klafter tief und die Umwohner versichern, hin und wieder, wenn er ganz still und eingetrübt ist, sehe man einen Kirchthurm wohl erhalten auf dem Grunde und höre in der Christwoche die Leute in der Kirche beten und singen. Schon oft soll man daran gedacht haben, den See abzulassen, aber man gab den Plan immer wieder auf, weil man sich scheute, die sündhafte von Gott gestrafte Stadt aufzudecken.

Wir sind nach Cully zurückgekehrt und verfolgen die Landstraße, die uns nach Glérolles führt. Auf einem Felsen steht das alte Schloß, das lange Zeit als Sommersitz der Bischöfe von Lausanne diente, dann aber Privateigenthum ward. Die Sage läßt den ältesten Thurm schon zu Römerzeiten errichtet sein und in der Nähe am Seeufer lag das alte Calarona, das durch den furchtbaren Wellenschlag des Sees verwüstet ward, als im Jahre 563 ein Theil des Berges Taurus (Dent d'Oche) herabstürzte und die feste römische Stadt Tauretunum unter seinem Schutt begrub. Wenige Minuten weiter östlich gelangen wir nach St. Saphorin, einem alten Flecken auf einer Anhöhe, auf der er nach der Zerstörung

von Calarona vorsichtiger Weise erbauet ward, um gegen ähnliche Unglücksfälle gesichert zu sein. An der Mauer der Kirche ist ein römischer bei Glérolles gefundener Meilenstein eingemauert, der seiner Inschrift zufolge unter Kaiser Claudius im Jahre 47 errichtet ward. In der Kirche selbst findet sich unter den Bildern auf den gemalten Scheiben auch das Bild des letzten Bischofs von Lausanne. In früherer Zeit hatten die Scheiben der Kirchenfenster eine eigenthümliche Bedeutung; sie galten nämlich als Urkunden mit vollem Glauben; auf ihnen pflegten die Einwohner ihre Rechte zum ewigen Gedächtniß eintragen zu lassen. Mit Recht konnten sie deshalb, wenn sich ein Streit erhob, sagen „das Kirchenfenster ist mir Zeuge" und noch lange nachher war das Wort in Brauch. Die Gegend ist sehr fruchtbar und liefert einen schönen rothen Wein, in den Gärten werden seltene Blumen gezogen und unterhalb des Orts gedeihen auf einer anmuthigen Terrasse Bäume, welche sonst nur weiter südlich im Freien vorkommen, Myrthe und Granate, Lorbeer und Feige.

In nicht voll einer Stunde erreichen wir von St. Saphorin aus Vevay, das alte Vibiscum der Römer, das damals eine nicht ganz unbedeutende Stadt gewesen sein muß, mehrere Tempel besaß und eine Zahl angesehener Einwohner-Familien hatte. Im Mittelalter blühte es unter Savoyens Herrschaft auf, litt aber schwer im Burgunderkriege und kam schon 1474 in die Hände der Berner, welche es einst wieder an Savoyen zurückstellten. Im Jahre 1536 ward es zugleich mit der ganzen übrigen Waadt von den Bernern unter Nägeli besetzt und gehörte nun unter die Herrschaft der Stadt Bern. Indeß behielt die Stadt bis zum Jahre 1798 manche Rechte, welche sie von Alters her besaß, und hatte einen großen und kleinen Rath, eine Stadtvertretung also und eine städtische Verwaltungs-Behörde. Nach der Bildung des Kantons Léman, aus dem sich der Kanton Waadt später entwickelte, verlor es indeß alle Vorrechte und ward den andern Städten gleichgestellt. Vevay liegt am Bord des Genfer See an der Vevayse, einem wilden und oft schädlichen Bergstrom, der im Kanton Freiburg entspringt, südwärts strömt und sich bei der Stadt in den Genfer See ergießt. Die Zahl seiner Einwohner beträgt fast 7000, von denen 800 Katholiken sind; es ist die zweite Stadt der Waadt. In der anmuthigsten Gegend, bespült von dem tiefblauen See, umschlossen von schönen Anhöhen, gesegnet durch ein mildes, angenehmes Klima bauen sich seine hübschen freundlichen Häuserreihen mit den meist sehr sauberen Straßen auf. Es ist wahr, daß Vevay seinen Ruf zunächst den Schriften der Fremden verdankt, die es im vorigen Jahrhundert besuchten, und daß namentlich Jean Jacques Rousseau's Schilderungen seiner Umgegend in der „Neuen Heloise" den Blick hierher gelenkt haben; der Sammelplatz der Reisenden und namentlich der eleganten und reichen Welt im Sommer und Winter würde es aber dennoch nicht geworden sein, wenn die Natur nicht so außerordentlich viel

böte und seine Einwohner es nicht zugleich verstanden hätten, seine Reize hervorzuheben und zu erhöhen.

Durchwandern wir Vevay und blicken wir dabei nicht allein auf seine Merkwürdigkeiten und seine herrlichen An- und Aussichten. Was uns sofort bei dem ersten Schritt in seine Straßen und seine Plätze auffällt, ist der Wohlstand, der überall seine Marke aufdrückt. Vevay's Bevölkerung ist eine gemischte; sie besteht zum Theil aus Waadtländern, zum Theil aus eingewanderten Schweizern und Fremden (Franzosen, Savoyern, und namentlich Deutschen) und wenn auch französisch die herrschende Sprache ist, so versteht doch gewiß die Hälfte der Einwohner auch deutsch. Selten macht sich Unbildung breit und Rohheit noch seltener; der Charakter des Volks und der Schliff, den der Fremdenverkehr veranlaßt, haben die Härten und Ecken beseitigt. Man ist gern in Vevay und mit Recht lassen sich Viele hier auf Monate und Jahre nieder. Was die interessanten Gebäude betrifft, so erwähnen wir zuerst die St. Martins-Kirche außerhalb der Stadt inmitten von Weinbergen auf einem mit schattigen Linden und Kastanien besetzten Hügel. Lebhaft erregte sie einst Victor Hugo's Interesse. Ihr bemerkenswerthes Portal ward 1498 gebaut. Die Kirche besitzt mehrere Grabmäler, darunter die zweier Engländer, welche lange Zeit hier in der Verbannung lebten und endlich starben, Männer aus einer erregten Zeit. Das eine Grab birgt nämlich die Ueberreste des Andreas Broughton, der Karl I. von England das Todesurtheil am Tage seiner Hinrichtung vorlas, der andere diejenigen eines der Richter des Königs, des bekannten Edmund Ludlow. Oft schien ihr Leben von Gefahr bedroht, denn nur zu gern hätte man ihnen als Königsmördern den Proceß gemacht; aber Bern hatte ihnen eine Freistätte gewährt und schützte sie als Glaubensgenossen. Reizend ist die Aussicht vom Kirchhügel, der sogenannten Terrasse des Panorama, von der aus man die Landschaft, den See und die Gebirge überblickt. Eine recht zweckmäßige Orientirungs-Tafel läßt die Ortschaften und Bergspitzen leicht auffinden. In der Nähe befindet sich der Kirchhof mit schönen Denksteinen. Reizend ist innerhalb der Stadt Schloß Convreu mit seinem Garten unweit dem Seebord an der Promenade Derrière l'Aile, von einem Herrn Convreu mit einem Kostenaufwand von angeblich zwei Millionen Franken hergestellt. Es ist in modernem gothisirenden Styl erbaut und mit einem nadelförmigen Mittelthurm und vier spitzzulaufenden Eckthürmchen versehen; zwischen den beiden Thürmchen der Seeseite zieht sich ein Laubengang hin, der eine der freundlichsten Aussichten bietet. Man erblickt von hier das schweizerische Seeufer bis an die Rhonemündung hin mit Tour de Peilz, Clarens, Montreux, dem hübschen interessanten Schlosse Chillon und Villeneuve, über denen sich der Felsenzahn der Dent de Jaman und die zackige Felsenwand der Rochers de Naye erhebt, dann das dunkle bläulich schimmernde Thal der Rhone mit den Walliser Alpen, der

herrlichen, in Schnee und Eis gekleideten Dent de midi und dem zuckerhutförmigen Mont Catogne und endlich jenseits des See's das savoyische Ufer mit St. Gingolph, Meillerie und Evian und der grauen zerrissenen Bergkette, in der die Dent d'Oche über St. Gingolph die Blicke an sich fesselt. Im Garten des Schlößchen wachsen seltenere Bäume, darunter mächtige Stechpalmen mit zweifarbigen Blättern.

Von den anderen städtischen Gebäuden sind das ansehnliche in der Mitte der Stadt gelegene Hôtel de ville mit seinem kunstvollen eisernen Treppen-Geländer, das Kornhaus am Marktplatz, das hohe Säulen von schwarzem Marmor toskanischen Styls besitzt, das Kaufhaus ebenfalls am Markt, das Spital, die St. Clara-Kirche der historisch merkwürdige Ankerhof, das ansehnliche Hôtel Monnet (Trois couronnes) mit der herrlichen Aussicht von seinem Belvedere und das Haus les belles truites sehenswerth. Einst war das Haus, in dem Eduard Ludlow jahrelang wohnte, durch eine Tafel bezeichnet; im Jahre 1820 wurde die letzere aber durch eine Dame, welche von Ludlow abstammte nach England entführt. Auch gibt es zu Vevay viele hübsche Brunnen mit fließendem Quellwasser.

Vevay ist gerade keine vorzugsweise industrielle Stadt, besitzt aber doch eine Anzahl Fabriken der verschiedensten Art und erzeugt namentlich jene langen, eigenthümlichen Cigarren, die der Waadtländer besonders liebt, und selbst oft den ächten Amerikas vorzieht, die Vevevaysans und Vevayfins, sowie auch gute Champagner-Weine. Daß schon frühzeitig der Weinbau in der Gegend von Vevay blühte, beweist das Winzerfest, welches schon seit vielen Jahrhunderten fast regelmäßig alle zehn Jahre gefeiert wird und dessen Veranstalter die Winzerzunft (Abbaye des Vignerons) ist. Möglich, ist daß der Ursprung des Festes bis in die römische Zeit zurückgeht, die Sage behauptet aber, daß es erst im Mittelalter entstand, als die bekannte von Lausanne gestiftete Cistercienzer Abtei Haut-Crêt an der Broye im Bezirk Oron, welche den Weinbau des Landes und namentlich das Seebord, außerordentlich gefördert hat, im Verein mit andern nachbarlichen Grundbesitzern kirchliche Processionen ihre Winzer nach Vevay veranlaßte. Nach und nach sollen diese Processionen immer mehr Publikum angezogen haben und endlich bildete sich aus Einwohnern Vevay's und der Umgegend die Winzerzunft, welche den tüchtigsten Rebgärtnern Preise verlieh und das Fest, nachdem es in Folge der Reformation jenen kirchlichen Character verloren, erst alle drei, dann alle sechs Jahre veranstaltete. Die Ereignisse von 1798 unterbrachen die Feier, die erst 1819 und 1833 wieder begangen wurde, im letzteren Jahre in Folge der Predigten mehrerer Methodesten-Geistlichen gegen das Fest aber so große Aufregung veranlaßte, daß Truppen nach Vevay gesendet werden mußten. Besonders glänzend war das sorgfältig vorbereitete Fest von 1851, dem 50000 Fremde beigewohnt haben sollen und das die Preise aller Lebensbedürfnisse für eine Woche auf eine fabelhafte Höhe trieb. In dem großen Festzuge, für den die Theilnehmer ganz beträchtliche Opfer bringen,



AM GENFER SEE. AU BORD DU LÉMAN.

Druck & Verlag von C. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] gespaltenen Dent de midi und dem zuckerhutförmigen [illegible] jenseits des See's das savoyische Ufer mit St. Gin- [illegible] und der grauen zerrissenen Bergkette, in der die Dent [illegible] die Blicke an sich fesselt. Im Garten des Schlößchen [illegible] darunter mächtige Stechpalmen mit zweifarbigen Blättern.

[illegible] städtischen Gebäuden sind das ansehnliche in der Mitte [illegible] mit seinem kunstvollen eisernen Treppen-Geländer, [illegible] Marktplatz, das hohe Säulen von schwarzem Marmor toskanischen [illegible] ebenfalls am Markt, das Spital, die St. Clara-Kirche [illegible] Ankerhof, das ansehnliche Hôtel Monnet (Trois cou- [illegible] der herrlichen Aussicht von seinem Belvedere und das Haus [illegible] sehenswerth. Einst war das Haus, in dem Eduard Ludlow jahre- [illegible] durch eine Tafel bezeichnet; im Jahre 1820 wurde die letztere aber [illegible] welche von Ludlow abstammte nach England entführt. Auch [illegible] hübsche Brunnen mit fließendem Quellwasser.

[illegible] keine vorzugsweise industrielle Stadt, besitzt aber doch eine [illegible] der verschiedensten Art und erzeugt namentlich jene langen, eigen- [illegible] die der Waadtländer besonders liebt, und selbst oft den ächten [illegible] die Veveysans und Vevaysins, sowie auch gute Champagner- [illegible] frühzeitig der Weinbau in der Gegend von Vevay blühte, [illegible] welches schon seit vielen Jahrhunderten fast regelmäßig [illegible] gefeiert wird und dessen Veranstalter die Winzerzunft (Abbaye [illegible]) ist. Möglich, ist daß der Ursprung des Festes bis in die römische [illegible] behauptet aber, daß es erst im Mittelalter entstand, als [illegible] gestiftete Cistercienser Abtei Haut-Crêt an der Broye [illegible] welche den Weinbau des Landes und namentlich das Seebord, [illegible] gefördert hat, im Verein mit andern nachbarlichen Grundbesitzern [illegible] ihre Winzer nach Vevay veranlaßte. Nach und nach sollen [illegible] immer mehr Publikum angezogen haben und endlich bildete sich [illegible] Vevay's und der Umgegend die Winzerzunft, welche den tüchtigsten [illegible] verlieh und das Fest, nachdem es in Folge der Reformation [illegible] Character verloren, erst alle drei, dann alle sechs Jahre veran- [illegible] Ereignisse von 1798 unterbrachen die Feier, die erst 1819 und 1833 [illegible] wurde, im letzteren Jahre in Folge der Predigten mehrerer Metho- [illegible] gegen das Fest aber so große Aufregung veranlaßte, daß Truppen [illegible] werden mußten. Besonders glänzend war das sorgfältig [illegible] 1851, dem 50000 Fremde beigewohnt haben sollen und das [illegible] Lebensbedürfnisse für eine Woche auf eine fabelhafte Höhe trieb. [illegible] Festzuge, für den die Theilnehmer ganz beträchtliche Opfer bringen,



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

AM GENFER SEE. AU BORD DU LÉMAN.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

figuriren gewöhnlich in erster Linie Gestalten der römischen Mythologie, der schöne Götterjüngling Bacchus mit seinem eselreitenden Begleiter Silen und einer Anzahl Faune und Bacchanten, und ferner Ceres, Pales und Pomona mit Nymphen, Opferpriestern und Canephoren; daran schließen sich Noah und seine Söhne, mit der Arche, die vier Jahreszeiten sowie singende Winzer und Winzerinnen, die Reben, Fäßchen und Winzergeräthschaften aller Art tragen. Festmahle und Bälle beschließen jeden Tag des Festes, das oft schon eine halbe Woche gedauert hat und sich durch seinen Glanz und seine nach französischer Art auf den Beifall der Zuschauer berechnete Ausstattung wesentlich von allen andern Volksfesten der deutschen Schweiz unterscheidet.

Reizende Spaziergänge mit den lieblichsten Aussichten bietet die Umgegend von Vevay. Vorzüglich besucht werden die Promenade des Panorama, das Wäldchen von Rouvenaz und Les Clos. Die Aussicht vom Belvedere des Hôtel Monnet haben wir bereits erwähnt, wollen sie indeß mit den Worten eines andern Schriftstellers zu characterisiren versuchen. Gegen Nordwest zeigen sich die ihres herrlichen Erzeugnisses wegen berühmten mit Weinbergen bedeckten Abhänge von Desaley, höher hinauf liegen das Signal und Dorf Chexbres, näher die Berge von Chardonne oder der Pelerins, dann folgen die vielbesuchten Plejaden und hinter denselben die letzten Höhen des Moléson, die Follys und der waldige Bergrücken des Plaigne, welche sich gegen den Kamm des Molarex hinzieht; dann liegt isolirt der Cubly da und vor ihm auf einem Hügelchen das interessante Schloß Chatelard; hinter demselben erblicken wir die Sennhütten von Avent und die wilde, schroffe und zackige Kette des Verraux, an die sich der Obelisk der Dent de Jaman und die hohen Rochers de Naye mit ihren Strebepfeilern Caux und Sonchaud anzuschließen scheinen; dann folgen die zackigen Arvelhörner und über den Weiden der Agiles sich erhebend die mächtigen Felshörner Tour d'Ai und Tour de Mayen, der Grand Moëveran und die Dent de Morcles; dieser gegenüber aber streckt sich, von ihr durch den Zuckerhut des Mont Catogne abgetrennt, die stattliche Dent du Midi mit ihrem im herrlichsten Weiß schimmernden fünfgipflichen Kamm gen Himmel. Dann folgen auf der Seite Savoyens die düstern Wände der Cornettes, die kluftige Dent d'Oche und die Bergreihe des Chablais bis zu den Voirons hin. Am blauen herrlichen See aber zeigen sich zahlreiche Ortschaften, unter denen wir nur Clarens, das aus zahlreichen kleinen Dörfern bestehende Montreux, Schloß Chillon, Villeneuve unweit der Rhone-Mündung, Bouveret, St. Gingolph, Meillerie und Evian nennen wollen.

Von den übrigen Spaziergängen erwähnen wir zunächst den am Ufer des Ogonnaz nach Hauteville und Blonay hinauf. In kaum einer halben Stunde gelangen wir von Vevay aus in nördlicher Richtung emporsteigend nach dem ansehnlichen und geschmackvoll erbauten Schloß Hauteville, an das sich ein hübscher

Park anschließt. Römische Alterthümer, unter andern ein Grab, wurden hier gefunden. Wirklich bezaubernd schön ist die Aussicht von der Terrasse und vom römischen Tempelchen, einem sogenannten Monopteros. Von hier gehen wir in einer halben Stunde nach Schloß Blonay, das höher als Hauteville beim Dorf Blonay 840 Fuß über dem Genfer See liegt. Es soll im zehnten Jahrhundert gegründet sein und blieb bis zur neuesten Zeit im Besitz der uralten Familie Blonay, welche es im eilften Jahrhundert erworben haben soll. Selten hat sich ein mittelalterliches Schloß in jeder Hinsicht im Aeußern und im Innern so gut erhalten als Blonay und schon aus diesem Grunde ist es sehr sehenswerth. Aber es bietet zugleich eine der prachtvollsten Aussichten vom Söller. Ganz natürlich knüpft sich an Blonay auch eine alte Sage. Sobald ein Glied der Familie Blonay sterben soll, so läßt sich drei Tage vorher im Schloß ein gewaltig großer und mächtiger Ritter vollständig gerüstet und mit glühendem Bart sehen.

Andere Promenaden leiten zur Fernsicht des Signal und zum Scex qui pliau (dem Regenfelsen oder Tomay) einer halbkreisförmigen Höhle, von deren Wölbung fortwährend Wasser herabtropft und einen förmlichen Regen bildet. Es setzen sich dabei jene hübsche Confetti di Tivoli genannten Tropfsteingebilde in den zahlreichen durch das Wasser ausgehöhlten kleinen Vertiefungen von Schalenform an. Auch geht man auf die Straße nach Châtel St. Dénis, welche viele schöne Blicke auf Vevay und den See bietet, den aussichtsreichen Mont Pélérin, einen Nagelfluhberg von 3860 Fuß Meereshöhe mit prächtigem Panorama, und den ebenfalls interessanten und weite Blicke gewährenden Cubly. Auf dem letzteren befindet sich Mauerwerk, Tournette genannt, ein alter Thurm, der einst Saleuscé (Felsenwohnung) hieß, von dessen Gründung und Zerstörung aber nichts bekannt ist. Das Volk erzählt von ihm mit Grauen, daß in ihm ein großer, von Gespenstern gehüteter Schatz vergraben sei. Bequemer als von Vevay läßt er sich indeß von Montreux aus erreichen. Außerdem werden auch die Bäder von l'Alliaz besucht. In einer Entfernung von mehr als 2 Stunden, von Vevay aus gerechnet, liegt zwischen den Bergen der Plejaden und dem Mont Folly ein schmales Wiesenthälchen, in dessen Hintergrund die Badegebäude stehen. Die Lage ist sehr anmuthig, die Aussicht auf das Thal, die umgebenden Höhen und die Gebirge Savoyens malerisch, die Luft rein und stärkend, die Quelle dagegen nach den bisherigen Untersuchungen nur von mittlerer Bedeutung, so daß l'Alliaz vorzüglich als Luft- und Molken-Kurort Beachtung verdient. Eine Höhe, eine halbe Stunde hinter dem Bade, und der Gipfel der Plejaden bieten herrliche Aussichten auf den Genfer See, die Gebirge von Savoyen, Wallis und Waadt, das Waadtland, den Moléson und einen Theil des Jura.

Andere sehr lohnende Spaziergänge, welche von Vevay noch gemacht werden können, werden besser von Montreux aus begonnen; wir wandern deshalb nach

dieser reizenden Kirchgemeinde auf der unweit des Seebords ostwärts hinziehenden Landstraße. Zunächst wird Tour de Peilz (Turris Peliana) erreicht, ein kleines Städtchen, das nur wenige Minuten von Vevay liegt. Ursprünglich war es nichts als ein fester Thurm, den Graf Peter von Savoyen 1239 zum Schutz der Gegend und noch mehr seiner Herrschaft erbaute; später lehnte sich daran der aus zwei Gassen bestehende Ort. Noch steht der Thurm, der sich aus hohen belaubten Bäumen gen Himmel emporreckt. Auch ein Schlößchen wurde von den Savoyer Grafen begründet und im Schloßthurm, der mittelalterlich ausgeschmückt ist, finden sich mittelalterliche Rüstungen und vollständig gewappnete Figuren. Nahe dabei ist die 1857 aufgeführte Villa der Fürstin Liegnitz, geborenen Gräfin Harrach, zweiten Gemahlin König Friedrich Wilhelms des Dritten von Preußen. Der nächste, 45 Minuten später erreichte Ort ist Dorf Clarens, bekannt durch Rousseau, dessen „Neue Heloise" die Gegend und einzelne Theile derselben so, wie sie zu jener Zeit waren, vielfach schildert. Leider ist von den reizenden Spaziergängen und Lustwäldchen, deren es Erwähnung thut, nichts mehr erhalten, vieles auch wohl niemals vorhanden gewesen; nur hier und da stehen noch in Gärten einzelne schöne Kastanien- und Nußbäume von hohem Alter. Noch weniger ist von dem Schlosse, in dem Julie wohnte, etwas zu finden; das Einzige, was an sie erinnert, ist ein Wirthshausschild mit der Inschrift „Bosquet de Julie." Nichts destoweniger gibt es neben schrecklichen Wegen zwischen den kahlen, heißen Weinbergsmauern manche reizende, anlockende Stelle mit frischem Grün und anmuthigem Gehölz. Namentlich ist der Spaziergang nach den Crêtes hinauf reizend; an der wilden Baye de Clarens empor führt der Weg über die Brücke von Tavel und über Busie zu dem mit hundertjährigen Kastanien bewachsenen Höhenkamm.

Clarens gehört bereits zu denjenigen 20 bis 25 Dorfschaften, welche in dem Ortsnamen Montreux zusammengefaßt zu werden pflegen und in denen sich alljährlich namentlich während des Winters Hunderte von Fremden aufzuhalten pflegen. Es hat nicht weniger als acht zum Theil sehr beliebte Fremden-Pensionen, zu denen noch eine neunte in dem benachbarten höher gelegenen Baugy kommt; in den meisten findet man ein sehr gutes Unterkommen zu noch immer billigen Preisen. Bei Baugy zieht die Eisenbahn durch einen Tunnel. Die Baye de Clarens, welche oberhalb des Bades L'Alliaz entspringt, ist ein wilder verheerender Bergbach, dessen Eindämmung und Zähmung bereits große Kosten verursacht hat, ohne doch für alle Zeit gesichert zu sein. Zu Clarens hielt sich einst auch Byron einige Zeit auf und ihm haben Hunderte angesehener Schriftsteller und Schriftstellerinnen aller Nationen im Lauf der Zeit nachgefolgt. Ein interessanter Spaziergang führt zu dem auf einer Anhöhe 370 Fuß über dem Genfer See reizend gelegenen alten Schlosse Chatelard, dem Mittelpunkt der alten Baronie gleichen Namens. Es ist ein ansehnliches, von Waldreben umranktes Gebäude

mit eisernem Thor und vergitterten Fenstern, das durch seine herrliche Aussicht berühmt ist. Ringsherum wird Wein gebaut, der zwar nicht zu den besten Sorten des Waadtlandes gehört, aber recht trinkbar ist.

Bei Clarens zieht sich die Landstraße in fast südlicher Richtung um eine Seebucht und erreicht in etwa zwanzig Minuten Vernex, wieder einen Theil der großen aus mehr als 20 kleinen Ortschaften und Ansiedlungen zerstreuten Pfarre Montreux, die vom Seebord ab bis hoch an den Berg amphitheatralisch hinaufsteigt. Weitherum durch seine herrliche Lage berühmt, hat Montreux zugleich ein außerordentlich mildes und gesundes Klima; es ist durch die Höhen in Nord und Ost gegen die kalten Winde fast vollständig geschützt und der See, statt die Temperatur durch die Verdunstung zu erniedrigen, macht sie im Winter nur gleichmäßiger, weil er nie zufriert. Zeigen sich kalte Luftströmungen, so kommen sie doch nur während der Nacht vor; selten liegt der Schnee mehrere Tage und nur die Südwinde werden mitunter unangenehm, wenn sie aus den Gebirgsthälern mächtig herausbrechen. Selten tritt auch eine Kälte von 3—4 Grad C. ein; die dicken Herbst- und Winternebel, welche sich zu Genf und Ouchi zeigen, sind hier unbekannt; schon in der zweiten Hälfte des Februar beginnt oft der Frühling und blühen Crocus, Schneeglöckchen und Seidelbast, im Mai aber ist die Zeit des Glanzes, denn dann haben die Nachtfröste ganz aufgehört und hat die Hitze noch nicht begonnen, die im Sommer freilich unerträglich werden kann und erst im September, wenn die Traubenkur beginnt, wieder nachläßt. Man kann das Klima von Montreux nach Dr. de la Harpe weder mit dem des nördlichen Italien, noch dem des südlichen Deutschlands oder den von Mittelfrankreich vergleichen. Aehnlich aber wie die Thäler der südlichen Alpen, die sich auf die Po-Ebene öffnen, sieht Montreux am Bord des See, im Freien den Weinstock, die echte Kastanie, den gewöhnlichen Lorbeer (Laurus nobilis), den Mandelbaum, den Feigenbaum und selbst den Granatbaum und Oelbaum gedeihen; leider sind nur im Jahre 1829 durch die damals ausnahmsweise große und andauernde Kälte viele, selbst hundertjährige Feigenbäume getödtet worden. Die Luft zu Montreux ist vor allem Gebirgsluft und deshalb auch bei der größten Hitze niemals drückend feucht oder erstickend, obwohl sie im Winter nie Schärfe zeigt oder die Lungen angreift.

Von den einzelnen Ortschaften ist zunächst Vernex zu nennen, das mit seinem bekannten und vielbesuchten Gasthof zum Schwan am Seebord liegt, wohl der anmuthigste Platz für diejenigen, welche nicht gern steigen, dann die ebenfalls untengelegenen Dörfer Tarritet und Veytaux an dem aus einem engen Thale in Kaskaden hervorbrechenden Bergbach Veraye. Höher hinauf liegt das eigentliche Montreux, das gewöhnlich les Planches genannt wird, mit der Kirche des ganzen Ortes. Auf einem von Nußbäumen beschatteten Platze bei der letzteren ist der herrlichste Aussichtspunkt der an Aussichten so überaus reichen Gegend; man



CLARENS VERNEX UND MONTREUX

Druck & Verlag von

mit eisernem Thor und vergitterten Fenstern, das durch seine herrliche Aussicht berühmt ist. Ringsherum wird Wein gebaut, der zwar nicht zu den besten Sorten des Waadtlandes gehört, aber recht trinkbar ist.

Bei Clarens zieht sich die Landstraße in fast südlicher Richtung um eine Seebucht und erreicht in etwa zwanzig Minuten Verner, wieder einen Theil der großen aus mehr als 20 kleinen Ortschaften und Ansiedlungen zerstreuten Pfarre Montreux, die vom Seebord ab bis hoch an den Berg amphitheatralisch hinaufsteigt. Weitherum durch seine herrliche Lage berühmt, hat Montreux zugleich ein außerordentlich mildes und gesundes Klima; es ist durch die Höhen in Nord und Ost gegen die kalten Winde fast vollständig geschützt und der See, statt die Temperatur durch die Verdunstung zu erniedrigen, macht sie im Winter nur gleichmäßiger, weil er nie zufriert. Zeigen sich kalte Luftströmungen, so kommen sie doch nur während der Nacht vor; selten liegt der Schnee mehrere Tage und nur die Südwinde werden mitunter unangenehm, wenn sie aus den Gebirgsthälern mächtig herausbrechen. Selten tritt auch eine Kälte von 3—4 Grad C. ein; die dicken Herbst- und Winternebel, welche sich zu Genf und Ouchi zeigen, sind hier unbekannt; schon in der zweiten Hälfte des Februar beginnt oft der Frühling und blühen Crocus, Schneeglöckchen und Seidelbast, im Mai aber ist die Zeit des Glanzes, denn dann haben die Nachtfröste ganz aufgehört und hat die Hitze noch nicht begonnen, die im Sommer freilich unerträglich werden kann und erst im September, wenn die Traubenkur beginnt, wieder nachläßt. Man kann das Klima von Montreux nach Dr. de la Harpe weder mit dem des nördlichen Italien, noch dem des südlichen Deutschlands oder den von Mittelfrankreich vergleichen. Aehnlich aber wie die Thäler der südlichen Alpen, die sich auf die Po-Ebene öffnen, sieht Montreux am Bord des See, im Freien den Weinstock, die echte Kastanie, den gewöhnlichen Lorbeer (Laurus nobilis), den Mandelbaum, den Feigenbaum und selbst den Granatbaum und Oelbaum gedeihen; leider sind nur im Jahre 1829 durch die damals ausnahmsweise große und andauernde Kälte viele, selbst hundertjährige Feigenbäume getödtet worden. Die Luft zu Montreux ist vor allem Gebirgsluft und deshalb auch bei der größten Hitze niemals drückend feucht oder erstickend, obwohl sie im Winter nie Schärfe zeigt oder die Lungen angreift.

Von den einzelnen Ortschaften ist zunächst Verner zu nennen, das mit seinem bekannten und vielbesuchten Gasthof zum Schwan am Seebord liegt, wohl der anmuthigste Platz für diejenigen, welche nicht gern steigen, dann die ebenfalls untengelegenen Dörfer Territet und Veytaux an dem aus einem engen Thale in Kaskaden hervorbrechenden Bergbach Veraye. Höher hinauf liegt das eigentliche Montreux, das gewöhnlich les Planches genannt wird, mit der Kirche des ganzen Ortes. Auf einem von Nußbäumen beschatteten Platze bei der letzteren ist der herrlichste Aussichtspunkt der an Aussichten so überaus reichen Gegend; man



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

CLARENS, VERNEX UND MONTREUX.

(Waadt)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



C. Koehler del.

MONTREUX.

(Waadt)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



C. Koehler del.t   A. Fesca sculp.t

MONTREUX.

(Waadt)

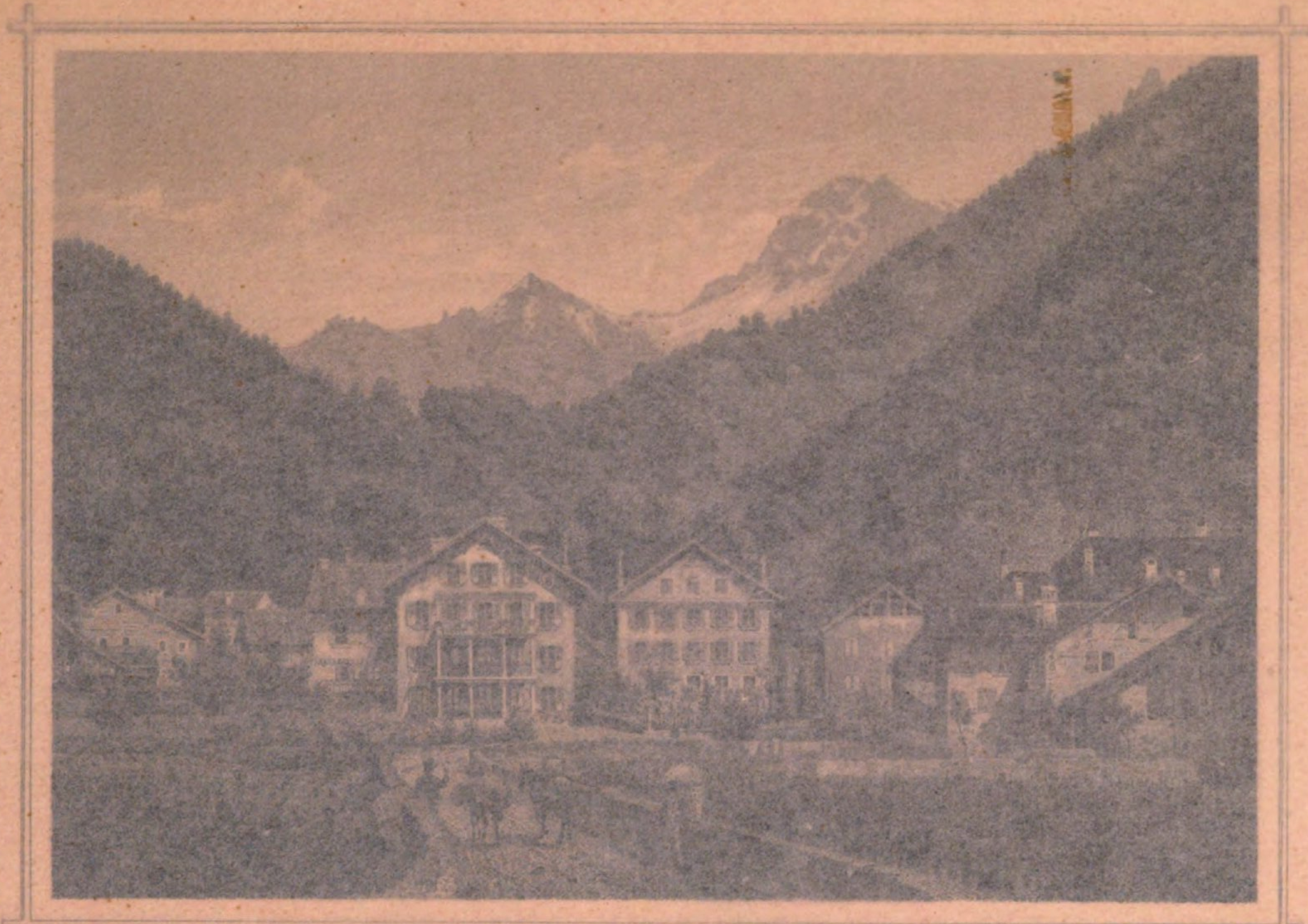
Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

übersieht von ihm das ganze untere Rhonethal mit seiner Gebirgs-Einfassung, die herrliche Dent de Midi, die niederen Berge bei Port Valais, das ganze Savoyische Ufer mit Dent d'Oche und die Waadt bis nach Lausanne herab. Unter der Terrasse, auf welcher die Kirche steht, ist eine Grotte mit Tropfsteingebilden, und aus dem Fels entspringt eine Quelle mit reichlichem Wasser. An der Kirche zu Montreux war einst der Dekan Bridel Pfarrer, bekannt durch zahlreiche Schriften, welche sich fast ausschließlich mit einzelnen Theilen der Schweiz beschäftigen und reiches Material für die Kenntniß der Sagen, Bräuche und Sitten, sowie des Volksglaubens namentlich der französischen Schweiz bieten. Mitten durch les Planches fließt die wilde und nicht selten gefährliche Baye de Montreux, zu deren alten Mühlen oft Spaziergänge gemacht werden. Ferner gehört zu Montreux Sonchier und Chernex, Sonchier (auszusprechen Sonschi), ein altes, einfaches, aber wunderbar schön gelegenes Dorf mit dem prächtigen Spaziergang über den Pont de Pierre, der über eine hochromantische Schlucht sich hinlegt, Chernex oder Charnex (1927 Fuß über dem Meere, 800 Fuß über dem See) am Fuß des Mont Cubly in muldenförmiger Einsenkung und von Obst- und Kastanienbäumen umgeben. Hier hören die Weinberge auf und beginnen die Wiesen, hier wohnt man aber auch in den heißen Sommermonaten angenehmer als drunten in Vernex und Veytaux, wenngleich die Wohnungen nicht so gut und bequem sind und die Kost sich einfacher gestalten muß. Von Chernex wandert man auf bequemen Saumpfaden auf den Mont Cubly (3629′), durch die Schlucht der Baye de Clarens zu den Bädern von l'Alliaz und nach En Avant am Fuß der Dent de Jaman.

Besuchen wir den letzteren Berg, den wir noch nicht betreten haben, obwohl er auf der Grenze gegen Freiburg hin liegt, aber wählen wir einen andern, noch schöneren Weg, als den über Chernex. Auf der Landstraße nach Villeneuve und in's Wallis gehen wir nach Tarritet und Veytaux und steigen von dort am Hang des Mont Cau auf aussichtsreichem Pfade nach dem Weiler Glion. Wenn auch früher in Glion noch der Weinbau betrieben ward, so ist er doch jetzt ganz geschwunden; wir befinden uns bereits in der Region, wo Aelpler wohnen, denn Glion liegt 2814 Fuß über dem Meere und 1700 Fuß über dem Genfer See. Die Lage ist herrlich, und wirklich wunderbar schön das obere Thal der Baye de Montreux, in das wir bald eintreten sollen. Lord Byron, der gewiß über Schönheit ein Urtheil hatte, bezeichnete es als „schön wie ein Traum!“ Auch Glion gehört noch zur Pfarre Montreux und besitzt zwei ganz gute Gasthöfe (namentlich das bekannte Hôtel Rigi Vaudois), welche oft von Fremden, die hier eine Luftkur machen wollen, fast überfüllt sind. In der That kann es besser noch als Chernex zum Sommeraufenthalt dienen, denn hohe Temperaturgrade werden hier nur sehr selten erreicht und auch dann geht ein erfrischender Luftzug durch das Thal und über die Höhen. Von Glion

wenden wir uns nun in das Thal der Baye hinein und verfolgen den Bergbach stromaufwärts, indem wir uns auf dem hochgelegenen Fußweg der linken Seite halten. Jenseits geht der Saumpfad von Chernex nach En Avant, dessen Häuschen, in denen sich im Sommer ebenfalls Kurgäste aufhalten, aus der Tiefe freundlich heraufblicken. Bald steigen wir nun steil genug in Windungen und Kehren zu der Paßhöhe des Jaman, von der uns der Saumpfad in das Thal des Hongrin und nach Montbovon und Château d'Oex führt. Ist schon hier auf der Paßhöhe die Aussicht lohnend, so ist sie wirklich bezaubernd schön auf der steilen Dent de Jaman, deren Gipfel, (5782′) einem Obelisk ähnlich, sich weit über die benachbarten Höhen erhebt. Wohl eine Stunde braucht man, um ihn von der Paßhöhe aus zu erklettern und nur schwindelfreie Fußwanderer können das ohne alle Gefahr von dieser Seite aus unternehmen. Die Aussicht ist eine vollständige Rundsicht, die sich im Westen und Nordwesten bis an den Jura erstreckt, vor dem die Kantone Waadt und Freiburg mit den glänzenden Spiegeln der Seen von Neuenburg und Murten liegen. Nordwärts und nordostwärts zeigt sich ein wildes Bergrevier, die rauhe Kette der Dent de Lys, welche das Thal der Baye de Clarens von dem des Hongrin trennt, und die Berge an Hongrin und Saane; westlich und südwestlich schließen sich die Berner und Walliser Alpen mit den Bergthürmen des Famelon, Tour de Mayen und Tour d'Ai an, dann folgen die tiefe Kluft des Rhonethal, die Dent de Midi und ihre Umgebung und endlich die Savoyer Berge, die wie immer finster blicken und den Dörfern an ihrem Fuß das Schicksal Tauretunum's anzudrohen scheinen. Am Fuß der Dent de Jaman aber liegt das reizende malerische Thal der Baye und weiter südwärts das tiefblaue ungeheure Becken des Léman, auf dem sich hier und da ein weißes Segel oder ein eilendes Dampfschiff mit langer dunkler Rauchfahne zeigt. Nicht weniger schön als im Sommer ist das Panorama von der Dent de Jaman im März und April, wenn noch der Schnee bis tief in die Thäler hinabreicht und der Gipfel des Berges selbst in einen blitzenden Schneemantel gehüllt ist. Wer dann hier oben weilt, wird schwerlich auf der weiten Erde, mag er noch so viel von ihr gesehen haben, noch einen andern Punkt kennen, der diesem an die Seite zu setzen wäre. Wir wenigstens haben den tiefen Eindruck, den wir in den ersten Tagen des April 1852 hier empfingen, niemals vergessen.

Wer nicht auf gleichem Wege nach Montreux zurückkehren will, mag sich südwärts nach der Dent de Merdasson wenden und von hier aus über den Mont Cau nach Glion hinabsteigen oder vorher auf die Rochers de Naye gehen, die um etwa 700 Fuß höher als die Dent de Jaman eine noch großartigere und wildere Aussicht und einen reicheren Blick in das breite untere Rhonethal gewähren. Doch ist dieser Weg auf die Rochers de Naye ein sehr schwieriger und viel weniger gangbar als zwei andere, von denen der eine von Veytaux über



L. Rohbock del.   J. Umbach sculp.

VEYTAUX ET LE ROCHER DE NAYE.

(Canton de Vaud.)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

wenden wir uns nun in das Thal der Baye hinein und verfolgen den Bergbach [illegible], indem wir uns auf dem hochgelegenen Fußweg der linken Seite halten. Zuletzt geht der Saumpfad von Chernex nach En Avant, dessen Häuschen, in denen sich im Sommer ebenfalls Kurgäste aufhalten, aus der Tiefe [illegible]. Bald steigen wir nun steil genug in Windungen und [illegible] zu der [illegible] des Jaman, von der uns der Saumpfad in das Thal des Hongrin und nach Montbovon und Château d'Oex führt. Ist schon hier auf der [illegible] die Aussicht lohnend, so ist sie wirklich bezaubernd schön auf der [illegible] Dent de Jaman, deren Gipfel, (5782') einem Obelisk ähnlich, sich weit über die [illegible] erhebt. Wohl eine Stunde braucht man, um ihn von der Hochebene aus zu erklettern und nur schwindelfreie Fußwanderer können das ohne alle Gefahr von dieser Seite aus unternehmen. Die Aussicht ist eine vollständige Rundsicht, die sich im Westen und Nordwesten bis an den Jura erstreckt, vor dem die Kantone Waadt und Freiburg mit den glänzenden Spiegeln der Seen von Neuenburg und Murten liegen. Nordwärts und nordostwärts zeigt sich ein wildes Bergrevier, die rauhe Kette der Dent de Lys, welche das Thal der Baye de Clarens von dem des Hongrin trennt, und die Berge an Hongrin und Saane; westlich und südwestlich schließen sich die Berner und Walliser Alpen mit den Bergthürmen des Famelon, Tour de Mayen und Tour d'Ai an, dann folgen die tiefe Kluft des Rhonethal, die Dent de Midi und ihre Umgebung und endlich die Savoyer Berge, die wie immer finster blicken und den Dörfern an ihrem Fuß das Schicksal Tauretunum's anzudrohen scheinen. Am Fuß der Dent de Jaman aber liegt das reizende malerische Thal der Baye und weiter südwärts das tiefblaue ungeheure Becken des Léman, auf dem sich hier und da ein weißes Segel oder ein eilendes Dampfschiff mit langer dunkler Rauchfahne zeigt. Nicht weniger schön als im Sommer ist das Panorama von der Dent de Jaman im März und April, wenn noch der Schnee bis tief in die Thäler hinabreicht und der Gipfel des Berges selbst in einen blitzenden Schneemantel gehüllt ist. Wer dann hier oben weilt, wird schwerlich auf der weiten Erde, mag er noch so viel von ihr gesehen haben, noch einen andern Punkt kennen, der diesem an die Seite zu setzen wäre. Wir wenigstens haben den tiefen Eindruck, den wir in den ersten Tagen des April 1852 hier empfingen, niemals vergessen.

Wer nicht auf gleichem Wege nach Montreux zurückkehren will, mag sich südwärts nach der Dent de Merdasson wenden und von hier aus über den Mont Cau nach Glion hinabsteigen oder vorher auf die Rochers de Naye gehen, die um etwa 700 Fuß höher als die Dent de Jaman eine noch großartigere und wildere Aussicht und einen reicheren Blick in das breite untere Rhonethal gewähren. Doch ist dieser Weg auf die Rochers de Naye ein sehr schwieriger und viel weniger gangbar als zwei andere, von denen der eine von Veytaux über



L. Rohbock del.t J. Umbach sculp.

VEYTAUX ET LE ROCHER DE NAYE.

(Canton de Vaud.)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

den Mont Sonchaud und den sich anschließenden Berggrat, der andere von Villeneuve durch das Thal der Tinière auf die aussichtsreiche Höhe leitet. Von dem letzteren werden wir noch sprechen.

Wir verlassen Montreux und begeben uns von Vernex aus auf der guten, aber staubigen Landstraße an einem Denkmal des Polen Hyppolit Miroslawsky vorüber nach dem wohlhabenden Ort Veytaux, der noch zu Montreux's Kirche eingepfarrt ist, und von dort nach Schloß Chillon. Bei jedem Schritt blicken wir auf den reizenden See, die herrliche Dent de Midi und die finstern Berge des Chablais, bis wir rechts vom Wege unweit vom Seebord das berühmte und stattliche Schloß mit seinen grauen Mauern und starken Thürmen aus den Fluthen aufsteigen sehen. Der Blick auf die massige, vielthürmige und doch einfach gestaltete Veste mit den prächtigen Nußbäumen im Hintergrunde und dem breiten schneebedeckten Alpenriesen der Dent de Midi hinter dem Ausläufer des Mont d'Arvel ist malerisch wie irgend einer in der Schweiz und deshalb unzählige Male bildlich dargestellt. Gleich aller Welt besuchen wir Schloß Chillon, indem wir eine Zugbrücke überschreiten. Der Bau liegt 60 Fuß vom Ufer auf einem mächtigen Felsblock, welcher vor Tausenden von Jahren bei einer großen Erderschütterung in den See gestürzt zu sein scheint. Wann zuerst ein Gebäude auf ihm errichtet ward, ist zwar unbekannt, doch wird dies bei der günstigen Lage des Felsens schon sehr früh geschehen sein. Als Kaiser Ludwig der Fromme, Karls des Großen ihm nicht ähnlicher Sohn, über den Abt Wala von Corbie in der Picardie, einen seiner vornehmsten Räthe, 830 hoch erzürnt war, weil derselbe, wie behauptet wurde, seine Söhne gegen ihn aufwiegele, ließ er ihn, wie eine Urkunde berichtet, in ein Schloß einsperren, in welchem er nur „den Himmel, die Alpen und den Léman sehen konnte.“ Man betrachtet es als sicher, daß dies Schloß Chillon war; wenigstens kennt man kein anderes, auf welches die Worte so gut passen. Graf Peter von Savoyen, der seine Macht und seine Besitzungen geschickt auszudehnen suchte und von seinen Zeitgenossen le petit Charlemagne genannt wurde, stellte es 1248 in der jetzigen Gestalt her, und machte es dabei so fest als möglich, indem er es zugleich mit Malereien und Schnitzwerk ausschmückte. Oft wohnte er hier. Auch zu dieser Zeit wie früher und später diente das Schloß als Gefängniß und Aufenthaltsort für Staatsgefangene. Hier war von 1531 bis 1536 Franz v. Bonnivard, Prior von St. Victor zu Genf gefangen. Obwohl einer Savoyischen Familie angehörig und Geistlicher, vertheidigte er doch mit Eifer und Aufopferung die schwer bedrohte Unabhängigkeit Genf's gegen die Angriffe und Intriguen der Herzoge von Savoyen und der in der Stadt seßhaften Bischöfe und war der Reformation wie seine Mitbürger geneigt. Philibert, Herzog von Savoyen ließ deshalb Bonnivard im Waadtlande gefangen nehmen und zwei Jahre lang einsperren; als dieser aber, 1530 freigelassen, wie

früher für Genf lebhaft und energisch eintrat, ward er zum zweiten Male auf einer Reise überfallen und diesmal nach Chillon gebracht. Anfänglich wurde Bonnivard hier zwar nicht schlecht gehalten; als aber einmal der Herzog selbst nach Chillon kam, ließ er seinen Gefangenen in einen der unter dem Wasserspiegel liegenden Kerker bringen und dort an einen eisernen Ring anschmieden. Noch heut zeigt man dem Besucher des Schlosses diesen Ring, sowie die von Bonnivard im Lauf von vier Jahren beim Hin- und Herschreiten stark ausgetretenen Steinplatten des Fußbodens. Als 1536 die Berner in die Waadt eindrangen, kamen sie am 27. März vor Chillon an und belagerten es zwei Tage lang, worauf es sich ihnen am 29. März ergab. Die Eroberer fanden in dem Schlosse außer Bonnivard noch mehrere angesehene Gefangene und sehr bedeutende Schätze der Herzoge von Savoyen, welche sie nach Bern führten. Bonnivard kehrte sofort nach Genf zurück, wo er hochgeehrt im Jahre 1570 starb. Sein Schicksal ist erst durch Byron's berühmtes Gedicht „The Prisoner of Chillon“, das der Dichter nach dem Besuche des Schlosses im Gasthause zu Ouchy verfaßte, weltbekannt geworden. Chillon galt mit seinem starken viereckigen Mittelthurm und den zahlreichen andern Thürmen und Thürmchen im Mittelalter als ein recht festes Schloß und bewachte in der That die Landstraße, deren Verkehr es zugleich schützte. Die Berner verlegten nach Chillon den Sitz eines Landvogtes, benutzten es aber von 1733 an als Staatsgefängniß und verwandelten es schließlich 1798 in ein Zeughaus und eine militärische Strafanstalt. Den ältesten Theil des noch immer wohlerhaltenen Gebäudes bilden unstreitig die unterirdischen Gefängnisse mit den düstern Räumen und schwerfälligen Säulen. An die Gegend von Chillon, dem finstern Gefängniß in der schönsten Gegend und am reizendsten See der Welt, knüpfen sich noch zwei andere Erinnerungen. In der Nähe der Veste gegen Villeneuve hin, siegte Peter Graf von Savoyen 1276 in einer Schlacht, welche ihm den Besitz der Waadt sicherte. Und unweit des Schlosses gelangte Rousseau's Neue Heloise zu ihrer Schluß-Entwicklung. Denn hier stürzt eines der Kinder Juliens in den See und wird zwar von ihr gerettet, ist aber doch die Ursache ihres Todes, indem Schreck und Erkältung sie auf das letzte Krankenlager werfen.

Von Chillon zieht sich die Straße fast südwärts am Fuß des Sonchaud und über den Tinière-Bach nach Villeneuve. Bevor wir aber noch den Ort erreichen, berühren wir das in großartigem Styl auf einer Terrasse in schöner Lage aufgeführte Hôtel Byron, das den ersten Besitzer, der auf die Benutzung einer hier entspringenden Schwefelquelle große Hoffnungen baute, zwar ruinirte, jetzt aber als Frühlings- und Herbstaufenthalt wohl gedeiht, obwohl die Lage von Montreux für längeren Aufenthalt noch günstiger ist. In einiger Entfernung im See, liegt die kleine Friedensinsel (Ile de Paix). Villeneuve gilt als ein alter römischer Ort und als das Pennilucus des Itinerar des Antonin, das

bei dem furchtbaren Bergsturz, welcher 563 Tauretunum vernichtete, durch den gewaltigen Wellenschlag des aufgeregten See's total vernichtet wurde. Ferner soll zwischen Villeneuve und Aigle 107 vor Christo die Schlacht geschlagen worden sein, welche die Römer unter Lucius Cassius den von Divico geführten Helvetiern lieferten. Häufig wurden hier Alterthumsreste aus keltischer und römischer Zeit und namentlich auch Gräber entdeckt. Seit 1236 bestand zu Villeneuve ein von Aymon aus dem Hause der Grafen von Savoyen gestiftetes Hospital, das später dem bernischen Verwalter sehr reiche Einkünfte lieferte. Der Ort besteht nur in einer Straße, liegt aber in einer der interessantesten Gegenden am obern Ende des Genfer See's im breiten Rhonethal inmitten von hohen Bergen, welche sich durch originelle Formen charakterisiren. Es ist sowohl Dampfschiff- als Eisenbahn-Station, war aber vor der Austrocknung der Sümpfe und der Canalisirung der Rhone sehr ungesund. Am Fuß des Mont d'Arvel soll früher eine schwefelhaltige Quelle vorhanden gewesen sein, bei der sich angeblich einst Bäder von hohem Ruf befanden; jetzt ist von den Quellen nichts mehr zu sehen.

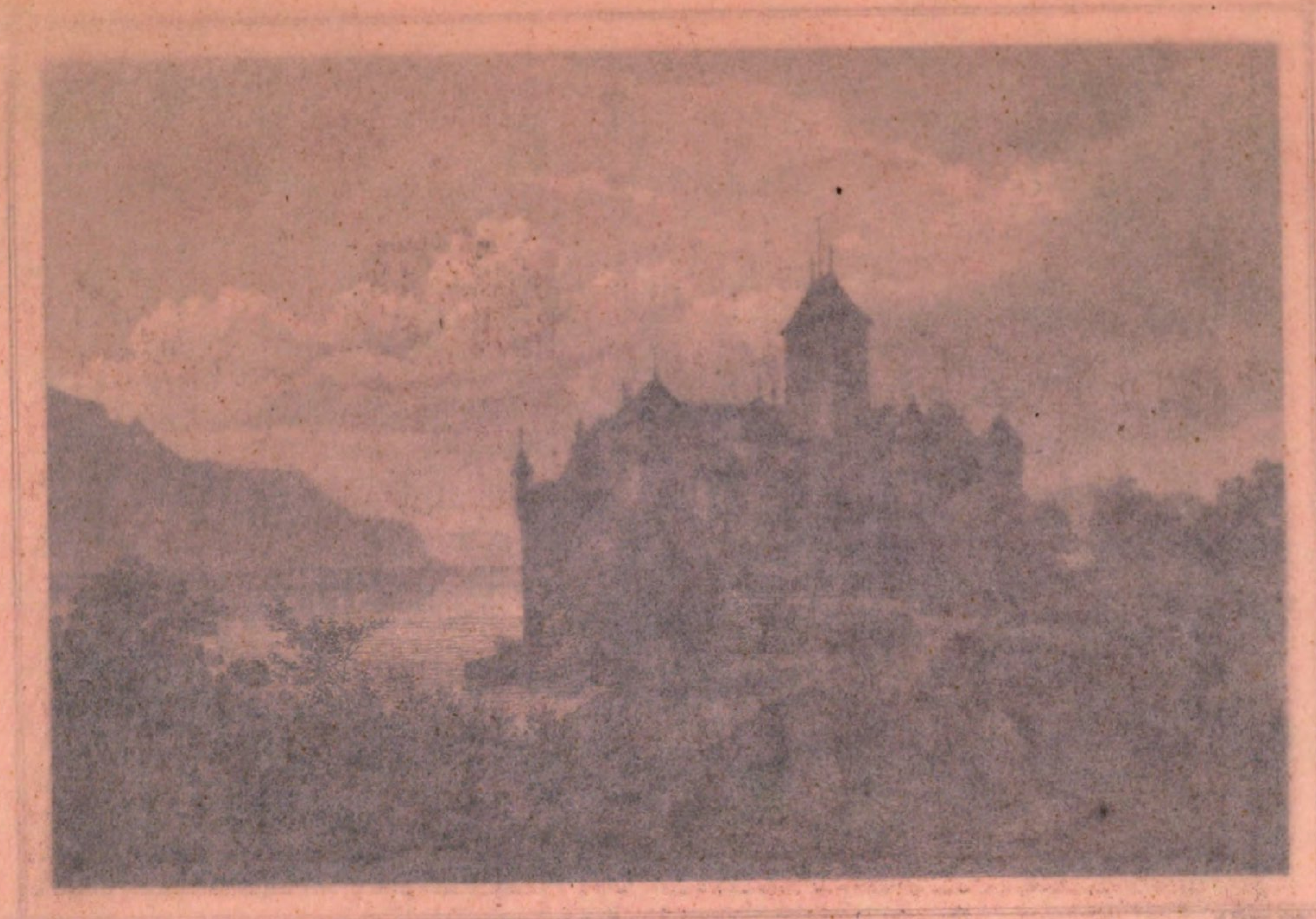
Von Villeneuve führt ein Paßweg, der indeß nur für gute Fußgänger brauchbar ist, über den Col de Chaude nach Château d'Oex hinüber. Er zieht sich durch das von hohen rauhen Felsenketten eingeschlossene Thal der Tinière, an deren Nordseite die Rochers de Naye, an deren Südseite dagegen Malatrait, Vauxferreux, Noirmont und Petit Tour gen Himmel emporsteigen. Die Paßhöhe liegt 4760 Fuß über dem Meere; von ihr aus kann man die Rochers de Naye (von dem keltischen Neach d. h. Gipfel) so genannt, erreichen, deren Aussicht zu den ausgedehntesten dieser Gegend gehört. Am Rande der gegen Süd und West steil abstürzenden Felswand überblickt man den ganzen Genfer See mit seinen beiden Ufern, den weiten Kranz der savoyischen Alpen, über welchen sich das glänzende Silberhaupt des gewaltigen Montblanc erhebt, dann die blaue umdämmerte Kette des fernen Jura, den Neuenburger und den Murtener See, die Walliser- und Berner Hochalpen und fast die Hälfte der ebeneren Schweiz. Nahe beim Gipfel steht eine schöne Sennhütte der Gemeinde Veytaux. Oberhalb derselben bildet eine tiefe Aushöhlung den Fairtho d'eingryn (die Tropfhöhle), einen Trichter von 80 Fuß im Durchmesser, der das ganze Jahr hindurch mit Schnee gefüllt ist, und unterhalb derselben liegt die Windhöhle (Tanna à l'aura), aus der immerwährend ein Wind weht, der bisweilen so stark als der Hauch eines großen Schmiedeblasbalges ist. Jenseits der Paßhöhe bietet der Weg nichts Bemerkenswerthes, bis er nach mehreren Stunden das Hongrin-Thal erreicht und darauf nach Allières an der Straße von Montreux über den Jaman nach Montbovon und Château d'Oex gelangt.

Bevor wir von Villeneuve aus die Straße und Eisenbahn thalaufwärts verfolgen, machen wir noch einen Abstecher nach Noville und von dort nach der

Rhone, die in zahlreichen größeren und kleineren Armen das angeschwemmte Land durchströmt, um sich bald darauf in den Genfer See zu ergießen. Hier gibt es eine merkwürdige Sage, welche die Gegend und ihre Wunder und Schrecken schildert. Sie erzählt:

„Unweit vom Genfer See, in der Gegend des Dorfes Noville, bildet die Rhone durch zahlreiche Arme in Verbindung mit mehreren Kanälen und den in sie einströmenden Gebirgsbächen viele kleine Inseln, welche mit Erlen, Weiden und niedrigem Gesträuch bedeckt sind und bald ein schönes Rasengrün, bald wieder feinen grauen Sand zeigen. Schnellfließende Gewässer, mit gelben und weißen Wasserlilien bedeckte Sümpfe, kiesige, halbtrockene Bachbetten ziehen sich in buntem Gewirr durcheinander und gewähren im Verein mit hier dichtem, dort wieder überall durchbrochenem Gebüsch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Selten kommt ein Mensch in diese unheimliche Gegend, fast noch seltener sieht man ein Thier furchtsam umherschleichen. Fast immer herrscht die tiefste Stille; nur zu gewissen Zeiten hört man sonderbare Töne, welche sich über den Gräben und zwischen den Inseln hin- und herzubewegen scheinen. Zuerst glaubt man gewöhnlich ein leises Stöhnen, Seufzen und Murmeln zu vernehmen; dann klingt es wieder wie ein fernes dumpfes Brüllen oder Brausen und zuletzt wird man wohl an das Rauschen des Windes im hohen Tannenwald und an halb unterdrückte Schreie fremdartiger Thiere gemahnt. Nur ungern sprechen die Bewohner von Noville von den Inseln, wie sie die ganze Gegend nennen; wenn sie es aber einmal thun, so behaupten sie, daß jenes Getön die Stimme des Inselfräuleins Fenetta sei, das sich hier aufhält und von Zeit zu Zeit sich auch erblicken läßt. Sie schildern es als ein ganz kleines Weiblein mit grünen Augen, langem schlichtem Haar und einem feinen Gesicht; immer trägt es ein langes faltenreiches Gewand und Schilf-Sandalen. Keiner von den jetzt Lebenden hat es indeß selbst gesehen; denn sobald die Fischer in irgend einer Weise die Annäherung des Geistes bemerken, so eilen sie mit Zurücklassung ihrer Geräthschaften schnell davon, da diejenigen, welche die Herrin der Inseln erblickt, noch in demselben Jahre dem Tode verfallen müssen. Daß sie jemals gesprochen habe, erzählt die Sage nicht und noch Niemand ist es bisher gelungen, in ihren melancholischen Gesängen irgend ein Wort zu unterscheiden. Einige ältere Leute wollen behaupten, daß Fenetta mitunter fremde Gestalten annehme und so die Furchtsamen täusche; aber auch dann bringt sie denjenigen, welchen sie sich nähert, ein schnelles und oft schreckliches Ende."

„Vor zwanzig Jahren konnte man in Noville ein schönes, junges Mädchen sehen, das nach dem schnellen Tod des Geliebten den Verstand verloren hatte. Eitel und neckisch hatte die Schöne eines Sonntags Wasserlilien aus den Teichen der Inseln verlangt; trotz der Mahnungen der älteren Leute, an einem heiligen Tage den verrufenen Bezirk nicht zu betreten, war ihr Knabe sogleich an die



CHILLON

(Waadt)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt

[illegible] größeren und kleineren Armen das angeschwemmte Land [illegible] Genfer See zu ergießen. Hier gibt es [illegible] welche die Gegend und ihre Wunder und Schrecken [illegible]

[illegible] Genfer See, in der Gegend des Dorfes Noville, bildet die [illegible] in Verbindung mit mehreren Kanälen und den in [illegible] viele kleine Inseln, welche mit Erlen, Weiden und [illegible] sind und bald ein schönes Rasengrün, bald wieder [illegible] Gewässer, mit gelben und weißen Wasserlilien [illegible] halbtrockene Bachbetten ziehen sich in buntem Gewirr [illegible] Verein mit hier dichtem, dort wieder [illegible] Gebüsch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Selten kommt ein [illegible] Gegend, fast noch seltener sieht man ein Thier [illegible] immer herrscht die tiefste Stille; nur zu gewissen [illegible] Töne, welche sich über den Gräben und zwischen den Inseln [illegible] scheinen. Zuerst glaubt man gewöhnlich ein leises [illegible] zu vernehmen; dann klingt es wieder wie ein [illegible] und zuletzt wird man wohl an das Rauschen [illegible] und an halb unterdrückte Schreie fremdartiger Thiere [illegible] die Bewohner von Noville von den Inseln, [illegible] wenn sie es aber einmal thun, so behaupten sie, [illegible] des Inselfräuleins Jenetta sei, das sich hier [illegible] Zeit sich auch erblicken läßt. Sie schildern es als ein [illegible] Augen, langem schlichtem Haar und einem [illegible] trägt es ein langes faltenreiches Gewand und Schilf-Sandalen. [illegible] hat es indeß selbst gesehen; denn sobald die [illegible] die Annäherung des Geistes bemerken, so eilen sie [illegible] Geräthschaften schnell davon, da diejenigen, welche die [illegible] noch in demselben Jahre dem Tode verfallen müssen. Daß sie jemals gesprochen habe, erzählt die Sage nicht und noch Niemand ist es bisher gelungen, in ihren melancholischen Gesängen irgend ein Wort zu unterscheiden. Einige ältere Leute wollen behaupten, daß Jenetta mitunter fremde Gestalten annehme und so die Furchtsamen täusche; aber auch dann bringt sie denjenigen, welchen sie sich nähert, ein schnelles und oft schreckliches Ende.“

„Vor zwanzig Jahren konnte man in Noville ein schönes, junges Mädchen sehen, das nach dem schnellen Tod des Geliebten den Verstand verloren hatte. [illegible] hatte die Schöne eines Sonntags Wasserlilien aus den Teichen der Inseln verlangt; trotz der Mahnungen der älteren Leute, an einem heiligen Tage den verrufenen Bezirk nicht zu betreten, war ihr Knabe sogleich an die



C.Koehler del.t A.Pesca sculp.t

CHILLON.

(Waadt)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Mündung der Rhone geeilt. Als er hier eben im Begriff war, schöne weiße Lilien zu pflücken, hörte er plötzlich einen Mark und Bein durchdringenden Schmerzensschrei und sah zugleich vor sich aus dem Wasser den Kopf des Inselfräulein emportauchen. Erstarrt blickte der Jüngling einige Sekunden lang in die fürchterlichen grünen Augen, die ihn in die Fluth hinabzuziehen suchten, dann aber entriß er sich mit einer gewaltsamen Anstrengung dem zauberhaften Einfluß des Gespenstes und eilte zum Dorfe zurück. Ehe er aber noch das Haus der Geliebten erreichen konnte, stürzte er sterbend nieder; seine letzten Worte waren „Fenetta! Fenetta!" Als die Schöne die schreckliche Entwicklung vernahm, erbleichte sie und sank ohnmächtig zu Boden; nach wenigen Minnten aber kam sie wieder zu sich und stimmte ein heiteres Liedchen an, das sie oft mit ihrem Maurice gesungen hatte. Die Arme war wahnsinnig geworden und blieb es auch bis zu ihrem Tode, der im nächsten Jahr um dieselbe Zeit erfolgte. Seitdem hat es Niemand mehr gewagt, an einem heiligen Sonntag oder an einem Freitag nach den Inseln zu gehen und jedes Mädchen von Noville verzichtet gern auf Fenetta's schöne Wasserlilien."

So die Sage. Schon im Testament des Walter v. Supersax Bischof von Sitten, der 1482 starb, wird als Grenze des Patrimonium des heiligen Theodul ein Ort bei Villeneuve genannt, der „des Bruits" hieß. Derselbe lag wohl bei den Inseln.

Wandern wir jetzt das Rhonethal aufwärts. Die Gegend ist flach, öde und einförmig; nur die Berge, welche das Gelände einfassen, sind auch hier da, wo man bedeutende Theile von ihnen übersehen kann, interessant. Ueber Rennaz kommen wir zunächst nach Roche, einem Dorfe, das in 3400 Fuß Meereshöhe am felsigen Fuß des Mont d'Arvel und am Eingange eines Hochthals liegt. Außer Gips finden sich hier schöne Marmorarten, welche bearbeitet werden. Die vor den Nordwinden geschützte, sonnige und warme, aber auch luftige Lage des Dorfes macht dieses als Winteraufenthalt für Fremde recht geeignet, aber es fehlt an allen Einrichtungen und außerdem sind ausgedehnte Sümpfe in der Nähe. Zu Roche lebte einst der als Sänger der Alpen bekannte Dichter Albrecht v. Haller aus Bern als Director der Salzwerke, hier schrieb er seine Physiologie und seine Geschichte der „Schweizerpflanzen", für deren Kunde ihm Wanderungen in der Umgegend reiches Material boten. Weiter aufwärts liegt seitwärts von der Straße am Berge Yvorne, bei den Römern angeblich Hyberna equitum geheißen, ein großes Dorf, das durch den guten weißen Wein, welcher hier auf künstlich angelegten Terrassen erzeugt wird, bekannt ist. Er ist einer der besten Weine der Waadt, regt aber angeblich bei fortgesetztem Genuß die Nerven außerordentlich auf. Eine Inschrift am sogenannten weißen Hause gibt Kunde von einem schrecklichen Bergfall, der am 24. März 1584 in Folge eines Erdbebens stattfand und

die Ortschaften Yvorne und Corbeyrier mit 200 Gebäuden und vielem urbargemachtem Lande verschüttete und den Tod von etwa 200 Menschen und vielem Vieh verschuldete.

Wichtiger als Roche und Yvorne ist der nächste Ort an der Straße, Aigle (deutsch Aelen), das alte Aquileja und eine Römer-Kolonie, der Hauptort des waadtländischen Theils des Rhonethals. Der District Aigle bildet das eigentliche Hochland des Kantons und ist reich an üppigen Wiesen, trefflichen Alpen, fruchtbaren Ebenen und mit schönen Wäldern bedeckten Berghängen; seine oft schmalen und stillen Bergthäler bewohnt ein mäßiges, biederes und verhältnißmäßig wohlhabendes Hirtenvölkchen, dessen Vorfahren die aus römischen Schriftstellern bekannten Nantuaten waren. Er ist durch seine Gletscher, seine Bergstürze, seine prächtigen Aussichten und noch mehr durch seine Salzwerke merkwürdig. Aigle hatte im Mittelalter eigene Herren, welche schon 1076 ausstarben. Es liegt freundlich im mit Obstbäumen gezierten Thale auf einem von Schuttablagerungen der Grande Eau gebildeten Trümmerkegel, erscheint aber finster, weil sehr viele seiner Häuser aus schwarzem Marmor erbaut sind. Die ehemaligen Salzminen sind eingegangen, dagegen wird noch immer trefflicher und anerkannt der Gesundheit zuträglicher Wein gebaut. Von dem ehemaligen landvogtlichen Schloß bietet sich eine schöne Aussicht. Aigle liegt sonnig und gegen starke Luftströmungen geschützt und hat eine höhere Temperatur als andere Orte der Gegend; es kann als gesunder und angenehmer Winteraufenthalt dienen und besitzt deshalb bereits mehrere Hôtels und Pensionen, in denen im Herbst die Traubenkur gebraucht werden kann.

Zu Aigle strömt die wilde Grande Eau aus den schönen Ormondsthälern heraus und in westlicher Richtung der Rhone zu; oft schon und namentlich im Jahr 1740 hat sie dem Ort großen Schaden zugefügt. Sie entspringt hoch oben im Gebirge aus den Gletschern des Oldenhorn, der Sex Rouge, und der Diablerets in wilder Einöde, macht mit ihren verschiedenen Quellen sofort mehrere Wasserfälle, nimmt den pfeifschnell schießenden Dard (Pfeil), der vom Chillon-Paß herkommt, auf und braust und fließt darauf durch die reizenden und interessanten Thäler von Ormonds, in denen viele Brunnen und Bächlein sich mit ihr vereinigen, abwärts. Wandern wir von Aigle ab ihr entgegen zu den Höhen des Pillon-Passes, über welchen ein Saumpfad nach Gsteig und Saanen leitet, und besuchen wir dabei die Ansiedlungen des Bergthals und seine einfachen, aber tüchtigen Einwohner. Anfänglich (bis Sepey) besitzen wir eine Fahrstraße, welche in den Jahren 1836 bis 1839 mit einem Kostenaufwand von 300,000 Franken errichtet ward. Auf einer Marmorbrücke überschreiten wir die tobende Grande Eau und gelangen bald an der rechten Seite des Gewässers an einen hochgelegenen Punkt, von welchem aus wir das untere Rhonethal, Aigle mit seinen

glänzenden, blechbedeckten Thürmen und den von der Sonne hellbeleuchteten begletscherten Gipfelkamm der Dent de Midi überblicken. Dann gelangen wir nach Fontaney, wo der Nant de Fontaney, bevor er sich in das Thalwasser stürzt, in wahrhaft romantischer Gegend einen prächtigen Kataract bildet, und bald darauf nach Pontit, einer malerischen Häusergruppe, bei welcher auf schmaler Felsterrasse Weinberge und Obstgärten angelegt sind, in denen noch Kastanien- und Maulbeerbäume gedeihen, Pfirsiche und Feigen reifen und Melonen gezogen werden. Gegenüber liegt Panex mit seiner eingegangenen Saline und weiter thalaufwärts Plambuit und Essergillod. Dann kommt der Pont la Tine, wo eine Brücke nach les Granges hinüberführt. Hier hat sich das Felsenbett des Thalbachs außerordentlich verengt; kaum mag es noch sechs bis sieben Fuß Weite haben. Auch die Straße hat Mühe, sich in Bogen hinauf zu winden; bald ist sie in den Felsen gehauen, bald auf Mauern gestützt und einmal zieht sie auch durch eine kleine Felsengallerie. Aber dabei ist sie romantisch und gewährt schöne Blicke auf das Thal, seine Einfassung und das hochgelegene Forclaz. Jetzt ist Sepey erreicht, 2 Stunden von Aigle, der Hauptort des untern Ormonds-Thals.

Das Dorf Sepey liegt etwas entfernt von der Grande Eau über derselben in 3475 Fuß Meereshöhe in wiesenreichem, waldumgrenztem Gelände, da wo das Thal, welches bisher in nordöstlicher Richtung emporstieg, sich östlich zu wenden beginnt. Es wird wohl auch Ormonds dessous genannt und ist der Hauptort des Kreises. Mit seinen Zugemeinden zählt es 2000 Einwohner. Ein anderer Weg von Aigle dorthin führt hoch über dem Thalbach über Verge, Leysin und les Crêtes, ist aber rauh und beschwerlich. Der Ort besitzt drei Gasthöfe, welche zugleich als Fremden-Pensionen eingerichtet und nicht theuer sind. Er dient als Sommeraufenthalt und ist dazu auch seiner guten, gesunden Lage und der herrlichen Luft wegen ganz geeignet; namentlich aber empfiehlt er sich als gute Station für diejenigen, welchen Wanderungen durch das reizende, in jeder Hinsicht interessante Thal nicht beschwerlich fallen.

Die Ormondsthäler, das untere und das obere Ormonds, bilden ein fast sechs Sturden langes Thalgelände, das von der Rhone an bis in die Höhen des Oldenhorn und der Diablerets hinaufzieht. Es wird von hohen Bergen umschlossen, die zum Theil mit ewigem Firnschnee bedeckt sind und aus deren Schluchten Gletscher hervorbrechen; neben schönen Wäldchen besitzt es gute und ausgedehnte Alpen und Weiden. Die meisten Alpen sind Gemeingut, und das Privateigenthum sehr zerstückelt; die Bevölkerung ist ein Hirtenvölkchen, das im Thalgrunde und im untern Thal auch an den Höhen Winterdörfer erbaut hat, aber im Sommer nomadenartig sich im obern Thal und dort niederläßt, wo seine Heerden weiden. Manche Haushaltungen ändern ihren Wohnsitz im Jahre sieben- und achtmal und die Zahl der Gebäude wird, obwohl nur etwas mehr als 4000 Seelen vor-

handen sein sollen, auf 20000 Häuser und Hütten (Mazots genannt) geschätzt. Bald haufen-, bald reihen- und stufenweise hintereinander liegen sie meist an den Hängen und werden durch mehr oder weniger steile Fußsteige verbunden. Die Winter sind lang, die Sommer kurz und Frühjahr und Herbst nebelreich; Bergstürze, Lawinen und Wildwasser richten oft große Verheerungen an. Der Name des Thals soll von Auri mons (Goldberg) herrühren; man will früher im Sande der Grande Eau Goldblättchen gefunden haben.

Die Einwohnerschaft ist ein Hirtenvölkchen, kräftig, einfach in Sitten und Ideen, fleißig und fröhlich, dienstbereit, neugierig, witzig und freiheitsstolz; es scheint überwiegend keltischer Abstammung zu sein, obwohl es sich wohl auch germanische Vorfahren zuschreiben kann, die sich vor vielen hundert Jahren inmitten der keltischen Einwohnerschaft niederließen. Doch scheinen die Sagen von schwarzen Feen anzudeuten, daß bis hierher auch jene Saracenen vordrangen, die einst auf dem St. Bernhardt und anderswo in Wallis sich festgesetzt hatten. Es versteht sich, daß das Hirtenvölkchen nicht reich ist, aber es weiß die Genüsse der Reichen zu entbehren; als Nomade legt es auf die Wohnung nicht großen Werth; was es an Geräthen braucht, kann es auf seinen Wanderungen leicht mit sich führen; es begnügt sich mit geräuchertem Fleisch, altem, steinhartem Brod, — denn nur wenige Male im Jahr wird gebacken und oft muß das zusammengetrocknete Gebäck mit dem Hammer zerschlagen werden, — mit Kartoffeln, Milch, Molken und Käse. Seine Bräuche und Sitten sind meist uralt und fest hält es an ihnen, wie an seinem Aberglauben, an dem es nicht gern rütteln läßt; seine Heimath geht ihm über Alles und wird nur selten verlassen, obwohl der Ormonder ihre ganze Schönheit kaum erfaßt.

Von dem Volksglauben und den Sagen seien uns einige Proben verstattet. Im ganzen Waadtlande ist der Glaube an den Teufel und sein Herumwandeln auf Erden weit verbreitet; hunderte sollen ihn vormals gesehen haben und daß er Menschen verführt und zu sich geholt haben soll, ist nichts sehr Seltenes. Seinen Namen spricht man nicht gern aus und bezeichnet ihn lieber als den Alten, die Schlange, den Bösen, Schlauen, Andern (l'Otro, l'Autre) u. s. w. Nur wenn ein Waadtländer ihn zu sehen meint, glaubt er ihn wohl bei seinem Namen nennen zu müssen; wenigstens erzählt Vulliemin, daß ein Mann, der durch ein Gesicht erschreckt wurde, ausrief: O Herr Teufel, thut mir kein Leid an! (O Monsu le Diablo, né mé faté djin de mô!) Aehnlich denken auch die Bewohner von Ormonds vom Satan; sie nennen ihn Grabbi (Geizhals), Bita-Crotze (Klauenthier), Nitau (Schlauen), Tannai (Höhlenbewohner), Osé (Vogel), Maffi (Böse) und Tofrou (Herumstreicher). Während aber der Teufel noch sich zeigt, sind die Feen, die sich früher in Ormonds häufig sehen ließen, ganz verschwunden. Einst wohnten sie auf den schönen Höhen, wo sie ihre Ebenen, Felsen und Höhlen,





L. Rohbock del. A. Fesca sculp.

LES DIABLERETS.

(Canton de Vaud)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] 20000 Häuser und Hütten (Mazots genannt) [illegible] [illegible] und stufenweise hintereinander liegen sie meist an [illegible] [illegible] durch mehr oder weniger steile Fußsteige verbunden. [illegible] [illegible] lang, die Sommer kurz und Frühjahr und Herbst nebelreich; [illegible] [illegible] und Wildwasser richten oft große Verheerungen an. Der [illegible] [illegible] von Auri mons (Goldberg) herrühren; man will früher im [illegible] [illegible] Goldblättchen gefunden haben.

[illegible] Einwohnerschaft ist ein Hirtenvölkchen, kräftig, einfach in Sitten [illegible] [illegible] und fröhlich, dienstbereit, neugierig, witzig und freiheitsstolz, [illegible] [illegible] keltischer Abstammung zu sein, obwohl es sich wohl auch [illegible] [illegible] zuschreiben kann, die sich vor vielen hundert Jahren [illegible] [illegible] Einwohnerschaft niederließen. Doch scheinen die Sagen von [illegible] [illegible], daß bis hierher auch jene Saracenen vordrangen, die einst [illegible] dem St. Bernhardt und anderswo in Wallis sich festgesetzt hatten. Es [illegible] [illegible] das Hirtenvölkchen nicht reich ist, aber es weiß die Genüsse der [illegible] zu [illegible]; als Nomade legt es auf die Wohnung nicht großen Werth; [illegible] es zu [illegible] braucht, kann es auf seinen Wanderungen leicht mit sich führen; es begnügt sich mit geräuchertem Fleisch, altem, steinhartem Brod, — denn [illegible] wenige Male im Jahr wird gebacken und oft muß das zusammengetrocknete [illegible] mit dem Hammer zerschlagen werden, — mit Kartoffeln, Milch, Molken und [illegible]. Seine Bräuche und Sitten sind meist uralt und fest hält es an ihnen, wie [illegible] seinem Aberglauben, an dem es nicht gern rütteln läßt; seine Heimath geht [illegible] über Alles und wird nur selten verlassen, obwohl der Ormonder ihre [illegible] Schönheit kaum erfaßt.

Von dem Volksglauben und den Sagen seien uns einige Proben verstattet. Im ganzen Waadtlande ist der Glaube an den Teufel und sein Herumwandeln auf Erden weit verbreitet; hunderte sollen ihn vormals gesehen haben und [illegible] er Menschen verführt und zu sich geholt haben soll, ist nichts sehr Seltenes. Seinen Namen spricht man nicht gern aus und bezeichnet ihn lieber als den Alten, die Schlange, den Bösen, Schlauen, Andern (l'Otro, l'Autre) u. s. w. [illegible] wenn ein Waadtländer ihn zu sehen meint, glaubt er ihn wohl bei seinem Namen nennen zu müssen; wenigstens erzählt Vulliemin, daß ein Mann, der durch ein [illegible] erschreckt wurde, ausrief: O Herr Teufel, thut mir kein Leid an! (O Monsu [illegible] Diablo, ne mé faté djin de mô!) Aehnlich denken auch die Bewohner [illegible] Ormonds vom Satan; sie nennen ihn Grabbi (Geizhals), Bita-Crotze ([illegible]thier), [illegible] (Schlauen), Tannai (Höhlenbewohner), Osé (Vogel), [illegible] [illegible] und [illegible] (Herumstreicher). Während aber der Teufel noch sich zeigt, [illegible] Feen, die sich früher in Ormonds häufig sehen ließen, ganz verschwunden. [illegible] wohnten sie auf den schönen Höhen, wo sie ihre Ebenen, Felsen und [illegible]





B. Rohbock delᵗ.   A. Fesca, sculpᵗ.

LES DIABLERETS.

(Canton de Vaud)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

ihre Quellen und Ruheplätze besaßen; sie verkehrten viel mit den Einwohnern, knüpften mit den jungen Hirten Liebesverhältnisse an und verheiratheten sich auch heimlich mit ihnen, führten sie auch in ihre unterirdischen Wohnungen und lehrten ihnen allerlei Künste. Wer ihnen nahe stand, kannte die wunderbaren Kräfte der Pflanzen und Gesteine, entdeckte und hob verborgene Schätze, wußte die Heerde vor Pest und Seuchen zu schirmen, machte sich eisen- und kugelfest und dergleichen mehr. Solche Geheimnisse durften aber niemand mitgetheilt werden, denn wer es that, wurde in der Nacht erwürgt oder in Gletscherspalten und Abgründe gestürzt. Die Feen ähnelten den jungen schönen Mädchen des Landes, aber ihre Haut war nicht weiß, sondern schwarz, ihre Füße hatten seltsamer Weise keine Fersen und ihr Haupthaar war so lang und so dicht, daß sie, wenn sie, wie gewöhnlich, es fliegen ließen, ihren ganzen Körper darin einhüllen konnten. Ein junger Hirte ist die Ursache ihrer Entfernung aus dem Ormondsthal. Auch er hatte eine Fee geheirathet, dieselbe war aber wie ihre Schwestern zanksüchtig, launisch und eigensinnig und er gerieth deshalb nicht selten in Wortwechsel mit ihr. Als er aber einmal den mit Stacheln versehenen Stab, mit welchem er die Milch im Käsekessel umrührte, gegen sie erhob, um sie zu schlagen, verließ sie ihn sofort, rief ihre Genossinnen zusammen und zog mit ihnen in ein fernes, unbekanntes Land.

Von Sepey aus lassen sich viele Wanderungen auf die Höhen machen, wie zum Beispiel in die Gegend des Tour d'Mayen und des Famélon, oder über Forclaz, au Coucy und Chavannes nach den kleinen Alpseen von Chavannes, den waldumkränzten Serai-See mit seinem Echo und seinen Felsenhöhlen und rechts vom Chamossaire auf die aussichtsreiche Paßhöhe, über welche ein Fußpfad nach Bex geht, oder zu den beiden Bergpässen, welche westlich und östlich vom Berge le Mont am Pierre du Mouellé und am Bergbach Rionsettaz über die sumpfige Bergweide les Mosses ins Hongrinthal führen. Wir aber wandern nun von Sepey thalaufwärts über Comballaz, das eine treffliche Fremdenpension besitzt, an der alten und sagenreichen, jetzt ganz verfallenen Burg Aigremont vorüber und über die wilden von einem Bergbach herabgeschwemmten und aufgehäuften Felstrümmer zu la Galèze nach Vers l'Eglise. Der Weg ist sehr schlecht unterhalten, aber landschaftlich außerordentlich schön; seitwärts von ihm fließt die jetzt wenig tiefe Grande Eau in einem von Platanen und Bergahorn überschatteten Bett. Links droben liegen die steilen Felsenwände des Chaussy und seiner Nachbarn mit dem reizenden Bergsee Lianson, aus welchem der Hongrin entspringt. Vers l'Eglise ist der Hauptort des oberen Ormondsthals; es liegt mit seiner Pfarrkirche in einem fetten feuchten Wiesengrunde am Thalbach und ist von Alptriften und Wäldchen umgeben, über welche mächtige Berggipfel emporragen. Auch hier sind Pensionen für den Sommeraufenthalt, wenn gleich nur einfache.

Ist ferner die Flora des ganzen Thals wichtig und interessant, so nimmt sie hier noch an seltenen und schönen Pflanzen zu.

Wir überschreiten nun die Grande Eau und erreichen in einer halben Stunde les Plans, das mit seinen zahlreichen Häusern und Häuschen in der prachtvollsten Gegend liegt und deshalb in den letzten Jahren immer häufiger besucht wird. Schon bestehen ein gutes Gasthaus und mehrere Pensionshäuser. Die mächtigsten Berge der Gegend blicken auf den Ort herab; gerade im Norden liegen die jähaufsteigenden Tornette und die Tête (Cape) de Moine, daran schließen sich die Paletta (Spitze) du Mont, Sex Rouge mit seinen beschneiten Felsenterrassen, der kahle Gipfel des Oldenhorn und endlich die gewaltigen Diablerets an, deren wilde seltsame Formen, mächtige Gletscher und große Firnfelder alle Blicke namentlich dann auf sich ziehen, wenn die untergehende Sonne ihre letzten goldenen Strahlen auf sie richtet und sie in goldenem oder rosigem Schimmer kleidet, während das Thal und die hochgelegenen Wälder und Alpen bereits im Dunkel liegen. Auch von hier aus lassen sich zahlreiche Wanderungen machen. Da sind der Mont Isenaux an der Paletta du Mont mit seiner reichen Alpenflora, der Felsenpaß Pillon, zu dem man am schnellfließenden Dard emporsteigt, um in das Thal des Reuschbach und nach Gsteig zu gelangen, und die Paßhöhe La Croix, über die ein Fußpfad in das Grionnethal und nach Bex leitet und welche eine beachtenswerthe Aussicht auf die Thäler von Ormonds und der Grionne gewährt. Vor allen aber pflegt man durch die lieblichen Alpenwiesen von les Isles in das prächtige Felsenamphitheater von Creux champs vorzudringen, einen reizenden Wiesengrund, der von den riesigen und kahlen Felsabstürzen und Wänden der Diablerets eingeschlossen ist. Viele Quellen sprudeln hier, aber drei bilden sehenswerthe Katarakte und geben in ihrem Zusammenfluß die Grande Eau. Auch hier finden sich eine große Zahl seltener Hochgebirgspflanzen, welche in früherer Zeit von Sammlern der Waadt und des Wallis massenhaft gesammelt und an fast alle botanischen Kabinete Europa's versandt wurden.

Doch wir kehren, nachdem wir lange in den Ormondsthälern verweilt, zurück nach Aigle und gehen die Rhone aufwärts. Der erste Ort, auf den wir stoßen, ist der Kreisort Ollon, ein großes, schönes Dorf, das bereits 1014 in Urkunden vorkommt und in zwei Theile, das Ollon der Ebene und das des Gebirges, zerfällt. Während der erstere Theil sich mit Weinbau beschäftigt, wird die Berggemeinde von Hirten bewohnt und besteht aus hohen steinigen Weiden mit grasreichen Wiesengründen, welche sich bald in Wäldern verbergen, bald von wilden Klüften unterbrochen werden und über die kolossale Felskämme emporsteigen. Ollon ist als Winteraufenthalt für Fremde fast noch geeigneter als Aigle und besitzt sehr schöne und geschützte Spaziergänge; aber es liegt zu entfernt vom Verkehr und bietet deshalb gesellschaftlich nur wenig. In der Kirche zu Ollon



BEX.

(Canton de Vaud)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt

[illegible] und interessant, so nimmt sie hier noch [illegible]

[illegible] und erreichen in einer halben [illegible] Häusern und Häuschen in der [illegible] in den letzten Jahren immer häufiger [illegible] und mehrere Pensionshäuser. [illegible] mächtigsten [illegible] auf den Ort herab; gerade im Norden [illegible] de Moine, daran schließen sich die Valette [illegible] Felsenterrassen, [illegible] Diablerets an, deren [illegible] Firnfelder alle Blicke na[illegible] Sonne ihre letzten goldenen [illegible] Schimmer kleidet, [illegible] Alpen bereits im Dunkel [illegible] Wanderungen machen. Da sind [illegible] seiner reichen Alpenflora, der [illegible] Dard emporsteigt, um in das Thal [illegible] zu gelangen, und die Paßhöhe La Croix; [illegible] und nach Bex leitet und welche eine [illegible] von Ormonds und der Gruyère gewährt. [illegible] lieblichen Alpenwiesen von les Isles in das [illegible] Creux Champs vorzudringen, einen reizenden [illegible] und kahlen Felsabstürzen und Wänden der Diablerets [illegible] Quellen sprudeln hier, aber drei bilden sehens[illegible] Zusammenfluß die Grande Eau. Auch hier finden sich [illegible] Hochgebirgspflanzen, welche in früherer Zeit von Sammlern [illegible] massenhaft gesammelt und an fast alle botanischen [illegible] versandt wurden.

Doch wir [illegible] wir lange in den Ormondsthälern verweilt, zu[illegible] nach Aigle [illegible] aufwärts. Der erste Ort, auf den wir stoßen, ist der [illegible], ein großes, schönes Dorf, das bereits 1014 in Urkunden vorkommt und in zwei Theile, das Ollon der Ebene und das des Gebirges, zerfällt. Während der erstere Theil sich mit Weinbau beschäftigt, wird die Berggemeinde von Hirten bewohnt und besteht aus hohen steinigen Weiden mit grasreichen Wiesengründen, welche sich bald in Wäldern verbergen, bald von wilden Klüften unterbrochen werden und über die kolossale Felskämme empor[illegible]. Ollon ist als [illegible] für Fremde fast noch geeigneter als Aigle und besitzt sehr schöne und geschützte Spaziergänge; aber es liegt zu entfernt vom Verkehr und bietet deshalb gesellschaftlich nur wenig. In der Kirche zu Ollon



L. Rohbock del.t   A. Fesca sculp.t

BEX.

(Canton de Vaud)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

befindet sich ein römischer Meilenstein mit dem Namen und aus der Zeit des Kaisers Licinianus Licinius, gestorben 325. Der Stein ward zu St. Triphon unweit Ollon, aber näher der Rhone gelegen, gefunden. St. Triphon ist Eisenbahn-Station und ein sehr alter Ort; es liegt auf einem geognostisch merkwürdigen Felshügel, hat alte Ruinen, namentlich einen viereckigen Thurm aus dem zehnten Jahrhundert, und einen Bruch von schönem, schwarz- und weißgestreiften Marmor. Oft wurden hier römische Alterthümer entdeckt. Von Ollon führt die Straße aufwärts zunächst über die Grionne, die hier aus einem kurzen Thal hervorbricht, und fortwährend an der Ostseite des breiten, flachen und sumpfigen Rhonethals, von dem aus wir interessante Blicke in das Val d'Illiez und auf die beschneite Dent de Midi genießen, nach Bex, einem netten Städtchen am Avençon unweit von dessen Mündung in die Rhone.

Bex liegt anmuthig in 1260 Fuß Meereshöhe auf einer fruchtbaren Ebene, die sich mit sanfter Neigung bis an die Rhone erstreckt, mitten in Baumgärten am Fuß der Salzwerke und am Avençon. Es ist ein alter Ort. Unweit von demselben an der Straße nach St. Maurice schlug Theutofried mit seinen Transjuranern die Lombarden aufs Haupt, und wenn auch die im nahen kleinen See von Luissel aufgefundenen alterthümlichen Waffen nicht von den Geschlagenen, wie man früher vermuthete, herrühren, so stammen sie doch aus noch früherer Zeit; denn sie gehören einem Stamme an, der im See auf einem Pfahlbau wohnte. Im Mittelalter war Bex schon von beträchtlicher Wichtigkeit; nicht weniger als zwanzig edle Herren besaßen dort Lehnsherren-Rechte und drei feste Schlösser waren in seiner Nähe. Im Jahre 1802 unterzeichneten zu Bex die Gesandten der französischen, helvetischen und italienischen Republik die Akte, durch welche Wallis als frei erklärt und unter den Schutz der drei Republiken gestellt ward. An Wichtigkeit gewann der Ort durch die bei ihm aufgefundenen Quellen und Salzlager. Im Jahre 1768 entdeckte man, wie erzählt wird, am rechten Ufer der Rhone eine Schwefelquelle, welche aus dem dort liegenden schwärzlichen Letten entspringt; sie mag aber schon früher bekannt gewesen sein und wird die Inselquelle genannt. Einfach gefaßt und 1824 analysirt, wendete man sie gegen chronische Hautkrankheiten und scrophulöse Leiden mit Erfolg an; nichts desto weniger verlor sie, zumal eine zweite Schwefelquelle, in den Salzminen aufgefunden wurde, nach und nach ihren Ruf und wurde schließlich so wenig benutzt, daß das Badhaus sich in ein Gasthaus umgestaltete. Aber auch die Minen-Schwefelquelle hat niemals große Bedeutung erlangt. Die Salzquellen von Bex sind bereits 1554 bei Panex und Bevieux aufgefunden worden, gehörten lange der Familie Zobel in Augsburg und wurden 1685 von Bern angekauft, das sie verpachtete, bis sie im Jahre 1798 mit andern später entdeckten am Chamossaire Eigenthum des neugebildeten Kantons Waadt wurden. Im Jahre 1823 fand man auch einen

befindet sich ein römischer Meilenstein mit dem Namen und aus der Zeit des Kaisers Licinianus Licinius, gestorben 325. Der Stein ward zu St. Triphon unweit Ollon, aber näher der Rhone gelegen, gefunden. St. Triphon ist Eisenbahn-Station und ein sehr alter Ort; es liegt auf einem geognostisch merkwürdigen Felshügel, hat alte Ruinen, namentlich einen viereckigen Thurm aus dem zehnten Jahrhundert, und einen Bruch von schönem, schwarz- und weißgestreiften Marmor. Oft wurden hier römische Alterthümer entdeckt. Von Ollon führt die Straße aufwärts zunächst über die Grionne, die hier aus einem kurzen Thal hervorbricht, und fortwährend an der Ostseite des breiten, flachen und sumpfigen Rhonethals, von dem aus wir interessante Blicke in das Val d'Illiez und auf die beschneite Dent de Midi genießen, nach Bex, einem netten Städtchen am Avençon unweit von dessen Mündung in die Rhone.

Bex liegt anmuthig in 1260 Fuß Meereshöhe auf einer fruchtbaren Ebene, die sich mit sanfter Neigung bis an die Rhone erstreckt, mitten in Baumgärten am Fuß der Salzwerke und am Avençon. Es ist ein alter Ort. Unweit von demselben an der Straße nach St. Maurice schlug Theutofried mit seinen Transjuranern die Lombarden aufs Haupt, und wenn auch die im nahen kleinen See von Luissel aufgefundenen alterthümlichen Waffen nicht von den Geschlagenen, wie man früher vermuthete, herrühren, so stammen sie doch aus noch früherer Zeit; denn sie gehören einem Stamme an, der im See auf einem Pfahlbau wohnte. Im Mittelalter war Bex schon von beträchtlicher Wichtigkeit; nicht weniger als zwanzig edle Herren besaßen dort Lehnsherren-Rechte und drei feste Schlösser waren in seiner Nähe. Im Jahre 1802 unterzeichneten zu Bex die Gesandten der französischen, helvetischen und italienischen Republik die Akte, durch welche Wallis als frei erklärt und unter den Schutz der drei Republiken gestellt ward. An Wichtigkeit gewann der Ort durch die bei ihm aufgefundenen Quellen und Salzlager. Im Jahre 1768 entdeckte man, wie erzählt wird, am rechten Ufer der Rhone eine Schwefelquelle, welche aus dem dort liegenden schwärzlichen Letten entspringt; sie mag aber schon früher bekannt gewesen sein und wird die Inselquelle genannt. Einfach gefaßt und 1824 analysirt, wendete man sie gegen chronische Hautkrankheiten und scrophulöse Leiden mit Erfolg an; nichts desto weniger verlor sie, zumal eine zweite Schwefelquelle, in den Salzminen aufgefunden wurde, nach und nach ihren Ruf und wurde schließlich so wenig benutzt, daß das Badhaus sich in ein Gasthaus umgestaltete. Aber auch die Minen-Schwefelquelle hat niemals große Bedeutung erlangt. Die Salzquellen von Bex sind bereits 1554 bei Panex und Bevieux aufgefunden worden, gehörten lange der Familie Zobel in Augsburg und wurden 1685 von Bern angekauft, das sie verpachtete, bis sie im Jahre 1798 mit andern später entdeckten am Chamossaire Eigenthum des neugebildeten Kantons Waadt wurden. Im Jahre 1823 fand man auch einen

befindet sich ein römischer Meilenstein mit dem Namen und aus der Zeit des Kaisers Licinianus Licinius, gestorben 325. Der Stein ward zu St. Triphon unweit Ollon, aber näher der Rhone gelegen, gefunden. St. Triphon ist Eisenbahn-Station und ein sehr alter Ort; es liegt auf einem geognostisch merkwürdigen Felshügel, hat alte Ruinen, namentlich einen viereckigen Thurm aus dem zehnten Jahrhundert, und einen Bruch von schönem, schwarz- und weißgestreiften Marmor. Oft wurden hier römische Alterthümer entdeckt. Von Ollon führt die Straße aufwärts zunächst über die Grionne, die hier aus einem kurzen Thal hervorbricht, und fortwährend an der Ostseite des breiten, flachen und sumpfigen Rhonethals, von dem aus wir interessante Blicke in das Val d'Illiez und auf die beschneite Dent de Midi genießen, nach Bex, einem netten Städtchen am Avençon unweit von dessen Mündung in die Rhone.

Bex liegt anmuthig in 1260 Fuß Meereshöhe auf einer fruchtbaren Ebene, die sich mit sanfter Neigung bis an die Rhone erstreckt, mitten in Baumgärten am Fuß der Salzwerke und am Avençon. Es ist ein alter Ort. Unweit von demselben an der Straße nach St. Maurice schlug Theutofried mit seinen Transjuranern die Lombarden aufs Haupt, und wenn auch die im nahen kleinen See von Luissel aufgefundenen alterthümlichen Waffen nicht von den Geschlagenen, wie man früher vermuthete, herrühren, so stammen sie doch aus noch früherer Zeit; denn sie gehören einem Stamme an, der im See auf einem Pfahlbau wohnte. Im Mittelalter war Bex schon von beträchtlicher Wichtigkeit; nicht weniger als zwanzig edle Herren besaßen dort Lehnsherren-Rechte und drei feste Schlösser waren in seiner Nähe. Im Jahre 1802 unterzeichneten zu Bex die Gesandten der französischen, helvetischen und italienischen Republik die Akte, durch welche Wallis als frei erklärt und unter den Schutz der drei Republiken gestellt ward. An Wichtigkeit gewann der Ort durch die bei ihm aufgefundenen Quellen und Salzlager. Im Jahre 1768 entdeckte man, wie erzählt wird, am rechten Ufer der Rhone eine Schwefelquelle, welche aus dem dort liegenden schwärzlichen Letten entspringt; sie mag aber schon früher bekannt gewesen sein und wird die Inselquelle genannt. Einfach gefaßt und 1824 analysirt, wendete man sie gegen chronische Hautkrankheiten und scrophulöse Leiden mit Erfolg an; nichts desto weniger verlor sie, zumal eine zweite Schwefelquelle, in den Salzminen aufgefunden wurde, nach und nach ihren Ruf und wurde schließlich so wenig benutzt, daß das Badhaus sich in ein Gasthaus umgestaltete. Aber auch die Minen-Schwefelquelle hat niemals große Bedeutung erlangt. Die Salzquellen von Bex sind bereits 1554 bei Panex und Bevieux aufgefunden worden, gehörten lange der Familie Zobel in Augsburg und wurden 1685 von Bern angekauft, das sie verpachtete, bis sie im Jahre 1798 mit andern später entdeckten am Chamossaire Eigenthum des neugebildeten Kantons Waadt wurden. Im Jahre 1823 fand man auch einen

befindet sich ein römischer Meilenstein mit dem Namen und aus der Zeit des Kaisers Licinianus Licinius, gestorben 325. Der Stein ward zu St. Triphon unweit Ollon, aber näher der Rhone gelegen, gefunden. St. Triphon ist Eisenbahn-Station und ein sehr alter Ort; es liegt auf einem geognostisch merkwürdigen Felshügel, hat alte Ruinen, namentlich einen viereckigen Thurm aus dem zehnten Jahrhundert, und einen Bruch von schönem, schwarz- und weißgestreiften Marmor. Oft wurden hier römische Alterthümer entdeckt. Von Ollon führt die Straße aufwärts zunächst über die Grionne, die hier aus einem kurzen Thal hervorbricht, und fortwährend an der Ostseite des breiten, flachen und sumpfigen Rhonethals, von dem aus wir interessante Blicke in das Val d'Illiez und auf die beschneite Dent de Midi genießen, nach Bex, einem netten Städtchen am Avençon unweit von dessen Mündung in die Rhone.

Bex liegt anmuthig in 1260 Fuß Meereshöhe auf einer fruchtbaren Ebene, die sich mit sanfter Neigung bis an die Rhone erstreckt, mitten in Baumgärten am Fuß der Salzwerke und am Avençon. Es ist ein alter Ort. Unweit von demselben an der Straße nach St. Maurice schlug Theutofried mit seinen Transjuranern die Lombarden aufs Haupt, und wenn auch die im nahen kleinen See von Luissel aufgefundenen alterthümlichen Waffen nicht von den Geschlagenen, wie man früher vermuthete, herrühren, so stammen sie doch aus noch früherer Zeit; denn sie gehören einem Stamme an, der im See auf einem Pfahlbau wohnte. Im Mittelalter war Bex schon von beträchtlicher Wichtigkeit; nicht weniger als zwanzig edle Herren besaßen dort Lehnsherren-Rechte und drei feste Schlösser waren in seiner Nähe. Im Jahre 1802 unterzeichneten zu Bex die Gesandten der französischen, helvetischen und italienischen Republik die Akte, durch welche Wallis als frei erklärt und unter den Schutz der drei Republiken gestellt ward. An Wichtigkeit gewann der Ort durch die bei ihm aufgefundenen Quellen und Salzlager. Im Jahre 1768 entdeckte man, wie erzählt wird, am rechten Ufer der Rhone eine Schwefelquelle, welche aus dem dort liegenden schwärzlichen Letten entspringt; sie mag aber schon früher bekannt gewesen sein und wird die Inselquelle genannt. Einfach gefaßt und 1824 analysirt, wendete man sie gegen chronische Hautkrankheiten und scrophulöse Leiden mit Erfolg an; nichts desto weniger verlor sie, zumal eine zweite Schwefelquelle, in den Salzminen aufgefunden wurde, nach und nach ihren Ruf und wurde schließlich so wenig benutzt, daß das Badhaus sich in ein Gasthaus umgestaltete. Aber auch die Minen-Schwefelquelle hat niemals große Bedeutung erlangt. Die Salzquellen von Bex sind bereits 1554 bei Panex und Bevieux aufgefunden worden, gehörten lange der Familie Zobel in Augsburg und wurden 1685 von Bern angekauft, das sie verpachtete, bis sie im Jahre 1798 mit andern später entdeckten am Chamossaire Eigenthum des neugebildeten Kantons Waadt wurden. Im Jahre 1823 fand man auch einen

befindet sich ein römischer Meilenstein mit dem Namen und aus der Zeit des Kaisers Licinianus Licinius, gestorben 325. Der Stein ward zu St. Triphon unweit Ollon, aber näher der Rhone gelegen, gefunden. St. Triphon ist Eisenbahn-Station und ein sehr alter Ort; es liegt auf einem geognostisch merkwürdigen Felshügel, hat alte Ruinen, namentlich einen viereckigen Thurm aus dem zehnten Jahrhundert, und einen Bruch von schönem, schwarz- und weißgestreiften Marmor. Oft wurden hier römische Alterthümer entdeckt. Von Ollon führt die Straße aufwärts zunächst über die Grionne, die hier aus einem kurzen Thal hervorbricht, und fortwährend an der Ostseite des breiten, flachen und sumpfigen Rhonethals, von dem aus wir interessante Blicke in das Val d'Illiez und auf die beschneite Dent de Midi genießen, nach Bex, einem netten Städtchen am Avençon unweit von dessen Mündung in die Rhone.

Bex liegt anmuthig in 1260 Fuß Meereshöhe auf einer fruchtbaren Ebene, die sich mit sanfter Neigung bis an die Rhone erstreckt, mitten in Baumgärten am Fuß der Salzwerke und am Avençon. Es ist ein alter Ort. Unweit von demselben an der Straße nach St. Maurice schlug Theutofried mit seinen Transjuranern die Lombarden aufs Haupt, und wenn auch die im nahen kleinen See von Luissel aufgefundenen alterthümlichen Waffen nicht von den Geschlagenen, wie man früher vermuthete, herrühren, so stammen sie doch aus noch früherer Zeit; denn sie gehören einem Stamme an, der im See auf einem Pfahlbau wohnte. Im Mittelalter war Bex schon von beträchtlicher Wichtigkeit; nicht weniger als zwanzig edle Herren besaßen dort Lehnsherren-Rechte und drei feste Schlösser waren in seiner Nähe. Im Jahre 1802 unterzeichneten zu Bex die Gesandten der französischen, helvetischen und italienischen Republik die Akte, durch welche Wallis als frei erklärt und unter den Schutz der drei Republiken gestellt ward. An Wichtigkeit gewann der Ort durch die bei ihm aufgefundenen Quellen und Salzlager. Im Jahre 1768 entdeckte man, wie erzählt wird, am rechten Ufer der Rhone eine Schwefelquelle, welche aus dem dort liegenden schwärzlichen Letten entspringt; sie mag aber schon früher bekannt gewesen sein und wird die Inselquelle genannt. Einfach gefaßt und 1824 analysirt, wendete man sie gegen chronische Hautkrankheiten und scrophulöse Leiden mit Erfolg an; nichts desto weniger verlor sie, zumal eine zweite Schwefelquelle, in den Salzminen aufgefunden wurde, nach und nach ihren Ruf und wurde schließlich so wenig benutzt, daß das Badhaus sich in ein Gasthaus umgestaltete. Aber auch die Minen-Schwefelquelle hat niemals große Bedeutung erlangt. Die Salzquellen von Bex sind bereits 1554 bei Panex und Bevieux aufgefunden worden, gehörten lange der Familie Zobel in Augsburg und wurden 1685 von Bern angekauft, das sie verpachtete, bis sie im Jahre 1798 mit andern später entdeckten am Chamossaire Eigenthum des neugebildeten Kantons Waadt wurden. Im Jahre 1823 fand man auch einen

ungeheuren Salzfelsen auf, der die Ausbeute, welche mit jedem Jahrzehend fast abgenommen hatte, wieder erhöhte und dauernd sicherstellte. Die Salzquellen und der Salzfels liegen im Anhydrit, der zwei in einen schwarzen, thonschiefrigen Kalkstein eingeschobene Schichten bildet, welche sich von Savoyen an bis zum Thuner See erstrecken; das Salzgestein aber ist ein Gemisch eckiger Anhydritstücke von der Größe eines Sandkorns bis zu mehreren Kubikklaftern und kleiner Schieferkalkstücke und bildet einen Gang, der in einer Länge von 4000 Fuß und einer Höhe von 600 Fuß verfolgt worden ist und 2 bis 50 Fuß Mächtigkeit hat. Der mittlere Salzgehalt beträgt 30 Pfund auf einen Kubikfuß. Man sprengt das Gestein, bringt die Bruchstücke in weite, in den salzlosen Anhydrit gehauene Behälter, die Dessaloirs, zerklopft sie grob und leitet süßes Wasser darauf. Nachdem die Steine dreimal in dieser Weise mit Wasser übergossen und ausgelaugt sind, werden sie fortgenommen und durch andere ersetzt. Ist die in den Dessaloirs gewonnene Soole reich genug, so wird sie aus denselben in die Siedhäuser geleitet, im andern Fall kommt sie zunächst in die Gradirwerke. Die beträchtlichsten Gruben, in denen sich die besten Salzquellen und der Salzfels befinden, sind die Mine du Fondement und die Mine du Bouillet. Ihre Eingänge befinden sich etwa eine Stunde von Bex entfernt in wilder aber malerischer Gegend am Thal der Grionne, und zwar der Haupteingang der ersteren 484 Fuß über den Eingang der letzteren, so daß beide Gruben zwei Stockwerke einer Grube darstellen, welche durch einen 476 Fuß tiefen Schacht und eine Treppe von 800 Stufen in Verbindung stehen. Die Mine du Bouillet besteht hauptsächlich aus einem 6636 Fuß langen, 7½ Fuß hohen und 5 Fuß breiten gerade fortlaufenden Stollen, der 1726 begonnen, aber erst 1823 vollendet wurde; dagegen hat die Mine du Fondement viele Stollen, von denen mehrere in verschiedener Höhe liegen und durch Schachte, Rampen und Treppen mit einander in Verbindung stehen. Mehrere andere Bergwerke, z. B. bei Panex und bei Chessieres, werden nicht mehr benutzt. In der Mine von Bouillet ist ein großer runder Behälter von 80 Fuß Durchmesser, 10 Fuß Höhe und 50000 Kubikfuß Inhalt mit freischwebender Decke, welcher die zu gradirenden Wasser aufnimmt; ein zweiter unregelmäßiger, aber noch größerer bewahrt die Soole, welche sogleich in die Siedekessel geleitet werden kann. Durch den Schacht von Bouillet kann man bei hellem Tag die Sterne erblicken. Die Gradir- und Siedehäuser liegen theils bei Bevieux, theils bei Devens, wo sich auch die Wohnung des Directors und die Verwaltungs-Gebäude befinden. Jährlich werden 20 bis 30000 Centner Salz gewonnen. Sehr bedeutende Verdienste hat sich um die Werke der 1855 verstorbene Direktor v. Charpentier, der durch seine naturwissenschaftlichen Schriften und seine schöne mineralogische und geognostische Sammlung in den weitesten Kreisen bekannt ist, erworben; ihm wird namentlich auch die

Entdeckung des umfangreichen Steinsalzlagers verdankt. Ein Findlingsblock, der nur mit seinem Namen versehen ist, bezeichnet auf dem Kirchhofe sein Grab.

Der Besuch der Salzwerke ist gestattet; man hat nur die Erlaubnißkarte auf dem Bureau zu holen und dem führenden Bergmann die übliche Entschädigung zu gewähren. Die sogenannte große Tour dauert etwa eine Stunde und ist wohl etwas beschwerlich, aber nicht gefährlich. Man besucht zuerst die Mine du Bouillet, wandert an den beiden großen Reservoirs vorüber, steigt, wenn man es wünscht, zu einigen tiefer gelegenen Stollen hinab, wo der größte Entsalzungsraum (Dessaloir) von etwa 50 Fuß Durchmesser und 7 Fuß Höhe liegt, geht dann die große Treppe von 800 Stufen, die von Zeit zu Zeit etwas breitere Podeste hat, aufwärts und kommt endlich, erst eben, dann auf einer schiefen Abdachung fortschreitend, durch einen horizontalen Stollen hoch über der Stelle, bei der man eingefahren, zu Tage. Die Temperatur in den Stollen ist angenehm; doch wird man hier und da durch Geruch von Schwefelwasserstoff belästigt.

Die Mutterlauge von Bex wird häufig zu Bädern benutzt, für welche sich die Einrichtungen im Hôtel des Bains befinden. Außerdem ist noch ein anderes Gasthaus vorhanden und gibt es neben vielen meublirten Wohnungen zwei Pensionen, von denen die eine vorzugsweise von Deutschen besuchte zu Bex selbst in reizendem Wiesengelände, die andere auf dem Wege nach Bevieux in prachtvoller Umgebung liegt. Die Bäder sind besonders wirksam bei Scrophel-Krankheiten, Leiden der Haut und Knochen scrophulösen Ursprungs, Schwäche der Haut und allgemeiner Schwäche. Sehr häufig werden auch Molken-, Milch- und Luftkuren gemacht, denn Bex bietet eine prachtvolle Gelegenheit für Frühlings- und Herbstaufenthalt dar und ist namentlich eine treffliche Mittelstation für diejenigen, welche ihrer Gesundheit wegen im Sommer auf hohem Alpengelände gewohnt haben und nun nicht sofort in ihre Heimath zurückkehren wollen, wo sie der Winter erwartet. Am angenehmsten befindet man sich hier im Mai und Juni und im September und October, im Sommer ist die Hitze zu drückend und im Winter macht sich die Kälte fühlbar genug und ist jedenfalls empfindlicher als zu Ollon, Aigle, Martigny und Sitten.

Südöstlich von Bex liegt die alte Burg Duin, einst ein mächtiges Gebäude mit 7 Fuß dicken Mauern und großem Hofraum und so ausgedehnt, daß ein Thurm vom andern 238 Schritte entfernt stand. Sie ward 1465 von den Bernern gebrochen. Von Waldung umgeben und von Epheu umrankt bieten ihre noch jetzt gewaltigen Trümmer einen höchst malerischen Anblick dar. Die Sage erzählt, daß einst ein Herr von Duin bei der Rückkehr aus dem gelobten Lande sein Weib in den Armen eines Buhlen fand und von demselben ermordet wurde. Noch jetzt soll die treulose Gattin zur Abbüßung ihrer Sünden um Mitternacht weißverschleiert in den Schloßtrümmern unter Seufzen und Aechzen umherwandeln. Aber

Niemand darf sich ihr nähern, denn schneller, gewaltsamer Tod trifft den Verwegenen, der sie anredet.

Wir haben schon des Grionne-Thals erwähnt, durch welches ein Weg aus dem obern Ormonds-Thal nach Bex führt. Oft wird es von Bex aus besucht und nicht allein der Salzwerke wegen; denn zu ihm gehört Grion, droben auf der zum Avençon-Thal absinkenden Höhe am linken Ufer der Grionne und bietet beim Dorf und auf einem nahen Hügel interessante Aussichten auf das Thal, die Schlucht von Bevieux, das breite Gelände der Rhone und alle die Gebirgshäupter, welche von St. Maurice und Bex sich ostwärts ziehen, namentlich die Dent de Morcles, den kleinen und großen Moëveran mit den gewaltigen Gletschern Plan névé und Paneirossa, die Tête du Grand Jean, die Argentine, den Chatillon und die Diablerets. Oberhalb des Ortes war früher ein Stein, der Stein des Wilden genannt, auf welchem die Gestalt eines Menschen eingedrückt zu sein schien. Ein Jüngling, dessen Liebe verschmäht wurde und der in Folge dessen wahnsinnig geworden war, soll auf diesem Steine viele Jahre gelagert haben, bis der letztere nach der Gestalt seines Körpers gebildet ward. Der Eigenthümer der Stelle, auf welcher der Fels lag, hat ihn vor einiger Zeit zerschlagen und zum Bau einer Scheune verwandt. Auf der andern Seite des Thalbachs befindet sich Dorf Arveyres, wo ein Hirt die erste Salzquelle der Gegend auffand. Von Grion aus läßt sich an dem Bergdörfchen Taveyannaz vorüber die Paßhöhe la Croix mit ihrem Blick auf die Thäler von Ormonds und der Grionne, den Chamossaire, die Diablerets, das Oldenhorn, das Val d'Illiez, die Dent du Midi und die Bergkette zwischen Wallis und Chablais in kaum zwei Stunden erreichen.

Wenden wir uns endlich, bevor wir Bex verlassen, dem an Wäldern und fetten Weiden reichen Thal des Avençon zu, durch welches ein abkürzender Fußpfad nach Sitten (Sion) führt. Der Thalbach entspringt oberhalb der Alp Anzeindaz aus dem Gletscher von Paneyrossa, nimmt mehrere andere Bäche, darunter den an der Dent de Morcles und an den Moëverans entspringenden Nant, den Bach des lieblichen Thälchens les Plans auf, und ergießt sich unterhalb Bex in die Rhone. Der Weg thalaufwärts führt auf einem Bergsporn zwischen Grionne und Avençon nach Grion, das wir bereits besucht haben, und von dort nach den in Reihen geordneten Hütten (Mazots) und Speichern von Charnemey. Unweit davon stürzt ein kleiner Bach auf einen tafelförmigen vorspringenden Felsen und ist recht hübsch zu einem Brunnen umgestaltet. Schneller steigen wir von hier aus zwischen den meist steil abstürzenden Felsgraten der Argentine und des Rocher du Vent, eines Ausläufers der Diablerets, durch Wald und über schöne Weiden am Thalbach aufwärts und erreichen Solalex, wo die untern Alpstaffel-Hütten der Anzeindaz-Alpen sich befinden. Die Lage derselben ist anmuthig. Bald nachher haben wir auf gepflastertem, aber desto beschwerlicherem Wege die Sennhütten von

Anzeindaz selbst erreicht, welche mehr als 6000 Fuß über dem Meere liegen. Hier in dem weiten schönen Alpgelände zwischen den Diablerets und den Ausläufern des Moëveran findet Mitte August alljährlich ein Hirtenfest statt, das Michantein (Mitte der Sommerhitze) heißt und also den Festen der Sommersonnenwende nahe steht. An den Quellen des Avençon und über denselben finden sich interessante Versteinerungen von Muscheln und Fischen. Ein anderer Weg von Bex nach Anzeindaz, beschwerlicher zwar aber noch interessanter als der gewählte, zieht über Freniéres und les Plans durch das interessante Nant-Thal am Fuße des Moëveran und Tête de Jean aufwärts. Eine sehr reiche und interessante Flora lohnt den Besucher von Anzeindaz. Ueber Weiden geht es von der Alp steil aufwärts nach der Paßhöhe Col de Cheville mit schöner Aussicht. Oft liegt dort im Sommer noch Schnee; sobald er aber verschwindet, zeigen sich die schönsten und seltensten Alpenpflanzen z. B. Viola cenisia, Primula Auricula, Cochlearia saxatilis, Gentiana brachyphylla, ferner viele Hieracien, Androsace, Arabis u. s. w. Auch kommt die Zirbelnußkiefer vor. Jenseits der Paßhöhe etwas unter derselben bezeichnet ein Steinwall die Grenze der Kantone Waadt und Wallis, das Ende unserer Wanderung.

Von Bex aus wendet sich die große Landstraße südwärts durch das Thal und der Rhone zu und dasselbe thut die Eisenbahn, damit beide den Strom, um nach St. Maurice im Kanton Wallis zu gelangen, überschreiten können. Ein Felskopf, letzter Ausläufer der Dent de Morcles, dringt hier bis nahe an das Gewässer heran und eben dasselbe thut jenseits ein Ausläufer der Dent du Midi. Die alte kühngewölbte Straßenbrücke wurde zwar erst von 1482 bis 1496 durch Bischof Jost von Silinen erbaut, ruht aber auf dem Fundament einer römischen Brücke von 70 Fuß Spannung über die Rhone. Auf beiden Seiten ist die Thalenge stark befestigt. Wir überschreiten die Brücke nicht, sondern wenden uns links und gelangen zu dem in Bäumen versteckten Dorfe Lavey. Zwanzig Minuten von demselben liegen die Bäder von Lavey am Fuß der Dent de Morcles unweit von der Rhone. Es wird vermuthet, daß die Therme des alten, aus der Römerzeit bekannten Flecken Epaunum, welcher bei Evionnaz am linken Ufer der Rhone lag und 562 durch einen Bergsturz verschüttet wurde, denselben Ursprung hatte, wie die Therme von Lavey. Im Jahre 1813 entdeckt, aber wieder vergessen und erst 1831 wieder im Bett der Rhone aufgefunden, wurde sie 1832 auf Staatskosten eingefaßt, mußte aber später durch Grabungen erweitert werden. Sie hatte damals 30 Grad Reaumur Wärme, ist aber später kälter geworden. In dem angelegten Schacht quellen fünf Wasserstrahlen aus einem Gneisfels 40 Fuß unter dem Spiegel des Stroms hervor; von hier werden sie 1711 Fuß weit in Röhren zu den Bädern geleitet. Das Wasser ist farblos und klar, riecht aber stark nach faulen Eiern und schmeckt laugenhaft schweflich; es enthält Schwefelwasserstoff-, Kohlensaures- und Stickstoff-

Gas, kohlensauren Kalk, schwefelsaures Natron, Chlornatrium und Spuren von Brom, Jod, Eisen und Mangan-Oxyd u. s. w. Die Badegebäude sind ziemlich ausgedehnt, und bestehen aus dem Kurhause, der protestantischen Kapelle, dem Spital armer Kranken des Kantons, dem Badhause und einem Logir-Hause. Die Thermen werden bei rheumatischen und scrophulösen Leiden, Haut- und Nervenkrankheiten häufig angewendet; noch häufiger aber sind Bäder, bei denen das Wasser der Therme mit der Mutterlauge von Bex gemischt wird. Seinen Ruf verdankt Lavey vorzüglich seinem früheren Badearzt Dr. Lebert, später Professor an den Universitäten zu Zürich und Breslau. Die Kurzeit dauert von Anfang Mai bis Ende September. Lavey liegt zwar nicht schön, aber man hat bereits Anlagen gemacht und neben hübschen Spaziergängen lassen sich interessante Ausflüge nach Bex und seinen Salinen, zum Wasserfall Pissevache, nach Martinach, Monthey, ins Val d'Illiez u. s. w. unternehmen. Außerdem ist das Klima gesund und die Luft frisch und angenehm. Eine Brücke führt auf das jenseitige Ufer der Rhone hinüber. In der Nähe unweit der Kantonsgrenze liegt am Abhange der Dent de Morcles an einem kleinen Thälchen Morcles, die höchstgelegene Gemeinde des Kantons Waadt.

Bevor wir den westlichen Theil des Kantons, der vollständig im Juragebiet liegt, besuchen, wenden wir uns noch den waadtländischen Thälern zu, welche von der Saane und ihren Nebenbächen durchströmt werden. Im Kanton Freiburg sind wir im Saanethal bis Montbovon (deutsch Bubenberg) gelangt und überschreiten nun die Grenze von dorther. Der Fluß zieht sich in großem Bogen um den Mont Cullan herum und engt Strom und Straße mächtig ein. Hart am Ufer der in felsigem Bett fließenden Saane zieht sich der Weg durch den Felsen-Engpaß Porte la Tine und ist meist so schmal, daß zwei Wagen sich nicht auszuweichen vermögen. Bei dem Wirthshause sieht man im Winter oft die Sonne nicht. Unweit von demselben ist eine malerische Brücke und jenseits des Stroms im Dorf Rossinières zeigte man wohl sonst den Fremden ein mit vielen Denksprüchen geziertes Haus, das nicht weniger als 113 Fenster besaß. Nachdem wir zuerst die Tourneresse, dann die Saane in der malerischen Gegend überschritten erreichen wir nach zweistündigem Marsch, während dessen wir stark emporgestiegen, Chateau d'Oex, deutsch Oesch genannt, den Hauptort des Pays-d'en-haut-Romand.

Der Flecken Chateau d'Oex scheint gegründet worden zu sein, als die Grafen von Greyerz das Hochthal an der Saane mit ihren Leuten besetzten und besteht aus vielen zerstreuten Häusern, welche in Weiler getheilt, sieben Sectionen (Etablées)

bilden. Man hat berechnet, daß man etwa 15 Stunden braucht, um den Bezirk der Pfarre des Ortes zu umgehen. Alljährlich wird ein großer Viehmarkt gehalten und allwöchentlich findet sich ein reger Marktverkehr zusammen. Die Kirche steht auf den Trümmern des alten Greyerzer Schlosses und der Glockenthurm ist der alte Thurm der Burg. Von der Terrasse der Kirche bietet sich eine recht anmuthige Aussicht. Dreimal in 150 Jahren ist der Haupttheil des Fleckens durch Brand fast ganz vernichtet worden. Zwei einst in der ganzen Schweiz hochgeachtete Schriftsteller wohnten und wirkten einst zu Chateau d'Oex, Victor v. Bonstetten und Dekan Bridel. Neben dem Orte befindet sich ein sogenannter Bannwald, der nicht beschädigt oder niedergeschlagen werden darf, weil er den Flecken vor den Lawinen schützt. Ausgezeichnet eignet sich Chateau d'Oex als Stations-Ort für interessante Gebirgswanderungen, von denen wir wenigstens einige kurz schildern müssen.

Wandern wir indeß zunächst noch das Saanethal aufwärts bis an die Kantonsgrenze bei Saanen, indem wir auf dem rechten Saane-Ufer bleiben. Häufig überschreiten wir in der schönen Gegend aus kleinen Thälchen kommende Bäche und sehen wir Ansiedlungen, welche zu Chateau d'Oex gehören. Bald stehen wir vor der Mündung des einsamen, hochgelegenen und wenig bekannten Flendruz-Thals in das Thal der Saane. In nordnordwestlicher Richtung emporziehend und von hohen, zum Theil wildabstürzenden klippigen Bergen, in denen Dent de Folliéran und Dent de Brenleyre liegen, eingeschlossen, wird es durch den Bach Flendruz bewässert; ein Theil des obern Geländes bildet seltsamer Weise im Frühling bei der Schneeschmelze ganz regelmäßig einen den See von Mocausa genannten See von fünf Fuß Tiefe, tausend Schritt Länge und fünfhundert Fuß Breite, welcher nach drei Wochen wieder verschwindet. Dann bedeckt sich das Gelände mit dem herrlichsten Gras und wird deshalb auch Vallée de Vert champ genannt. Ein Kloster soll im Thal, das jetzt nur von Hirten besucht wird, gestanden haben. Südwärts vom Thalausgang steigt das Rüblihorn (Dent de Chamois) empor, ein 7600 Fuß hoher Berg, der den Thalleuten ähnlich wie der Pilatus den Anwohnern des Vierwaldstätter Sees als Wetterverkündiger gilt. An der Straße weiter aufwärts ebenfalls auf dem rechten Saane-Bord liegt das große Pfarrdorf Rougemont am Fuß des Berges Rodomont in 1900 Fuß Meereshöhe. Auch seine zahlreichen Weiler und Häuser zerstreuen sich über die Thalgründe und Bergabhänge und steigen hoch empor; über ihnen aber liegen die schönsten Alpen. Einst war hier ein Cistercienser Kloster mit einem Prior an der Spitze, welches im Jahre 1481 eine Buchdruckerei innerhalb des Gebiets der jetzigen Schweiz verrichtete. Eine Vulgata und der bekannte Fasciculus temporum sollen hier gedruckt worden sein. Oestlich von Rougemont gegen die Grenze Bern's hin liegen auf einem Hügel die Ruinen der Burg Vanel, welche den Grafen von

Greyerz gehörte, aber von Graf Peter selbst auf Andringen der Berner zerstört werden mußte. Bridel erzählt von ihr, daß sich hinter ihr, umgeben von Felsen und Abstürzen, eine Art Vertiefung befunden habe, in welcher aus stehendem sumpfigen Wasser einige von Alter fast zerrüttete Bäume hervorragten. In diesem Teich soll einmal eine ungeheure, dreißig Fuß lange Schlange gelebt haben, welche sich nicht selten blicken ließ, aber niemand bedrohte und schädigte. Bekanntlich stellt die Schlange im Volksglauben der Schweiz oft das Wasser dar, und das wird auch hier wohl der Fall gewesen sein.

Wir kehren nunmehr wieder nach Chateau d'Oex zurück, um von dort aus zunächst das Thal Etivaz zu besuchen. Dieses Thal, auch Lessi genannt, bildet einen Theil der Burggemeinde Chateau d'Oex, und steigt von diesem Orte aus in südlicher Richtung zu dem Alpenkamm empor, an dem zwischen Arvenhorn und Tete de Moine der Thalbach, die Tourneresse, entspringt. Es ist ein enges, rauhes Thal, das tief zwischen hohen Bergen liegt und treffliche, mit vielen Häusern bedeckte Alpen, auf denen Vieh in großer Zahl weidet, besitzt. Durch die Schlucht le Pissot, in der die Tourneresse rauschend in einen Abgrund stürzt, mündet es in das Saanethal; durch den Col de Jablot steht es mit dem Scherzisthälchen und dem oberen bernischen Theil des Saanenlandes, durch die Alp Corjeon und les Mosses mit dem obern Ormonds in Verbindung. Im Winter ist oft jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen; seine 200 Bewohner sind deutscher Abkunft, und bilden ein einfaches, derbes Hirtenvölkchen. Von Chateau d'Oex gelangen wir in das Thal, indem wir zuerst die Saane überschreiten, dann über den Weiler Chabloz auf Bergwiesen und in hübschem Wald ansteigen und darauf in das Thalgelände hinuntergehen, in welchem wir bei den Sägemühlen le Devant die Tourneresse überschreiten. Von hier führt uns der Weg auf der rechten Seite des Bachs bald nach Etivaz, wo sich in 3250 Fuß Meereshöhe ein kleines Bad befindet. Seit 1728 benutzt, ist es jetzt ziemlich vernachlässigt, besitzt aber ein eiskaltes Schwefelwasser, das stark purgirt und gegen rheumatische Leiden, Hautkrankheiten u. s. w. sehr wirksam sein soll. Angenehm ist der Aufenthalt in Etivaz nicht; denn Abends ist es kühl und feucht, Mittags aber sehr heiß und selten zeigt sich ein angenehmer Luftzug. Gehen wir von hier das Thal weiter aufwärts, so erreichen wir einen Punkt, wo sich ein hübscher Blick auf das Gelände und die Höhen zeigt, und kommen bald nachher auf die Paßhöhe, über welche der Bergpfad ins Ormonds-Thal geht.

Ein anderes, nicht uninteressantes Thal ist das des Hongrin, das wir von Montbovon aus besuchen. Nachdem wir diesen Ort verlassen, steigen wir erst allmählig an, gehen dann aber wieder abwärts zum Bach, den wir überschreiten, und gelangen in kurzer Zeit nach Allières, wo der Hongrin sich theilweise in einer finstern Felsenspalte verliert. Der Ort liegt bereits fast 4000 Fuß hoch und be-

sitzt eine Brücke in malerischer Lage. Hier zweigt sich der Pfad über den Col de Jaman nach Montreux ab, etwas mehr thalaufwärts der Weg über den Col de Chaude nach Villeneuve und noch höher der Bergsteig am Pierre du Mouellé vorbei nach dem Ormondsthal. Der kleine Hongrin entspringt an der Tour de Mayen und am Famelon, der große dagegen hoch oben an dem Alpengrat aus dem lieblichen Alpsee von Loison, von dem er brausend und schäumend in ein freundliches malerisches Thal Kataracte bildend stürzt. —

Wenden wir uns jetzt zu der westlichen Hälfte des Kantons, dem Haupttheil der Waadt, welcher den östlichen an Ausdehnung, an Zahl der Städte und Dörfer, an Bevölkerung, an Reichthum, nur nicht an Schönheit und Großartigkeit übertrifft. Und wenden wir uns in der westlichen Hälfte wiederum dem nördlichsten Landstrich, jener Enclave von Avenches zu, welche vom Kanton Freiburg vollständig eingeschlossen, von den Wellen der Seen von Murten und Neuenburg bespült wird.

Nachdem die Straße von Bern nach Lausanne über die Bibernbrücke in den Kanton Freiburg eingetreten ist und Murten berührt hat, gelangt sie in die waadtländische Enclave von Avenches bei dem Dorfe Faoug (deutsch Pfauen), das unweit vom Murtener See auf einem kleinen Hügel liegt. Hier fand, als die Regierung der helvetischen Republik ihren Sitz von Bern nach Lausanne verlegte, im Jahr 1802 ein Gefecht zwischen den helvetischen Truppen und den Insurgenten unter General Bachmann statt. Von Faoug ist in einer Stunde etwa Avenches erreicht. Das Städtchen ist der Hauptort des Districts Avenches, welcher von etwa 5000 Seelen bewohnt wird und in mehreren Theilen schönen ergiebigen Kornboden, zwischen den Seen vortreffliche Weinberge, an den Ufern der Broye und Glane aber Sumpfland besitzt. Das Städtchen liegt auf einem Hügel in sehr schönen fruchtbaren Umgebungen und zählt etwa 1600 Einwohner, hat auch ein altes Schloß, das ein Graf Vivilo im Jahr 605 erbaut haben soll und welches der bernische Landvogt bis 1798 bewohnte. Später diente es zu verschiedenen Zwecken, zu einer Irrenanstalt, einem Handels-Institut u. s. w. Auch die Kirche ist aus früher Zeit. Was indeß Avenches besonders interessant macht, sind seine Vergangenheit und die zahlreichen Reste derselben. Wahrscheinlich ist die hiesige Ansiedlung eine uralte, welche schon in keltischer Zeit, lange bevor die Römer in die Schweiz kamen, von hoher Bedeutung war. Es saßen damals in der Gegend die Tiguriner. Schon zu Cäsar's Zeit galt Aventicum als die helvetische Hauptstadt und Tacitus nennt sie Capus gentis. Vespasian verlebte hier seine

Jugendzeit und pflegte die Stadt später mit Liebe; ihre höchste Blüthezeit war aber unter seinem Sohn Titus. Damals erhielt sie als flavische Colonie, in der viele Römer wohnten und römisches Leben vorwaltete, den Namen Colonia pia flavia constans emerita Helvetiorum und war so ausgedehnt, daß wohl 60,000 Menschen in ihr Platz fanden. Ihr Umkreis scheint voll 1¼ Schweizerstunden (20,000 Fuß) betragen zu haben und noch sind Ueberreste der vier Fuß dicken, 15 Fuß hohen Mauern vorhanden, an denen sich hier und da Ringe zeigen, welche, als noch der jetzt ½ Stunde entfernte Murtener See bis an sie heranreichte, zum Befestigen der Schiffe gedient haben sollen. Vielleicht waren aber diese Ringe wie viele andere an Mauern und Felsen nur Grenzzeichen. Bald nachher scheint die Stadt sehr verloren zu haben, wenigstens stammen alle wichtigeren Gebäude fast ausschließlich aus der Periode der Flavier. Schon 264 litt Aventicum bedeutend durch die Alemannen und wurde Anfangs des vierten Jahrhunderts (307) vollständig zerstört, so daß die ganze Gegend umher öde und menschenleer ward. Im Jahr 355 nur dürftig wieder aufgebaut, ging sie 447 durch den Hunnenkönig Attila, der mit seinen wilden Horden als Gottes Geißel aus dem Osten nach dem Westen und Süden Europa's vordrang, nochmals zu Grunde. Ein neuer Versuch des Wiederaufbau's wurde darauf erst 607 durch einen Grafen Wilhelm (Vivilo) aus Klein-Burgund gemacht, der das Schloß begründete und dem Ort den deutschen Namen Wiflisburg gab; aber schon 616 traf ihn im Streite Dieterich's und Theudebert's neues Kriegsunglück in solchem Maße, daß man die Gegend Uechtland (Oedland) ihrer Oede wegen nannte. In christlicher Zeit war dessenungeachtet Aventicum der Sitz eines Bischofs, bis Ende des sechsten Jahrhunderts die Verlegung dieses Sitzes nach Lausanne stattfand. Die jetzige Stadt verdankt ihren Ursprung Bischof Burkhard von Lausanne, der im Jahre 1076 sie unter Benutzung der vorhandenen Ruinen im südwestlichen Theile des alten Stadtgebiets aufbaute. Noch sind beträchtliche Reste des römischen Aventicum vorhanden, ein Amphitheater, Ueberbleibsel eines Aquäducts und von Bädern, ein wohlerhaltener Mauerthurm und mehrere Säulen, darunter einzelnstehend die korynthische 37 Fuß hohe Säule eines Apollotempels. Auf ihr nistete viele Jahre hindurch ungestört ein Storchenpaar, weßhalb sie bei den Einwohnern nur unter dem Namen le Cigognier bekannt ist. Außerdem sind Wasserleitungs-Röhren von Asphalt, Säulenbruchstücke und Kapitäler, Mosaik-Fußböden, Inschriften, Götterbilder und Gegenstände des Hausgebrauchs in großer Menge aufgefunden und ausgegraben worden, welche nicht nur von dem Reichthum, dem Geschmack und der Prachtliebe der Einwohner Zeugniß ablegen, sondern auch zum Theil wirkliche Kunstwerke sind. Eine Anzahl Inschriften sind der Stadtgöttin, der Dea Aventia geweiht; die meisten dieser Momente stammen aus Titus Zeit. Von den kleineren Alterthümern befinden sich viele in den Museen zu Bern, Lausanne, Genf; jetzt ist aber auch

zu Avenches selbst in der Nähe des Amphitheaters ein Museum, in dem Inschriften, Mosaiken und allerlei Geräthschaften aufbewahrt werden. Das merkwürdigste Stück ist vielleicht eine kleine Bronze, die anmuthige und interessante, mit Götterbildern, Eidechsen, Schlangen und Pinienzapfen gezierte Votivhand von Aventicum, welche Dr. Meyer-Ochsner im eilften Band der werthvollen Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich abgebildet und beschrieben hat. In dem alten Siegel der Stadt ist ein Römerkopf, angeblich der des Vespasian, das an die Römerzeit mahnende Siegelbild.

Von den übrigen Ortschaften des Districts Avenches seien nur noch zwei reizend gelegene erwähnt; Dorf Cotteret unweit vom Murtener See und der Kreisort Cudrefin, am Bord des Neuenburger See Neuenburg gegenüber und an der Straße, welche von Neuenburg nach Freiburg führt. Cudrefin wurde 1475 im Burgunderkriege mit Sturm genommen, wobei sein Schloß zerstört ward.

Verfolgen wir die Bern-Lausanner Straße von Avenches weiter südwärts, so gelangen wir an der Broye aufwärts durch freiburgisches Gebiet wieder in den Kanton Waadt und stoßen zuerst auf Dorf Corcelles, dann auf das alte Peterlingen (Payerne) an der Broye, über welche hier eine Brücke führt. Auf der letzteren ist eine römische Inschrift, welche dem Jupiter Opimus, dem Genius des Orts und der Fortuna gewidmet ist. Der District von Payerne ist die Kornkammer des Kantons; Hügelketten und Waldungen begrenzen seine Ebene, welche von der Broye durchströmt wird. Wann die Stadt begründet wurde ist unbekannt; die Sage setzt hierher eine römische Stadt Paterniacum, welche zerstört, aber von Bischof Marius von Lausanne wieder erbaut und 595 mit einer Kirche versehen worden sein soll. Später hielten sich die burgundischen Könige hier oft auf und die bekannte fromme und mildthätige Königin Bertha von Burgund, welche Klöster und Kirchen zu Dutzenden errichtet haben soll, gründete hier 961 eine Benedictiner-Abtei, zu deren Bau Trümmer des alten Aventicum verwendet wurden. Als nach der Reformation das Kloster aufgehoben wurde, bestimmte man es zum Sitz des Landvogts und die Kirche zum Korn- und Kaufhaus; später dienten die Gebäude einer Erziehungsanstalt. Im Jahre 1283 ward die Stadt durch Rudolph von Habsburg, 1373 durch die Walliser belagert; sie genoß unter der Herrschaft der Savoyer Grafen große Vorrechte und stand mit Bern und Freiburg in Burgrecht. Alt und klein, besitzt sie eine Ringmauer und viele sechs- und achtseitige Thürme, von denen derjenige der Königin Bertha der größte ist. Von dieser Königin, der berühmten heiligen Spinnerin von Burgund, gibt es im Ort viele Sagen, vielleicht weil die Zeit Bertha's als die goldene Zeit des Landes betrachtet wird. Man zeigt als ihr einst gehörig einen alten Sattel, ein schwerfälliges aus Holz und Eisen gefertigtes Ding, mit einem Loch für den Spinnrocken, welchen die Fürstin auf ihren Ritten durch das Land stets bei sich führte, um

stets spinnen und das Spinnen lehren zu können. Daß der Sattel nicht aus so alter Zeit stammt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Sowohl Bertha als ihr Gatte König Rudolph II. von Burgund wurden zu Peterlingen bestattet. Als man nun im Jahr 1817 im Gewölbe des St. Michaelsthurm's, der zur Abteikirche gehörte, ein weibliches Scelett auffand, hielt man es für das der Königin und setzte es am 15. August 1818 in der Stadtkirche bei, indem man auf einer schwarzen Tafel auf dem marmornen Sarkophag die Thaten der angebeteten Königin, welche Kirchen gründete, Kastelle erbaute, Wege bahnte, Aecker cultivirte und die Armen nährte und in der Arbeit belehrte, hochpries. Auch der Speculation mußte noch in diesem Jahrhundert Bertha dienen; ein Kirchendiener verkaufte lange Zeit fortwährend den letzten Zahn, den er in einem Kiefer des Scelettes gefunden haben wollte. Zu Peterlingen wurde auch der russische General Jomini, der bekannte Militairschriftsteller, geboren.

Die übrigen Orte des Districts von Payerne bieten nichts Interessantes; wir verfolgen deshalb die Straße nach Lausanne weiter südwärts und kommen über Marnard, wo ein kleines Schloß steht, und Henniez mit einer unbedeutenden schwefelhaltigen Badequelle nach dem alten Curtilles, in dem sich die Ruine einer Burg des zwölften Jahrhunderts befindet. Hier überschreitet die Straße die Broye und gelangt bald nach Lucens (deutsch Losingen), einem uralten Flecken, in welchem Bischof Landry von Lausanne 1165 auf einem Felsen ein Schloß zum Sommeraufenthalt baute, das indeß schwerlich einen freundlichen Anblick gewährte; denn das Wohnzimmer der Bischöfe im alten grauen mit Epheu bekleideten Thurm glich eher einem Gefängniß, als der Wohnung eines geistlichen Fürsten. Von hier zieht sich die Straße am westlichen linken Ufer der Broye in südlicher Richtung aufwärts, um nach einer Stunde etwa Moudon (deutsch Milden), ein kleines, in anmuthigem Thalgrund an der Mündung der Mérine in die Broye gelegenes Städtchen zu erreichen. Der Ort ist eine römische Ansiedelung, von der noch römische Alterthümer und Inschriften sprechen, und hieß Miennidunum; wahrscheinlich war es nur von geringerer Bedeutung. Zwei der Inschriften sind noch vorhanden. Gegenwärtig besteht die Stadt aus drei Theilen, der niederen Stadt, welche Berchtold von Zähringen gegründet haben soll, le Maubourget und der finstern oberen Stadt oder der Burg, dem ältesten schon von Pipin dem Kleinen als Veste erbauten Viertel, das zweimal von Zähringer Herzogen hergestellt wurde. In Maubourget liegen das alte Schloß, der Stäffis und das Krankenhaus; in der niederen Stadt dagegen steht die in gothischem Styl erbaute, geschmackvoll restaurirte St. Stephans-Kirche, das alte und das neue Stadthaus und das Gymnasium. Eine steinerne Brücke über die in felsigem Bett strömende Broye verbindet Maubourget mit der Burg, welche von den Schlössern Rochefort und Carouge überragt wird. Ein Spaziergang zieht sich am Strom hin. Im Jahre 1260 nahm Peter



GRANSON.

(Vaud)

stets spinnen und den Spinnrocken tragen zu können. Daß der Sattel nicht aus so alter Zeit stammt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Sowohl Bertha als ihr Gatte König Rudolph II. von Burgund wurden zu Peterlingen bestattet. Als man nun im Jahr 1817 im Gewölbe des St. Michaelsthurm's, der zur Abteikirche gehörte, ein weibliches Skelet entdeckte, hielt man es für das der Königin und setzte es am 15. August 1818 in der Stadtkirche bei, indem man auf einer schwarzen Tafel auf dem marmornen Sarkophag die Thaten der angebeteten Königin, welche Kirchen gründete, Schlösser erbaute, Wege bahnte, Aecker cultivirte und die Armen nährte und in der Arbeit belehrte, hochpries. Auch der Speculation mußte noch in diesem Jahrhundert Bertha dienen; ein Kirchendiener verkaufte lange Zeit fortwährend den letzten Zahn, den er in einem Kiefer des Skeletts gefunden haben wollte. In Peterlingen wurde auch der russische General Jomini, der bekannte Militairschriftsteller, geboren.

Die übrigen Orte des Districts von Payerne bieten nichts Interessantes; wir verfolgen deshalb die Straße nach Lausanne weiter südwärts und kommen über Marnand, wo ein schönes Schloß steht, und Henniez mit einer unbedeutenden schwefelhaltigen Badeanstalt nach dem alten Curtilles, in dem sich die Ruine einer Burg des zwölften Jahrhunderts befindet. Hier überschreitet die Straße die Broye und gelangt bald nach Lucens (deutsch Lobsingen), einem uralten Flecken, in welchem Bischof Landrich von Lausanne 1150 auf einem Felsen ein Schloß zum Sommeraufenthalt baute, das jedoch schwerlich einen freundlichen Anblick gewährte; denn das Schlafzimmer der Bischöfe im alten grauen mit Epheu bekleideten Thurm glich eher einem Gefängniß, als der Wohnung eines geistlichen Fürsten. Von hier zieht sich die Straße am westlichen hohen Ufer der Broye in südlicher Richtung aufwärts, um nach einer Stunde etwa Moudon (deutsch Milden), ein kleines, in anmuthigem Thalgrund an der Mündung der Mérine in die Broye gelegenes Städtchen zu erreichen. Der Ort ist eine römische Ansiedelung, von der noch römische Alterthümer und Inschriften sprechen, und hieß Minnodunum; wahrscheinlich war es nur von geringer Bedeutung. Zwei der Inschriften sind noch vorhanden. Gegenwärtig besteht die Stadt aus drei Theilen, der niederen Stadt, welche Berchtold von Zähringen gegründet haben soll, le Mauborget und der finstern oberen Stadt oder der Burg, dem ältesten schon von Pipin dem Kleinen als Veste erbauten Viertel, das zweimal von Zähringer Herzogen hergestellt wurde. In Mauborget liegen das alte Schloß, der Stäffis und das Krankenhaus; in der niederen Stadt dagegen steht die in gothischem Styl erbaute, geschmackvoll restaurirte St. Stephans-Kirche, das alte und das neue Stadthaus und das Gymnasium. Eine steinerne Brücke über die in felsigem Bett strömende Broye verbindet Mauborget mit der Burg, welche von den Schlössern Rochefort und Carouge überragt wird. Ein Spaziergang zieht sich am Strom hin. Im Jahre 1260 nahm Peter



C. Koehler delt. G.M.Kurz sculpt.

GRANSON.

(Waadt)

von Savoyen Moudon ein, von wo ab es als eine der „vier guten Städte der Waadt" erachtet ward und oft als Versammlungsort des Landtages diente. Die Eidgenossen eroberten es wiederholt in den Jahren 1406, 1475 und 1536.

Von Moudon zieht die Straße weiter südwärts, indem sie zuerst die Broye überschreitet und Bressonaz berührt, dann Carouge erreicht, wo die Straße von Freiburg über Romond nach Lausanne sich mit der von Bern nach Lausanne verbindet. Hier wie in dem in wilder Umgebung belegenen Mezières, durch welches eine Straße nach Vevay geht, wurden römische Alterthümer gefunden. Der nächste Ort ist Montpreveyres (verunstaltet aus Mons presbyterii); hier stand einst eine mit einem Gasthause für Pilger verbundene Probstei, welche zum berühmten Kloster auf dem großen St. Bernhard gehörte und von demselben abhängig war. Von hier steigt die Straße aufwärts, um den Jorat (deutsch Jurten) zu überschreiten. Seine Höhe erreichen wir bei dem großen Wirthshaus Châlet à Gobet, bei dem sich eine prächtige Aussicht auf den Genfer See bietet. Hier in der Nähe standen auch die „Chênes des Juges," die Eichen des Gerichts, unter deren Laubdach noch im 15. Jahrhundert die Volksgerichte abgehalten wurden. Steil sinkt nun die Straße ab und in 1½ Stunde trifft sie über Croisettes und Vennes in der Hauptstadt des Kantons, in Lausanne ein.

Neben der Bahn von Bern über Freiburg nach Lausanne wird Lausanne auch von einer andern Eisenbahn berührt, welche von Biel über Neuenburg und Yverdon nach Genf zieht. Theilweise streicht diese Bahn dicht neben der großen Landstraße hin, welche von Neuenburg nach Lausanne geht; theils lenkt sie sich von ihr ab, indem sie nach Westen hin einen Bogen macht. Wenden wir uns jetzt beiden Heerstraßen zu.

Nachdem wir Neuenburg (Neuchâtel) verlassen und Colombier, Boudry, Bevaix und Aubin berührt, überschreiten wir bei Dorf und Schloß Vauxmarcus die Grenze der Waadt und gelangen nach Concise am Neuenburger See, in welchem sich hier einst ausgedehnte und wichtige Pfahlbauten der Bronze-Zeit gefunden haben. In der Nähe sind Brüche von gelbem Marmor. Die Umgegend nach Nord, West und Süd hin ist das Feld der Schlacht von Grandson, deren hitzigste Kämpfe südlich von Concise in der Nähe von Grandson selbst stattfanden. Nachdem Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Lothringen erobert und gegen den Vertrag die schweizerische Besatzung von Biel hatte hängen lassen, rückte er im Januar 1476 von Besançon ab, um die Eidgenossen anzugreifen und namentlich die Berner wegen ihrer Feindschaft gegen ihn ernstlich zu bestrafen. Diese hielten bereits

Neuenburg, den neuenburgischen Thurm les Bayards unweit Verrieres und Montbelliard besetzt. Obwohl nun die Berner den Durchzug durch den Engpaß von Les Bayards mit Erfolg verwehrten, gelangte doch, freilich auf anderm Wege, das burgundische Heer über den Jura; es zog über Jougne das Thal der Orbe, abwärts und nahm durch Verrätherei Yverdon, dessen Besatzung nach Grandson sich durchschlug. Darauf ward von den Burgundern Grandson am 19. Februar belagert und endlich nach hartnäckiger Gegenwehr erobert; die an fünfhundert Mann starke Besatzung ergab sich und wurde, weil sie sich tapfer gewehrt, auf Karls Befehl, um bei den Schweizern Schrecken zu erregen, zum Theil an den Bäumen aufgehängt, zum Theil an Seilen befestigt im See ertränkt. Bern's dringende Mahnungen veranlaßten bald die Eidgenossen ihnen zu Hülfe zu eilen und so standen denn schon am 2. März 1476 bei Neuenburg 18000 Eidgenossen dem tapfern und kriegstüchtigen burgundischen Heer gegenüber, das, auf 60000 Mann geschätzt, von Grandson ab bis gegen Vauxmarcus hin zwischen dem See und dem Jura sich gelagert hatte. Die Hauptmacht der Burgunder stand bei Concise, eine feste Redoute lag etwas weiter nordwärts. Am 3. März begannen die Schwyzer und Thuner, ein sehr kleines, aber muthiges Häuflein, den Angriff, bald aber schlossen sich ihnen die Berner und Freiburger an; sie bedrängten die Vorhut der Burgunder bei Vauxmarcus, um den Herzog aus seiner Stellung herauszulocken. Als der Kampf aber am Heftigsten wüthete und die Schweizer trotz ihrer Tapferkeit stark bedrängt wurden, erklangen plötzlich von den Höhen der tiefe, weit hinschallende Ton des bekannten Stier von Uri und die Hörner von Luzern. Sofort ergriff Schrecken die Burgunder; ein Manoeuvre der burgundischen Reiterei, das wohlberechnet war, wurde irrthümlich von dem Fußvolk als Rückzug angesehen; sogleich setzte sich die ganze Armee rückwärts in Bewegung und nun folgte eine wilde Flucht, in der die Reiter die Fußtruppen massenhaft niederritten. Kräftig drückten die Eidgenossen nach, alle Bemühungen des Herzogs, seine Leute aufzuhalten und zum Widerstand zu bringen, blieben fruchtlos; er selbst wurde vom Strom mit fortgerissen. Mehr als 2 schweizerische Stunden weit ging die Verfolgung, dann mußte sie bei Einbruch der Nacht eingestellt werden, da die Schweizer Reiterei nicht besaßen. Nicht weniger als sechstausend Frauen, meist liederliche Dirnen, befanden sich im Heere des Herzogs und vermehrten die Verwirrung. Das Lager Karl's fiel in die Hände der Eidgenossen und lieferte eine fast unermeßliche Beute. In derselben sollen sich 420 Kanonen, 800 Hackenbüchsen, 600 Fahnen, 27 Hauptbanner, Tausende von Streitkolben, Morgensternen, Aexten und Spießen, 10000 Zugpferde, ein ungeheurer Kriegsvorrath, der Schmuck des Herzogs, die Kronjuwelen und viele andere Kostbarkeiten, damals bei dem hohen Geldwerth angeblich auf noch 30 Millionen Livres berechnet, und vieles Andere befunden haben. Unter den Juwelen wurden die drei größten, welche

jetzt im Besitz Frankreichs und des Papstes sind, und von sehr großem Werthe waren, für eine Kleinigkeit hingegeben. Das baare Geld fand sich in so großer Menge, daß von dieser Schlacht an sich ein bisher nicht gekannter Luxus in der Schweiz entwickelte; bei der Theilung soll es anfänglich nicht gezählt, sondern in Hüten zugemessen worden sein. Die Schweizer hatten übrigens diesen großen und vollständigen Sieg durch nur geringe Verluste erkauft. Unweit von Concise, bei Corcelles, stehen drei mächtige Granitblöcke säulenartig aufgerichtet; man nennt sie die Pyramiden und betrachtete sie früher als Siegeszeichen der Schweizer. Sie sind dies indeß nicht, sondern sogenannte Menhirs, Steindenkmäler der keltischen Zeit.

Ueber die Station Onens erreichen wir in kurzer Zeit von Concise aus Grandson, deutsch Gransee genannt, eine alte Stadt am Neuenburger See. Sie soll schon zur Zeit der Römer bestanden haben und in ihrem Hafen befindet sich ein Fels, der der Sage nach Neptun geweiht war. Im Mittelalter besaß sie eigene Barone, deren letzter, Otto von Grandson, im gerichtlichen Zweikampf fiel und im Münster zu Lausanne beigesetzt ist. Von ihnen erbte 1397 das Haus Chalons die Herrschaft und behielt sie, bis sie nach dem Burgunder Krieg an die Schweizer kam. Beachtenswerth sind das mit Epheu geschmückte und bethürmte, einst große und stolze Schloß der Herren von Grandson und die alte, einst zu einer Benedictiner Probstei gehörige Kirche, deren Säulenkapitäle mit Bildwerken der vorchristlichen Zeit angehören sollen. In neuerer Zeit ist Grandson nur gekannt wegen seiner Cigarrenfabriken, welche die in der französischen Schweiz mehr als billig gerauchten „Grandsons“ liefern.

Grandson liegt bereits nahe dem südlichen Ende des Neuenburger See, das wir, einer Pappelallee folgend, in einer halben Stunde in Yverdon erreichen. Das etwa fünftausend Seelen zählende Städtchen am Ausfluß der Orbe oder, wie man dort die Vereinigung der Orbe mit einigen andern Bächen nennt, der Thielle (Zihl) in den See, den die Franzosen Lac d'Yverdon nennen, ist eine uralte Ansiedlung, die von Kelten bewohnt war und als römischer Ort mit keltischem Namen Eburodunum hieß; noch finden sich verschiedene Reste der alten Stadt etwa 900 Meter vom See, der früher größer war und weiter in's Land hineinreichte, und noch am Anfang dieses Jahrhunderts sah man auf dem Kirchhof die vier Meter hohen Mauern des Castells und Ueberbleibsel runder und halbrunder Thürme.*) Schon zu römischer Zeit ging hier eine Hauptstraße von Süd nach Nord und Eburodunum war eine Hauptstation, die auf der sogenannten Peutinger'schen Tafel angegeben ist. Es scheint zu den Zeiten der Flavier bis zu Antonin hin vorzüglich geblüht zu haben. Als die Alemannen um die Mitte

*) Näheres über die Alterthümer von Yverdon in L. Rochat Recherches sur les Antiquités d'Yverdon in Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich Bd. XIV.

des dritten Jahrhunderts Aventicum verbrannten, litt auch Eburodunum, wurde aber wieder aufgebaut, um 407 nochmals zerstört zu werden. Sein späteres Schicksal ist nicht bekannt; nach und nach baute es sich aber wieder auf. Es ist jetzt ein freundliches Landstädtchen in hübscher Gegend, der nur die nahen Orbe-Sümpfe nicht zur Zierde gereichen. Sein mit 4 Thürmen geziertes Schloß wurde 1135 von Herzog Conrad von Zähringen erbaut und 1260 von Peter von Savoyen erweitert; in ihm bestand von 1805 bis 1825 das einst weitbekannte Erziehungs-Institut Pestalozzi's, der zwei Jahre nachdem er 1825 Yverdon verlassen zu Birr im Kanton Aargau starb. Hier in Yverdon bildeten sich Hunderte von Pädagogen aus, um Pestalozzi's Lehren und Grundsätze zu verbreiten und zur Geltung zu bringen. Von Gebäuden sind neben dem Schloß noch die Bibliothek und das Stadthaus, in welchem sich der in der Nähe gefundene Meilenstein aus der Zeit des Septimius Severus befindet, zu erwähnen. Im achtzehnten Jahrhundert bestand zu Yverdon eine Buchdruckerei, welche dem Neapolitaner de Felice gehörte und mit dem Druckorte London bezeichnet bedeutende Schriftwerke mehrerer Nationen, namentlich auch eine vermehrte und verbesserte Ausgabe der großen französischen Encyclopädie herausgab. Nahe bei der Stadt am Ende einer Allee ist eine schwefelhaltige Badequelle, in deren Nähe auch römische Alterthumsreste zu Tage kamen. Yverdon liegt recht anmuthig am See zwischen Thielle und Buron, bietet einen herrlichen Blick auf den See und freundlich einladende Spaziergänge und wetteifert so mit den schönsten Punkten an andern Schweizerseen, obwohl die Hochalpen fehlen. Auch ein reizender Höhenpunkt mit schöner Aussicht ist in der Nähe, der Juraberg Chasseron, auf dessen Gipfel man gelangt, wenn man auf der Straße nach Pontarlier und in's Val Travers nach St. Croix geht und dort nordwärts emporsteigt. Die Aussicht umfaßt die Kantone Neuenburg und Freiburg, den größten Theil der Waadt, den Neuenburger See, den Genfer See, die Juraberge und die ganze mächtige Alpenkette vom Montblanc bis zu den fernen Kuppen des Kanton Uri.

Wenn wir von Yverdon aus die Eisenbahn weiter südwärts benutzen, so gelangen wir bald in eine anfänglich sumpfige, dann wenigstens einförmige und flache Gegend, welche im Westen durch den Jura, in dem Mont Suchet, Dent de Vaulion und Mont tendre hervortreten, eingefaßt ist. Ependes ist ganz unbedeutend, Chavornay liegt dagegen anmuthig und besaß ein jetzt in Trümmer gefallenes Schloß, das der Burgunder König Rudolph I. im zehnten Jahrhundert anlegte und das von ihm und seinen Nachfolgern bewohnt ward, und Eclépens hatte einen Weinberg, der merkwürdiger Weise schon 814 in Urkunden als kaiserliches Gut erwähnt ward. Bei Cossonay tritt die Bahn in den Thalgrund der Vénoge, welche im Jura entspringt und durch den originellen Kanal Entreroches mit der Orbe verbunden ist. Cossonay war einst eine Stadt von Ansehen, hat



STE. CROIX.

(Canton de Vaud)

des dritten Jahrhunderts Aventicum verbrannten, litt auch Eburodunum, wurde aber wieder aufgebaut, um 407 nochmals zerstört zu werden. Sein späteres Schicksal ist nicht bekannt; nach und nach baute es sich aber wieder auf. Es ist jetzt ein freundliches Landstädtchen in hübscher Gegend, der nur die nahen Orbe-Sümpfe nicht zur Zierde gereichen. Sein mit 4 Thürmen geziertes Schloß wurde 1135 von Herzog Conrad von Zähringen erbaut und 1260 von Peter von Savoyen erweitert; in ihm bestand von 1805 bis 1825 das einst weitbekannte Erziehungs-Institut Pestalozzi's, der zwei Jahre, nachdem er 1825 Yverdon verlassen, zu Birr im Kanton Aargau starb. Hier in Yverdon bildeten sich Hunderte von Pädagogen aus, um Pestalozzi's Lehren und Grundsätze zu verbreiten und zur Geltung zu bringen. Von Gebäuden sind neben dem Schloß noch die Bibliothek und das Stadthaus, in welchem sich der in der Nähe gefundene Meilenstein aus der Zeit des Septimius Severus befindet, zu erwähnen. Im achtzehnten Jahrhundert bestand zu Yverdon eine Buchdruckerei, welche dem Neapolitaner de Felice gehörte und mit dem Druckorte London bezeichnet bedeutende Schriftwerke mehrerer Nationen, namentlich auch eine vermehrte und verbesserte Ausgabe der großen französischen Encyclopädie herausgab. Nahe bei der Stadt am Ende einer Allee ist eine schwefelhaltige Badequelle, in deren Nähe auch römische Alterthumsreste zu Tage kamen. Yverdon liegt recht anmuthig am See zwischen Thielle und Buron, bietet einen herrlichen Blick auf den See und freundlich einladende Spaziergänge und wetteifert so mit den schönsten Punkten an andern Schweizerseen, obwohl die Hochalpen fehlen. Auch ein reizender Höhenpunkt mit schöner Aussicht ist in der Nähe, der Juraberg Chasseron, auf dessen Gipfel man gelangt, wenn man auf der Straße nach Pontarlier und in's Val Travers nach St. Croix geht und dort nordwärts emporsteigt. Die Aussicht umfaßt die Kantone Neuenburg und Freiburg, den größten Theil der Waadt, den Neuenburger See, den Genfer See, die Juraberge und die ganze mächtige Alpenkette vom Montblanc bis zu den fernen Kuppen des Kanton Uri.

Wenn wir von Yverdon aus die Eisenbahn weiter südwärts benutzen, so gelangen wir bald in eine anfänglich sumpfige, dann wenigstens einförmige und flache Gegend, welche im Westen durch den Jura, in dem Mont Suchet, Dent de Vaulion und Mont tendre hervortreten, eingefaßt ist. Ependes ist ganz unbedeutend, Chavornay liegt dagegen anmuthig und besaß ein jetzt in Trümmer gefallenes Schloß, das der Burgunder König Rudolph I. im zehnten Jahrhundert anlegte und das von ihm und seinen Nachfolgern bewohnt ward, und Eclépens hatte einen Weinberg, der merkwürdiger Weise schon 814 in Urkunden als kaiserliches Gut erwähnt ward. Bei Cossonay tritt die Bahn in den Thalgrund der Vénoge, welche im Jura entspringt und durch den originellen Kanal Entreroches mit der Orbe verbunden ist. Cossonay war einst eine Stadt von Ansehen, hat



L. Rohbock del.t — J. Umbach sculp.t

S.te CROIX.

(Canton de Vaud)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

aber jetzt wenig Bedeutung; und ihre Freiherren-Familie, aus der zwei Bischöfe von Lausanne hervorgingen, ist längst ausgestorben. Am Ausgange des Thals lassen sich die Berge des Chablais erblicken. Die nächste Station ist das Dorf Bussigny, wo die Bahn links ab nach Lausanne geht, während der rechte Arm sich nach Morges und von dort nach Genf wendet.

Nicht viel schöner ist der District, durch welchen die Landstraße von Yverdon nach Lausanne führt. Durch hügeliges Gelände, in dem sich hier und da Aussichten auf den Neuenburger See bieten, gelangt die Chaussee nach Essertines mit seiner auf einem Hügel in Trümmern liegenden Ritterburg, dem Kreisort Vuarens und nach dem Kreisort und Flecken Echallens am Talent. Der Ort ward 1351 durch Gerard von Montfaucon, Herrn von Orbe gegründet und ist von Katholiken und Reformirten bewohnt. Damit das Verhältniß zwischen den Angehörigen beider Confessionen stets gewahrt bleibe, ließ man bei der Aufnahme neuer Bürger abwechselnd einen Katholiken und einen Reformirten zu. Als nun Voltaire, so erzählt man, das Bürgerrecht in einem Orte der Waadt erwerben wollte, wandte er sich an die Gemeinde zu Echallens, wurde aber abgewiesen. Es war nämlich zwar gerade ein Katholik aufzunehmen, aber die katholischen Bürger erklärten, Voltaire sei ein so schlechter Christ, daß sie ihn nicht als Katholiken betrachten könnten, sondern ebenso gut auf ihr Recht verzichten dürften. Im Schloß befand sich früher eine Bildungs-Anstalt für Diakonissinnen, protestantische barmherzige Schwestern. Dann folgen Assent und Dorf Cheseaux, bei dem römische Alterthümer, Münzen, Mosaiken und 1838 auch 71 keltische Grabstätten ausgegraben wurden. Eine halbe Stunde später bietet sich eine prachtvolle Aussicht auf die Alpen von Savoyen und den Genfer See, dem wir uns schnell nähern, um wiederum in Lausanne einzutreffen.

Bevor wir von Lausanne aus die freundlichen und wohlhabenden Ortschaften am Bord des Genfer See's besuchen, wenden wir uns noch einmal nach Yverdon zurück, um von dieser Stadt aus nach Westen zu gehen. Durch hügeliges Gelände leitet eine gute Fahrstraße über Suscevaz, wo interessante Versteinerungen gefunden worden sind, und Mathod, wo man wie bei dem nahen Valeyres römische Alterthümer und Münzen entdeckt hat, durch eine wenig interessante Gegend nach Orbe. Seitwärts von der Straße, unweit von Suscevaz liegt das malerische Schloß Champvent, eine jener Vesten, welche Bertha von Burgund gegründet haben soll. Es gehörte lange Zeit der angesehenen Familie Champvent und soll der Geburtsort der Gabrielle de Vergy, deren Familie es

einst besaß, gewesen sein. Im Burgunderkriege zerstört, wurde es später wieder aufgebaut. Die ganze Gegend war einst von den Römern dicht bewohnt und eine römische Straße führte von Nyon über Orbe nach Yverdon. Orbe selbst ist ein alter Ort. Malerisch liegt das Städtchen auf einem Hügel an der Orbe, über welche zwei steinerne Brücken, eine alte und eine neue schöne von 300 Fuß Länge und nicht weniger als 94 Fuß Höhe mit einem Bogen, führen. Die Pfarrkirche gewährt einen sehr alterthümlichen Anblick; sie soll im siebenten Jahrhundert gegründet worden sein. Von dem Schloß, das Bertha von Burgund erbaut haben soll, stehen nur noch zwei Thürme, aber der Schloßplatz, welcher von hohen Linden beschattet wird, gewährt eine reizende Aussicht, die schöner noch sich auf den Höhen bei Montchérand bietet. Stromaufwärts macht die Orbe einen hübschen Fall und am rechten Ufer des Stroms geht ein Asphalt-Lager zu Tage. Orbe (Urba oder Urbigenum), ein Sitz des keltischen Volks, soll der Hauptort des Gau (Pagus) der Urbigener gewesen sein. Später ließen sich in der Stadt Römer nieder und Reste von römischen Gebäuden, sowie Münzen und Geräthschaften finden sich häufig, namentlich bei dem Gute Bosceaz in der Nähe der Stadt. Bei Chavornay wurde ein dem Septimius Severus gewidmeter Meilenstein gefunden, der jetzt im Museum zu Lausanne ist. Im Mittelalter war Orbe von großer Bedeutung und namentlich Hauptstadt von Klein-Burgund. Hierher flüchtete sich die berüchtigte Königin Brunhild, König Siegberts von Austrasien Gemahlin, und hier wurde sie, achtzig Jahre alt, im Jahr 613 von den burgundischen Großen gefangen und an ihren Todfeind, König Chlotar II. von Austrasien, ausgeliefert, der sie nach Worms schleppte und dort, nachdem er sie drei Tage gefoltert und dann auf einem Kameel gefesselt dem ganzen Heer zur Schau vorgeführt hatte, an einen Pferdeschweif gebunden von dem losgelassenen Thier grausam zu Tode schleifen ließ. In Orbe veranstaltete Karl der Dicke glänzende ritterliche Feste; hier verständigten sich 856 Ludwig, Lothar und Karl, Karls des Großen Enkel, über die Theilung des gewaltigen Reiches und hier fanden 879 wiederum Fürstenzusammenkünfte statt. Später sank die Stadt, aber noch immer galt sie als einer der wichtigsten Orte des Waadtlandes und besaß neben mehreren Klöstern nicht weniger als sieben Kirchen. Schwer litt sie im Burgunderkriege, nach dessen Ende sie unter die Herrschaft von Bern und Freiburg kam, der sie bis 1798 untergeben blieb. Orbe ist der Geburtsort mehrerer einst angesehenen und selbst berühmten Männer, des Kardinals du Perron, des Reformators Viret, des Mineralogen Bertrand und des Arztes Venel. Jetzt hat es kaum 2000 Einwohner.

Zwei Straßen führen von Orbe in der Richtung auf die französische Grenze in den Jura und von dort südwärts nach dem Lac de Joux, die erste über Romainmotier, die zweite über Vallorbe. Beide sind interessant und besuchens-

werth. Schlagen wir zunächst den Weg über Romainmotier ein. Durch offenes Gelände, das aber hübsche Aussichten und Blicke auf das Gebirge bietet, zieht sich die Fahrstraße über Boflans und St. Croix nach Romainmotier, einem wohlhabenden Flecken, der sich industriell zu bethätigen strebt und mehrere Fabriken, Ziegelbrennereien, Töpfereien u. s. w. besitzt. Die Sage läßt den Ort aus einer Einsiedelei entstehen, welche die beiden heiligen Brüder Romanus und Lupicinus hier gründeten und gemeinsam bewohnten, bis der finstere Lupicinus sich von seinem Bruder, der ihm nicht streng genug gegen die Welt schien, trennte und nach Lasarraz zog. Noch Anfangs dieses Jahres zeigte man zu Romainmotier den Kessel, in welchem Lupicinus seine Speise bereitete; in denselben warf er bunt durcheinander Fleisch, Fisch, Gemüse, Obst u. s. w. Da man alles esse, sagte er, brauche man bei der Bereitung nichts zu trennen und aus einander zu halten. Später entstand auf der Stelle der Zelle ein Kloster, welches 753 Papst Stephan II., als er sich zu Pipin begab, besuchte und in eine Abtei verwandelte, die später Karl der Große mit bedeutenden Gerechtsamen versah. Im Jahr 888 vergab König Rudolf I. von Burgund die Abtei an seine Schwester Adelheid, Gemahlin des Markgrafen Richard von Burgund, welcher sie an den Abt zu Cluny schenkte. Schon jetzt erwarb sie große Besitzthümer in der Nähe und Ferne, die sich noch durch Vermächtnisse und Donationen des benachbarten Adels vermehrten, als der Brauch aufkam, daß die Conventualen fast ausschließlich Adelige sein mußten. Margarethe von Oesterreich, Tochter Maximilian's I., welche vorher dem Dauphin von Frankreich, nachherigen König Karl VIII. von Frankreich, darauf dem Infanten Don Juan von Spanien vermählt war, wurde hier zum dritten Male und zwar mit Philipp von Savoyen getraut. Von dieser Prinzessin, welche später die bekannte Regentin der Niederlande ward, erzählt man, daß sie während eines großen Sturms auf der Seereise nach Spanien kaltblütig genug sich ihre Grabschrift dichtete. Dieselbe lautete:

Cigit Margot la gentil Demoiselle,
Qu'a deux Maris et encore est Pucelle.

(Hier liegt Margarethe, das edle Fräulein, das zwei Gatten hat, aber noch Jungfrau ist.) Die Mönche im Kloster Romainmotier scheinen nicht schlecht gelebt zu haben; jeder derselben erhielt nach einer alten Vorschrift bei Tisch 1½ Maaß (2 Flaschen) Wein, ein Weizenbrod von 4 und ein aus Roggen und Gerste gebackenes Brod von 4½ Pfund. War ein Mönch krank, so mußte ihm außer der gewöhnlichen Portion noch ein Weizenbrod gereicht werden; ließ er sich zur Ader, so erhielt er eine Zulage von 1½ Maaß Wein. In Folge der Reformation wurde die einst hochangesehene Benedictiner-Abtei im Jahre 1536 aufgehoben und beseitigt; aus ihren Besitzungen und Ländereien aber entstand eine Landvogtei Berns. Leider wurde nun auch die gothische Kirche, deren Gewölbe

hohe Säulen tragen, weniger sorgfältig erhalten, so daß sie mehr und mehr litt. In der Umgegend finden sich häufig Versteinerungen und der Nozon, an welchem Romainmotier liegt, ist fischreich und liefert vortreffliche Forellen.

Zu Romainmotier erzählt man eine Volkssage, die wohl eingeschoben werden darf. Sie lautet: In der Nähe des Ortes lag einst ein nicht unbedeutendes Dorf; das hieß Lauffrey und ging vor vielen hundert Jahren durch ein Strafgericht Gottes unter. Es soll nämlich zerstört worden sein, weil die Einwohner sämmtlich Zauberei trieben und ihren Nachbarn so vielen Schaden, als sie nur vermochten, zufügten. Noch führt die Gegend, wo die untergegangene Gemeinde einst lag, den Namen Lauffrey und man pflegte dort nach großen Schätzen zu suchen, welche von den Hexen und ihren Ehemännern zusammengerafft und verscharrt worden sein sollen. Einmal hatte man einen Theil derselben fast erlangt. Als man nämlich unter den gehörigen Ceremonien eine tiefe Grube gemacht hatte, entdeckte man einen großen Koffer und einen bis an den Rand mit Gold gefüllten Topf; eben hatte man beides herausgehoben, als einer der Arbeiter rief: „Gott sei gelobt! wir haben ihn heraus!“*) Er hatte vergessen, daß man bei einem solchen Werk, wenn es gelingen soll, den Namen Gottes nicht aussprechen darf. Sogleich versanken Koffer und Topf in die Erde und man konnte sie bisher noch nicht wieder auffinden. Außer dem Gold befindet sich zu Lauffrey noch ein Schatz anderer Art im Boden, nämlich ein ungeheures Faß Wein, welches dort so lange schon liegt, daß das Holz bereits ganz verwest ist; der Weinstein aber, welcher sich im Lauf der Jahrhunderte auf den Stäben niedergeschlagen hat, bildet eine so dicke und feste Rinde, daß der Wein nicht auslaufen kann. Leider hat man aber bisher, so oft man auch schon eifrig nach dem Faß gesucht hat, die Stelle, wo das köstliche Getränk begraben liegt, nicht auffinden können.

Von Romainmotier aus wendet sich die Straße westwärts den Quellen des Nozon entgegen, zieht zwischen den Höhen der Lionne und des Recorbet durch und erreicht nach 1¼ Stunde Dorf Vaulion. Es liegt in wohl angebautem Gelände am Fuß der Dent de Vaulion, deren Felsenwände zum Theil das Thal umschließen. Das Haupterzeugniß des Orts sind Schuhe, mit welchen die Märkte aller benachbarten Orte versorgt werden. Ein bequemer Weg führt auf die Dent de Vaulion, welche, gegen das Jourthal steil abstürzend, gegen das Thal von Vallorbe sich so sanft abdacht, daß man mit Wagen auf die Höhe zu gelangen vermag. Der Gipfel hat 4580 Fuß Meereshöhe und bietet einen herrlichen Ueberblick auf das Waadtland, Theile von Neuenburg und Freiburg, den Genfer See, die Juraberge, die Alpen am Titlis, in Bern, Waadt, Wallis und

*) Diu sai béni, lo vaitze frou! (Dieu soit béni, le voici dehors!)

Savoyen und auf Theile Frankreichs bis zu den Felsen der Dauphiné. Besonders schön stellt sich von hier der Montblanc dar und die beste Beleuchtung des Panorama findet Mittags und Abends statt. Von allen Jurabergen in der Nähe kann sich der Dent de Vaulois nur die Dôle an die Seite stellen, ja auch diese steht gegen die Dent in Bezug auf den Blick gegen Nord noch zurück. Von Vaulion wendet sich die Straße südwärts und erreicht in etwas mehr als einer Stunde das Dörfchen Pont, das reizend zwischen dem Lac de Joux und dem Lac Brenet unweit vom Fuß des Mont Tendre liegt.

Zu Pont trifft auch die Fahrstraße von Orbe über Vallorbe nach dem Jourthal ein; besuchen wir sie deshalb, da sie mannigfache Reize bietet, bevor wir in das eigentliche Jourthal eintreten! Von der Stadt Orbe wendet sich die Straße nach West und steigt an der Orbe aufwärts. Zunächst erreicht sie in einer halben Stunde Dorf Montcherand. Im nahen Eichwald befindet sich eine Felsgrotte, welche am Eingang 30 Fuß breit ist, eine Höhe von 15 Fuß hat und in der sich sechsseitig gestaltete Tropfsteine bilden. Hier wird alljährlich ein Volksfest gefeiert, bei welchem nach einer Sitte, welche an andere französische Bräuche lebhaft erinnert, dasjenige Mädchen des Dorfes, das sich durch gute Führung und kindliche Liebe im abgelaufenen Jahr ausgezeichnet hat, mit einem mit farbigen Bändern reich geschmückten Spinnrade beschenkt wird. An Stelle einer Rosenjungfrau finden wir also hier, vielleicht in Erinnerung an die spinnende Königin Bertha, eine Spinnjungfrau. Eine andere fast noch interessantere Grotte ist die von Agiez. Weiter berührt die Landstraße Russilles und steigt darauf steil genug zu Lignerolles (2358 Fuß über dem Meere) empor. Ein schönes Panorama findet sich unweit vom Dorfe auf einem östlich gelegenen Hügel. Von demselben überblickt man die Seen von Biel, Murten und Neuenburg und einen Theil des Genfer See's, große Districte des bergigen und hügeligen Landes der Kantone Waadt, Freiburg, Neuenburg und Bern, den ganzen Jura bis gegen Solothurn und den Weissenstein hin, und endlich die gewaltige Kette der Hochalpen vom Finsteraarhorn an bis zum Montblanc. Schöner und weiter noch ist indeß der Blick vom Mont Suchet, der nordwärts vom Dorf auf der Grenze gegen Frankreich liegt und sich in der Aiguille de Beaulmes fortsetzt. In einer kleinen Stunde kann man den Gipfel des Berges (4912 Fuß über dem Meere) erreichen und blickt hier wie nach Nord, Ost und Süd, so auch nach West, wo mit ihren Städten und Dörfern, Aeckern und Wäldern die Franche Comté und das Departement des Doubs ausgebreitet liegen. Südwärts von Lignerolles gegen die Orbe hin liegt Dorf Les Clés (Castrum ad claves), einst, wie sein Name andeutet, eine Veste an einem Engpasse, durch welchen von der westlichen Seite des Jura zur östlichen eine sehr besuchte Straße führte. Die starke Burg der Stadt, welche den Paß bewachen sollte, ward später ein Raubnest und des-

halb zerstört; nachdem man sie wieder aufgebaut, belagerten sie 1475 im Burgunderkriege die Eidgenossen und nahmen sie mit Sturm, worauf das Schloß zum zweitenmal gebrochen ward. Noch finden sich seine von Felsen umgebenen Trümmer in romantischer Lage dicht an der Orbe.

Wandern wir weiter! Auf hoher Bergterrasse führt die Straße nach Dorf Ballaiges (bellae aquae), das seinen Namen von dem Reichthum seiner Brunnen und Quellen empfangen hat. Hier wurde im Jahre 1381 nach einer schrecklichen Fehde, welche die Gegend verwüstet und verödet hatte, zwischen den Baronen von Grandson und Champvent Friede geschlossen. Rings umher liegen mächtige Granitfündlinge, welche aus den Hochalpen zu stammen scheinen, und in dem tief unterhalb des Dorfes liegendem Thal macht die Orbe einen hübschen Fall, welcher Saut du Dais heißt. Nordwärts geht eine Straße über Jougne und St. Pierre nach Pontarlier; die Straße in's Jourthal führt dagegen südwärts durch anmuthiges Wiesengelände und Wald nach Vallorbe an der Orbe. Das Thal ist malerisch und fruchtbar und von hohen bewaldeten Jurabergen eingeschlossen; es wird von der Orbe, über welche eine Brücke führt, durchströmt und ist mit zerstreuten Wohnhäusern und andern Gebäuden reich besäet. Schon seit langer Zeit bestehen hier Eisenwerke und Hämmer, welche, seitdem die eigenen, wenig ausgiebigen Eisengruben nicht mehr benutzt werden, Eisen aus Burgund schmieden. Außerdem gibt es andere nahestehende Gewerbszweige (Huf- und Waffenschmieden, und Fabriken von Uhren, Nägeln, Geräthschaften der verschiedensten Art, Wagen, Gewichten u. s. w.) in denen Tüchtiges geleistet wird.

Sehr sehenswerth ist bei Vallorbe die sogenannte Orbe-Quelle. Vom Wirthshause „Gemeindehaus“ aus schreiten wir über die steinerne Brücke und folgen dem Fußweg am rechten Ufer aufwärts. Bald erreichen wir einen halbrunden 200 Fuß hohen mit einer Waldkrone geschmückten Felsen, an dessen Fuß tief unter dem Lac de Brenet und den sogenannten Entonnoirs bei Bonport, die wir noch besuchen wollen, in schöner waldiger Umgebung die Orbe als ein klarer, dunkelgrüner Bach von 17 Fuß Breite und 4 bis 5 Fuß Tiefe aus den Felsen hervorströmt. Von hier aus kann man auf einem Felsenvorsprung über der Quelle an das jenseitige Ufer hinüber gelangen und von dort längs der zu den nahen Eisenwerken führenden Wasserleitung auf die Straße nach Le Pont kommen. Etwa eine halbe Stunde über dem Dorfe Vallorbe liegt in wilder Gegend die sogenannte Feenhöhle, vom Volke Cava di Faye genannt, eine etwa 700 Fuß lange, in mehrere Abtheilungen zerfallende Tropfsteinhöhle. Der Zugang zu derselben ist sehr schwierig; ihr Inneres wird wenig besucht und ist deshalb auch nicht recht bekannt. An einer Stelle, zu der eine Art Treppe führt, ist eine hohe Halle, deren spitzbogenartig geformte Decke mehrere hundert Fuß über dem Boden sein soll. Hier und da liegen gebrochene und zersplitterte Tropfsteinsäulen.

An den Wänden wollte man früher seltsame Schriftzeichen bemerkt haben. Die Volkssage behauptet, daß die Höhle einst von Feen bewohnt wurde, welche nicht selten von den Menschen gesehen wurden. War es sehr kalt, so kamen sie wohl des Nachts, wenn die Arbeiter schliefen, zu den Eisenwerken herab und wärmten sich dort am helllodernden Feuer, bis ein wachsamer Hahn krähte. Dann aber verschwanden sie so schnell, daß man nur selten etwas von ihnen entdeckte. Im Sommer stiegen sie, von zwei grimmigen Wölfen begleitet, zur Orbequelle herab, um in derselben zu baden; niemand wagte es, aus Scheu vor ihren Zauberkräften und ihren wachestehenden Thieren, sie zu belauschen. So menschenfeindlich sie erschienen, manchmal sollen sie doch, wenn auch selten, in Häuser und Hütten gekommen sein und bei Krankheiten und Unglücksfällen Rath ertheilt oder Geschenke gebracht haben. Einmal versuchte es ein junger Eisenarbeiter, sie zu belauschen. Er schlich in die Höhle und fand die Feen dort schlafend. Nachdem er sie beim Schein seiner Fackel betrachtet und dabei die seltsame Mißgestalt ihrer Füße entdeckt, wollte er sich wieder entfernen; aber sein Fuß stieß an einen Stein, der dadurch in's Rollen gerieth. Das Geräusch weckte die Schlummernden, welche entsetzt und erzürnt emporsprangen, den Frevler ergriffen und mit ihm die Höhle verließen. Niemals sah man sie und den Burschen wieder. Damals soll auch ein Theil der früher viel größeren Höhle zusammengestürzt sein.

Wir verlassen nun Vallorbe, in dessen Gasthaus uns treffliche Forellen dargeboten werden, wandern an den Werken vorüber und steigen ziemlich steil durch Wald an. Hier und da bieten sich am Rande der Schlucht schöne Aussichten auf das Orbethal. Zur Rechten, unweit vom Wege, findet sich im Grunde eines meist trocken liegenden kleinen Teiches eine jener tiefen, in der Gegend häufigen Cisternen, durch welche sich das Regenwasser verliert. Höhlen und Felsspalten scheinen fast überall vorhanden zu sein. Bald ist die Höhe erreicht und wir gelangen nun in das anmuthige Jouxthal, in welchem wir zwischen malerischen Felstrümmern hindurch über hübsche Waldwiesen nach Bonport am nördlichen Ende des Lac de Brenet gelangen. Dieser See ist von geringem Umfang, berührt aber fast den viel größeren Joux-See, mit welchem ihn ein Kanal verbindet. Sein unterirdischer Ausfluß, die Orbe, treibt die interessanten Sägemühlen von Bonport, welche in dem Felsentrichter (Entonnoir,) den man etwas erweitert hat, errichtet sind. Mehrere Räder sind dort, der Enge des Trichters wegen, über und neben einander angebracht. Wenn die Mühlen im Gange sind, so bildet sich ein starker Strudel, der alle hineingeworfenen Körper mit sich hinabziehen würde, so daß, damit der Abfluß sich nicht verstopft, Gitter und Rechen angebracht werden mußten. Das Wasser des hellen Bachs fließt unterirdisch bis nach Vallorbe und fällt bis dahin etwa 680 Fuß, um wiederum als Orbequelle zu Tage zu kommen. Wenn man über eine Schutthalde gegen das Ende des See von Brenet

steigt, erblickt man mehrere alte Gräben und Spalten, welche, wie man erzählt, in alter Zeit von den Mönchen der Abtei zu Abbaye verschüttet wurden, um dadurch den See anzuschwellen, und so die Menge der schmackhaften und für die Festtage nothwendigen Fische in demselben zu vermehren.

Von Bonport aus führt der Weg an der östlichen Seite des Sees nach le Pont, jenem von uns schon genannten Dörfchen, das an beiden Seen reizend zwischen der steil absteigenden Dent de Vaulion und dem Mont Tendre liegt. Auch von hier aus kann man in wenig mehr als einer Stunde auf die aussichtreiche Dent de Vaulion gelangen; aber der Weg ist viel weniger bequem als von Vaulion aus. Anmuthig ist auch die Fahrt auf dem Joux-See. Etwa 25 Minuten breit, dehnt sich das hübsche, im Westen von der Kette des Mont d'or, im Osten von Mont Tendre und Mont Marchairu eingeschlossene Wasserbecken in der Richtung von Südwest nach Nordost 2½ Stunde weit aus und wird von der Orbe durchflossen, welche aus dem Lac de Rousses in Frankreich kommend an seinem südlichen Ende einströmt, um sich an seinem nördlichen durch einen kurzen Kanal in den Brenet-See zu ergießen. Das hellblaue Gewässer beider Seen gewährt mit den Gehölzen und Felsen und den hier und da mit Weilern und einzelnen Häuschen besetzten Wiesengeländen an ihren Borden einen sehr lieblichen und lachenden Anblick. Die Meereshöhe der Seen ist etwas mehr als 3000 Fuß. In früherer Zeit schwollen beide Wasserbecken oft bedeutend an und namentlich geschah dies im Jahr 1750, wo die Brücke von Le Pont fortgerissen wurde, und im Jahr 1817; seitdem hat man indeß nicht nur die alten bekannten, von der Natur geschaffenen Abzugs-Kanäle gereinigt und erweitert, sondern auch an beiden Seen neue Abflüsse geschaffen, so daß jetzt jede Gefahr beseitigt ist.

Beide Seen liegen im untern Theil des Joux-Thals, eines hochgelegenen Berggeländes, das im Osten von Risoux und Mont d'or, im Norden von der Dent de Vaulion, im Osten von Mont Tendre, Mont Marchairu und Noirmont, im Südwesten von dem Wald von Amont, der es vom französischen Gebiet der Orbequellen scheidet, begrenzt wird. Es ist fünf schweizerische Stunden lang und 1¼ Stunde breit. Bis zum zwölften Jahrhundert war es ein öder, morastiger, fast vollständig unbekannter Walddistrict. Im Jahre 1140 stiftete aber ein Baron von Grandson am untern Ende des Joux-See ein Prämonstratenser-Kloster, dessen Mönche die Urbarmachung des Thals begannen und langsam, aber mit Ausdauer durchführten. Im Jahr 1186 gelangte das ganze Thal an den Sohn des Klosterstifters, Ebal Baron von Grandson, Herrn von Lasarraz, den Kaiser Friedrich der Rothbart damit belehnte. Nur kurz ist im Thal der Sommer, sehr lang dagegen der Winter; es finden sich deshalb keine Obstbäume und von Getreide nur Gerste und Hafer. Um so besser sind die Wiesen und Weiden und die tüchtigen Einwohner, welche sich durch Fleiß, Häuslichkeit, geistige Anlagen

und vorzügliches Geschick zu mechanischen Arbeiten auszeichnen, wissen, was die Natur ihnen kärglich genug bietet, vollständig auszunutzen. Nicht wenig haben zum Wohlstand der Gegend die Ansiedler beigetragen, welche in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und im siebenzehnten Jahrhundert als Flüchtlinge aus Frankreich einwanderten. Während im obern französischen Orbethal noch immer sumpfige Gelände und schlechte, von Armuth zeugende Hütten nicht selten sind, sieht es im Jourthal ganz anders aus. Tritt man aus dem Gehölz von Aumont auf schweizerischen Boden über, so zeigen sich sofort wohlunterhaltene Wege, schöne Wiesen, schmucke Heerden mit hellem Geläut, niedliche mit Vordächern versehene Häuser; selbst kleine Gärtchen mit Gemüsen und Blumen finden sich. Das Klima ist frisch und sehr gesund. Von Gewerbtreibenden gibt es im Thal Uhrmacher, Huf-, Messer- und Degenschmiede, Steinmetze und Holzarbeiter zahlreich; in einzelnen Werkstätten für Uhren-, Spieldosen- und Rasiermesser-Fabrikation wird nicht nur Tüchtiges, sondern sogar Ausgezeichnetes geleistet.

Bevor wir von Le Pont aus unsern Weg südwärts auf der westlichen Seite des Jour-See fortsetzen, besuchen wir zunächst das eine halbe Stunde von Pont belegene große Pfarrdorf Abbaye. Hier stand die im Jahre 1140 gestiftete Prämonstratenser-Abtei, welche indeß nach der Eroberung der Waadt durch die Berner im Jahr 1536 aufgehoben wurde. Anfänglich nannte man sie Cernens, später Abtei des Jour-See. Nur die Kirche ist noch vorhanden. Nicht voll eine Stunde vom Dorf entfernt befinden sich die merkwürdigen Höhlen, welche das Volk Chaudières d'Enfer (Höllenkessel) genannt hat. Sie sind wenig bekannt, sollen sich indeß eine Stunde weit ausdehnen und enthalten eine Anzahl einzelner Hallen, von denen manche ziemlich groß, andere aber so eng sind, daß man sie nur kriechend passiren kann. In den meisten derselben gibt es schöne Tropfsteingebilde und im hintern Theil der Höhle schäumt und tost ein kleiner Bach unter einer von der Natur gebildeten Brücke. Nahe bei dem Höllenkessel entspringt der Bach Lyonne, an welchem im Jahr 1480 ein gewisser Vinel-Rochat Schmieden einrichtete. Mit denselben machte er freilich nicht viel Glück; sie gingen später wieder ein. Dagegen vermehrte sich seine Nachkommenschaft der Art, daß es im achtzehnten Jahrhundert eine Miliz-Kompagnie gab, deren Offiziere und Soldaten sämmtlich von ihm abstammten und seinen Namen trugen. Eine hübsche Aussicht auf das Jourthal findet sich am Walde Petra felix, dessen Name auf einen verehrten Stein hindeutet, beim Weiler Mont de Lac. Viel schöner ist aber der Blick vom Mont Tendre, dessen Gipfel (5180 Fuß über dem Meere) in 2 Stunden zu erreichen ist. Von hier aus überschaut man nicht nur das ganze Jourthal mit beiden Seen, sondern auch einen großen Theil der Franche-Comté, fast die ganze Waadt, den Genfer-See und die Alpenkette vom Pilatus und

Titlis an bis zum Montblanc. Am südlichen Abhang befindet sich eine sehenswerthe Sennerei; ein Fußweg führt nach Montricher herab.

Von Le Pont aus streicht eine Straße südwärts am östlichen Bord des See über Les Bioux und Campoux, wo sich die ersten Ansiedler des Thals niederließen, nach Le Brassus; sie bietet aber wenig Beachtenswerthes. Wir schlagen deshalb von Le Pont aus den Weg am westlichen Seebord ein, berühren Charbonnières und den kleinen, aber sehr tiefen Ter-See und erreichen bald den reizend am Fuß des Risoux gelegenen, gewerbfleißigen Ort le Lieu (lat. Locus Pontius). Schon im sechsten Jahrhundert soll hier ein Einsiedler, Pontius genannt, gewohnt und ein kleines Kloster gestiftet haben. Die Einwohner stehen seit Jahrhunderten im Ruf, daß sie ihre als recht musikalisch bekannten Thalgenossen im Kirchengesang noch übertreffen. Der Fußpfad führt nun an Felstrichtern, in denen sich wieder Mühlen befinden, vorüber nach Sentier, dem Hauptort des Thals, der eine hübsche Kirche hat. Auch hier ist wieder eine interessante Höhle, die Beaume de l'Abime bei Chalet-à-Roi am Risoux, welche eine Tiefe von 700 Fuß haben soll. Wirklich dauert es außerordentlich lange, bis ein hineingeworfener Stein auf dem Boden aufschlägt. Ein unerschrockener deutscher Zimmermann soll sich einmal hinabgelassen und in der Tiefe sehr große Höhlen gefunden haben. Eine andere kleinere Höhle ist diejenige am Felsen von Cernety. Der nächste Ort nach Sentier ist Chenit, von dem aus wir nach Le Brassus, unweit der französischen Grenze gelangen. Auch hier befinden sich noch bedeutende Hammerwerke und Hütten, sowie Uhrmacher-Werkstätten. Fahrwege führen über Les Rousses nach Dijon oder auf der herrlichen Straße über St. Cergues nach Nyon und Genf. Brassus ist der höhlenreichste Ort des höhlenreichen Jourthals. Wir nennen aber hier nur die enge Beaume des Creux mit einem schauerlichen Eingang und einem Eislager in ihrem Hintergrund und die Beaume des Loges, welche brunnenartig mehrere hundert Fuß in die Tiefe geht und mit dem See von Rousses in Verbindung stehen soll.

Auch das Jourthal hat seinen Grenzlauf, aber er ist anderer Art wie die, übrigen und z. B. derjenige von Uri. Es handelte sich, so erzählt man, im Jahre 1648 darum, die Grenze zwischen dem Jourthal und der Franche-Comté, welche damals die Spanier inne hatten, festzusetzen. Nachdem man die Urkunden eingesehen, ermittelte man, daß die Grenze eine Stunde Weges nördlich vom See von Rousses sein müsse und beschloß, an dieser Stelle einen Grenzstein zu setzen. Da entstand aber ein Streit über die Frage, wie groß eigentlich eine Stunde Weges sei. Endlich kam man zu einer Einigung. Man beschloß zwei Männer von gleichem Alter und gleicher Kraft zu wählen; beide sollten in demselben Augenblick vom See von Rousses an der Orbe entlang in der Richtung von Chenit gehen und da stehen bleiben, wo sie sich im Moment des Ablaufs einer

Stunde befinden würden. Dann wollte man das Mittel nehmen von der Entfernung, in welcher sich beide Wanderer befinden würden. Es war dabei den Letzteren verboten, stehen zu bleiben oder zu laufen. Der Einwohner der Freigrafschaft wünschte natürlich im Interesse seines Vaterlandes, die Grenze so weit als möglich in das Jourthal hinaus zu schieben; er ging deshalb so schnell als möglich in dasselbe hinein, während dagegen der Gänger des Jourthal das entgegengesetzte Interesse hatte und recht langsam vorwärts schritt. Als die Stunde abgelaufen war, waren beide weit von einander entfernt; man stellte nun die Mitte zwischen beiden Gängern fest und errichtete auf derselben einen Grenzstein, der noch lange nachher zu sehen war. Auf der einen Seite trug derselbe das spanische Wappen, auf der andern den Bären der Stadt Bern als Herrscherin des Waadtlandes.

Von Le Brassus wendet sich die Straße nach dem Genfer-See ostwärts den das Thal einschließenden Höhen zu und steigt durch Wald und Weiden steil an, bis sie (4464 Fuß über dem Meere) den langen Rücken des Marchairu (marche rude, rauher Pfad) erreicht. Ein einfaches Gasthaus (Hospiz) ist hier vorhanden und eine herrliche Aussicht bietet sich auf den Montblanc, die dunklen Berge Savoyens, den Genfer See und einen beträchtlichen Theil der Waadt. Noch etwa 300 Fuß höher als der Paß ist der Mont de Bière, in dessen Nähe sich auf den Alpweiden Petit Pré de Rolle die natürlichen Eisgrotten (Glaciers naturelles) befinden. Auch auf der andern Seite des Passes sind auf dem Pré de St. Livres solche Grotten vorhanden. Sehenswerth ist namentlich die 75 Fuß lange und 40 Fuß breite Beaume de St. Georges, in die man auf Leitern hinabsteigt, um zu den Eislagern zu kommen, welche wie Steinbrüche ausgebeutet werden. Ihr Eis versorgt die benachbarten Städte, ergänzt sich aber durch das von der Decke fortwährend abtropfende und gefrierende Wasser. Von der Paßhöhe Marchairu steigen drei Wege in's Thal hinab. Der eine derselben führt nach Gimel und von dort durch an Aussichten reiche und wohlangebaute Gelände, in denen Obst und Wein gewonnen wird, nach Aubonne oder Rolle, der andere zieht sich dagegen nach Nyon, indem er St. Georges und Longirod, in dessen Nähe eine tief in den Berg hineingehende Höhle ist, berührt und dann nach Begnins gelangt, in dessen Nähe an der alten Römerstraße l'Etraz ein römischer Meilenstein, welchen der berühmte Inschriftforscher Professor Mommsen indeß nicht mehr aufzufinden vermochte, entdeckt ward. Von Begnins aus zieht dann die Straße nach Vich, einem alten Orte, der zur Zeit der Römer schon bestanden zu haben scheint, überschreitet hierauf die Promenthouse und gelangt nach Nyon. Endlich die dritte Straße leitet in etwa fünf Stunden nach Morges. Nachdem sie die Paßhöhe des Marchairu verlassen, steigt sie steil abwärts über die Pré d'Aubonne zur Sennhütte von St. Georges und geht von hier nach Bière, das auf einer schönen Hochebene liegt und auf derselben wiederholt eidgenössische

Uebungslager der Truppen von Wallis, Waadt, Genf, Neuenburg und Freiburg erblickte. Auch hier fand man am Toleure einen römischen Stein, einen dem Apollo geweichten Votivstein, der sich jetzt im Landgut Le Jardin zu Lausanne befindet. Im Jahr 1321 bestand hier ein Priorat, das dem Kloster auf dem großen St. Bernhard angehörte. Hier entspringt auch die Aubonne, welche bald hübsche Wasserfälle macht, in einer von Bächen und niedrigem Gebüsch umgebenen Schlucht aus einem Felsen und nimmt gleich nachher das Wasser aus 20, Bonds genannten, Quellen auf, die seltsamer Weise aus kleinen kegelartigen Erhöhungen hervorsprudeln. Das Wasser ist schlammig und die Formation erinnert an die Salsen oder Schlammvulkane von Macaluba bei Girgenti, welche in Folge von Verbrennung von Schwefelschichten Schlamm und bituminösen Stoff auswerfen. Der umliegende Boden scheint unterhöhlt und ist so weich, daß man sich den Erhöhungen, welche deshalb auch eingehegt sind, nicht zu sehr nähern darf.

Von Bière zieht nordwärts fast in der Richtung des Jura eine Straße, welche sich nach Le Pont und nach Cossonex abzweigt. An ihr liegt unfern von Bière Bérolles, das wir nur einer Sage wegen erwähnen, welche an nordische Traditionen lebhaft erinnert. Unweit der alten Straße, welche noch heut den Namen Römerweg führt, liegt ein abgesonderter Hügel, der Nernetzau genannt wird, was angeblich soviel als „Au der Nornen" bedeuten soll. Hier versammeln sich seit langer Zeit die bösen Geister und die Hexen, um beim Schall einer zauberhaften Musik ihren Sabbath zu feiern. Man kann in der Gegend von der Pracht, die dabei entwickelt wird, nicht genug erzählen. Reiches Gold- und Silbergeschirr steht überall zum Gebrauch umher und die lange Tafel bedeckt sich mit den köstlichsten Gerichten und Weinen. Während des Festes umkreist fortwährend ein graues, hauptloses Roß die Versammlung und verscheucht so jeden Unberufenen. Zuletzt bilden alle Theilnehmer des Hexensabbath einen riesigen Reihen und tanzen so um den Hügel, bis sie endlich wie leichte Schatten in der Luft verschwinden. Mehrere Male schon versuchten Schatzgräber Nachgrabungen nach den Schätzen, welche sich im Hügel befinden sollen, und vorzüglich nach dem Tischgeräth der Teufel und Hexen. Waren die Arbeiter aber bis zu einer gewissen Tiefe gekommen, so flog plötzlich ein Vogel heran und löschte die Lampe aus, bei deren Schein die Durchsuchung gemacht wurde. Erschreckt zogen sich jedesmal die Schatzgräber zurück und man verzichtete für längere Zeit auf neue Versuche. Vor etwa zwanzig Jahren versuchte ein Mann, dem ein Theil des Grundes und Bodens gehörte, denselben urbar zu machen und grub ihn zu diesem Zwecke um, als er plötzlich über sich den Schrei eines Vogels hörte, ähnlich dem Bellen eines kleinen Hundes. Sogleich stellte der Bauer die Arbeit ein und durchsuchte das ganze benachbarte Gehölz, fand in demselben indeß kein Thier. Darauf begann er seine Arbeit wieder und sogleich ließ sich der sonderbare Schrei des

Vogels von Neuem hören. Wiederholte Nachsuchungen blieben eben so fruchtlos als die erste; weder ein Vogel noch ein Hund ließen sich erblicken und doch hörte man von Zeit zu Zeit den unerklärlichen Ruf. Nach mehrtägiger Arbeit durchbrach die Hacke des Landmanns eine breite Steinplatte und es zeigten sich die Reste eines Todten. Von da ab nahm man den Vogel nicht weiter mehr wahr; obwohl man weiter grub und mehrere regelmäßig gestaltete Gräber fand, in welchen man außer den Gebeinen Messern, Agraffen, mehrere Schnallen, mit Silber verzierte Gürtelplatten und auch einige feine Goldblättchen entdeckten. Wie es scheint gehören die Gräber der nachrömischen Zeit an.

Doch kehren wir nach Bière zurück und wandern nach Morges weiter. Nachdem wir Yens passirt, wandern wie an dem alten Schlosse Vufflens le Château vorbei. Das erste Schloß hier soll Königin Bertha von Burgund, welche auch das Schloß zu Monnaz gründete, erbaut haben; es ist noch theilweise vorhanden und steht durch uralte unterirdische Gänge mit dem neueren Schloß in Verbindung. Dieses liegt auf einem Hügel und ist von sechs Thürmen umgeben und wird durch den hohen Vertheidigungs-Thurm überragt. Wann es erbaut worden, steht nicht fest, es sieht aber alterthümlich genug aus und gehörte einst einige Zeit dem großen König Heinrich IV. von Frankreich. Später gelangte es in Privatbesitz. Von hier aus ist Morges schnell erreicht.

Wir haben Orbe verlassen, um in das Jourthal und von dort auf einem großen Umwege nach dem Genfer-See zu gehen; schlagen wir jetzt die directe Straße von Orbe nach Morges ein. Auf einer Hügelterrasse über dem Thal des Nozon führt sie im Angesicht des Montblanc durch eine wohlangebaute und schöne Gegend. Zuerst erreichen wir Orny mit einem alten, angeblich schon im sechsten Jahrhundert vorhandenen Schloß, in dem sich ein bei Entreroches gefundener römischer Meilenstein aus der Zeit des Hadrian befindet. Er stand an der Straße von Lousonna nach Eburodunum, Aventicum und Vindonissa. Dann folgt in reizender Lage an der Venoge der Kreisort Lasarraz, ein alter Flecken, welcher im eilften Jahrhundert gegründet ward und die Stadtrechte von Lausanne erhielt. Hier saßen einst im alten, nun verfallenen, auf felsiger Anhöhe gelegenen Schloß die reichen und mächtigen Freiherren von Lasarraz, von denen nicht wenige sich durch ihre Verdienste einen angesehenen Namen zu machen verstanden. Nicht weit beim Flecken liegt in romantischer Lage der Badeort St. Loup. Da wohnte im sechsten Jahrhundert, nachdem er seinen weniger strengen Bruder und die Siedelei Romainmotier verlassen, der heilige Lupicinus in einer Hütte auf einem Felsen.

Kein Weib durfte, so hatte es der Heilige angeordnet, der Gegend nahen; auch männliche Besucher hielt er möglichst fern. Ein Quell entspringt auf dem Felsen; nach Einigen soll der Heilige gleich Moses durch den Schlag seines Stabes das Wasser aus dem Stein gelockt, nach Andern indeß den schon vorhandenen Sprudel nur mit Heilkräften begabt haben. Schon zu Lupicin's Zeit ward das Wasser, so erzählt die Legende, vielfach gebraucht und heilte wunderbar die Krankheiten; später benutzten den Quell namentlich die Pilgerschaaren, welche von nah und fern zum Grabe St. Lupicin's wallfahrteten. Zuletzt entstand ein kleines Bad, das die Reformation überdauerte, da man fand, daß das Wasser schwefelhaltig war. Jetzt ist ein Spital mit Diakonissenanstalt zu St. Loup; das Wasser wird aber nur noch von Wenigen zu Kuren verwendet. In der Nähe von Lasarraz liegen ferner Eclépens, das schon 814 in Urkunden vorkommt und zwei Schlösser hatte, und Entreroches, bekannt durch den Kanal, welcher die Venoge mit der Orbe und dadurch den Genfer-See mit dem Neuenburger-See in Verbindung setzt. Der Kanal wurde bereits im Jahre 1639 von der Familie Duplessis begonnen, aber nicht vollendet, weil die Einwohner von Lasarraz, welche von ihm Ueberschwemmungen befürchteten, sich der Weiterarbeit selbst mit gewaffneter Hand widersetzten. In den Kanal ergießt sich ein Arm des Nozon, dessen anderer Arm in die Venoge geht, so daß der Bach einen Theil seines Gewässers dem atlantischen Ocean, durch den Rhein, den andern dem mittelländischen Meer durch die Rhone zusendet.

Von Lasarraz gelangen wir auf der Fahrstraße nach Süden nach Cossonay, einer ebenfalls alten Stadt, welche zuerst Hauptort einer Baronie, dann der Vogtei gleichen Namens war. Seine mächtigen Herren starben am Ende des 14. Jahrhunderts aus; zwei Glieder des angesehenen Hauses waren Bischöfe von Lausanne, Johann (1240) und Aimont (1364). Der Letztere ließ das noch lange nachher geltende Landrecht der Waadt (Plaid-Général) abfassen. Reste einer zerstörten Burg sind noch vorhanden und die Kirche der Stadt gehörte zu einer reichen Benedictiner-Priorei. Zweimal ward Cossonay erobert, 1475 von den Eidgenossen, welche es wieder herausgaben, 1536 von den Bernern, die es vereint mit der ganzen Waadt behielten. Die Lage des kleinen Orts ist recht angenehm auf einem Hügel am Vereinigungspunkt der Straßen von Lausanne, Morges und Aubonne.

Welche dieser drei Straßen wir auch immer einschlagen mögen, große Reize und hoch interessante Stellen bietet keine derselben. Auf der Straße nach Aubonne kommen wir in einiger Entfernung von Schloß und Dorf Campigny, bekannt durch den Blick auf die beiden fern von einander gelegenen Seen von Neuenburg und Genf, vorüber und passiren kurz vor dem Eintritt in die Stadt Aubonne die tiefe Schlucht, in welcher das Aubonne-Flüßchen strömt. Auf der Straße nach Morges berühren wir Golion, einst ein ummauertes Städtchen, das ein Erdbeben

zerstörte, und finden auf der Höhe bei Lonay wunderschöne Aussichtspunkte mit Blicken auf die Savoyer Gebirge und den Genfer See. Auf dem Wege nach Lausanne endlich zeigen sich ähnliche reizende Aussichten zu Crissier und namentlich auf dem Schlosse dieses Orts, und bei dem Schloß von Prilly steht eine alte, 21 Fuß im Umfang haltende Linde, von welcher eine Urkunde im Jahr 1519 spricht. Damals ließ nämlich der letzte Bischof von Lausanne an derselben ein Edict anschlagen, das dafür spricht, daß sie schon groß und allgemein bekannt war.

Zum letztenmale verlassen wir Lausanne, um nunmehr entweder auf dem Dampfschiff, oder auf der Fahrstraße, oder endlich auf der Eisenbahn, den westlichen Theil des Kantons durchstreifend, bis an die Landesgrenze bei Genf zu gelangen. Die Eisenbahn zieht von Lausanne nach Bussigny und von dort nach Morges; wir vertrauen uns ihr, da sie nicht genug bietet, indeß nicht an, sondern wandern auf der Landstraße westwärts, berühren Vidy, wo das alte Lousonna lag, und zahlreiche Alterthümer und Inschriftensteine gefunden wurden, überschreiten darauf die Venoge, die sich hier in den Leman ergießt, und kommen darauf über Préverenges nach Morges, einst auch mit dem alten, jetzt verschollenen deutschen Namen Morsee genannt. Das Städtchen ist wohlhabend und nicht häßlich, hat fast 4000 Einwohner, hübsche Spaziergänge, sehenswerthe Aussichtspunkte in die Umgegend und einen großen Hafen, der durch einen Plan des Admiral Duquesne im 17. Jahrhundert angelegt ward. Der Handel mit Wein und andern Rohproducten (Holz, Salz, Eisen u. s. w.) und die Schiffahrt sind bedeutend. Morges verdankt sein Aufblühen nach Einigen den Herzögen von Zähringen, welche es mit Mauern umgaben; nach Andern sollen aber erst die Grafen von Savoyen die Stadt befestigt haben. Damals gehörte es zu den vier privilegirten Städten der Waadt. Das alte mit vier runden Thürmen versehene, bastillenähnliche Schloß soll von Berthold V. von Zähringen 1280 erbaut worden sein und wird in neuerer Zeit als Zeughaus benutzt. Zu den schöneren Gebäuden gehören die im Jahre 1772 neu erbaute Pfarrkirche, die katholische Kirche, das Stadthaus und das Gymnasium. Reizend ist der Blick auf die Umgegend und den fernen Montblanc bei Echichens und Lonay an der Straße nach Orbe. Aber häufig wird auch Schloß Vufflens, dessen wir schon früher bei der Wanderung aus dem Jourthal nach Morges erwähnt haben, besucht. Bekanntlich soll es Königin Bertha die Spinnerin aus Backsteinen erbaut haben. Das Schloß hat neben mehreren malerischen runden Erkerthürmen einen mächtigen 175 Fuß hohen Hauptthurm, unter dessen Kuppel ein schmaler Gang herumführt. Derselbe hat

24 enge Lucken, die jede einzelne ein hübsches, förmlich eingerahmtes Bild eines Theils der Gegend bieten. Der Speisesaal des Schlosses ist mit dem Wappen aller Besitzer desselben geschmückt.

Unweit von Morges südwärts der Straße nach Genf liegt beim Ausfluß des Boiron auf einer in den See hinein tretenden Landzunge St. Prex, vielleicht einer der ältesten Orte der Waadt. Einst soll hier die Stadt Basuga gestanden haben, welche, als im Jahre 563 der furchtbare Bergsturz von der Dent d'Oche bei Tauretunum erfolgte, der tief aufgeregte Leman fortspülte und vernichtete. Eine andere alte römische Stadt soll oberhalb St. Prex vorhanden gewesen sein, Lysus nämlich; und wirklich sind an der bezeichneten Stelle Alterthümer der verschiedensten Art, kleine Statuen (z. B. des Merkur, des Bacchus u. s. w.), Waffen, Gefäße von Thon und Siegelerde, sogenannte Thränenkrüge u. s. w. in großer Zahl gefunden worden. Das merkwürdigste Stück, das in einem Weinberge zu St. Prex zu Tage kam, ist das Erzpiedestal, das sich jetzt im Museum zu Genf befindet und die Weih-Inschrift des P. Severius Lucanus trägt. Es war mit der auf demselben einst befindlichen Statue dem Liber Pater Cocliensis, dem Bacchus von Cully gewidmet und beweist, daß zu Cully schon in römischer Zeit Weinbau von bedeutendem Umfange mit gutem Erfolg betrieben worden sein muß. Von Wichtigkeit ist auch der zu St. Prex entdeckte Meilenstein aus dem Jahre 213, welcher den Namen des Kaisers Caracalla trägt und denselben als Wiederhersteller der Straßen und Brücken nennt. Er gehörte zur Straße von Lousonna nach Genava. Jetzt steht er auf der Boiron-Brücke. Die, nahe der Straße, auf der Anhöhe, von der man das Schloß Vufflens erblickt, hübsch gelegene Kirche soll die älteste des Waadtlandes und 530 durch St. Prothasius, Bischof von Aventicum, gegründet worden sein. Es wird erzählt, daß ihr Stifter, der zu St. Prex starb, in dem Gotteshause auch bestattet sei; sein Grab ist indeß noch nicht aufgefunden worden. An dem Kirchthurm ist oberhalb der Zeittafel eine Inschrift angebracht, welche man an einem Thurme jener Befestigungsmauer fand, die einst in Verbindung mit einem tiefen Graben die Stadt auf der Landseite schirmte. In der Nähe sprudeln eine warme und eine eisenhaltige Quelle, und der hier auf sandigem Boden von Burgunder Reben genommene rothe Wein, den man Salvaguin nennt, gilt als ein sehr gutes Gewächs und ist in der ganzen Gegend geschätzt und beliebt.

Von St. Prex ab zieht die Straße fortwährend unweit vom Seebord in südwestlicher Richtung und erreicht bald Allaman (ad Lemannum.) Auch hier waren wie fast überall am Ufer der Leman einst römische Ansiedelungen, denn man fand bei Anlegung der jetzigen Straße römische Alterthümer neben keltischen; Messer, Beile, Aexte, Kelte und bronzene Lanzenspitzen u. s. w. Wahrscheinlich war Allaman die Station für den Verkehr von und nach Alpona (Aubonne.) Sehenswerth ist das Schloß Menthon, ein altes geräumiges Gebäude, das sich

in einen ziemlich verwilderten Park verbirgt und einen eigenthümlichen melancholischen Eindruck auf den Besucher macht. In seinem Schloßhof stehen mächtige, uralte Akazien, welche die Zinnen des Schlosses noch überragen; das Innere des letzteren ist in gothischem Styl angelegt und roth und grau gemalt. Maubert soll hier das politische Testament Richelieu's entworfen haben. Als Voltaire wiederholt Menthon gesehen hatte, entschloß er sich, es zu kaufen; „ich brauche ein angenehmes Grab!“ erklärte er. Obwohl er nun kein guter Katholik war, war er doch immer Katholik, was die streng protestantische Regierung von Bern veranlaßte, ihm die Erlaubniß zum Ankauf nicht zu ertheilen. Auch Napoleon war einigemal in Menthon und eine Inschrift am Hause verkündet das. Der schöne Eichen- und Kastanienwald, welcher zum Schloß gehört, bietet Gelegenheit zu interessanten und angenehmen Spaziergängen.

Die Landstraße führt von Allaman aus, an der hübschen Villa Gordanne vorüber, in etwa einer Stunde nach Rolle; wer indeß eine Fußwanderung macht, wählt gern einen andern, allerdings viel weiteren Weg, indem er durch eine schöne Pappelallee nach Aubonne geht.

Aubonne, das stille Städtchen auf der aussichtsreichen, gegen den Fluß steil abfallenden Anhöhe an der Aubonne, haben wir bereits früher erwähnt; es ist ein interessanter Ort mit anmuthigen und zum Theil wunderschönen Spaziergängen, prachtvollen Aussichten auf die Umgegend, den See und den Montblanc, einer tüchtigen Bevölkerung und beachtenswerthem Weinbau. Einst hieß es Alpona. Sein Schloß gehörte eine Zeit lang dem im 17. Jahrhundert lebenden berühmten Reisenden Tavernier, der es als Besitzer der alten Baronie bewohnte und von den Aussichten von Aubonne so entzückt war, daß er sie nur denen aus der Gegend von Konstantinopel nachstellte. Später (1701) verkaufte Marquis Duquesne das Schloß an Bern. In der alten Kirche befindet sich neben mehreren anderen Grabmälern auch das des tapferen französischen Admirals Duquesne, des Besiegers des Holländers Ruyter, der zu Aubonne als flüchtiger Protestant lebte. Es ward 1700 errichtet und trägt die Frankreich tadelnde Inschrift: „Frage zu Wasser und zu Lande, warum man Ruyter ein Denkmal errichtete und keins jenem Ueberwinder.“ Am 2. Sonntag im Juni feierte sonst an der schönen Allee le Chesne eine Aubonner Gesellschaft ein reizendes Fest, bei dem ein Mahl und ein Ball im Freien stattfand. Ein hübscher Weg führt von Aubonne an einem von einem Park umgebenen Landsitz vorüber nach dem Dorfe Bougy, dessen Hochwacht, wie immer in der französischen Schweiz Signal genannt, in 2183 Fuß Meereshöhe auf einem Rebenhügel der weinreichen Côte liegt. Die Aussicht vom Signal von Bougy ist weltberühmt und verdient in der That ihren Ruf; sie umfaßt, wie fast keine andere Stelle im Jura, den ganzen großen Genfer-See, das gartenähnlich angebaute waadtländische Ufer mit der Côte im Vordergrunde, dem rauheren

savoyischen Seebord und die schönen, aber dunklen Gebirge des Chablais, über welche der prachtvolle Montblanc hoch emporragt. Vom Signal leitet ein aussichtsreicher und zugleich angenehmer Weg abwärts und über Peroy auf die Landstraße, welche bald darauf in dem Städtchen Rolle eintrifft.

Treten wir in dasselbe ein, nachdem wir seine Lage ins Auge gefaßt. Der See ist hier breiter als an jeder andern Stelle, denn tief dringt die Bucht von Jussy und Thonon in das jenseitige Gelände ein; dicht an seinem Rand liegt die Stadt herrlich mitten in jener schönen, durch ihre Weine bekannten Landschaft la Côte, deren Hügel im Norden mit Villen, Rebbergen und Gärten bedeckt emporsteigen; eine wichtige Landstraße, die Eisenbahn, eine Dampfschifflinie und ein reger Schiffsverkehr berühren sie und bringen ihr Leben und Wohlstand. Dennoch ist Rolle nicht sehr aufgeblüht und zählt noch nicht 2000 Einwohner. Einst war es der Hauptort einer Baronie, deren Inhaber auf dem alten, von lieblichen Spaziergängen umgebenen Schloß saßen. So viel bekannt ist, wurde letzteres 1261 von den Freiherren von Mont erbaut, später 1530 bei dem Kriege gegen den Löffelbund des savoyischen Adels von den Bernern zerstört und nachher wieder aufgebaut und darnach bis 1798 von der Familie Kirchberger besessen; in unserem Jahrhundert diente es bereits sehr verschiedenartigen Zwecken, z. B. als Gefängniß für diejenigen Polen und anderen Flüchtlinge, welche 1834 unter Führung von Romarino den bekannten Einfall in Savoyen versuchten und damit die Neutralität der Schweiz und das Asylrecht verletzten. Merkwürdiger Weise hat das kleine Rolle häufig Fremde in größerer Zahl angezogen. So wohnten hier nach Ausbruch der großen französischen Revolution viele vornehme Franzosen, emigrirte Legitimisten und Gegner der Republik, welche sich sehr häufig in Schloß Uettins versammelten. Dort lebte mehr als zwanzig Jahre lang der durch seine geistreichen Einfälle bekannte Herzog von Noailles, welcher sich eifrig mit physikalischen Studien beschäftigte und den die besten Anerbietungen Ludwig XVIII. nach der Restauration nicht zur Uebersiedelung nach Frankreich verlocken konnten. Auch noch nach dem Sturz der Republik, unter dem Kaiserreich und während der Restauration war hier oft ein großer Theil des französischen Adels anwesend. In Rolle lebte ferner die hochangesehene waadtländische Familie der Laharpe, aus welcher Cäsar Laharpe, Erzieher Kaisers Alexanders von Rußland und Director der helvetischen Republik, stammte. Er war einer derjenigen, welche zur Losreißung der Waadt von Bern, zur Umgestaltung des Unterthanenlandes Waadt in die Republik Leman und zur Gründung der helvetischen Republik eifrig mitwirkten; er war es ferner, dem es Waadt und Aargau verdankten, daß beide auf den durch Kaiser Alexanders Einfluß bestimmten Wiener Kongreß als selbstständige Kantone anerkannt wurden. Seine Mitbürger setzten ihm nach seinem Tode, der 1838 erfolgte, auf einem Inselchen im See, das der Dampfer fast anstreift, einen

40 Fuß hohen Obelisken aus weißem Marmor. Die Weine der Gegend von Rolle und namentlich diejenigen des Districts le Moulart zwischen Begnins und Mont sind feurig, greifen aber die Nerven an. Früher wurde eine schwefel- und eisenhaltige Quelle von Frauen häufig als Mittel gegen Bleichsucht und ähnliche Krankheiten benutzt; jetzt wird sie nicht mehr beachtet. Eine Straße führt von hier über Marchairu in das Thal des Lac de Joux.

Wandern wir weiter gegen Genf zu. Im nahen Bezirk Gilly liegt Dorf Bursinel, zu dem das am Seestrand stehende Schloß gleichen Namens gehört. Hier soll im Oktober 1627 der erst im Jahr 1629 allgemeiner bekanntgewordene sogenannte Löffelbund, ein Bund des päpstlich gesinnten Adels, gegen die theilweis schon reformirt gesinnte Stadt Genf gestiftet worden sein. Auch die Bischöfe von Lausanne und Genf und der Herzog von Savoyen sollen sich an demselben betheiligt haben; das Abzeichen war ein Löffel, der nach den Einen auf den Hut gesteckt, nach den Andern an einer Schnur um den Hals befestigt wurde. Wie mächtig der Bund war, beweist der Umstand, daß er 1630 mit etwa 10000 Mann gegen Genf ziehen und die Stadt berennen konnte, sie auch mit Sturm eingenommen haben würde, wenn nicht Bern und Genf ihr schnell zu Hülfe geeilt wären. Auch hier ist immer noch die Weingegend la Côte. Bei Dullit, wo das Seegestade sich in sanften Hügeln erhebt, mündet die kleine Dulive in den Leman. Auf ihrer Brücke aber steht ein Denkmal aus römischer Zeit, ein alter Meilenstein, der von der Straße zwischen Genf und Lausanne herrührt und zur Zeit des Kaisers Maximinus und seines Sohns, des Cäsar Maximus, etwa in den Jahren 235 bis 238 aufgerichtet ward. Bei dem romantisch gelegenen Promenthoux reicht eine von hübschen Landhäusern und Wald bedeckte grünberasete Landzunge weit in den See und gewährt reizende Blicke auf das mächtige blaue Wasserbecken. Eine Linie von hier nach dem gegenüberliegenden Vorgebirge von Yvoire trennt den breiten und langen großen See von dem schmalen kleinen. Bald darauf erreichen wir Prangins, den Sitz der alten Barone von Prangins. Der Ort liegt noch innerhalb der Grenzen des alten Noviodunum und nicht nur Kaisermünzen und andere römische Alterthümer sind hier nicht selten aufgefunden worden, sondern auch ein interessanter Inschriftenstein von weißem Marmor, der in der Mauer vor dem Schlosse steckt. Im Jahre 1227 kam das Schloß durch Kauf an Emilie von Nassau, Wittwe des Prinzen Emanuel von Portugal. In den Jahren 1754 und 1755 ward es von Voltaire bewohnt, später, zur Zeit der französischen Revolution, dagegen von französischen Emigranten des hohen Adels, im Jahre 1814 endlich ward es Eigenthum des ehemaligen Königs von Spanien, Joseph Bonaparte Grafen von Survilliers. Derselbe erbaute eine Bergerie, welche vorzügliche weiche Käse nach Art der berühmten Fromages de Brie lieferte. Die einst in

Schriften nicht selten erwähnten Mineralquellen zu Prangins und Venex, welche gegen Schwindsucht heilsam sein sollten, werden jetzt nicht mehr beachtet.

Kaum haben wir Prangins verlassen, so treten wir in die Straße des ansehnlichsten Städtchens zwischen Lausanne und Genf, des freundlich auf einer Anhöhe am See zwischen Vaße und Corjeon gelegenen Nyon, deutsch Neuß genannt. Schon vor dem Eindringen der Römer in Helvetien war hier unzweifelhaft eine nicht unbeträchtliche Ansiedelung, welche nach Julius Cäsars Sieg über die auswandernden Helvetier neu bevölkert und bald darauf in eine römische Kolonie umgewandelt wurde. Ihr keltischer Name war Noviodunum, im Mittelalter meist in Nevidunum umgebildet, ihr römischer dagegen in Erinnerung an die Gründung der Kolonie durch einen Julier und mit Rücksicht darauf, daß in ihr eine römische Reiterabtheilung stationirt wurde, Colonia Julia Equestrium oder auch Civitas Equestrium. Jedenfalls war die Stadt damals viel größer und bedeutender als jetzt; sie scheint sich nicht nur bis Prangins, sondern sogar bis Promenthoux ausgedehnt zu haben und es gab in ihr viele Militair-, Civil- und priesterliche Beamte der höheren Klassen. Von hier aus dehnten die Römer ihre Herrschaft über Helvetien aus. Die Straße von Genf nach Lausanne berührte die Stadt, wie die aufgefundenen Meilensteine beweisen. Von Denksteinen findet sich eine nicht geringe Zahl, von denen ein Theil merkwürdiger Weise, ohne daß man sagen kann, wie er dahin gekommen ist, in Genf entdeckt wurde; außerdem wurden Reste von Wasserleitungen, Aschenkrüge und Geschirre von Siegelerde und gemeinem Thon, Bronze- und Eisensachen, Münzen und Ziegel ausgegraben. Einige Kapitäle und Karniesse so wie ein Pferdekopf sind in den Mauern des Stadttheils eingemauert; eine Inschrift, welche in der Kirchhofsmauer befindlich war, ist jetzt in der Nordseite der Kirche. Nachdem die Stadt durch die eingewanderten Germanenschaaren schwer geschädigt worden war, wurde sie später wieder aufgebaut und durch die Herren von Prangins soviel als möglich gehoben; unter savoyischer Herrschaft gehörte sie als die vierte zu den vier „guten Städten der Waadt.“ Zur Zeit der bernischen Herrschaft saß auf dem hochgelegenen mit vier runden Eckthürmen, einer Hochwarte und schrecklichen unterirdischen Kerkern ausgestatteten Schloß der Landvogt der gnädigen Herren von Bern. Hier residirte als Vogt Haller von Königsfelden und im Jahr 1787 erhielt Victor von Bonstetten, bekannt und einst berühmt durch zahlreiche Schriften in deutscher und französischer Sprache, die Vogtei. Damals lebten bei ihm auf dem alten Schloß Matthisson, der hier seine Ode an den Genfer See dichtete, Gaudenz von Salis, Johannes von Müller, der zu Nyon die große Geschichte der Schweiz begann, und Bonstettens langjährige Freundin Friederike Brun. Auch Carnot, bekannt genug aus der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs als Republikaner und Minister, fand hier einst ein Asyl; ferner lebte zu Nyon der bekannte Botaniker Gaudin lange

Zeit als Pfarrer. Ein reizender aussichtsreicher, von schönen Bäumen beschatteter Spaziergang und das Theater befinden sich beim Schloß; am See dagegen liegt die Vorstadt la Rive mit dem Hafen. Nyon hat Industrie und Holzhandel.

Von Nyon führt eine Fahrstraße in nordwestlicher Richtung über St. Cergues nach Frankreich. Wollen wir sie, bevor wir weiter nach Genf gehen, verfolgen, so wandern wir zunächst nach dem noch von Weinbergen, Aeckern und Obstgärten umgebenen Dorfe Trelex am Ende einer Ebene, auf welcher nach alten Schriftstellern zwei konische Erdhügel von gleicher Höhe, sehr wahrscheinlich alte Gräber, sichtbar waren. Daß sie geöffnet und durchforscht sind, ist nicht bekannt geworden. Hier steigt die Straße in vielen Windungen fast zwei Stunden empor, während ein gerader, aber rauherer Fußweg auf der alten Straße beträchtlich abkürzt. Ueberall finden sich prachtvolle Aussichten auf das Waadtland, den See und den Montblanc. Seitwärts von Trelex erblicken wir das große schöne Pfarrdorf Gingins und sein Schloß, die Stammburg der Herren von Gingins. In der Nähe schlugen nicht mehr als 400 Berner und Neuenburger am 10. Oktober 1635 nach lebhaftem Kampf ein Savoyisches Heer von 3000 Mann in die Flucht. Von St. Cergues (Sancti Sergii Villa), im Patois Sanfrego genannt, erzählt man, daß sich dort im Mittelalter eine frische und klare Quelle befunden habe, welche als sehr heilsam galt und deshalb häufig von Kranken und Gesunden besucht ward. Sie sollte in wunderbarer Weise Hautkrankheiten und namentlich Aussatz heilen und man badete in ihr nicht nur, sondern rieb sich auch mit dem Schlamm, den sie absetzte. Da sie auf der Grenze lag, so stritten der Herzog von Burgund und der Graf von Savoyen lange Zeit um ihren Besitz. Namentlich aus Genf kamen viele Kranke und zuletzt sah man sich genöthigt, dem Aberglauben und den thörichten Gebräuchen, welche bei der Kur hervorzutreten pflegten, durch strenge Verbote und Androhung von Gefängnißstrafen entgegenzuwirken. Leider ist nicht angegeben, was die Heilsuchenden vornahmen, welche Formeln sie brauchten; es müssen aber wohl Gebräuche, welche an den heiligen Sergius anknüpften, häufig gewesen sein. Denn zur Zeit der Reformation verstopften protestantische Schwärmer, um den Besuch der Quelle unmöglich zu machen, dieselbe mit Steinen der Art, daß sie zu fließen aufhörte.

Von St. Cergues zieht die Landstraße großentheils durch Wald und Wiesengelände nach la Cure; wer indeß einen hochlohnenden Umweg nicht scheut, steigt auf einem gebahnten Fußwege durch Wald und Alpenweiden an einigen Sennhütten vorüber empor und gelangt an einem senkrechten Felsenabsturz hin zum südöstlichen Abhang der Dôle und endlich auf diese. Die Wanderung hinauf nimmt etwa 2½ Stunde in Anspruch. Der Höhenzug des waadtländischen Jura, in welchem die Dôle liegt, ist eine Fortsetzung desjenigen, welcher östlich vom Joux-See von Nordost nach Südwest zieht und in dem Mont Tendre, Marchairu

und Noirmont liegen; er zählt neben der Dôle noch mehrere andere Gipfel, z. B. die aussichtsreiche Faucille, Vieux-Châtel und Grand-Châtel. Die Dôle ist fast 5200 Fuß hoch und bietet eins der schönsten und interessantesten Panoramen der Schweiz. Vor dem Beschauer liegt die Kette der Gebirge von den Alpen des Gotthard an bis zu den niedrigeren Bergen der Dauphiné in einer Ausdehnung von mehr als 80 Stunden und eine der herrlichsten Landschaften mit zahlreichen Städten, Dörfern, Weilern, Wäldern, Seen und Strömen. Man sieht den kleinen See von Rousses, die Seen von Murten, Neuenburg und Bourget und selbst den See von Annecy fern in Savoyen; vor allem aber ruht das trunkene Auge auf dem gewaltigen prächtigen Spiegel des Leman, seinem Ufer und dem riesigen schneebedeckten Bergkoloß Montblanc, der, obwohl 18 Stunden entfernt, oft bei klarer aber feuchter Luft so nahe scheint, daß man ihn in 4 bis 5 Stunden zu erreichen für möglich hält. Am nordwestlichen Fuß der Dôle liegt tiefunten das Dappenthal. Interessant sind auch die Blicke nach Frankreich hinüber und auf die sieben mächtigen Wälle, welche der Jura bildet. Der Gipfel ist nicht groß und mit einer dichten, blumenbesäeten Rasendecke bekleidet, wie denn die Dôle eine reiche und interessante Flora hat; aber er fällt nach Süden so steil ab, daß man dem Rand nicht zu nahe treten darf. An den ersten Sonntagen des August wurden auf der Dôle vielbesuchte Hirtenfeste gefeiert. Eine alte, oft von Dichtern behandelte Sage erzählt von einem schönen jungen und liebenden Ehepaar, das wenige Tage nach der Hochzeit einst einem solchen Feste beiwohnte und dabei, auf der Südseite ausgleitend, in den Abgrund stürzte. Ein steilerer Weg, der indeß näher ist, als derjenige über St. Cergues, führt nach Gingins hinab.

Wir setzen unsern Weg nach West hin fort und steigen vom Dôle-Gipfel abwärts, gehen an einigen Felsentrichtern (Cisternes) vorüber, berühren die hochgelegenen Sennhütten von Pra Paradis (Paradisalp), wo Milch und andere Erfrischungen zu holen sind, und kommen auf die große Straße von Genf nach Paris. Bald erreichen wir la Cure, ein Wirthshaus, in dessen Nähe die erste französische Zollstätte ist. Die Straße führt von hier auf französischem Boden nach Cressionières und les Rousses, das im obern französischen Theil des Jourthal liegt. Das Dorf les Rousses steht am Abhang des Risoux an der Wasserscheide der Rhone und des Rheins; seine Kirche, die höchstgelegene des ganzen Jura, ist absichtlich so gebaut, daß die eine Dachtraufe das Regenwasser dem Rhein und der Nordsee, die andere der Rhone und dem mittelländischen Meer zuleitet. Eine halbe Stunde vom Ort beginnt der kleine Lac de Rousses, ein finstres, von ödem, torfigem Sumpfland umgebenes Wasserbecken, an dessen Rand in der Schweiz seltene Wasserpflanzen (z. B. Calla palustris) gefunden werden.

Bevor wir nach Nyon zurückkehren, besuchen wir noch einen Augenblick von la Cure aus die Straße nach Genf, welche durch das Dappenthal führt. Das

Thälchen ist ein kleines, wenig bewohntes Gelände, das indeß doch fast in ganz Europa bekannt ist. Es ist auf beinahe allen Seiten von französischem Gebiet umschlossen, gehört indeß doch zum Kanton Waadt nicht deshalb etwa, weil seine Ländereien Eigenthum von Waadtländern, welche es als Sommerweide für ihr Alpenvieh benutzen, ist, sondern weil der Wiener Kongreß es absichtlich und wohlüberlegt der Schweiz zutheilte, damit der wichtige Jurapaß von St. Cergues, der die Invasion der Schweiz erleichtert, nicht in die Hände Frankreichs gelange. Lange zögerte indeß Frankreich mit der Herausgabe des in Besitz genommenen Thals an die Schweiz, noch bis in die neueste Zeit hinein suchte es in demselben Hoheitsrechte auszuüben und fast alljährlich las man in den öffentlichen Blättern von diplomatischen Verhandlungen über das Dappenthal. Wäre nicht Frankreich groß und die Schweiz klein: das Dappenthal hätte wiederholt zu einem blutigen Krieg zwischen den beiden Nachbarländern Anlaß gegeben, zumal Frankreich das Thal so wie die Gegend von Les Rousses zu befestigen strebte. Gegenwärtig sind zwar die hauptsächlichsten Streitpunkte ausgeglichen, aber kleinere Differenzen tauchen immer wieder von neuem auf, zumal Frankreich die wenigen Einwohner des Dappenthals zu gewinnen und an sich zu ziehen strebt. Die schöne, im Jahr 1805 und 1806 von Napoleon I. angelegte Straße durch das Thal geht zwischen dem Mont de Tuffes im Norden und der Dôle im Süden und dann zwischen den Crêt Prélaz und dem Vieux Châtel über Malacombe, von wo aus man auf die Dôle gehen kann, nach Vattay im Departement de l'Ain, einer einsamen Ansiedelung in einem rauhen, dichtbewaldeten Thale hoch über dem Grunde von Mijoux und dem Valsorinebach. Von hier steigen wir in einer Stunde auf den Col de la Faucille, auf dem sich eine herrliche Aussicht auf die Gegend von Genf, die Waadt, den Genfer See, die savoyischen Berge und Vorberge und vor allem den Montblanc darbietet. Die nächsten Orte an der Straße, welche sämmtlich Frankreich zugehören, sind Macconex und das als Voltaires langjähriger Wohnsitz bekannte Fernex oder Ferney. Fernex war früher wenig bekannt und unbedeutend. Voltaires Anwesenheit brachte ihm indeß, indem sie zahlreiche Fremde herbeizog, großen Nutzen und jetzt ist es ein freundlicher Flecken. Nordwestlich etwas oberhalb des Orts liegt reizend das von Voltaire im Roccoco-Styl erbaute Schloß, von dessen Gartenterrasse sich eine prachtvolle Aussicht auf Genf, den See und dessen Ufer, sowie den Montblanc und die übrigen Gebirge Savoyens darbietet. Interessant ist, daß ursprünglich die Fenster des Schlosses sich nicht auf den aussichtsreichen Seiten befanden, sondern sich der Seite des Berges zuwandten und in einem nach französischer Manier mit sorgfältig geschnittenen Alleen ausgestatteten Garten gingen. Auf Naturschönheit kam es den Erbauern also gar nicht an. Lange Zeit gehörte in diesem Jahrhundert das Schloß der Genfer Familie de Bude de Bossy, welche es sorgfältig in seinem früheren Zustande erhielt, später

kam es in den Besitz eines Pariser Tuchfabrikanten, des Herrn Griollet, der fast alles umgestalten und modernisiren ließ. Nur Voltaire's Schlafgemach wurde geschont mit allem, was es enthielt, der Silhouette der Kaiserin Katharina II. von Rußland, umgeben von einem von ihr selbst gestickten Kranz, le Kain's Portrait mit mächtiger Lorbeerkrone, Friedrichs des Großen Brustbild, Voltaire's Portrait aus der Zeit seiner Jugend, der silbergestickten Hausmütze, dem Tintenfaß und anderen kleineren Reliquien des merkwürdigen Mannes. Bekanntlich baute Voltaire zu Ferney eine Kapelle mit der so vielfach angegriffenen und getadelten Inschrift „Deo erexit Voltaire“ (Gott errichtet von Voltaire); später erbauten sich indeß die Katholiken eine Kirche, so daß die Kapelle nicht mehr gebraucht wird. Auch ein reformirtes Gotteshaus ist vorhanden. Ferney wird noch häufig von Genf aus besucht, wohin man über Grand Saccone̱z (mit prächtiger Aussicht auf den Montblanc und mit dem Landhaus les Délices, in welchem Voltaire einst Tancred schrieb,) an hübschen Gartenanlagen und Villen vorüber in fast zwei Stunden gelangt. — —

Vor unserem Abstecher nach der Dôle sind wir nach Nyon zurückgekehrt und verfolgen nun wieder die Seestraße nach Genf. Das erste Dorf, auf welches wir stoßen, ist Crans mit hübschen Weingärten und einem zierlichen Schloß, das zweite Celegny in der genferischen Enclave gleichen Namens. Der Ort liegt nahe am See auf einem fruchtbaren, quellreichen Hügel, der liebliche Aussichten bietet. In der Mauer der Kirche befindet sich ein Grabstein, der einem geliebten Gatten, Namens Cornelius, von der Gattin Publicia gesetzt wurde. Von hier aus kommen wir nach Coppet, dem Hauptort des waadtländischen Kreises Coppet. Der Ort liegt anmuthig am See und war einst eine Baronie, welche früher den Herren von Grandson und von Greierz, später von Viri, Dohna und Erlach gehörte. Als 1536 die Berner das Schloß auf ihrem Zuge nach Genf belagerten, brannte dasselbe ab, wurde aber wieder aufgebaut und erhielt später einen Park, durch den ein heller Bach fließt. Es liegt prachtvoll etwa 200 Fuß über dem Dorf. Im Jahre 1657 besaß es ein Graf Dohna, bei dem der berühmte französische Philosoph Pierre Bayle von 1670 bis 1672 als Hauslehrer lebte. Bayle hatte Frankreich, um sich der Strafe des Bannes zu entziehen, verlassen, und studirte zu Coppet Descartes. Nachdem kam das Schloß an den reichen Banquier Högger (Hoguer) zu St. Gallen, der später einen der größten Glückswechsel erlitt. Derselbe soll 20 Millionen besessen haben, schließlich aber zu Versailles, nachdem er durch Ludwig XIV. ruinirt worden war, in einer elenden Hütte, in die ihn ein armes Weib mitleidig aufgenommen, als Bettler gestorben sein. Im Jahr 1787 kam Schloß Coppet an Necker, der es mit der Herrschaft kaufte, als er in demselben Jahre den bekannten Compte rendu au Roi, die Schilderung der Finanzlage Frankreichs, veröffentlicht hatte und deshalb seine Entlassung erhielt. Auch 1790 zog er sich hierher

zurück und starb hier 1804. Darauf besaß es seine Tochter Frau von Staël-Holstein, die Verfasserin der Corinna, welche hier eine ausgezeichnete Gesellschaft, einen glänzenden Kreis berühmter und geistreicher Männer um sich versammelte. Hier lebten Benjamin Constant, Wilhelm von Schlegel, Sismondi, Chamisso und Andere. Napoleon, der Frau von Staël haßte, nöthigte sie endlich, Coppet zu verlassen; in ihrem Besitz blieb dieses indeß und in seinem Garten ruht sie neben ihrem Vater und anderen Gliedern ihrer Familie in einer einfachen, von Gehölz umgebenen Gruft. Nach dem Tod ihres Sohnes kam das Schloß 1827 an ihren Schwiegersohn, den Herzog von Broglie. Necker's Büste und ein Portrait der Frau von Staël werden den Besuchern gezeigt. Dorf Coppet bildet fast nur eine lange Gasse; es hatte sonst einen Thurm, Mezières genannt, dem sich wichtige Lehnsrechte anknüpften.

Der nächste wichtigere Ort an der Straße nach Genf, in deren Nähe bei Miez ein römischer Meilenstein aus Trajan's Zeit gefunden wurde, Versoix, gehört schon nicht mehr der Waadt an; wir müssen deshalb seine Schilderung verschieben, indem wir zugleich von dem Kanton Waadt, den wir nach allen Seiten hin durchwandert haben, Abschied nehmen. Lange haben wir uns mit ihm beschäftigt und er verdiente diese Aufmerksamkeit. Denn ausgedehnt, wie wenige, umfaßt er zugleich Theile des Alpenlandes, des Juragebiets und der zwischen beiden gelegenen Hügel-Ebene, reicht von dem herrlichen Genfer See im Süden bis an die Seen von Neuenburg und Murten, die seine nördlichen Districte bespülen, beschäftigt sich mit Alpenwirthschaft und Viehzucht, Acker- und Gartenbau, Weinbau und Industrie und nährt ein braves, gesundes, tüchtiges und liebenswürdiges Volk, das, wie man behauptet hat, durchweg bon enfant ist. Es ist wahr: nur wenige seiner Districte pflegen die Fremden anzuziehen und zu entzücken. Aber was diese Districte bieten, gehört zu dem Schönsten, das die Schweiz besitzt, wie denn mit dem nördlichen Bord des Genfer See kein anderes Seegelände nördlich der Alpen zu wetteifern vermag und die Ormonts sich dreist an die Seite der berühmtesten Bergthäler stellen dürfen. Und was nicht besucht wird, ist nicht minder schön, verdient nicht weniger gesehen zu werden; es würde an anderer Stelle gelegen, im Norden Deutschlands und Frankreichs zum Beispiel, die Sehnsucht aller derjenigen, welche es je betreten und durchwandert, beim Eintritt jedes Frühjahrs neu erwecken.

Vielleicht thun das auch so schon einzelne Höhen und Bezirke, Dôle und Dent de Vaulion, Aubonne und Vallorbe, die Ufer des Neuenburger See, das obere Saanenland und Andere. Uns aber möge es gelingen, der schönen Waadt neue Freunde und Verehrer zu gewinnen!

fränkischen Reich; wie die burgundischen, so nahmen auch die fränkischen Fürsten gar nicht selten hier ihren Aufenthalt. Damals schon müssen zu Genf Grafen Namens des Königs verwaltet haben; bestimmter treten sie zur Zeit des zweiten burgundischen Reichs auf und waren als Grafen des Genevois Lehnsleute des Bischofs. Als erster Graf erscheint gegen Ende des zehnten Jahrhunderts Graf Konrad I. Die Grafen suchten sich schon früh erblich zu machen und ihre Rechte auszudehnen, wogegen sich indeß die Bischöfe erklärten. So entwickelten sich schon damals Conflicte zwischen den geistlichen und weltlichen Herren von Genf. Schon Conrad der Salier soll Genf als Reichsstadt erklärt haben, erst von Friedrich I. ist aber eine Genf als Stadt des Reichs anerkennende Urkunde vom 1. Februar 1153 vorhanden. Friedrich I. verlieh auch neben Laufen und Sitten Genf dem Herzog von Zähringen, der es dem Grafen Amadeus III. abtrat. Als aber der Kaiser seine Verleihung wieder vernichtete, unterwarfen sich Stadt und Bischof dem Grafen nicht. Der Bischof schloß sogar, um die Selbstständigkeit Genf's zu retten, mit Graf Thomas von Savoyen ein Schutzbündniß ab, welches lange Zeit in Kraft blieb und 1285 noch erweitert ward. Denn in diesem Jahre ertheilte der Bischof mit Einwilligung der Bürger dem Grafen von Savoyen alle Rechte, welche bisher die Grafen des Genevois ausgeübt hatten, und gestatte ihm auch, sich der Stadt Genf als Festung zum Schutz seiner Lande wider seine Feinde zu bedienen.

Die Grafen von Savoyen vertheidigten nun zwar Genf gegen die Grafen des Genevois und deren Bundesgenossen und namentlich geschah dieß in den Jahren 1291 und 1307, aber sie strebten auch bald gleich jenen und den Bischöfen darnach, sich die Stadt unterthänig zu machen. Als endlich im Jahr 1401 Odo von Villars, Graf von Genevois seine Grafschaft an die Herzöge von Savoyen verkaufte, versuchten sogar Herzog Philibert von Savoyen, Schwiegersohn Kaiser Maximilians I. und Reichs-Statthalter, und sein Bruder Karl, Genf mit Gewalt in Besitz zu nehmen; sie scheiterten indeß und 1416 mußte Herzog Ludwig von Savoyen in einem Vertrag Genf die Anerkennung seiner Unabhängigkeit und damit die höchste Gewalt in seinem Gebiet zugestehen. Auch später noch hielten die Herzöge von Savoyen nicht selten in Genf Hof, sie mußten aber stets versprechen, der Stadt Rechte und Freiheiten nicht zu beeinträchtigen. Mit Recht trauten die Städter indeß diesen Zusagen nicht, sondern bewarben sich um die Freundschaft der Eidgenossen, von denen die Berner und die Freiburger mit ihnen Bündnisse eingingen. Der Bischof schloß sich hierbei den Städtern an, denn auch ihm waren die Herzöge bereits zu übermächtig geworden. In den durch Bern und Freiburg vermittelten Friedensverträgen mit Savoyen von 1493 ward auch Genf mit seinen Rechten begriffen; die Stadt galt mithin als in gewisser Beziehung von Herzog und Bischof unabhängig und hatte bereits auch für die

Eidgenossen Bedeutung. Weitere Bündnisse der Stadt mit Freiburg und mit Bern stammen aus den Jahren 1519 und 1526, sie machten die Genfer zu Verbündeten der Eidgenossen, denen im Frieden und Kriege Beistand zu leisten war, wenn sie irgendwo bedroht oder angegriffen wurden. Ja, die meisten Genfer, welche die Unabhängigkeit von Graf und Bischof kräftig anstrebten, betrachteten sich bereits als Eidgenossen (Hügenots im verdorbenen Französisch) und nannten sich so, während sie ihren Gegnern, den Anhängern der savoyischen Herzoge, den Schimpfnamen der Mamluken gaben. Daß so sich Conflicte und Kämpfe aller Art vorbereiten und einleiten mußten, läßt sich errathen; je mehr Genf aufblühte, je schöner sich Handel und Industrie entfalteten, desto lebhafter ward außerdem in den Herzogen die Begierde, die Stadt ihrer Herrschaft, der sie sich, wie sie meinten, rebellisch entzogen hatte, zu unterwerfen und dadurch die Macht ihres Hauses zu erhöhen. Dazu kam noch, daß die Reformation sich zu verbreiten begann und die Stellung und den Einfluß des Bischofs ernstlich in Frage stellte. Je mehr die Reformation in der deutschen Schweiz an Anhängern gewann, desto mehr zog sie sich auch in die französische Schweiz; bald gab es auch in Genf eifrige und begeisterte Prediger der „verbesserten Lehre.“ Wir nennen Guillaume Farel und Antoine Saunier. Wie anderswo, z. B. in Basel und auch in Zürich und Bern, führten politische Gründe und Erwägungen der Reformation viele Anhänger zu; die eidgenössische Partei in Genf verhehlte sich nicht lange, daß die Unabhängigkeit der Stadt von Graf und Bischof nur dann möglich sei, wenn man sich zugleich von der geistlichen Gewalt des Bischofs befreie und mit dem protestantischen Bern in enge Beziehungen trete. So sahen denn bald Herzog und Bischof den gänzlichen Abfall Genfs vor Augen und dadurch sich zu Maßregeln angeregt und verleitet, die das Uebel, das sie abwenden wollten, nur verschlimmerten. Willkür und Grausamkeit sind in solchen Fällen auf Seite der Gewalthaber niemals am Platze; nichts destoweniger kamen sie in Anwendung; wurden politischer und religiöser Fanatismus aufgeregt. Im Jahr 1535 wurde Genf protestantisch und erklärte sich sofort, auf die alten Munipalfreiheiten gestützt, als eine unabhängige Republik, indem sie die Oberherrschaft des Herzogs von Savoyen sowohl als des Bischofs für immer verwarf. Das war ein kühner Schritt, denn Genf zählte damals kaum 13000 Einwohner, welche freilich thätig und gewerbfleißig waren und auf Unterstützung von Außen her rechnen durften. Zwar glichen die Eidgenossen den Streit, der in demselben Jahre zwischen Savoyen einerseits und Genf und Bern anderseits ausbrach, noch aus; als aber 1536 der Herzog Karl III. von Savoyen, gestützt auf den Adel des Waadtlandes den Frieden brach, ergriff das bereits ebenfalls protestantisch gewordene Bern nochmals die Waffen, kündigte Savoyen den Krieg an, zog mit 7000 Mann unter seinem Schultheißen Nägeli in die Waadt und eroberte sie in wenigen Tagen, um sie

Der Kanton Genf.

Am herrlichen Genfer See, dort wo aus der südwestlichen Spitze des halbmondförmigen Wasserbeckens die Rhone herausfließt, um nach kurzer Zeit die aus dem Faucigny kommende Arve aufzunehmen, liegt Genf, die größte Stadt der Eidgenossenschaft und die wichtigste mindestens der französischen Schweiz, inmitten eines kleinen Ländchens, das fast vollständig von französischem Gebiet umgeben ist und nur an einer schmalen Stelle mit der Waadt zusammenhängt. Es ist eine alte Stadt, denn unzweifelhaft schon in den ersten Zeiten menschlicher Ansiedelung im Alpengebiet ließen sich hier am Ausfluß der Rhone aus dem Genfer See sowohl auf Pfahlrosten im Wasser als auf dem Seebord Menschen in einfachen Hütten nieder; es ist aber auch eine moderne Stadt, denn um den alten Kern haben sich neue ausgedehntere Stadttheile, welche denselben fast verschwinden lassen, gelegt, neue Menschen sind herangezogen, neue Ansichten, Sitten und Gewohnheiten, neue Ideen, modernes Leben haben sich entwickelt, nicht mit Unrecht behaupten die alten Genfer, daß von dem, was vor etwa 30 Jahren noch bestand und galt, nichts mehr unverändert besteht, vieles bereits ganz verschwunden ist. Und noch hat seine Umgestaltung nicht ein Ende erreicht; sie dauert fort, wenn auch ein Ruhepunkt eingetreten zu sein scheint. Wie Genf — und sein Geist, sein Schicksal sind der Geist, das Schicksal des Kantons — das, was es ist, im Lauf der Jahrhunderte ward, das erzählt uns die Geschichte; werfen wir deshalb zunächst einen Blick auf dieselbe.

Als Europa zuerst bevölkert ward, zogen, so scheint es, die einzelnen Völkerschaften auf ihren Wanderungen in den Thälern der Ströme flußaufwärts der Quelle zu; das scheint auch im Thal der Rhone geschehen zu sein. Als ein

Stamm den Genfer See erreicht hatte, siedelte er sich am unteren Ende desselben beim Ausfluß der Rhone aus dem See in derselben Weise an, wie es im Thal der Limmat zu Zürich, im Thal der Reuß zu Luzern, im Thal der Aar zu Thun, im Thal der Zihl zu Biel und sonst noch an anderen Orten geschehen. Anfänglich erbaute er sich seine Wohnungen nahe am Ufer auf Pfahlrosten, später auf dem Seebord selbst; auf der niedrigsten Kulturstufe stehend, begnügte er sich mit den dürftigsten Hütten, die erst nach und nach dauerhafter, größer und schöner wurden. Welchem Volke der Stamm angehörte, wird kein Forscher mehr zu ermitteln vermögen, denn die Reste des frühesten Alterthums sind zu geringfügig und wir können sie an keinen schriftlichen Aufzeichnungen prüfen. Was wir wissen, ist daß in historischer Zeit zuerst Kelten hier gefunden wurden, daß Genf eine Ortschaft der Allobrogen von nicht unbedeutender Wichtigkeit war, welche auf die Umgegend schon damals Einfluß übte. Alte Sagen sprechen von einem wichtigen Sonnenkultus, der hier herrschte und dessen Andenken sich durch das Sonnenbild im Genfer Wappen erhielt. Damals hieß die Stadt Genava; das Volk der Allobrogen aber, welches sie inne hatte, saß zwischen Rhone und Isère, in der nördlichen Dauphiné und einem Theile des narbonnensischen Galliens und wurde bereits um 122 v. Chr. von Quintus Fabius den Römern unterworfen. Cäsar übersah Genf's Bedeutung nicht; er machte es zu einem Waffenplatz, den er gegen die Helvetier verwandte; auch Augustus scheint es nicht vernachlässigt zu haben. In der ersten Zeit der römischen Herrschaft trug es zwar unwillig das ihm auferlegte Joch; nach und nach hörte indeß jeder Widerstand auf. Es befand sich wohl und beträchtlich nahm seine Bevölkerung und sein Reichthum zu. Je mehr sich Helvetien hob, je größer seine Städte wurden, je lebhafter der Verkehr auf den großen Heerstraßen war: desto mehr gewann Genava, von dem Straßen nach Noviodunum, Lousonna, Sedunum und den Pöninus und nach Aventicum und dem Norden Helvetiens gingen. Unter Heliogabal brannte die Allobrogenstadt, welche als römische Munipalstadt anerkannt war, ab, aber sie ward wieder aufgebaut und Aurelian verlieh ihr wichtige Freiheiten. Als die Burgunder ins Land fielen, griff zwar auch das Volk von Genava und vom Genfer See zu den Waffen; aber der Widerstand war vergeblich und wurde bald bewältigt. Genf hatte schon früher das Christenthum angenommen; sein Glaube, seine Sitten, seine Bildung wirkten auf die Eroberer, welche sich bald gleichfalls zum Christenthum bekannten. König Chilperich nahm zu Genf seine Residenz; gegen Ende des fünften Jahrhunderts ward es, wie es scheint, Bischofssitz; als aber 524 Childebert König von Neustrien Burgund bekriegte und eroberte, fiel es an das fränkische Reich. Man nannte es nun Gebenna und erst volle tausend Jahre später erhielt es seinen früheren Namen zurück. Nicht geringer als unter der Herrschaft der Burgunder war Genfs Bedeutung zur Zeit der Zugehörigkeit zum

fränkischen Reich; wie die burgundischen, so nahmen auch die fränkischen Fürsten gar nicht selten hier ihren Aufenthalt. Damals schon müssen zu Genf Grafen Namens des Königs verwaltet haben; bestimmter treten sie zur Zeit des zweiten burgundischen Reichs auf und waren als Grafen des Genevois Lehnsleute des Bischofs. Als erster Graf erscheint gegen Ende des zehnten Jahrhunderts Graf Konrad I. Die Grafen suchten sich schon früh erblich zu machen und ihre Rechte auszudehnen, wogegen sich indeß die Bischöfe erklärten. So entwickelten sich schon damals Conflicte zwischen den geistlichen und weltlichen Herren von Genf. Schon Conrad der Salier soll Genf als Reichsstadt erklärt haben, erst von Friedrich I. ist aber eine Genf als Stadt des Reichs anerkennende Urkunde vom 1. Februar 1153 vorhanden. Friedrich I. verlieh auch neben Laufen und Sitten Genf dem Herzog von Zähringen, der es dem Grafen Amadeus III. abtrat. Als aber der Kaiser seine Verleihung wieder vernichtete, unterwarfen sich Stadt und Bischof dem Grafen nicht. Der Bischof schloß sogar, um die Selbstständigkeit Genf's zu retten, mit Graf Thomas von Savoyen ein Schutzbündniß ab, welches lange Zeit in Kraft blieb und 1285 noch erweitert ward. Denn in diesem Jahre ertheilte der Bischof mit Einwilligung der Bürger dem Grafen von Savoyen alle Rechte, welche bisher die Grafen des Genevois ausgeübt hatten, und gestatte ihm auch, sich der Stadt Genf als Festung zum Schutz seiner Lande wider seine Feinde zu bedienen.

Die Grafen von Savoyen vertheidigten nun zwar Genf gegen die Grafen des Genevois und deren Bundesgenossen und namentlich geschah dieß in den Jahren 1291 und 1307, aber sie strebten auch bald gleich jenen und den Bischöfen darnach, sich die Stadt unterthänig zu machen. Als endlich im Jahr 1401 Odo von Villars, Graf von Genevois seine Grafschaft an die Herzöge von Savoyen verkaufte, versuchten sogar Herzog Philibert von Savoyen, Schwiegersohn Kaiser Maximilians I. und Reichs-Statthalter, und sein Bruder Karl, Genf mit Gewalt in Besitz zu nehmen; sie scheiterten indeß und 1416 mußte Herzog Ludwig von Savoyen in einem Vertrag Genf die Anerkennung seiner Unabhängigkeit und damit die höchste Gewalt in seinem Gebiet zugestehen. Auch später noch hielten die Herzöge von Savoyen nicht selten in Genf Hof, sie mußten aber stets versprechen, der Stadt Rechte und Freiheiten nicht zu beeinträchtigen. Mit Recht trauten die Städter indeß diesen Zusagen nicht, sondern bewarben sich um die Freundschaft der Eidgenossen, von denen die Berner und die Freiburger mit ihnen Bündnisse eingingen. Der Bischof schloß sich hierbei den Städtern an, denn auch ihm waren die Herzöge bereits zu übermächtig geworden. In den durch Bern und Freiburg vermittelten Friedensverträgen mit Savoyen von 1493 ward auch Genf mit seinen Rechten begriffen; die Stadt galt mithin als in gewisser Beziehung von Herzog und Bischof unabhängig und hatte bereits auch für die

Eidgenossen Bedeutung. Weitere Bündnisse der Stadt mit Freiburg und mit Bern stammen aus den Jahren 1519 und 1526, sie machten die Genfer zu Verbündeten der Eidgenossen, denen im Frieden und Kriege Beistand zu leisten war, wenn sie irgendwo bedroht oder angegriffen wurden. Ja, die meisten Genfer, welche die Unabhängigkeit von Graf und Bischof kräftig anstrebten, betrachteten sich bereits als Eidgenossen (Hügenots im verdorbenen Französisch) und nannten sich so, während sie ihren Gegnern, den Anhängern der savoyischen Herzoge, den Schimpfnamen der Mamluken gaben. Daß so sich Conflicte und Kämpfe aller Art vorbereiten und einleiten mußten, läßt sich errathen; je mehr Genf aufblühte, je schöner sich Handel und Industrie entfalteten, desto lebhafter ward außerdem in den Herzogen die Begierde, die Stadt ihrer Herrschaft, der sie sich, wie sie meinten, rebellisch entzogen hatte, zu unterwerfen und dadurch die Macht ihres Hauses zu erhöhen. Dazu kam noch, daß die Reformation sich zu verbreiten begann und die Stellung und den Einfluß des Bischofs ernstlich in Frage stellte. Je mehr die Reformation in der deutschen Schweiz an Anhängern gewann, desto mehr zog sie sich auch in die französische Schweiz; bald gab es auch in Genf eifrige und begeisterte Prediger der „verbesserten Lehre." Wir nennen Guillaume Farel und Antoine Saunier. Wie anderswo, z. B. in Basel und auch in Zürich und Bern, führten politische Gründe und Erwägungen der Reformation viele Anhänger zu; die eidgenössische Partei in Genf verhehlte sich nicht lange, daß die Unabhängigkeit der Stadt von Graf und Bischof nur dann möglich sei, wenn man sich zugleich von der geistlichen Gewalt des Bischofs befreie und mit dem protestantischen Bern in enge Beziehungen trete. So sahen denn bald Herzog und Bischof den gänzlichen Abfall Genfs vor Augen und dadurch sich zu Maßregeln angeregt und verleitet, die das Uebel, das sie abwenden wollten, nur verschlimmerten. Willkür und Grausamkeit sind in solchen Fällen auf Seite der Gewalthaber niemals am Platze; nichts destoweniger kamen sie in Anwendung; wurden politischer und religiöser Fanatismus aufgeregt. Im Jahr 1535 wurde Genf protestantisch und erklärte sich sofort, auf die alten Munipalfreiheiten gestützt, als eine unabhängige Republik, indem sie die Oberherrschaft des Herzogs von Savoyen sowohl als des Bischofs für immer verwarf. Das war ein kühner Schritt, denn Genf zählte damals kaum 13000 Einwohner, welche freilich thätig und gewerbfleißig waren und auf Unterstützung von Außen her rechnen durften. Zwar glichen die Eidgenossen den Streit, der in demselben Jahre zwischen Savoyen einerseits und Genf und Bern anderseits ausbrach, noch aus; als aber 1536 der Herzog Karl III. von Savoyen, gestützt auf den Adel des Waadtlandes den Frieden brach, ergriff das bereits ebenfalls protestantisch gewordene Bern nochmals die Waffen, kündigte Savoyen den Krieg an, zog mit 7000 Mann unter seinem Schultheißen Nägeli in die Waadt und eroberte sie in wenigen Tagen, um sie

nicht wieder herauszugeben. Einige Districte an der oberen Rhone nahm Wallis gleichfalls in Besitz. Genf aber vertrieb aus seinen Mauern die Altgläubigen und die Anhänger der bischöflichen und savoyischen Herrschaft, die sogenannten Mamluken, zog dagegen soviel als möglich Protestanten herein, vergrößerte nun auch ihr Gebiet durch einzelne kleine Districte. Obwohl Savoyen nach dem Kriege von 1536 sehr geschwächt war, bedrohte es doch noch immer das isolirt gelegene Genf, während der entflohene Bischof auf die Stadt seinen Bannstrahl schleuderte. Es begann ein langwieriger Krieg, der nicht weniger als 68 Jahre fortgeführt ward und oft Genf's Existenz und Freiheit schwer bedrohte. Im Jahr 1541 kam Johannes Calvin, der Genf einige Jahre vorher auf der Durchreise besucht hatte, in die Rhonestadt, in der bereits eine große Zahl der bekannteren Lehrer des verbesserten Glaubens wie Tavel, Fromens, Bosquet, Lambert und zuletzt Beza Aufnahme gefunden hatten. Calvin erlangte als öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrtheit bald großen Einfluß und gab bald für die ganze Einwohnerschaft den Ton an, der sich noch lange nachher erhielt. Er war für politische Freiheit und Glaubens- und Kirchenverbesserung begeistert, und stimmte in dieser Hinsicht mit den Bürgern Genfs überein, aber er beklagte die Verwilderung des Lebens und der Sitten der Stadt. Es beschloß also auch in dieser Hinsicht zu reformiren und griff, da er Unterstützung fand, mit fester, ja eiserner Hand durch. Einfach und fromm, dabei herb und streng, wo es sich um Glaubens- und Sittenlehren handelte, energischen und unerschütterlichen Characters, außerordentlich fleißig und thätig, dabei mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet, unternahm er es, die künftigen Glaubenssätze, Ordnungen und Bräuche der Kirche festzustellen. Farel unterstützte ihn dabei. Anfänglich stieß er dabei auf großen Widerstand; er mußte sogar Genf auf einige Jahre verlassen, drang aber dann desto vollständiger durch. Nachdem der Rath seinen Plan zur Verbesserung der Kirchenzucht genehmigt, bildete er aus Geistlichen und Laien ein Konsistorium, welches über die reine Lehre und die Sitten zu wachen hatte, Jedermann ohne Unterschied der Stellung zur Rechenschaft ziehen durfte und, wo Kirchenstrafen nicht auszureichen schienen, die Sache an den Rath brachte, der darauf mit Gefängniß und Lebensstrafen einschritt. Bald war Calvin Herr aller Handlungen und Meinungen der Genfer; nie nahmen die Richter Anstand streng zu strafen, wo er anklagte. Ein gewisser Gruet wurde enthauptet, weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, Castellio mußte seiner religiösen Meinungen wegen fliehen und Servet endete auf dem Scheiterhaufen, weil er über die Dreieinigkeit anders dachte als Calvin. Unter heftigen Kämpfen gelang es diesem im Laufe der Zeit die neue theokratische Ordnung in Genf zu befestigen, in ihrem Geiste die bürgerlichen Einrichtungen der Republik und das Gesetzbuch zu gestalten und durch seine Kirchenzucht die größte Sittenstrenge in den Häusern und Familien herzustellen.

Genf wurde so gewissermaßen das Rom des reformirten Protestantismus und die Pflanzstätte seiner Theologie und eiserner Sittenzucht. Es blieb das auch noch lange nachher und noch im neunzehnten Jahrhundert ward Genf durch Calvins Geist vielfach und oft tief beeinflußt. Calvin verbesserte auch gründlich das Schulwesen, und half die Akademie von Genf, an der er selbst mit Beza lehrte, ins Leben rufen; Jünglinge aller Nationen bildeten sich hier aus und eine große Zahl von Buchhandlungen versorgte selbst ferne Länder mit Geistesproducten aller Art.

Inzwischen suchte Savoyen noch immer, seine Herrschaft auf Genf auszudehnen, glücklicher Weise stets fruchtlos. Neben dem einigen Bund mit Bern schlossen die Genfer einen andern mit Zürich ab und traten auch einem Schutzbündniß mit Frankreich bei. Noch im Jahre 1602 am 21. December versuchte Savoyens Herrscher um Mitternacht verrätherischer Weise eine Ueberrumpelung der Stadt, die als die sogenannte Escalade bekannt ist. Schon waren die Wälle durch die savoyischen Krieger, die zu diesem Zweck förmlich geweiht und mit Amuleten und Heilzetteln versehen worden waren, erstiegen, schon standen einzelne kleine Trupps derselben in den Gassen, als die aufgeschreckten Bürger die Waffen ergriffen, und einmüthig mit furchtbarem Zorn die Feinde bekämpften und zurückschlugen. Die Gefangenen wurden streng gestraft und die Mehrzahl hingerichtet. Indeß war dieser Versuch der letzte, welcher überhaupt gemacht wurde; nachdem die Eidgenossen den Frieden vermittelt, gab Savoyen seine Hoffnungen und Pläne für immer auf.

Dagegen gab es nun vielfache innere Gährungen und Kämpfe. Aus der anfänglich ziemlich rein demokratischen Verfassung ward nach und nach eine ganz aristocratische; an Stelle der Volksversammlungen, welche über fast Alles entschieden, traten Volksvertretungen, große Räthe, die endlich nicht mehr gewählt wurden, sondern sich selbst ergänzten. Bald gab es auch drei Einwohnerklassen, von denen die eine vornehmere und einflußreichste allein öffentliche Aemter erhalten konnte, die zweite Künste, Gewerbe und Handel treiben durfte, der dritten aber nur untergeordnete Beschäftigungen obliegen sollten. Die Dörfer, welche zur Stadt gehörten, wurden als unterthänig angesehen und behandelt. Selten ließ man neue Bürger zu, kurz es ging in Genf zu, wie in andern Schweizerstädten, in Bern, Luzern u. s. w., wo in gleicher Weise aus der Bürgerschaft sich ein Patriciat hervorgebildet hatte. Glücklicher Weise litt Genfs Industrie dadurch nicht, zumal man verfolgte Protestanten aus Italien und Frankreich, welche neue Industriezweige und Verbesserungen der älteren einführten, gern aufnahm. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts besaß Genf, das am Anfange desselben 21000 Seelen gezählt hatte, 35000 Einwohner.

Die ersten heftigen Kämpfe zwischen Aristokratie und Bürgern entwickelten sich im Jahre 1707 und waren für die letzteren anfänglich siegreich; bald aber verloren durch Schwäche und Mangel an Einigkeit die Bürger alles, was sie errungen hatten, wieder. Die Aristocratie suchte sich nun gegen neue Bewegungen möglichst zu sichern; sie griff hart durch, wo sich Opposition zeigte, verbannte und verfolgte, wer ihr gefährlich erschien, versah Genf mit Festungswerken, die mehr auf innere als äußere Feinde berechnet waren, und suchte sich des Beistandes der Eidgenossen und Frankreichs zu versichern. Ein Aufstand von 1734, der dessenungeachtet Erfolg hatte, veranlaßte die Aristocratie zu Concessionen, die indeß schon 1738 wieder aufgehoben wurden. Immer willkürlicher ward das Regiment der kleinen, aber mächtigen Partei, welche jeden Hauch der Freiheit verpönte und z. B. 1762 gegen den Willen der Bürger Rousseau's, des Genfers, „Contract social“ und „Emile“ durch Henkershand verbrennen ließ. Ohne Zweifel würde die zahlreichere Bürgerschaft mehrmals gesiegt haben, aber Frankreich, Sardinien und die Eidgenossen waren ihr feindlich gesinnt und besetzten sogar mit Truppenmassen 1782 die Stadt. Damals mußte sich die Gemeinde gefallen lassen, was das von der Aristocratie beeinflußte Frankreich anordnete; die Freiheit der Bürger ging völlig verloren und sieben der besten Bürger, unter ihnem Clavière, der spätere Minister Frankreichs, wurden auf ewige Zeiten verbannt.

Da kam plötzlich ganz unerwartet die französische Revolution und übte auch auf Genf ihren tiefeingreifenden Einfluß. Die „ewigen Einsassen“, welche bisher fast ganz rechtlos gewesen, ergriffen im Juli 1794, von Frankreich her angefeuert, die Waffen, bemächtigten sich des Zeughauses, stürzten das bisherige Regiment, beriefen einen Nationalconvent nach französischem Muster und stellten allgemeine Rechtsgleichheit her. Daß es dabei nicht an Excessen, an schlimmen Thaten, an Ungerechtigkeiten fehlte, daß das Staatsvermögen schwer geschädigt und das Privateigenthum mindestens bedroht wurde, ist nicht zu leugnen; es trat ein, was der Dichter von dem Sclaven, wenn er die Kette bricht, sagt. Indeß 1796 traten die besseren Elemente Genf zusammen und bald war es ihnen gelungen, befriedigendere Zustände zu schaffen. Es wurde nun eine neue Verfassung hergestellt, welche auf dem Grundsatz der Volkssouveränität und der Rechtsgleichheit beruhte, allen 25 Jahr alten Bürgern das Stimmrecht gab und den Unterschied zwischen Bürgern, Einsassen und Unterthanen völlig beseitigte.

Mit dieser neuen Verfassung hätte Genf sehr wohl bestehen und sich entwickeln können; aber man ließ es nicht zu. Systematisch arbeitete man daran, die Einverleibung Genfs, dessen Lage allerdings eine für die französische Regierung sehr wichtige war, in die französische Republik zu erreichen. Nachdem alle Lockungen vergeblich gewesen, Genf auch die absichtlich vermehrten Belästigungen, welche seine Lage an der Grenze mit sich führte, ruhig ertragen hatte, erklärte endlich 1798 der

französischen Resident Desportes, daß die französische Regierung Genfs Annexion wolle und daß das Genfer Volk sie deshalb nachsuchen möchte. Aber auch dieser Aufforderung ward nicht sofort genügt; erst als am 16. April 1798 französisches Militair in die Stadt eingedrungen war, entschlossen sich 40 von 120 Mitgliedern des Ausschusses für die Vereinigung zu stimmen; die übrigen votirten nicht. Zehn Tage später ward der Vereinigungs-Vertrag abgeschlossen, zugleich aber wurden drei politische Schriftsteller Mallet du Pan, d'Ivernois und Duroveray für immer aus der Stadt verbannt.

Hatte die französische Herrschaft nicht gut angefangen, so bot sie auch in ihrem Verlauf nicht viel Gutes. Genf wurde zwar Hauptort eines Departement, aber es wurde von Fremdlingen regiert, von Abgaben und andern Lasten niedergedrückt und seiner besten Söhne, die auf den Schlachtfeldern verbluten mußten, beraubt. Erst als Napoleon's I. Reich zusammenbrach, erhielt Genf seine Freiheit wieder. Es ward Hauptort im eigenen Kanton, dem außer den früheren abhängigen Ortschaften einige sardinische Dörfer zugelegt wurden. Diesen Dörfern ward die Ausübung der katholischen Religion zugesagt, ja es mußte versprochen werden, daß in ihnen niemals eine protestantische Kirche errichtet werden solle. Das ist in neuerer Zeit nicht ohne Bedeutung gewesen. Anfänglich schien sich die Verfassung des Kantons zwar als eine auf freiheitlicher Basis beruhende gestalten zu wollen; bald aber kamen die wohlhabenden und einflußreichen alten Geschlechter wieder oben an und eine große Reihe alter und veralteter Einrichtungen ward hergestellt. Dabei hatte der große Rath, der sich alljährlich nur zu einem geringen Theil erneuerte, und dessen Mitglieder in sehr künstlicher Weise gewählt wurden, keinen großen Einfluß; fast die ganze Gewalt lag in den Händen des kleinen Raths oder Staatsraths, dessen Mitglieder auf Lebenszeit gewählt werden mußten. Eine privilegirte regierende Kaste gab es zwar nicht, aber doch eine Regierungscoterie, die fast noch schlimmer war und aus Adeligen, Banquiers, reichen Gutsbesitzern u. s. w. bestand, welche sich gegenseitig ihre Stellen sicherten. Die Bürgerschaft galt fast nichts. Dessenungeachtet war die Verwaltung ziemlich gut und wohlwollend und manches Gute entstand. Als das Jahr 1830 mit seinen Stürmen und Aufregungen hereinbrach, wußten die Genfer Herren sich geschickt zu benehmen; sie machten einige Concessionen, die wenigstens den größeren Theil der Bürgerschaft für den Augenblick zufrieden stellten. In dieser Zeit hob sich das Schulwesen in bemerkenswerther Weise, kam zu Genf die erste Drahtbrücke der Schweiz zu Stande und erschien auf dem Genfer See, den Kaiser Joseph II. die Wasserwüste, das todte Meer genannt hatte, das erste Räderdampfschiff. Als 1838 von Frankreich die Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon gefordert und die Unabhängigkeit der Schweiz schwer gefährdet wurde, stellte sich auch die Genfer Regierung auf die Seite derjenigen, welche dem Auslande gegenüber fest standen;

freilich hatte man nirgends besser als zu Genf die französische Herrschaft nach jeder Richtung hin kennen zu lernen Gelegenheit gehabt.

Um 1840 begann die liberale und radicale Partei der Bürgerschaft offener als bisher aufzutreten; im Jahre 1841 bildete sich ein radicaler Verein und in demselben Jahre, als die Regierung sich in der sogenannten aargauischen Klosterfrage schwankend und schwach zeigte, fand am 18. October eine Volksversammlung statt, welche zu einer entschiedenen Theilnahme für Aargau, das die zum Aufstand reizenden Klöster aufgehoben hatte, drängte. Am 8. November 1841 endlich ward in einer Petition Gesammt-Revision der Verfassung gefordert. Wie früher in andern Kantonen, so geschah es auch in Genf; die conservative Regierung, (der Staatsrath), welche ihre bisherige Macht bedroht sah, weigerte sich auf die Forderung einzugehen und traf militärische Vorbereitungen. Aber damit beschleunigte sie nur die Entscheidung; die Milizen, welche die Gesinnung des Volkes theilten, fanden sich nur in kleiner Zahl ein und auch diese Minderheit schloß sich noch größtentheils der Bewegung an. So kam es denn zur Wahl eines Verfassungsraths, dessen Entwurf einer neuen Verfassung am 7. Juni 1842 in allgemeiner Abstimmung vom Genfer Volk angenommen wurde.

Diese neue Verfassung war zwar liberaler als die alte, aber die alte Genfer Partei wußte sich von neuem Einfluß zu verschaffen und erlangte als conservative Partei in Staatsrath und Großrath die Mehrheit, obwohl die Radicalen im Gemeinderath überwogen. So wurden dann die Festsetzungen der Verfassung entweder nur zögernd oder nur theilweise durchgeführt. Neue Verwirrungen entstanden in Folge dessen; ja es kam sogar im Februar 1843 zu einem kleinen Aufstande, einem sogenannten „Putsch", der erst nach Erlaß einer Amnestie unterdrückt werden konnte. So rückte das Jahr 1846 heran mit seinen brennenden Fragen, welche sich an den Sonderbund anknüpften. Die radicale Partei war natürlich, ihren späteren erklärten Führer James Fazy an der Spitze, mit Entschiedenheit gegen den Sonderbund gesinnt, die Regierung und der große Rath beschlossen dagegen am 3. October 1846, ihre Tagsatzungs-Gesandten zu beauftragen, gegen die Sprengung des Sonderbundes mit Waffengewalt zu stimmen. Sofort nach Fassung des Beschlusses verließ die radicale Minderheit der Volksvertretung den Sitzungs-Saal, Volksversammlungen traten zusammen und erklärten den gefaßten Beschluß als verfassungswidrig und als darauf die Regierung Truppen einberief, bemächtigten sich Volkshaufen der Vorstadt St. Gervais, in der sie sich verschanzten. Sofort kam es zu offenem Kampf. Der Staatsrath ließ die Vorstadt beschießen, traf dabei aber Seitens der Aufständigen auf lebhaften Widerstand. Schon am 8. October fand indeß in der Stadt selbst eine neue zahlreich besuchte Volksversammlung statt und als auch diese die Regierung zur Abdankung auffordern ließ, legte dieselbe, von aller Welt verlassen, ihr Amt

nieder. Zunächst übernahm der Genfer Stadtrath das Regiment; schon am 9. October ernannte aber eine neue große Volksversammlung eine provisorische Regierung, deren Präsident und Leiter James Fazy ward.

Sieben Monate später, am 24. Mai 1847, wurde die neu revidirte Verfassung vom Volke definitiv angenommen. Auch nach ihr wie nach den früheren Staatsgrundgesetzen lag die Gesetzgebung in der Hand einer direct vom Volke gewählten Volksvertretung; die Regierung (der Staatsrath) wurde indeß von 13 auf 7 Mitglieder reducirt und, statt vom großen Rathe, ebenfalls direct vom Volke gewählt. Außerdem wurde festgesetzt, daß die Versammlung aller Wähler, der sogenannte Generalrath (Conseil général) über Verfassungsänderungen ohne Diskussion abzustimmen habe. Die Verfassung ward also eine rein demokratische, und zeigte sich als solche sofort, indem sie die Macht der bisher herrschenden Minderheit vollständig brach. Freilich trug dazu auch sehr viel der Character des Mannes, dem nunmehr das Volk alle Gewalt zugestand, wesentlich bei.

James Fazy kann gewiß Vieles von dem, was ihm seine Gegner zum Vorwurf machen, mit Recht vorgeworfen werden; er ist keiner von jenen seltenen Staatsmännern, an denen kein Makel haftet. Sowohl da, wo es das Wohl des Staats, als wo es sein Interesse galt, hätte er oft scrupulöser verfahren, in der Wahl der Mittel bedenklicher sein sollen. Unrecht handeln aber gewiß diejenigen, welche seine großen Verdienste um Genf gar nicht sehen, oder aber verkleinern wollen. Was Genf, Kanton und Stadt, gegenwärtig sind, verdanken sie zum großen Theil Fazy. Die Herrschaft der altgenferischen Orthodoxie und des Calvinismus war zwar unhaltbar geworden; der große Einfluß derselben hätte indeß, wenn Fazy ihn nicht gebrochen hätte, wenigstens theilweis fortgedauert und gewiß würde er die Entwicklung der Stadt schwer beeinträchtigt haben. Daß Fazy sich auf Elemente, welche mit seiner politischen Richtung nicht harmonirten, stützte, daß er die Ultramontanen und namentlich die wenig gebildeten katholischen Einwanderer aus Savoyen begünstigte, ist richtig; er zog aber zugleich tüchtige und intelligente Fremde aus der Schweiz, Frankreich und Deutschland nach Genf und förderte damit mächtig den Aufschwung der Bildung und der Gewerbthätigkeit. Indem er die Festungswerke beseitigte, schaffte er Grund und Boden für neue Stadttheile und veranlaßte großartige und prächtige Neubauten. Wo er die Stadt zu heben Gelegenheit fand, sparte er weder Mühe noch Kosten. Allerdings kamen dabei Mißgriffe vor; nicht immer mögen Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit gewaltet haben; es wurden große Summen zu unnützen Dingen verwandt und bei nothwendigen Ausgaben fehlte es an der erforderlichen Sparsamkeit. Aber Fazy's Gegner blieben dennoch und mit Recht ohnmächtig gegen ihn, weil sie selbst nichts zu schaffen vermochten. Am meisten schadete ihm noch, daß er sich manchen entschieden demokratischen Anträgen widersetzte und damit

das Princip, auf welchem die Bewegung von 1846 basirte, verleugnete. So bekämpfte er z. B. die vollständige Trennung der Kirche vom Staat im Interesse der Genfer Katholiken, welche, finanziell viel ungünstiger gestellt als die Protestanten, die bisher ihrem Cultus aus Staatsmitteln gewährte Unterstützung nicht entbehren konnten. Nach und nach bildete sich so eine Coalition der Ultraradicalen mit den Conservativen und streng calvinistisch Gesinnten, welche im November 1853 bei den Wahlen mit nicht geringer Mehrheit siegte. Die Männer der Coalition waren indeß nicht im Stande, die Geschäfte in der erforderlichen energischen Weise zu leiten; es fehlte ihnen nicht nur an Thatkraft, sondern auch an Einigkeit. So ließ sie denn das Volk schon im Jahre 1855 im Stich und berief von neuem Fazy und seine treuesten Anhänger in den Staatsrath.

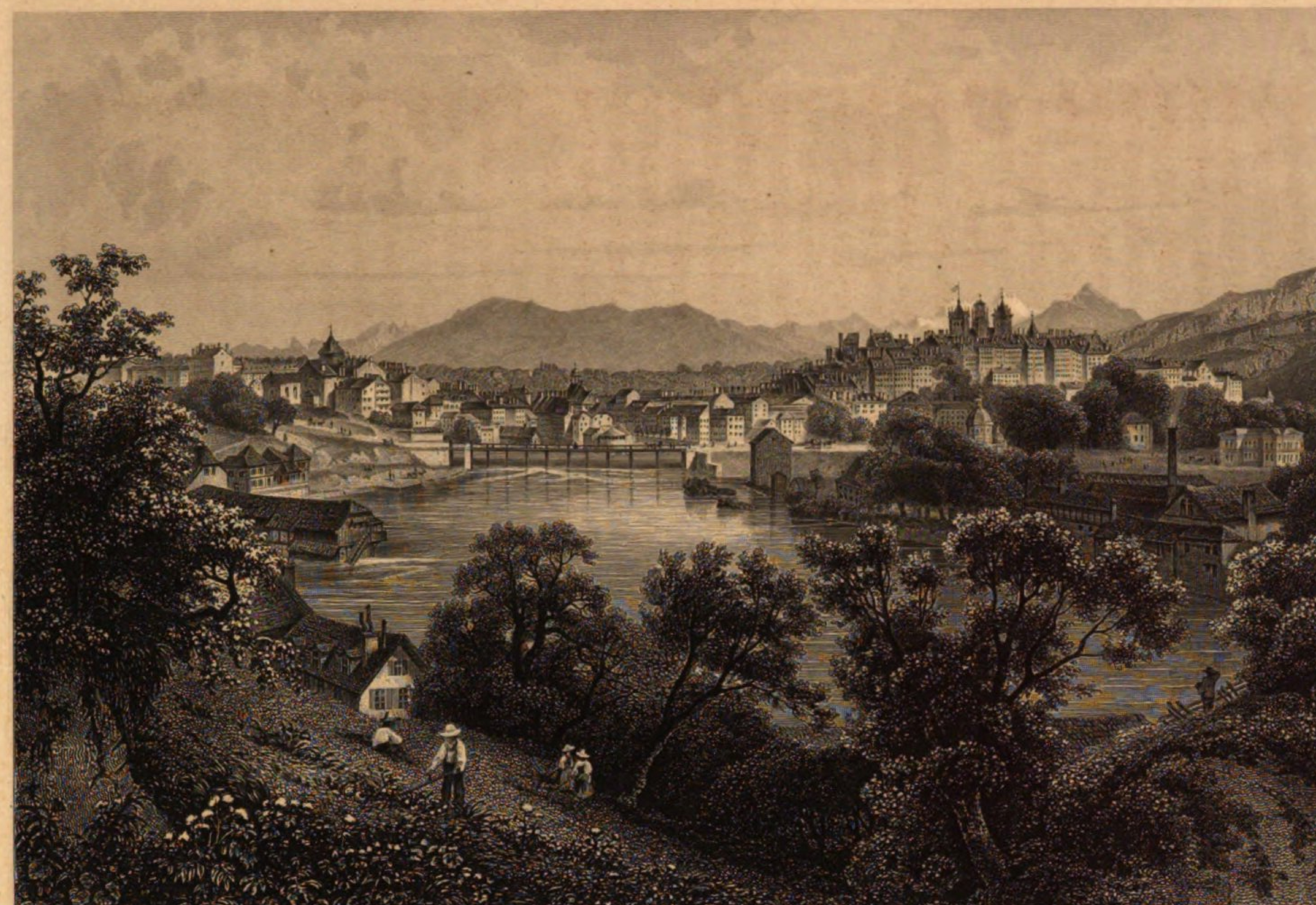
Fazy's System war das frühere geblieben, sein Ansehen hatte sich aber in den zwei Jahren, während welcher er in der Opposition war, fast noch gehoben. Seine Hauptstütze waren die Katholiken, von denen sowohl die Ultramontanen als die Aufgeklärten im eigensten Interesse zu ihm hielten; was er für sie thun konnte, geschah, und er ging sogar so weit, daß er dem Bischof Marilley von Freiburg, der, weil er vielfache Conflicte und Ruhestörungen veranlaßt hatte, auf Grund einer Uebereinkunft der Kantone der Südwestschweiz verbannt worden war, dem noch geltenden Abkommen entgegen die Ausübung kirchlicher Functionen in Genf gestattete. Auch die Arbeiter zählten allgemein zu Fazy's Anhängern, nicht allein, weil er Genf's Industrie zu heben suchte, sondern auch weil er die Bestrebungen der arbeitenden Klassen, welche die Verbesserung ihrer Lage bezweckten, zu unterstützen bemüht war. Nicht selten traten die Arbeiter in einer Weise für ihn ein, welche Aufsehen und Mißbilligung erregte. Von anderer Seite wurde dagegen Fazy, der „Dictator", der „kleine Napoleon" und wie man ihn sonst noch nannte, mit der größten Heftigkeit angegriffen. Mit Recht warf man ihm vor, daß er die Finanzen des Staats ruinire. So geschickt die jährlichen Budgets des Kantons aufgestellt wurden; sie zeigten dennoch, daß die Staatsausgaben und die Schulden in fortwährendem Wachsen begriffen seien; es ließ sich nicht übersehen, daß, wenn in der bisherigen Weise fortgefahren werde, große Steuererhöhungen oder der Bankerott unvermeidlich würden. Gegen die Minorität wurde nicht immer klug und gerecht verfahren. Größeren Eindruck noch als alle anderen Anklagen gegen Fazy und seine Partei machte diejenige der nicht eidgenössischen Gesinnung, welche nicht nur in Genf, sondern auch in den andern Kantonen vielfach gehört wurde. Daß Fazy in naher Beziehung zur französischen Regierung stehe, wurde öffentlich ausgesprochen; man warf ihm sogar vor, daß er den Kanton Genf an Frankreich, das augenscheinlich die reiche und angesehene Stadt zu besitzen wünschte, ausliefern wolle. Namentlich wurden diese Anklagen vor und während des italienischen Krieges von 1859 laut, als Fazy und viele seiner



Genève. **GENF**

[illegible] von 1846 basirte, verleugnete. So [illegible] der Kirche vom Staat im Interesse [illegible] ungünstiger gestellt als die Pro[illegible] Staatsmitteln gewährte Unterstützung [illegible] sich so eine Coalition der Ultra[illegible] calvinistisch Gesinnten, welche im [illegible] geringer Mehrheit siegte. Die Männer [illegible], die Geschäfte in der erforderlichen [illegible] nicht nur an Thatkraft, sondern auch [illegible] Volk schon im Jahre 1855 im Stich und [illegible] Anhänger in den Staatsrath.

[illegible] geblieben, sein Ansehen hatte sich aber in [illegible] er in der Opposition war, fast noch gehoben. [illegible] Katholiken, von denen sowohl die Ultramontanen [illegible] Interesse zu ihm hielten; was er für sie thun [illegible] sogar so weit, daß er dem Bischof Marilley von [illegible] Conflicte und Ruhestörungen veranlaßt hatte, [illegible] der Kantone der Südwestschweiz verbannt worden [illegible] Abkommen entgegen die Ausübung kirchlicher Functionen [illegible] Auch die Arbeiter zählten allgemein zu Fazy's Anhängern, [illegible] Genf's Industrie zu heben suchte, sondern auch weil er die [illegible] Klassen, welche die Verbesserung ihrer Lage bezweckten, [illegible] Nicht selten traten die Arbeiter in einer Weise für [illegible] Mißbilligung erregte. Von anderer Seite wurde [illegible] der „kleine Napoleon" und wie man ihn sonst [illegible] Heftigkeit angegriffen. Mit Recht warf man ihm vor, [illegible] Staats ruinire. So geschickt die jährlichen Budgets [illegible] aufgestellt wurden; sie zeigten dennoch, daß die Staatsausgaben und die Schulden in fortwährendem Wachsen begriffen seien; es ließ sich nicht übersehen, daß, wenn in der bisherigen Weise fortgefahren werde, große Steuererhöhungen oder der Bankerott unvermeidlich würden. Gegen die Minorität wurde nicht immer klug und gerecht verfahren. Größeren Eindruck noch als alle anderen Anklagen gegen Fazy und seine Partei machte diejenige der nicht eidgenössischen Gesinnung, welche nicht nur in Genf, sondern auch in den andern Kantonen vielfach gehört wurde. Daß Fazy in naher Beziehung zur französischen Regierung [illegible] ausgesprochen; man warf ihm sogar vor, daß er den Kanton Genf an [illegible], das augenscheinlich die reiche und angesehene Stadt zu besitzen [illegible], ausliefern wolle. Namentlich wurden diese Anklagen vor und während des italienischen Krieges von 1859 laut, als Fazy und viele seiner



L. Rohbock del.t J. Poppel sculp.t

GENÈVE. **GENF.** GENEVA.

(Genf)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

nächsten Freunde zu Gunsten der französisch-italienischen Allianz agitirten. Selbst die späteren energischen Proteste und Agitationen der Genfer Staatsmänner und Radicalen gegen die Annexion Savoyens durch Frankreich vermochten sie nicht verstummen zu machen. Ein persönlicher Vorwurf, welcher gegen Fazy erhoben wurde, war ferner noch der, daß er in einem ihm gehörigen Gebäude, das er zu einem enorm hohen Preise vermiethet hatte, eine Spielbank dulde, trotzdem dieselbe in der Schweiz und in Genf gesetzlich nicht bestehen dürfe.

Solche Anklagen mußten nach und nach den Boden des Fazy'schen Regiments untergraben; indeß geschah dies doch nur langsam. Noch im Jahre 1861 feierte Fazy einen großen Triumph. Als nämlich in Folge eines Wahrspruchs der Geschworenen ein Mann, welcher einer amtlichen Handlung wegen Fazy gröblich insultirt hatte, nur mit einer leichten Strafe belegt wurde, legte Fazy im Verein mit den übrigen Staatsräthen sein Amt als Präsident der Regierung nieder, wurde indeß mit großer Mehrheit von neuem gewählt. Indeß sah er sich damit doch nicht auf die Dauer im Amt befestigt. Mehr und mehr vermehrten sich die Gegner des persönlichen Regiments des alternden Staatsmanns, der endlich, nachdem er das siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte, andern Männern Platz machen mußte. Seitdem ist seine Partei in der Minorität und Opposition. Aber die Grundsätze, welche sie zur Geltung gebracht hat, lassen sich doch nicht mehr beseitigen; das Genf von 1868 ist so sehr verschieden von dem Genf von 1841 und 1846, daß die streng conservative Partei mehr und mehr verschwindet und nur noch Liberale und Radicale um die Regierungs-Sessel zu streiten vermögen. —

Der Kanton Genf ist der südwestlichste Kanton der Schweiz; sein Gebiet liegt an beiden Seiten der westlichsten Spitze des Genfer See's und an beiden Seiten der Rhone. Fast im Mittelpunkt des kleinen Staats befindet sich die Hauptstadt, die sein ganzes Leben bestimmt. Obwohl im Jahr 1815 dem damals nur 2 Quadratmeilen großen Kanton Genf einige savoyische Ortschaften, ein Theil des Ländchens Gex und die Dörfer Versoy und Carouge beigefügt wurden, umfaßt derselbe doch nur 5⅛ Quadratmeilen, also wenig mehr als Zug, der kleinste Kanton der Eidgenossenschaft. Nur mit einem kleinen Zipfel haftet er an dem Gebiet des Kantons Waadt, fast seine ganze Grenze berührt nach der Annexion Savoyen's Frankreich. Abweichend von allen übrigen Kantonen der Schweiz enthält der Kanton Genf keine Berge, ja nicht einmal größere Hügel; ferner fehlen ihm Wälder. Dagegen hat er Acker-, Garten- und Weinbau neben der beträchtlichen Industrie, welche die Einwohner vorzugsweise ernährt. Die Zahl der letzteren wird jetzt gewiß 90,000 betragen; bei der Volkszählung von 1860 wurde sie auf 83,345 festgestellt, von denen 41,756 in der Hauptstadt selbst wohnten. Im Jahre 1837 lebten im Kanton nur 58,666 und selbst im Jahr 1850 nur

63,932 Seelen; die Zunahme durch Einwanderung ist mithin eine sehr beträchtliche gewesen und steigerte im Decennium von 1850 bis 1860 die Bevölkerung der Hauptstadt um 10,500 Seelen. Noch 1850 war die Zahl der Protestanten größer als die der Katholiken, 1860 dagegen gab es bereits 40,355 Katholiken, 40,266 Protestanten und 724 Sektirer und Nichtchristen, so daß der früher überwiegend protestantische Character des Kantons sich in einen vorwiegend katholischen umzuändern scheint. Selbst in der Stadt vermehrt sich die Zahl der Katholiken außerordentlich und ist von 9322 im Jahre 1850 auf 16,748 im Jahre 1860 gestiegen. Allerdings sind die Katholiken zum großen Theil nicht nur nicht geborene Genfer, sondern auch, trotzdem die Aufnahme in's Staatsbürgerrecht unter dem Regiment Fazy außerordentlich erleichtert worden ist, nicht einmal Kantonsbürger, sondern nur Niedergelassene. Von den 41,756 Einwohnern der Hauptstadt Genf gehörten 1860 nur etwa 35 Procent, nämlich 14353 der Stadtgemeinde als Bürger an, 4558 waren in andern Orten des Kantons heimathsberechtigt, 8360 stammten aus andern Kantonen und 14,454, also mehr als 35 Procent, waren Ausländer (Franzosen, Deutsche, Italiener, Engländer u. s. w.) Zieht man dabei noch in Betracht, daß sich fortwährend viele Fremde für Wochen und Monate in Genf aufhalten, so wird das Verhältniß der Bürger zu den Niedergelassen noch ungünstiger. Was den Character des Kantons Genf anbetrifft, so wird er natürlich bei seiner Kleinheit durch die Hauptstadt bestimmt und gestaltet. Noch vor zwanzig Jahren war Genf eine mäßig große Mittelstadt; doch herrschten in ihr Wohlstand und Bildung vor und weithin übte sie, wie in früheren Jahrhunderten, großen Einfluß, wenngleich nicht in dem Umfange als z. B. zur Zeit der Reformation. Sie besaß Handel und Industrie; der noch immer strenge und calvinistische Geist, der in ihr lebte, verhinderte indeß, was sich an große Gewerbthätigkeit und beträchtlichen Handel leicht anknüpft; die Solidität überwog und trotz des Reichthums der Genfer wußte man verhältnißmäßig wenig von Luxus und Verschwendung. Seit Fazy's Regiment hat sich das, wie bereits angedeutet, wesentlich geändert. Genf ist eine Großstadt geworden, trotzdem sie noch kaum 50,000 Seelen zählt; es eifert den größeren Städten Frankreich's und in gewissem Sinne, in großartigen Bauten, in Luxus und Leichtlebigkeit, Paris nach. Das wirkt natürlich auch auf die andern Gemeinden des Kantons. Neben den soliden Geschäften hat sich auch der Schwindel eingenistet; man sucht möglichst schnell reich zu werden, und verbraucht schnell, was erworben worden ist. Indeß ist in Genf alter und bedeutender Reichthum wirklich vorhanden; ja es gibt sogar verhältnißmäßig mehr reiche Leute als in andern reichen schweizerischen Städten, wie Basel, Zürich, Winterthur. Und auch an tüchtigen, thätigen und unternehmenden Industriellen, welche theilweise Außerordentliches leisten, fehlt es nicht. Was im Großen und Ganzen das Völkchen von Genf characterisirt, sind Thätigkeit, Gewandtheit, Ausdauer und

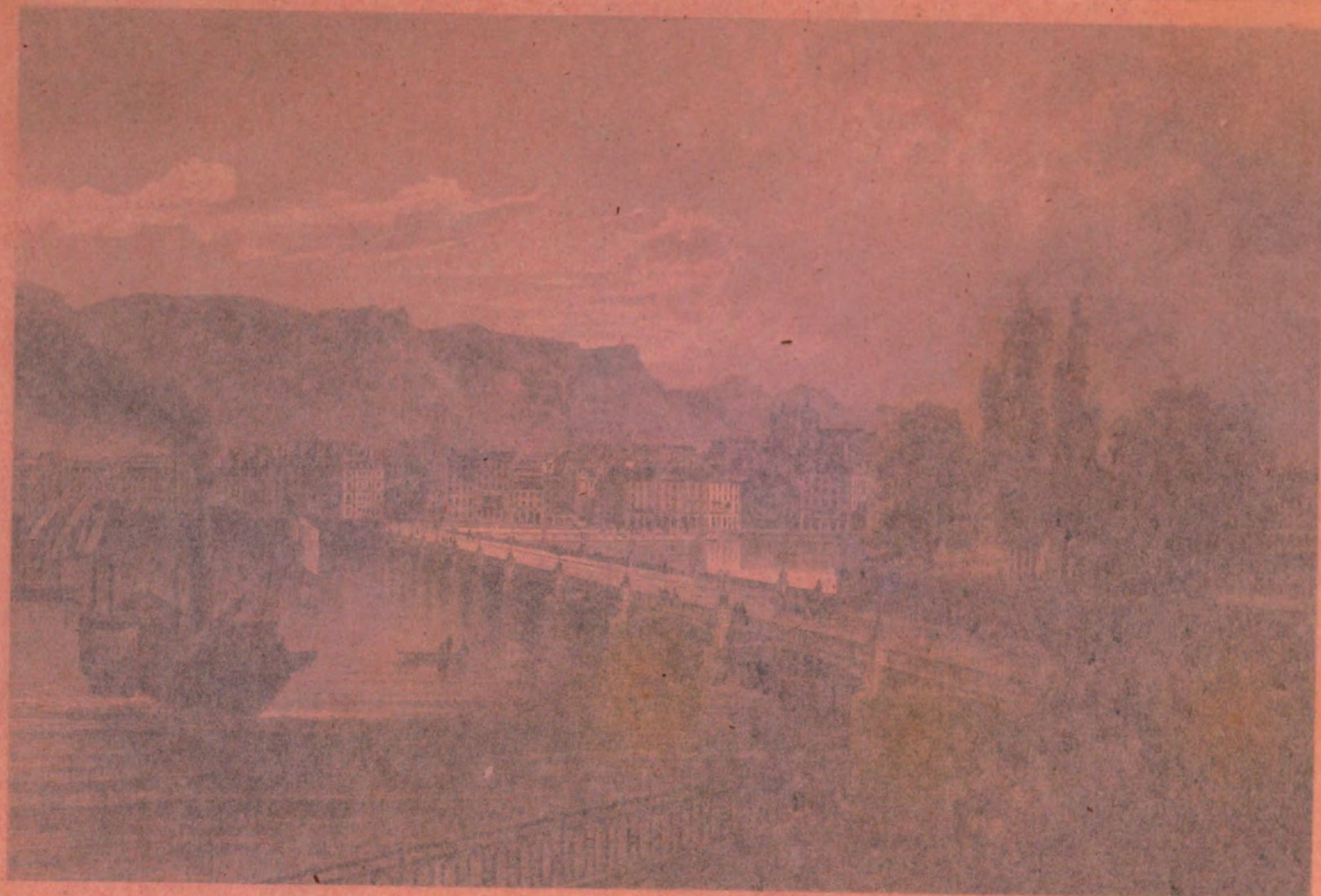
Energie; der Jahrhunderte lang fortgesetzte geistige Kampf, den die Geschichte des Kantons aufzuweisen hat, ist nicht ohne tiefeingreifenden Einfluß auf die Bevölkerung geblieben und wird dieselbe noch lange in lebhafter Bewegung erhalten.

Wenn wir von Lausanne aus die Straße nach Genf am nördlichen Ufer des Genfer See bis über Coppet verfolgt haben, so treten wir unweit des Flecken Versoix in den Kanton Genf ein. Ein eigenthümliches Schicksal hat es gewollt, daß Versoix im Jahre 1815 nach dem zweiten Sturze Napoleon's I. von Frankreich abgelöst und dem Kanton angeschlossen worden ist. Bis zum Jahre 1768 war nämlich Versoix ein ganz unbedeutender Ort; damals aber erhob es der französische Minister Herzog von Choiseul zu einer Stadtgemeinde. Tief erbittert gegen das freiheitliebende Genf und seine Bevölkerung beschloß der Herzog, dieser Stadt eine niederdrückende, ja vernichtende Concurrenz zu machen; er ließ einen Hafen erbauen, Straßen abstecken und Einwohner heranziehen, in der Hoffnung, mit den reichen Mitteln der großen Nation den Handel und die Industrie der kleinen Republik herüber zu ziehen. Indeß er drang nicht durch; es ging ihm nicht besser, als vielen Monarchen der alten und neuen Zeit, welche wichtige Städte an Orten, die die Natur nicht dazu bestimmt hatte, hervorzuzaubern versuchten. Die projectirten Häuser wurden nicht einmal gebaut und Voltaire, der in der Nähe sich aufhielt, schrieb einmal: „Wir haben zu Versoix zwar Straßen, aber keine Gebäude.“ Nahe bei dem Orte liegen die Schlösser Ecogia und St. Loup in herrlicher Lage. Bei Versoix mündet der Bach gleichen Namens, welchen wir überschreiten. Der nächste Ort ist das hübsche Dorf Genthod, in dem einst der bekannte Naturforscher Bonnet lebte und Saussure seinen Sommersitz hatte. Nahe dabei liegt reizend das Schlößchen Panthe, welches Josephine, der ersten Gemahlin des Kaisers Napoleon I., gehörte und Tournay, einst Wohnsitz Voltaire's mit herrlicher Aussicht auf den Montblanc und den Genfer See. Auch die von München her genügend bekannte Tänzerin Lola Montez, die Geliebte König Ludwig I. von Bayern, weilte einst in der Gegend. Schon hier und namentlich bei Sécheron liegen in größerer Zahl die modernen, schönen und prächtigen Villen, welche reichen Genfern und hier und da auch Ausländern gehören.

Genf selbst ist nicht nur die größte, sondern auch eine der am schönsten gelegenen Städte der Schweiz. Am südwestlichsten Ende des Léman breitet sie sich an beiden Seiten der dunkelblauen, krystallhellen Rhone, über welche jetzt fünf Brücken führen, aus. Wo nur die Häusermassen einen Durchblick gestatten, bieten sich die schönsten Aussichten auf den See, seine Ufer und die interessanten

und oft großartigen Gebirgsgruppen in Nähe und Ferne. Die linke, südliche Hälfte der Stadt ist der ältere Stadttheil und zu gleicher Zeit der größere; in ihm wohnte früher nicht nur der reichere vornehmere Theil der Einwohnerschaft, sondern herrschte auch das meiste Leben. Er war das eigentliche Genf, während die rechte Hälfte St. Gervais nur als eine Vorstadt galt und vorzugsweise von der arbeitenden Klasse bewohnt ward. Die letzten zwanzig Jahre haben darin aber außerordentlich viel geändert. Wie bereits erwähnt, war Genf früher befestigt und zwar nach dem System Vauban; je mehr die Bevölkerung wuchs, desto mehr beengten die Mauern, Gräben und Wälle, die den Einen als ganz nutzlos, den Andern, weil sie im Kriegsfall zu gewaltsamer Einnahme der Stadt Veranlassung geben konnten, als gefährlich erschienen; James Fazy unternahm es daher, sie zu beseitigen und drang damit im Jahre 1849 durch, trotzdem die Conservativen und die alten Genfer sich ernstlich widersetzten. Seit 1850 sind deshalb die Festungswerke zerstört und die dadurch gewonnenen Terrainabschnitte verkauft und bebaut worden. Das hat denn zur Folge gehabt, daß die linke Rhone-Seite sich zwar ebenfalls gleich der rechten bedeutend vergrößert hat, von der letzteren aber dennoch durch ihre prachtvollen und großartigen neuen Viertel in den Hintergrund zurückgedrängt wird. Die alte Stadt hat, wie alle andern befestigten Städte von gleichem Alter, enge, düstere, winkliche und deshalb unschöne Straßen, deren schmale, fast thurmartige Häuser zum Theil sechs, sieben und acht Stockwerke haben; in den neuen Stadttheilen dagegen finden sich fast nur wirkliche Prachtgebäude in modernem Styl, von denen manche mit Erfolg den kostbarsten Pariser Bauwerken nacheifern. Die großartigsten Stadtbezirke auf dem rechten Rhone-Ufer sind der Quai du Montblanc am neuen Hafen, die Rue Montblanc, welche auf die Brücke gleichen Namens stößt, der Quai des Bergues an der Rhone, auf dem linken dagegen Grand Quai, Quai de Rive und Rue de la Corraterie, denen sich die schönen Terrasses de la Treille anschließen.

Bevor wir die beiden Stadthälften durchwandern, werfen wir einen Blick auf die Rhone. Das äußerste Ende des Genfer See's, das in sie entfließt, ist der sogenannte neue Hafen, in welchem auf beiden Seiten an den Quai's die Dampfschiffe anlegen. In der linken Hälfte des breiten Gewässers, ziemlich weit vom Ufer, auf dem sich der Quai des Eaux vives hinzieht, liegen im Wasser zwei mächtige Felsblöcke, die Pierres du Niton. Eine alte, schon früh aufgezeichnete Sage bezeichnet sie als Opfersteine, auf welchen zur Römerzeit dem Gott Neptun geopfert worden sei. Im Waadtland führt übrigens Satan den Namen Niton. Daß die beiden Steine bei irgend einem vielleicht keltischen Kultus gedient haben, ist sehr wahrscheinlich; es läßt sich ein solcher Kultus bei vielen außerordentlich großen, an auffallender Stelle liegenden oder seltsam gestalteten Felsen leicht nachweisen und außerdem wurden in der Nähe der Nitonsteine angebliche Opfer-



L. Rohbock del.

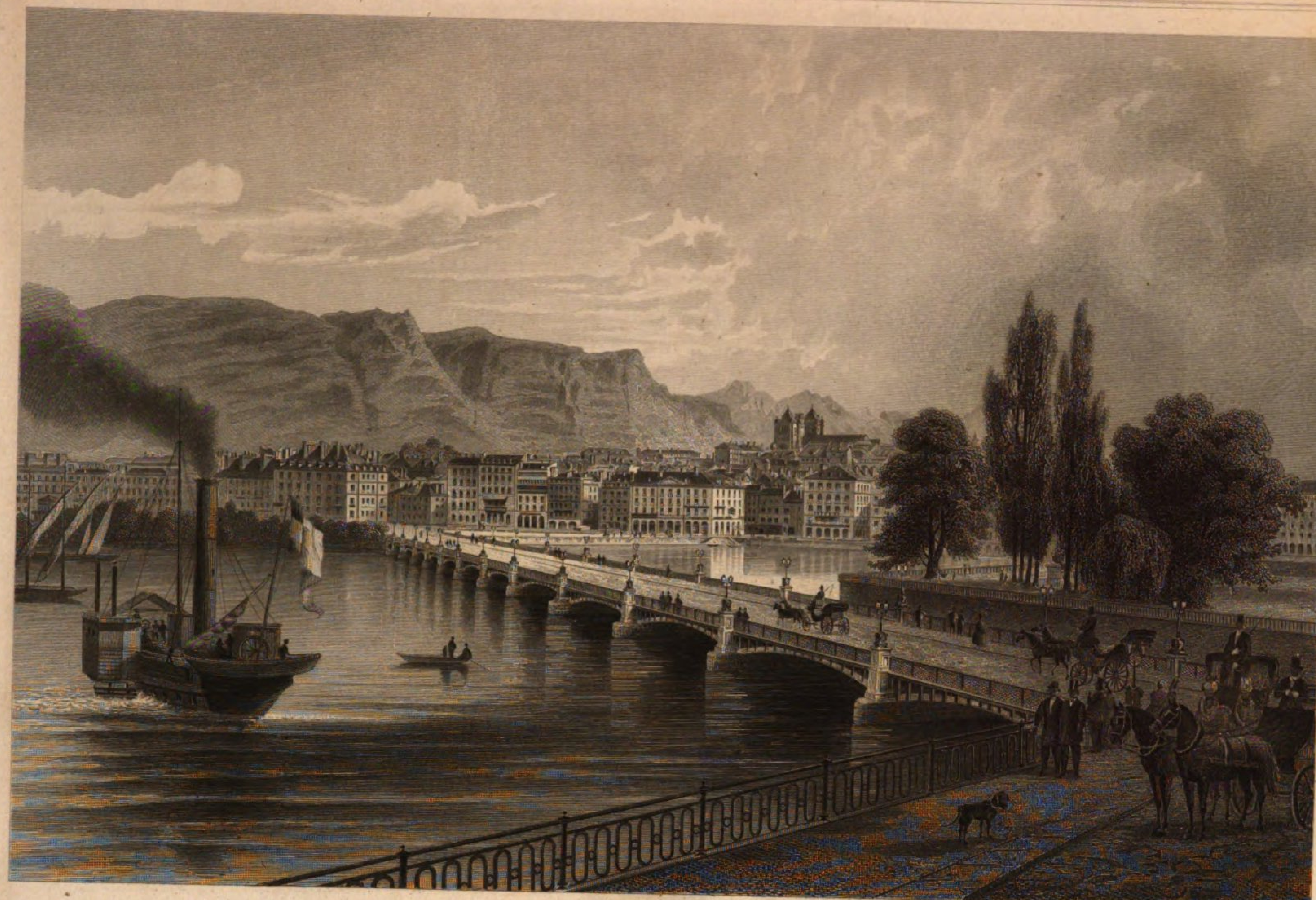
Fr. Müller sculp.

GENF MIT DER MONTBLANCBRÜCKE. GENÈVE AVEC LE PONT DU MONTBLANC.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] Gebirgsformen in Nähe und Ferne. Die linke, südliche Hälfte der Stadt ist der ältere Stadttheil und zu gleicher Zeit der größere; in dem wohnte früher nicht nur der reichere vornehmere Theil der Einwohnerschaft, sondern herrschte auch das meiste Leben. Er war das eigentliche Genf, während die rechte Hälfte St. Gervais nur als eine Vorstadt galt und vorzugsweise von der arbeitenden Klasse bewohnt ward. Die letzten zwanzig Jahre haben darin aber außerordentlich viel geändert. Wie bereits erwähnt, war Genf früher befestigt [illegible] Bauban; je mehr die Bevölkerung wuchs, desto [illegible] Mauern und Wälle, die den Einen als ganz nutzlos, [illegible] zu gewaltsamer Einnahme der Stadt Veran[illegible] erschienen; James Fazy unternahm es daher, [illegible] im Jahre 1849 durch, trotzdem die Conservativen [illegible] sich ernstlich widersetzten. Seit 1850 sind deshalb [illegible] und die dadurch gewonnenen Terrainabschnitte verkauft [illegible]. [illegible] denn zur Folge gehabt, daß die linke Rhone-Seite [illegible] der rechten bedeutend vergrößert hat, von der letzteren [illegible] prachtvollen und großartigen neuen Viertel in den Hintergrund [illegible]. Die alte Stadt hat, wie alle andern befestigten Städte [illegible], enge, düstere, winkliche und deshalb unschöne Straßen, deren [illegible] Häuser zum Theil sechs, sieben und acht Stockwerke haben; in den neuen Stadttheilen dagegen finden sich fast nur wirkliche Prachtgebäude [illegible] Styl, von denen manche mit Erfolg den kostbarsten Pariser [illegible]. Die großartigsten Stadtbezirke auf dem rechten Rhone-Ufer [illegible] Quai du Montblanc am neuen Hafen, die Rue Montblanc, welche [illegible] gleichen Namens stößt, der Quai des Bergues an der Rhone, auf dem linken dagegen Grand Quai, Quai de Rive und Rue de la Corraterie, denen sich die schönen Terrasses de la Treille anschließen.

Bevor wir die beiden Stadthälften durchwandern, werfen wir einen Blick auf die Rhone. Das äußerste Ende des Genfer See's, das in sie entfließt, ist der sogenannte neue Hafen, in welchem auf beiden Seiten an den Quai's die Dampfschiffe anlegen. In der linken Hälfte des breiten Gewässers, ziemlich weit vom Ufer, auf dem sich der Quai des Eaux vives hinzieht, liegen im Wasser zwei mächtige Felsblöcke, die Pierres du Niton. Eine alte, schon früh aufgezeichnete Sage bezeichnet sie als Opfersteine, auf welchen zur Römerzeit dem Gott Neptun geopfert worden sei. Im Waadtland führt übrigens Satan den Namen Niton. Daß die beiden Steine bei irgend einem vielleicht keltischen Kultus gedient haben, ist sehr wahrscheinlich; es läßt sich ein solcher Kultus bei vielen außerordentlich großen, an auffallender Stelle liegenden oder seltsam gestalteten Felsen leicht nachweisen und außerdem wurden in der Nähe der Nitonsteine angebliche Opfer-



L. Rohbock del.t

Fr. Müller sculp.t

GENF MIT DER MONTBLANCBRÜCKE. GENÈVE AVEC LE PONT DU MONTBLANC.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.ᵗ — J. Falkner sculp.ᵗ

MONUMENT DE ROUSSEAU.
(GENÈVE)

DAS ROUSSEAU DENKMAL ZU GENF.
(Genf)

ROUSSEAU'S MONUMENT.
(GENEVA)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

werkzeuge gefunden. Indeß hat man dabei schwerlich an den Meeresgott Neptun, mit dem die Schifffahrt auf dem Genfer See gar nichts zu thun hatte, gedacht. Die erste Brücke, welche sich über die Rhone hinlegt, ist der breite und prächtige Pont du Montblanc, welcher vom Grand Quai zur Rue Montblanc führt. Erst vor wenigen Jahren vollendet, ruht er auf zwölf flachen Bogen, ist mit einem eisernen Gitter eingefaßt und von sechszig Gasflammen jeden Abend beleuchtet. Die Aussicht von ihm ist außerordentlich schön, ähnlich derjenigen von der kleinen Rousseau-Insel, welche zwischen dem Pont Montblanc und dem Pont des Bergues liegt und mit der letzteren Brücke durch eine kleine Kettenbrücke verbunden ist. Die Insel bildet ein kleines Fünfeck, ist mit Bäumen bepflanzt und gewährt herrliche Blicke auf die Paläste der Quais, die umliegenden Hügel, den Genfer See, den großen und kleinen Salève, die Pyramide der Môle, die langgestreckten Voirons und die sich über denselben erhebenden, in ein weißes Schneekleid gehüllten Gipfel des Mont Buet und der Aiguille d'Argentières. Die Insel ist dem großen Genfer Philosophen Jean Jacques Rousseau geweiht, der in der Stadt am 28. Juni 1717 geboren ist, so lange er lebte indeß von seinen Mitbürgern verspottet, ausgestoßen und verfolgt ward. Wurden doch zum Beispiel im Jahre 1763 von den Behörden Genf's Rousseau's damals schon viel verbreitete Schriften förmlich als scandalös, unchristlich und verderblich verurtheilt und auf obrigkeitlichen Befehl öffentlich durch den Henker verbrannt. Siebenzig Jahre später errichteten dagegen die Genfer Behörden Rousseau auf der Insel ein Denkmal von hohem Werth, die sitzende Statue des hochherzigen und unglücklichen Menschenfreundes von Pradier. Inmitten von schönen Bäumen und Gesträuchen erhebt sich, von einem zierlichen eisernen Gitter umgeben, ein schönes, hohes Granit-Piedestal, auf welchem Rousseau in Erz gegossen sitzt, indem er, den Griffel in der Hand und ein aufgeschlagenes Buch auf den Knieen, sinnend das edle Haupt senkt. Der Pont des Bergues zeichnet sich dadurch aus, daß er eine in der Mitte gebrochene Linie bildet. Nach ihm folgen die Ponts de la Machine, de l'Isle und de la Coulouvrenière. Die beiden ersteren berühren die größere Rhoneinsel, kurzweg die Insel genannt, welche mit Gebäuden besetzt ist und auf der ein ansehnliches Pumpwerk steht, das die Stadt mit Rhonewasser versorgt.

So schöne Stadttheile die rechte Rhoneseite besitzt, an bemerkenswerthen Gebäuden fehlt es ihr dennoch. Nur die theilweis prächtigen und zahlreichen Gasthöfe sind zu erwähnen und ferner der Bahnhof, das Waisenhaus, einige wenig bedeutende Kirchen und die Plätze Place des Alpes und Place des Bergues. Viel reicher ist dagegen die linke Rhoneseite, die alte Stadt, bedacht. Da erhebt sich zuerst auf der hochgelegensten Stelle der Stadt stattlich die Peterskirche oder Kathedrale. Auf derselben Stelle soll einst ein Römertempel gestanden haben; im zehnten Jahrhundert ward dagegen der jetzige Bau begonnen und in seinen

Haupttheilen im byzantinischen Styl 1124 vollendet. Spätere Jahrhunderte fügten dann in gothischem Styl gehaltene Theile hinzu; doch blieben die beiden Hauptthürme unvollendet und mußten mit einem gewöhnlichen Nothdach versehen werden. Im Jahre 1749 ward an der Vorderseite ein römischer Porticus angebracht, der das Gebäude, zu dem er in keiner Weise paßte, außerordentlich verunstaltete. Merkwürdig sind die große Rosette, die Hauptglocke la Clémence, mit welcher bei feierlichen Gelegenheiten und namentlich bei Eröffnung des Generalraths geläutet wird, und mehrere Grabmäler. Unter denselben befindet sich in der Marien-Kapelle das Grabmal des Herzogs Heinrich von Rohan, des bekannten Führers der Protestanten unter Ludwig XIII. von Frankreich und Schwiegersohn des Herzogs von Sully; er fiel, nachdem er oft in der Schweiz und namentlich in Graubündten tapfer und glücklich gekämpft hatte, bei Rheinfelden im Jahre 1638. Auch sein Sohn Tancred und seine Gemahlin sind hier bestattet. Ein anderes Grabmal von schwarzem Marmor enthält die Gebeine Agrippa's von Aubigné († 1603), Vertrauten des großen Königs Heinrich IV. und Großvaters der Frau von Maintenon. Die Glasmalereien und die Bildschnitzereien an den Stühlen im Chor gehören noch dem fünfzehnten Jahrhundert an und die alte Makkabäer-Kapelle zur rechten Seite der Kirche wurde 1404 gegründet; dagegen wurden die gemalten Rosetten und unteren Fenster bei Gelegenheit der Jubelfeier des dreihundertjährigen Bestehens der Reformation im Jahre 1835 eingesetzt. Die Kirche steht so nahe den sie umgebenden Gebäuden, daß sie von keiner Stelle aus vollständig und bis zu ihrer ganzen Höhe überblickt werden kann; dagegen bietet sich von ihrem Thurm eins der herrlichsten Panoramen.

Nahe bei der Kirche befinden sich die bischöfliche Strafanstalt, das Casino und andere Gebäude; auch zu der St. Magdalenen-Kirche, der Lutherischen Kirche, dem von Calvin im Jahr 1558 in's Leben gerufenen Gymnasium (Collége), der Stadtbibliothek, dem Justizpalast und dem Zeughaus, in dem sich eine kleine Sammlung von Waffen und die Rüstung des Herzogs von Rohan befinden, gelangt man in wenigen Minuten. Die Stadtbibliothek verdankt ihren Ursprung dem bekannten Genfer Patrioten, Prior Bonnivard, jenem Gefangenen von Schloß Chillon, welchen Lord Byron in seinem schönen Gedicht verewigt hat. Sie wurde 1551 in's Leben gerufen und war, wenn man die Verhältnisse der Zeit berücksichtigt, schon damals nicht ohne Werth; gegenwärtig besitzt sie 500 Handschriften und 66,000 Bände Druckwerke. Unter den Handschriften finden sich viele, welche für die Reformationsgeschichte wichtig sind, namentlich 44 Bände von Calvin selbst geschriebener Predigten aus den Jahren 1549 bis 1560 und ein mehrere Bände umfassender Briefwechsel der Reformatoren Calvin, Bullinger, Theodor Beza, Farel, Viret u. s. w. Außerdem sind noch eine im Burgunderkriege erbeutete französische Uebersetzung des Quintus Curtius von dem Portugiesen Vasco, die

dieser Karl dem Kühnen von Burgund überreichte, eine mit schönen Miniatur-Malereien reich ausgestattete Histoire de la Bible, mehrere interessante Schriftstücke über das Concil von Basel, die Predigten des heiligen Augustinus, im sechsten Jahrhundert nach Christo auf Papyrus geschrieben, ein Brief des berühmten Newton, hölzerne, mit Wachs überzogene Täfelchen, auf denen sich eine nicht mehr lesbare Wirthschaftsrechnung Philipp des Schönen von Frankreich vom Jahre 1308 befand, und andere Curiositäten vorhanden. Eine zweite recht beträchtliche Bibliothek, welche indeß meist aus neuen, für das große Publikum geeigneten Schriften besteht, ist diejenige der Société de Lecture, in deren Sälen für Mitglieder und Fremde viele Journale und Zeitungen ausliegen; ferner sind noch andere Vereins- und Privatbibliotheken von wissenschaftlichem Werth zahlreich vorhanden und leicht zugänglich.

Ebenfalls nicht weit entfernt von der Kathedrale steht das Rathhaus (Hôtel de Ville) ein etwas schwerfälliges Gebäude in florentinischem Styl. Es besitzt einen weiten Eingang und statt einer Haupttreppe einen gepflasterten Weg, der im Thurm bis zum Dach aufsteigt und auf dem man emporreiten und mit kleinen Wagen selbst fahren kann. Andere Merkwürdigkeiten finden sich in ihm dagegen gar nicht; auf dem Platze vor demselben aber fanden viele historisch wichtige Begebenheiten statt und wurden namentlich auch Rousseau's Emile und Contract social auf Veranlassung der Sorbonne in Paris und auf Befehl des Raths feierlich verbrannt. Nahe dabei ist die Promenade der Plateform de la Treille mit der malerischen und prächtigen Aussicht auf die Stadt, den Zusammenfluß der Arve und Rhone, eine große Zahl freundlicher Städtchen, Dörfer und von Obsthainen umgebener Weiler, die schroffen Felswände des Salève, die abgerundeten Höhen des Mont Sion und Mont Vuache und die bewaldeten Abhänge und nackten Gipfel des südwestlichsten Theils des langgestreckten Juragebirges. Nachdem wir sie verlassen, besuchen wir den botanischen Garten, den der bekannte Naturforscher und Botaniker De Candolle, von welchem ein sogenanntes natürliches Pflanzensystem herrührt, 1816 an der Bastion Bourgeois errichtete. Seine Büste und die anderer berühmter Forscher, (Rousseau, Chambrey, Bonnet, Trembley, Sennebier, de Saussure) sind in dem Garten aufgestellt, der reich ausgestattete Gewächshäuser und mehrere Herbarien, unter andern das in jeder Hinsicht interessante des Dichters und Gelehrten Haller von Bern, enthält.

Von hohem Interesse namentlich für diejenigen, welche die Schweiz nach allen Richtungen kennen zu lernen wünschen, ist ferner das akademische Museum in der Grande Rue, das durch den Staat, die Akademie und viele Privatpersonen fortwährend bereichert wird. Ursprünglich war es vorzugsweise ein naturhistorisches Kabinet; auch macht noch jetzt die naturwissenschaftliche Sammlung einen Haupttheil aus. In derselben befinden sich Saussure's geologische Samm-

lungen, Brogniart's und De Candolle's Petrefacten aus dem Pflanzenreiche, Boissier's und Necker's zoologische Kabinete. Sehr reich sind die Sammlungen der europäischen und fremden Vögel und der Fische aus den schweizerischen Flüssen und Seen. Ein Elephant, welcher die zoologische Sammlung als umfangreichstes Stück ziert, stammt aus einer Menagerie her und mußte im Jahre 1837, weil er plötzlich wüthend geworden war, im Festungsgraben durch eine Kanonenkugel getödtet werden. Auch ein anatomisches Kabinet, ein chemisches Präparatorium und ein durch Pitet's Sammlung sehr bereichertes physikalisches Kabinet sind vorhanden. In dem Antiken- und Medaillen-Saal finden sich schweizerische und ausländische Alterthümer, eine aegyptische Mumie aus Theben und andere aegyptische Antiquitäten, ein 1721 in der Arve gefundenes römisches Trinkgeschirr aus Silber mit der Inschrift Largitas D. N. Valentiniani Augusti, ein mittelalterlicher Schild aus Eisen von sehr schöner Arbeit und mit erhabenem Bildwerk versehen, Alterthümer der römischen und keltischen Zeit und des Mittelalters aus Genf, Medaillen und Münzen und dergleichen mehr. Auf dem Hofe sind alte Inschriften aufgestellt; ein Theil bezieht sich auf Genf, ein anderer Theil auf Nyon und andere Orte am Genfer See und ist, wenn dies auch nicht mehr nachweisbar ist, unzweifelhaft dort vor Jahrhunderten aufgefunden und nach Genf übergeführt worden.

Vom akademischen Museum begeben wir uns zu der interessantesten Sammlung der Stadt Genf, dem Museum Rath. Es verdankt seinen Ursprung dem Herrn Rath, einem geborenen Genfer, der, nach Rußland verschlagen, es dort bis zum General brachte. Reich und der Künste Freund, kaufte er mit großen Geldopfern eine beträchtliche Zahl von Kunstwerken zusammen, welche seine Töchter nach seinem Tode der Vaterstadt schenkten, deren Bürger die Sammlung nach und nach bereicherten. Das schöne Gebäude liegt am Ende der prächtigen Straße de la Corraterie und am Place neuve. Im Saal der Statuen finden sich vorzugsweise wohlgelungene Gipsabgüsse der berühmteren antiken Bildwerke, sowie der Statuen Pradier's, von denen namentlich die Gruppe Venus und Amor genannt zu werden verdient; außerdem aber auch Sculpturen in Marmor und Bildwerke in Erz (die Büste des General Rath, Bonstetten's Marmor-Büste von Christen, der triumphirende David in Bronze von Chaponnière und der gefangene junge Grieche von demselben). Reicher an Originalen ist die bereits angewachsene Gemälde-Sammlung, in der neuere Genfer Künstler stark vertreten sind. In ihr finden sich Caravaggio ein Sänger, Domenichino David's Triumph, zwei Früchte- und Blumenvasen von van Dos, zwei Landschaften von Salvator Rosa, Paul Veronese's Grablegung Christi, die Raucher von Teniers, die Anbetung der Hirten von Bassano, de Berghem's Verschwender und Abraham, Winkelmann's Portrait von Angelika Kaufmann, Calvin's letzte Augenblicke und Katharina von Medicis, Coligny's Haupt empfangend von Hornung, Bonnivard's Befreiung von Lugardon,

Diday's Grimselpaß, Waldmühle, Pissevache und Waldsturm, Calame's Handeckfall, und Hochalpen, Coindet's Landschaft, Morel Fatio's Angriff eines Sclavenschiffs auf eine französische Brigg, Hebert's Scene aus der Schlacht von St. Jakob an der Birs, sämmtlich Bilder von kunstgeschichtlicher Bedeutung oder von wirklichem Kunstwerth.

Weniger wichtig als die ebengeschilderten Sehenswürdigkeiten sind einige andere, wie die neue Briefpost an der Rhone und an der Rue de la Corraterie, Saussure's Haus in derselben Straße, das prächtige Athenäum, das zur permanenten Gemälde-Ausstellung bestimmt ist, das neue von dem Genfer Bartholony geschenkte Gebäude des Musik-Conservatorium, das ziemlich umfangreiche Wahlgebäude, die Freimaurer-Loge, die anglikanische Kapelle und die Synagoge. Unweit der Sternwarte steht die wirklich prächtige russische Kirche und im Englischen Garten am Bord des neuen Hafens befindet sich das interessante und mit großem Fleiß vor 15 Jahren von Sené aus Lindenholz geschnitzte Relief des Montblanc und des Chamounix-Thals. Es ist 42 Fuß lang und 2½ Fuß hoch und gehört jetzt der Gemeinde Genf. Von Privatgebäuden sind beachtenswerth Rousseau's Geburtshaus in der Grande Rue Nro. 2 u. 3 und das als sein Geburtshaus irrthümlich durch eine Inschrift bezeichnete und ganz renovirte Wohnhaus seines Großvaters in der Rue Rousseau Nr. 69, Calvin's Sterbehaus in der Rue des Chanoines Nr. 116, das Stammhaus der einst sehr mächtigen und angesehenen Familie Tavel; außerdem kann man den protestantischen Kirchhof außerhalb der Stadt, auf welchem viele berühmte Genfer bestattet sind, besuchen. Hier ruhen unter Andern der bekannte Botaniker de Candolle und der englische Naturforscher Sir Humphrey Davy (gestorben 1829), auf dessen Gruft, beschattet von vier schönen Bäumen, sich ein stattliches, steinernes Denkmal erhebt. Calvin wurde auf dem Kirchhof von Plainpalais bestattet, sein Grab ist indeß unbekannt, da er, um jede Verehrung seiner Ueberreste zu verhüten, die Bezeichnung der Stätte oder die Aufstellung eines Denksteins streng verbot. In der Kirche St. Gervais befindet sich das Grabmal der 17 genferischen Kämpfer, welche in der Nacht vom 11. zum 12. December 1602 bei der sogenannten Eskalade fielen, als sie im Verein mit ihren Mitbürgern die Savoyer, welche die Stadt überrumpeln wollten und die Mauern bereits überstiegen hatten, mit Aufopferung ihres Lebens zurückschlugen. Ein anderes Denkmal, das an diesen für Genf so ruhmwürdigen und so folgenreichen Tag erinnert, ist der schöne Brunnen am Ausgang der Rue des Allemands, an dem zwei Reliefs Begebenheiten dieser Zeit darstellen.

Wir haben bereits erwähnt, daß Genf in vieler Hinsicht Paris nachzueifern sucht und daß es in der Rhonestadt leichtlebige Menschen in großer Zahl gibt. An Einrichtungen zu Vergnügungen fehlt es in der That weder für die Einheimischen,

noch für die zahlreichen Fremden, welche Sommer und Winter die ausgedehnten Gasthöfe und Pensionen füllen. Neben den gut ausgestatteten Speisesälen der Gasthöfe gibt es einige Restaurants und außerdem Café's in großer Zahl und in der schönsten Lage, Conditoreien in der Stadt, auf der Rousseau-Insel und im englischen Garten, Brauereien und Bierhäuser nach deutscher und nach französischer Art mit Sängerinnen und Darstellern kleiner Vaudevilles, ein im Winter offenes Theater und einen Circus; Omnibus und Droschken durchlaufen die Stadt; Pferdebahnen gehen nach Carouge und nach Chênes, Schiffchen (Peniches genannt) bieten sich zu Lustfahrten auf den See dar und wer die entferntere Umgegend besuchen will, hat neben Dampfschiff und Eisenbahn bequeme, obwohl theure Lohnkutscher zur Verfügung. Auch an Gelegenheit, Luxusausgaben aller Art zu machen, ist kein Mangel; es gibt in allen Stadtgegenden schöne und reich ausgestattete Magazine, welche die modernsten, kostspieligsten und seltensten Waaren liefern. Aber Genf vergnügt sich nicht allein: es arbeitet auch und manche seiner industriellen Thätigkeiten, wie z. B. seine Fabrikationen von Gold und Bijouterien, von Uhren, Spieldosen, singenden Vögeln sind mit Recht in allen Welttheilen bekannt und hochgerühmt. Nur die kleinen, unscheinbareren Arbeiten und die Handwerke liebt der eingeborene Genfer nicht. Er überläßt sie, weil ihre Erzeugnisse nicht glänzen, nicht Aufsehen erregen, nicht frappiren und nicht genug abwerfen, den Deutschen, welche sich in seiner Stadt gern niederlassen. Unter allen genferischen Gewerbszweigen ist die Uhrenindustrie die interessanteste. Angeblich kam sie im Jahre 1587 durch Carl Cusin oder Cousin, einen Franzosen, nach Genf und wurde seitdem immer vervollkommnet. Man rechnet, daß sie schon im Jahre 1789 etwa 4000 Personen beschäftigte. Die großen Kontinental-Kriege und die Vereinigung Genfs mit Frankreich brachten ihr in den nächsten Jahren großen Schaden; sie verlor damals den größten und besten Theil ihrer Absatzquellen. Später hob sie sich indeß wieder; es begann nun auch die Herstellung von Damenuhren und von Spieluhren und Musikdosen. Im Jahr 1834 sollen zu Genf 70000 Uhren verfertigt worden sein und gab es gegen 3000 Arbeiter, welche sich mit Uhrmacherei und mit Goldschmiede- und Juwelier-Arbeit beschäftigten. Schon damals fand die ausgedehnteste Arbeitstheilung statt; es gab ansehnliche Fabriken, welche sich nur mit Gehäusen, Zifferblättern, Federn, Spiralen oder Ketten beschäftigten. Später bildete sich dies Gewerbe noch weiter aus und während der industrielle Jura sich vorzugsweise auf die Herstellung der allgemeiner begehrten Uhren warf und Massenproduction und Billigkeit des Fabrikats sich zur Hauptaufgabe stellte, suchte man in Genf zugleich den weitgehendsten Ansprüchen zu genügen. Man stellte Kunstwerke her, welche sich durch Schönheit, reiche Ausstattung und Zuverlässigkeit auszeichneten. Ueberall bekannt sind namentlich die außerordentlich kleinen Uhren, welche theils in der Tasche getragen, theils in Armbänder, Ringe und andere

Schmucksachen eingefügt werden und oft viele Tausende von Franken kosten. Manche dieser kleinen Uhren sind nicht größer als eine Erbse oder Bohne. Auch die Compaßuhren und alle anderen Uhren, bei denen es auf Genauigkeit des Ganges ankommt, sind von vorzüglicher Güte und werden in großen Mengen hergestellt. Wieviel Uhren Genf gegenwärtig liefert, läßt sich nicht genau angeben; die Zahl von sechszigtausend wird indeß eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Ein großer Theil derselben geht nach Italien, der Levante, nach Asien und Amerika.

Nachdem wir Genf selbst durchwandert, haben wir nun noch die nähere und fernere Umgegend ins Auge zu fassen, die der reizenden und interessanten Punkte recht viele bietet. Eine der schönsten Villen und ohne Zweifel die am reichsten ausgestattete ist die Campagne Rothschild. Sie besitzt alles, was die Laune mit Hülfe der bedeutendsten Mittel nur beizufügen vermochte, Seen, Meiereien, Fasanerie, Thiergarten, Kioske, Wasserfälle, Felsengrotten, griechische, römische und chinesische Kuriositäten. Anmuthig sind die Villa Favre, die Villa des Engländers Peel, des Sohns des berühmten verstorbenen Sir Robert Peel, die Villa Beaulieu, bei der zwei Cedern vom Libanon stehen, die Villa Bartholony bei Séchéron und Andere. Fast alle haben herrliche Aussichten. Schöne Promenaden führen nach dem vielbesuchten St. Jean, von dessen Höhe wir die Vereinigung der Arve mit der Rhone überschauen, und nach dem Bois de la Bâtie, dessen Blick auf beide Ströme und die Stadt noch reizender und sehenswerther ist. Auf dem etwa hundert Fuß hohen Hügel La Bâtie stand ehemals eine Burg, von der nur noch geringe Reste vorhanden sind. Nahe bei ihr öffnet sich eine kleine Grotte. Von St. Jean gelangt man nach dem hübschen Châtelaine und seinen reizenden, behäbig eingerichteten Landsitzen und von hier nach Petit- und Grand-Sacconex. Petit-Sacconex besteht aus vielen Weilern, welche sämmtlich Villen reicher Genfer mit schönen Aussichten besitzen, und dasselbe ist bei Grand-Sacconex der Fall, auf dessen Hügel nahe beim Dorfe der Montblanc sich bei heiterem Wetter in seiner ganzen Schönheit und Pracht zeigt. Auch die Tour de Souterre, das herrlich gelegene Perrière und das kleine offene Städtchen Carouge werden oft besucht. Carouge ist ein alter Ort, der aber erst nach Napoleon's zweitem Sturz von Sardinien an Frankreich abgetreten ward, nachdem die Fürsten Sardiniens Jahrzehnde hindurch es auf Kosten Genfs durch Vermehrung der Einwohner und Hereinziehung und Unterstützung gewerblicher Unternehmungen fruchtlos zu heben gesucht hatten; es hat jetzt wenig mehr als fünftausend Einwohner und meist nur schlechte, einstöckige Häuser.

Doch wir müssen nun auch das südliche Seeufer besuchen, welches die Straße ins Chablais durchzieht. Auch hier ist die Gegend reizend und anmuthig. Durch die Vorstadt Eaux vives gelangen wir zuerst nach dem aus Villen und freundlichen

Häuschen zusammengesetzten Weiler Pré l' Eveque und nach dem wie in einem herrlichen Garten liegenden Frontenay, um bald das Pfarrdorf Cologny zu erreichen. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe am herrlichen Leman und gilt als ein alter römischer Ort, Colonia Allobrogum einst genannt. Wahrscheinlich enthielt es schon damals wie jetzt die Landhäuser und Campagnen der wohlhabenderen Einwohner Geneva's. Hier steht unmittelbar am Seebord die freundliche Villa Diodati, in welcher Lord Byron im Jahre 1816 den dritten Gesang seines herrlichen Childe Harold und den Manfred schrieb und einst auch bei seinem Freunde Diodati der blinde Dichter Milton häufig verweilte. Auf einer andern Villa, dem Landsitz der Familie Tronchin, arbeitete einst der Geschichtsschreiber der Schweiz und berühmte Historiker Johannes von Müller. Eine Wanderung von wenigen Minuten führt nach dem 360 Fuß über dem See auf einer kleinen Höhe anmuthig gelegenen Weiler Bessinge. Hier bietet sich die herrlichste Aussicht auf den breiten, schönen See, und dessen beide Ufer, die bethürmte Stadt Genf, den langgestreckten Jura, die Thäler der Rhone und der Arve, den Salève, die Voirons, die Môle, eine Reihe anderer savoyischen Berge und endlich den prachtvollen Montblanc mit seinen mächtigen Gletschermassen. Wollen wir unsere Promenade noch weiter ausdehnen, so gehen wir nach Bellerive, einem andern Dörfchen am Bord des Genfer See. Hart am Ufer steht dort in prachtvoller Lage ein Schloß auf den Trümmern eines alten, längst eingegangenen Nonnenklosters.

Noch andere lohnende Spaziergänge richten sich nach dem Dorf Troinex unweit der Straße nach Chamounix und der Arve, mit dem merkwürdigen Stein Pierre aux Darnes, einem fünf Fuß hohen, sechs Fuß langen Granitblock, auf dem vier halbe menschliche Gestalten eingehauen sind, nach den Bädern von Divonne in Frankreich und nach dem Fort l' Ecluse, das durch die Eisenbahn nach Lyon bequemer noch als zu Wegen zu erreichen ist. Die letztere Wanderung ist unbestreitbar die interessanteste. Nachdem wir bei Meyrin die französische Grenze überschritten und St. Genix verlassen haben, zieht sich die Straße am Fuß des Jura hin, bis die hohe Vuache von savoyischer Seite sich so sehr nähert, daß kaum noch Raum für die Rhone und die in den Felsen gehauene Straße übrig bleibt. Ueberrascht blicken wir um uns. Denn wir haben kaum das weite, luftige, anmuthig-schöne Thal von Genf und des Genfer See verlassen und schon befinden wir uns in einer wilden romantischen Felsschlucht, welche ganz andere Bilder bietet, eine viel ernstere Stimmung erweckt. Das Fort l' Ecluse schließt den Engpaß und bildete bis zum Jahre 1792 die Grenze Frankreichs gegen Savoyen. Von Savoyischen Herzögen angelegt, wurde es unter Ludwig XIV. von dem berühmten Vauban vollendet, darauf im Jahre 1819 von den Oesterreichern vollständig zerstört, aber später nun um so fester und stärker aufgebaut. Gegenwärtig hat es keine große Wichtigkeit mehr, denn die Schweiz ist ein neutraler Staat, der

Frankreich niemals angreifen wird, und Savoyen ist ein Theil des französischen Kaiserreichs geworden. Die Festungswerke sind ganz wohl unterhalten und werden durch einige Batterien beschirmt, welche über der Festung im Felsen selbst angelegt sind. Eine in den Fels gebrochene Treppe von beträchtlicher Breite und mehr als 100 Fuß Höhe führt hinauf. Wie es scheint zogen auf Orgetorix Veranlassung zu Cäsar's Zeit die alten keltischen Helvetier und ihre Bundesgenossen, nachdem sie ihre zwölf Städte und vierhundert andere Ansiedelungen in dem rauhen helvetischen Gebiet verbrannt hatten, durch den Paß l'Ecluse nach dem milderen und fruchtbareren Gallien, um sich dort niederzulassen, wurden aber von Cäsar im Jahr 59 bei Vibracte (in der Nähe von Autun in Burgund) geschlagen und zur Rückkehr in die alte Heimath gezwungen. Etwa 370,000 Menschen waren ausgezogen, 110,000 kehrten zurück. Von Collonge führt die Straße, indem sie sich fortwährend in der wilden Schlucht hält, in deren Tiefe die Rhone wüthend braust und stürmt, nach Bellegarde. Hier überschreitet sie das enge Felsenbett der Valserine. Fünf Minuten vom Ort liegt die einst hochberühmte Perte du Rhône am Fuß des Credo, eines aus Sand und zerbröckelndem Kalkstein zusammengesetzten Hügels. Unmittelbar unterhalb Genf hatte die Rhone eine Breite von 215 Fuß, unter der Brücke von Grezin verschmälert sie sich bis auf den vierzehnten Theil, auf nur 15 Fuß, und fließt tief unten in ihrem engen, kluftigen Bett. Auf einmal breitet sie sich dann mehr aus und gleitet sanft dahin, dann aber stürzt sie wieder brausend über den steil absinkenden Felsgrund. Wild stoßen nun die Wasser aneinander und spritzen zischend empor, in weißen Schaum aufgelöst fallen sie immer tiefer hinab, wühlen sich fort und kämpfen unausgesetzt mit den Hindernissen, welche sich ihnen entgegenstellen. Früher verengte sich hier bis auf drei Fuß Breite das Bett, in welchem die Rhone mit reißender Schnelle dahinstürmte; vor mehr als zwanzig Jahren schritt man zu Felsensprengungen, weil das Holz, das häufig die Rhone herabgeflößt ward, sich in der Felsenenge festsetzte und den Wasserlauf verstopfte. Dadurch hat der Blick auf den Strom viel verloren, aber noch immer ist er schön und interessant. Unterhalb des Sturzes erweitert sich der Schlund; es bildet sich ein Kanal von 25 bis 30 Fuß Breite und 25 Fuß Tiefe, der auf einer Strecke von 150 Fuß durch die überhangenden Felsen ganz verdeckt wird. Diese Stelle ist die eigentliche Perte du Rhône. Früher stieg man wohl auf einer Leiter in die schauerliche Tiefe hinab, in der man trockenen Fußes über das Gewässer gelangen konnte. Droben führt eine Brücke, Pont de Lucey von einem Ufer zum andern; jenseits derselben aber tritt die Rhone wieder an das Licht des Tages hervor und strömt nun beruhigt und leicht bewegt weiter. Hier findet die Vereinigung des Valserine-Bachs mit der Rhone statt. In einem engen, malerisch überschatteten Schlund von 150 Fuß Tiefe fließt der Bach von Bellegarde her dem größeren Thalwasser zu. Man

kann vom Garten des Wirthshauses von Bellegarde aus leicht in den Schlund hinabsteigen und findet in demselben eine kleine, romantisch gelegene Mühle. Am schönsten stellt sich die Perte du Rhône am Anfang des Frühlings und im Winter, wenn die Bäche gefroren sind und die Quellen mächtige glänzende Eiszapfen gebildet haben, dar, denn dann gewährt sie einen ungemein wilden und großartigen Anblick. —

Nicht selten finden von Genf aus Besteigungen interessanter und aussichtsreicher Höhen und Berge statt. So besucht man die Dôle, deren prachtvolle Aussicht wir bereits geschildert haben (III. S. 277) über Fernex oder über Nyon und St. Cergues oder auch über Coppet, indem man auf dem letzteren Wege zugleich die Quelle der Versoix in hübscher Felsengrotte und Château d'Ivonne berührt, dessen Terrasse eine herrliche Aussicht bietet. Eine andere Wanderung leitet auf den Môle. Wir verfolgen den Weg nach Chamouny fünf Stunden weit nach Bonneville und steigen von hier aus in fast vier Stunden auf den 5700 Fuß hohen Gipfel, der auf der Nordseite des Thals der Arve sich erhebt. Der Môle ist eine schöne Pyramide, auf der sich eine herrliche Aussicht auf die südlichen Gebirge und das lange Arve-Thal bietet. Den Rückweg nach Genf kann man über St. Jeoire nehmen, einen anmuthig gelegenen Flecken, der einst einer jüngeren hochangesehenen Linie der Herren v. Faucigny gehörte.

Viel häufiger als Dôle und Môle wird der Salève besucht. Südlich von Genf auf der Grenze der savoyischen Districte Genevois und Carouge zieht sich in der Richtung von Nordost nach Südwest fast fünf Stunden weit ein hellgrau-gelblicher Kalkfelsberg hin, der sich an den Mont Sion anschließt. Ein Theil des Berges, derjenige in der Richtung nach Genf zu, ist steil und abgerissen, und überall tritt der nackte, scharfkantige Fels hervor; der südwestliche Theil dagegen ist abgerundet und mit Wiesen, Weiden und Wäldern bedeckt. Noch anmuthiger und schöner ist der südöstliche Theil; er steigt sanft empor, trägt an seinem Fuß Dörfer, Felder, Weinberge und Kastanienwäldchen und krönt sich mit Wiesen und Gebüsch. Hier und da zeigen sich auf den südlichen Abhängen des Berges mächtige Granite und Gneisfindlinge, welche längst verschwundene Gletscher abgelagert haben müssen. Der niedrigste nördlichste Gipfel wird gewöhnlich als der kleine Salève (2804′) bezeichnet und der mittlere als der große, während die höchste südlichste Spitze Pitton heißt. Dieser höchste Gipfel (4257′) ist das gewöhnliche Ziel der Wanderung der Genfer. Auch die Touristen aber sollten viel häufiger als es wohl geschieht, den Salève besteigen; mit Recht hat man ihn den Rigi Savoyens genannt, obwohl er nicht wie der Schwyzer Berg viele herrliche Seen in seiner Nähe hat. Der Weg führt von Genf aus über Carouge und Veyrier, von wo aus gute Fußgänger auf steil ansteigenden und schwindlichten Fußpfaden über den Paß l'Echelle auf die Höhe gelangen können, nach Monnetier und von hier in einer

Stunde auf den großen Salève, einem auf dem Bergrücken emporwachsenden Hügel, der durch die furchtbare und malerische Schlucht le Creux de Monnetier von dem kleinen Salève geschieden ist. De Luc und Andere machten hier physikalische Versuche und reiche Ausbeute sichert der Berg den Mineralogen, Botanikern und Entomologen. Noch mehr zieht indeß die herrliche Aussicht an. Im Vordergrunde zu den Füßen des Beschauers breitet sich das mit Ortschaften, Schlössern, Kirchen, Wiesen, Aeckern und Wäldchen bedeckte untere Arvethal bis über Bonneville nach Cluses hinauf aus; an seinem nordöstlichen Rand steigen die langgestreckten Voirons mit ihrem Kloster, der Mont de Deluge, und die Môle-Pyramide empor und der letzteren gegenüber die zackigen Gräte und Gipfel des Mont Vergys, des Mont Brezon und Mont Charanta, an deren Fuß sich die enge Schlucht des Vallée du petit Bornand hinaufzieht; südlicher noch über La Roche erheben sich die Montagnes d'Orange mit den mächtigen Kuppen Mont Cou und Mont de la Godine. Sie alle sind aber nur die Vorberge der gewaltigen Bergriesen, welche hinter ihnen, meist mit ewigem Schnee bedeckt, ihre imposanten und vielgestaltigen Gipfel, Pics und Gräte bis in die hoch dahinstreichenden Wolken erstrecken. Da zeigt sich zuerst hinter den Voirons die finstere Dent d'Oche, welche wir so oft vom waadtländischen Ufer aus erblickt haben, und der Mont Billiat, dann folgen die hohen Spitzen der vielberufenen Diablerets fern auf der Grenze von Wallis und Bern, und rechts von ihnen die herrliche, glänzende Dent de Midi, in deren Nähe Tour Sallières und Pointe Barberine erscheinen. Wir schauen jetzt genau nach Ost. Hier erblicken wir Mont Jouplane und Mont Criou, dann rechts von Môle den Mont Buet, der steil über Sixt ansteigt, und endlich beginnen die Berge von Chamounix, eine lange prachtvolle Reihe von schönen Hochalpen, Chardonnet, die Nadel von Argentières, die mächtige Aiguille verte, Aiguille de Dru, Petite und Grande Jorasse, Géant, Montblanc de Farel, Mont Maudit und endlich er selbst, der stolze Gebirgskönig Montblanc, in wunderbarer Schönheit und Größe alles weit überragend und mit dem Dôme de Gouté zur Seite. Weiter nach rechts schließen sich noch zahlreiche Spitzen und Nadeln an, die Aiguilles de Miage, blanche, de Vergy, de Jalouvre, de Domingy und wie sie alle heißen mögen, und endlich blicken über dem Mont Cou hellschimmernd Mont d'Aravis und Mont de la Giettaz herüber. Und wenden wir uns wieder nach Nord und nach West und Süd zurück, so zeigen sich uns der schöne Genfer See mit dem größeren Theil des Waadtlandes, die Stadt Genf, der lange Jurarücken, in der Ferne die Rhone mit ihrem Durchbruch zwischen Jura und Mont Vouache, ein Theil des See von Annecy und zahlreiche savoyische Berge. Weit weniger ausgedehnt ist der Blick vom kleinen Salève und noch enger begrenzt, aber nichts desto weniger herrlich und lohnend, die vielbesuchte Aussicht bei den Ruinen des Schlosses l'Hermitage bei Monnetier. Einst gehörte die Veste den Grafen des

Genevois. Einige Minuten von der verfallenen Veste liegt die geräumige Höhle Balme de l'Hermitage und etwas höher endlich eine andere Naturmerkwürdigkeit, die Teufelshöhle (Balme du Démon).

Nicht weniger häufig als den Salève pflegt der Genfer die Voirons (4480′) zu besuchen, jenes nur etwa zwei Stunden von Genf in nordöstlicher Richtung gelegene Kalkgebirge auf den Grenzen der Provinzen Chablais, Carouge und Faucigny. Seine höchste Spitze, le Calvaire genannt, ist ohne Aussicht; dagegen findet sich ein bezaubernder Blick 300 Fuß tiefer bei den Ruinen eines Benedictiner-Klosters, das 1769 durch Brand zerstört ward. Wie gewöhnlich hatten auch hier die Mönche bei der Wahl ihres Sitzes nicht fehlgegriffen. Wir erblicken den größten Theil des Waadtlandes abgegrenzt von den mächtigen grauen und schwarzen Jurawällen, den blauen Seespiegel des Leman, Genf, das Rhonethal, die Arve und gegenüber das interessante und characteristische Salève-Gebirge mit seinen drei Gipfeln. Einer alten Sage zufolge ward auf den Voirons zur celtischen Zeit ein Götzenbild verehrt, an dessen Stelle man später in einer Kapelle eine Madonna aufstellte, zu der die Gläubigen in großer Zahl wallfahrteten. Nachdem das kleine Gotteshaus durch die Berner zerstört worden, ward es später wieder aufgerichtet. Verfolgt man von Calvaire aus den Rücken des Berges, so gelangt man zunächst in den Abgrund le Saut des Filles, von dem die Sage schaurige Dinge zu erzählen weiß. Es sollen nämlich in uralter Zeit Mädchen, welche wegen Unkeuschheit in Verdacht standen, hier ihre Unschuld durch einen Sprung in die Tiefe haben beweisen müssen. Weiter führt von hier der Gratsteig an das westliche Ende des Berges oberhalb der Sennhütte Praleire auf eine kleine Höhe, die sich durch eine schöne Aussicht auf das Thal von Bornes, den Montblanc, die Gebirge Ost- und Süd-Ost-Savoyens, das Thal der Boëge, den Wasserlauf des Menoge und den Genfer See auszeichnet.

Wer könnte von Genf sprechen, ohne an das herrliche Thal der Arve und die wunderbar schönen Gelände von Chamounix zu denken? Wie viele Tausende ja Hunderttausende sind seit etwa acht Decennien die Arve aufwärts an den Fuß des Montblanc und seiner Nachbarberge gewandelt und welche Fremdenschaaren aus allen Ländern Europa's und aus andern Welttheilen machen sich alljährlich vom Maimonat an bis in den October hinein auf, um ihre Schweizertour abzuwandern und schließlich durch den Besuch des Chamounix-Thals zu krönen. Ihre Schweizertour! Denn für den Reisenden, den Touristen, den Freund und Forscher der herrlichen großartigen Alpenwelt gibt es zwischen der Schweiz und Chamounix,

mag auch da und dort ein Stein mit dem Wappen der Schweiz und Savoyens aufgerichtet sein, keine Grenze. Dürfen wir uns da abhalten lassen, die Grenzmarken zu überschreiten und in unserer Schilderung der Schweiz Chamounix, weil es einem fremden Herrscher unterthan ist, vermissen lassen? Wir würden, wenn wir es thäten, eine Lücke schaffen, die ihre Ausfüllung verlangte, würden einen Fehler begehen, den unsere Leser zu rügen das Recht hätten. Nehmen wir deshalb Chamounix in unsern Plan auf, suchen wir auch seine Schönheiten zu schildern, wie wir es bei jenen der Schweiz selbst versucht haben, und betreten wir sofort von Genf aus den Weg, der uns den berühmten südöstlichen Theil Savoyens aufschließt.

Ueber den Cours de Rive verlassen wir Genf und wandern durch eine liebliche, mit Hügeln bedeckte Gegend zwischen Landhäusern und hübschen Villen hindurch nach dem schönen und großen Dorf Chênes-Thonex und dem Weiler Moillesulaz, der seinen Namen von einem merkwürdigen auf dem Felde liegenden Granitblock hat. Roh bearbeitet heißt der Stein Meulesenle (im Dialect Moillesulaz) oder auch Branlecul und war wahrscheinlich eine jener, oft ungeheuren Schwungsteine (Pierres Branlantes), welche in keltischen Gebieten früher nicht selten gefunden wurden und auf einer Felsunterlage so geschickt und im Gleichgewicht hingestellt waren, daß ein leichter Druck der Hand die ungeheure Masse in eine wiegende Bewegung brachte. Hier überschreiten wir den Bach Foron und stehen nun auf savoyischem Boden, was uns die lästige Gepäck- und Paßrevision in dem schon zwischen Voirons und Salève gelegenen Dorf Annemasse beweist. Jenseits der Arve liegen die Burgen von Mornex und Etrambiéres. Zu Collonges, wohin wir ansteigen, erblicken wir fast in Südost die herrliche Pyramide des Môle, und rechts davon Mont Brezon und Mont Vergy, während links schneebedeckt die hohe Aiguille verte und der Buet über die dunklen Vorberge herüberblicken. Abwärts schreitend gelangen wir über Vetraz an die Menoge, welche aus dem Thal von Boëge kommend in tief eingeschnittenem Bett mit starker Wassermenge fließt. Wieder geht es einen Hügel hinan auf ein wohlangebautes Hochland über Arthaz nach Nangy. Tief unten strömt in ausgedehntem Bett unregelmäßig zwischen Geröll und Sandbänken die Arve; rückwärts aber schweift der Blick bis an die Jurahöhen. Eine Stunde später gelangen wir nach Contamines am linken Ufer der Arve und am Fuß des Môle. Oberhalb des Dorfes an dem Berge liegt Dorf Faucigny mit seinem in malerische Trümmer zerfallenen Schlosse, einer der ältesten Vesten des Landes. Einst saßen auf demselben die freien Herren von Faucigny, welche drei Jahrhunderte lang souverain große Gebiete beherrschten. Noch jetzt gibt es seinen Namen der Provinz Faucigny, welche eine der acht Provinzen Savoyens bildet, in römischer Zeit im obern Theil von den Centronen, im untern von den Allobrogen bewohnt war und reich an Gletschern,

Bergwerken, herrlichen Wiesen und Alpen und vor allem an schönen malerischen Gegenden ist. Auch gute Weine werden gewonnen. Von den Bewohnern der Provinz behauptet man, daß sie gewerbsam und fleißig, freundlich und fröhlich, ehrlich und bieder sind, und sich fortzubilden streben. Weiter wandern wir am linken Ufer der Arve längs der Vorberge des Môle aufwärts; jenseits tritt der Brezon näher und das Thal verengt sich. Wir berühren den Weiler Usses, Pierrière, Maison-Bastian und Baudin und kommen endlich nach la Bonneville, der guten Stadt, welche ihren Namen 1283 durch die Freifrau Beatrix von Faucigny erhielt. Von dem Vorfahren der edlen Dame gegründet, war sie schon damals mit Mauern, Thürmen und Gräben umschlossen und bestand bald darauf heftige Kämpfe mit ihrer Nachbarin Cluses. Im Jahr 1589 ward Bonneville von den Bernern, die bis hierher vordrangen, erobert. Der hübsche Ort wird von freundlichen und wohlhabenden Menschen bewohnt und liegt an einer Biegung der Arve, über welche eine steinerne Brücke geleitet. An derselben steht eine 95 Fuß hohe Denksäule mit dem Bilde des Königs Karl Felix, der den Fluß, welcher die Stadt oft schädigte, durch bedeutende Correctionen zähmen ließ. Nachdem wir die Arve überschritten, kommen wir über das ungestüme Waldwasser Borne, welches in den Gebirgen von Grand Bornand entspringt, und an den Fuß des Brezon, der hier mit Wald bedeckt und steil abgerissen ist und von dessen Höhe der Kirchthurm des Dorfes Brezon herabblickt. An ihn stößt der Mont Vergy, dem Saussure irrthümlich diesen Namen gab. Urkundlich heißt es nämlich Mont du Berger, aber so groß ist Saussure's Einfluß gewesen, daß seine unrichtige Bezeichnung nach und nach die richtige ganz verdrängt hat. Weiter aufwärts an der schnurgerade gebetteten Arve berühren wir Maison Dumont und Vaugier, welchem letzteren gegenüber aus dem Vallée de Serra von Sixt und Samoens kommend der wilde Bergbach Giffre mündet. Fruchtbäume, darunter herrliche Kastanien- und Nußbäume, beschatten die gute Poststraße. Vom Mont Saxonel stürzt ein kleiner Wasserfall. Wir kommen nun nach Marnaz und Scionzier. Gegen Süden öffnet sich das wilde und hochgelegene Bergthal Reposoir, in dessen schwermüthiger Tiefe durch Baron Aymon von Faucigny 1151 ein Karthäuserkloster errichtet ward. Rechts auf einem Hügel thronen die Ruinen des Schlosses Mussel und jenseits des Thalstroms Arve steigt der Mont St. Sigismond, der an den Burgunderkönig erinnert, empor. Die Bergabhänge werden von nun an milder und freundlicher, das Thal scheint sich ganz zu schließen. Wir überschreiten auf steinerner Brücke die Arve und kommen nach Cluses, das durch seinen Namen Klause die Thalenge andeutet.

Cluses liegt in romantischer Umgebung inmitten malerischer und zum Theil wilder Felsen. Es ist eine alte, einst bedeutende Stadt, welche lange, weil es die Hauptstadt des Faucigny sein wollte, mit Bonneville kämpfte, sich dadurch

aber schließlich ruinirte. Nach dem großen Brande von 1844 ward es neu und schöner wieder aufgebaut. Die Einwohner lieben das Vergnügen, die Musik und militairische Uebungen. Alljährlich fand sonst ein großes Vogelschießen statt, zu welchem die Bevölkerung der ganzen Umgegend zusammenkam und bei dem das schönste Mädchen des Landes zur Festkönigin gewählt ward. Die Industrie des Städtchens ist die Uhrmacherei. Eine Straße führt von hier über Maringier nach St. Jeoire und eine zweite über Chatillon nach Tanninges im Thal des Giffre. Die Poststraße geht südwärts am rechten Ufer der Arve in düstrer tief eingerissener Thalschlucht zwischen Mont St. Sigismond und Douron, dem sogenannten Thal von Magland oder Mayland, in welches noch ein Theil des Städtchens hineinzieht. Ueber dem Eingang thronen die malerischen Trümmer des alten Schlosses Malatiere. Der Paß ist so schmal, so von den vordrängenden Felsen zusammengedrückt, daß nur Raum für die Straße und den Fluß übrig bleibt, aber in der engen Felsschlucht bieten sich herrliche wechselnde Bilder, in denen Felsklippen, Schluchten und Klüfte, Wasserfälle und Rinnen, Baumpartien und hier und da kühne Brücken und schlichte Gebäude eine Rolle spielen. Bei dem ersten Dorfe, dem ärmlichen Balme, befindet sich in einem Felsen 800 Fuß über dem Thalwasser eine Balm (Höhle), zu der im Zickzack ein für Maulthiere gangbarer Pfad hinauf führt. Der Eingang ist beschwerlich und das Innere besteht aus mehreren engen, feuchten Gängen, einigen höheren Räumen, in denen an den Wänden und an der Decke Stalactiten sichtbar sind, und einer sehr tiefen Kluft. Weiter thalaufwärts bricht an der Straße eine starke, kristallklare Quelle hervor, welche Saussure als Abfluß des hochgelegenen Lac de Flaine ansah; sie entspringt am Ende des Buchen-Wäldchens Bosquet de Maglans. Nahe dabei ist ein prachtvolles Echo. Maglans oder Mayland ist ein großes Dorf, das aus vielen Dörfern und Weilern besteht und dessen wohlhabende Einwohner weit herum wandern und Handel treiben. Der Ort ist von Felsstürzen bedroht. Ueber eine hohe Felswand braust der Nant (Bach) d'Orli und wiederum findet sich ein originelles und schönes Echo. Jetzt erweitert sich das Thal, das noch immer südwärts emporsteigt und sich bis nach St. Martin und Sallenches überblicken läßt. In einer Stunde sind wir in Douay, in dessen Nähe der Nant d'Arpennaz einen majestätischen Wasserfall macht. Leider ist er nicht immer wasserreich. Wenn aber die Schneeschmelze stattfindet oder Gewitterregen hernieder geströmt sind, dann stürzt eine große Wassermasse dem Staubbach ähnlich 800 Fuß senkrecht nieder und löst sich drunten in feinen Staub, den der Wind zur Seite weht, auf. Merkwürdig ist die Felswand, an der der Bach hängt, durch die bogenförmige Lagerung ihrer Schichten, welche an andern Stellen eine halbe Stunde tiefer im Thal noch auffallender auftritt. Gewaltige Erdereignisse haben hier auf das Gebirge eingewirkt. Mehr und mehr erweitert sich der Thalgrund zwischen den

mächtigen Höhen und es zeigen sich an der linken Seite schon einige jener originell gestalteten Felsnadeln, welche in Chamounix häufig vorkommen und im Lande auch allgemein als Nadeln (Aiguilles) bezeichnet werden. Es sind dies die weithinschauenden Aiguilles de Varens, deren Fuß in das Arvethal bei St. Martin und Passy hinabsteigt und deren Anblick besonders dann anziehend und interessant ist, wenn der klare, wolkenlose Himmel sich über ihnen dunkelblau wölbt und zugleich die untergehende Sonne sie mit wechselnden Farben bekleidet und zu beleben scheint. Weiter wandernd biegen wir um die Ecke eines Felsens, der in den Thalgrund keck hineintritt; vor unserm Blick liegt am rechten Ufer der Arve der Flecken St. Martin. Wenige hundert Schritte weiter zeigt sich zum ersten Male der Gipfel des Montblanc, des stolzen und berühmten Bergkönigs, dessen Sitz Savoyen ist. St. Martin bietet wenig; von ihm aus geht eine kleinere Straße an der Arve aufwärts über Passy nach Chêde, während sich die Poststraße nach Sallenches wendet, indem sie unmittelbar bei St. Martin die Arve überschreitet. Hier, auf der schönen, steinernen Arve-Brücke, bietet sich eine der herrlichsten Alpenaussichten. Thalaufwärts erhebt sich zwischen den Thälern der Arve und des Bon Nant die mächtige Forclaz, an den Seiten mit dunklem Tannenwald, höher hinauf mit grünen Alpen bekleidet; über sie ragen die Aiguilles de Gouté und der noch ansehnlichere Dôme du Gouté hervor; alle drei Berge aber erscheinen klein gegen den kolossalen breiten Montblanc, der umgeben von zahlreichen scharfbegrenzten Nadeln, Spitzen und Gletschern und in ein glänzendes Eis- und Firngewand gehüllt in den dunkelblauen Himmel hineinragt. Auch der Blick über das reiche breite Thal und die Felsnadeln der nahen Aiguilles de Varens ist schön und anziehend, wenn auch weniger großartig. Sallenches, ein kleines Städtchen am Ausgange des Thals von Mégève, liegt am Sallenchebach und ist ziemlich hübsch gebaut. Der Sage nach errichtete man seine ersten Gebäude aus den Trümmern der alten ansehnlichen Römerstadt Dionysia, welche nahe bei Servoz gestanden haben soll. Im Jahre 1840 ward die Stadt Sallenches durch eine fürchterliche Feuersbrunst, welche am Ostersonntag 350 Häuser vernichtete, verheert und darauf neu aufgebaut. Den Schaden schätzte man auf nicht weniger als zehn Millionen Franken, außerordentlich viel für die kleine Stadt im abgelegenen Bergthal. Die Kirche, das Spital und die höhere Schule der Stadt sind beachtenswerth. Der Ort ist sehr gewerbfleißig und besitzt eine Anzahl von industriellen Anstalten von Bedeutung, Wachslichter- und Geschirrfabriken, einen Eisenhammer, eine Spinnerei, Gerbereien, eine Papiermühle und dergleichen mehr.

Bei Sallenches macht die Poststraße, welche jetzt nur noch von kleineren, leichteren Wagen befahren zu werden pflegt, einen großen Bogen und geht über Domancy und Foyer, stets den Montblanc in Sicht, zum Eingang des Thals Montjoie, in dem der Bon Nant fließt. Hier ist der Montblanc verschwunden;

der Forclaz hat ihn mit seiner Masse, welche sich jetzt erst in ihrer ganzen Mächtigkeit zeigt, verdeckt. Rechts im Thal Montjoie liegen die freundlichen Bäder von St. Gervais reizend und malerisch im vom Wald umgebenen Wiesengrund am Bon Nant, der im felsigen Bett thalabwärts rauscht. Die Quellen sind warm, zeigen eine Temperatur von etwa 32 bis 33 Grad Réaumur und werden von Personen aus den höheren Ständen so häufig benutzt, daß gegen hundert Badezimmer vorhanden sind. Reizende Spaziergänge und Anlagen, die großartigen Umgebungen, der hübsche Wasserfall wenige Minuten hinter den Bädern, der rauhe Mont Joli, der fruchtbare Mont Rosset, der Mont Prarion mit seinem prachtvollen Blick auf den Montblanc und seine gewaltige Kette und auf das reizende Thal von Sallenches, das Thal Montjoie und die riesigen Gebirge rings umher bis über den Buet hinaus — das Alles im Verein mit der gesunden und stärkenden Luft des Ortes und der Nähe von Chamounix müssen in der That Alle immer wieder anziehen, welche hier einmal auch nur wenige Tage geweilt haben.

Von St. Gervais wenden wir uns, bevor wir den Weg nach Chamounix fortsetzen, aufwärts im Thal Montjoie, das sich in der Richtung von Nordost nach Südost ins Gebirg hineinzieht. Im Osten wird es begrenzt durch einen Theil des Mont Blanc, im Westen durch den aussichtsreichen Mont Joly. Wir berühren zunächst Dorf St. Gervais und nahe dabei die Teufelsbrücke, welche der Sage nach Satan auf den riesigen Felsblöcken des Bachbettes erbaut hat, kommen darauf nach dem kleinen Bonnay und haben bald zur Linken den Vorassay, der bis dicht an Straße und Bach vordringt, und rechts den mit herrlichem Nadelholz bedeckten Mont Joly. Hoch oben am Berge zeigt sich St. Nicolas mit seiner bethürmten Kirche. Weiter aufwärts strömt der Bon Nant, dessen Name „der gute Bach" bedeutet, unter Gebüsch und hier und da zeigen sich auf beiden Seiten Weiler und einzelne Häuser. Nach einiger Zeit treffen wir in Contamines, einem 3000 Fuß über dem Meere hoch am westlichen Fuß des Montblanc gelegenen Dorfe, ein. Der Ort ist groß und besitzt eine schöne Kirche; drunten im Felsenbett rauscht und tobt der Thalstrom. Der Weg senkt sich hier wieder abwärts zum Weiler Pontet; bald darauf verengt sich das Thal und endet schließlich am Fuß des Mont Joly in einer tiefen Schlucht bei der Wallfahrtskapelle Notre Dame de la Gorge, welche zahlreich am 15. August, am Tage Mariä Himmelfahrt, besucht zu werden pflegt. Zwischen steilen, mit Eichen und Lärchenbäumen überwachsenen Gneisfelsen windet sich der Nant hindurch; wir überschreiten ihn und steigen durch Wald und schöne Alpweiden auf steil ansteigendem Wege zu den Sennhütten von Nant Bourrant empor. Die Gegend ist wild und romantisch; steile Felsen stürzen ab, Gesteintrümmer liegen überall umher, es zeigen sich zwischen Aiguille de Trélatête und Aiguille du Glacier die Gletschermassen von Trélatête,

aus denen ein wüthender Bergbach schaumbedeckt herabkommt. Eine Brücke legt sich über diesen Bach und ein mühsamer Pfad, der über sie hinführt, leitet zu einem der interessantesten und wildesten Katarakte Savoyens. Jetzt wird das Thal wieder enger; durch Wald am Fuße des Mont Joly und über moorige Weiden kommen wir fortwährend ansteigend an den Sennhütten des Mont Joly vorüber zu den Hütten von Montjoie. Gerade über denselben erhebt sich der 12,990 Fuß hohe Trélatête, ein Theil des Montblanc, von dem der mächtige Gletscher gleichen Namens, an dessen beiden Seiten die Gletscher Armancette und Lancette liegen, seinen Eisstrom weit hinabfließen läßt. Gegenüber liegen les Aiguilles und Aiguille de Roselette. Aufwärts schließt der Bonhomme das Thal und thalabwärts überblicken wir das ganze Thal des Bon Nant bis an die Arve, über der die Aiguille de Varens bei St. Martin emporsteigt. Dürftiger und immer dürftiger sind bereits die Bäume und Gesträuche geworden, bald nehmen sie vollständig ein Ende und nur Alpenrosengebüsch gedeiht noch zwischen den nackten, zersplitterten Felsen, zwischen den kahlen Felsen- und Gesteintrümmern, über welche wir fortwährend im Zickzack emporsteigen zum Plan des Dames. Die Führersage erzählt, daß hier einmal während eines schrecklichen Hochalpensturms eine Dame mit ihren Begleitern verunglückte und daß ein kegelförmiger Haufen kleinerer und mittelgroßer Steine die Stätte, auf der sie todt aufgefunden wurden, bezeichne. Wer an diesem Haufen vorüber wandelt, pflegt einen Stein auf den Haufen zu werfen, also einen Brauch zu befolgen, der in vielen Ländern z. B. auch in Norddeutschland nicht selten vorkommt. Forscher schreiben indeß dem Steinhaufen im Montjoie-Thal eine andere Bedeutung zu; sie bezeichnen ihn als einen jener Steinhaufen, welche Pilger auf Kultstätten errichteten, mit einem Kreuz versahen und in Frankreich Montjoie nannten. Bald erreichen wir oberhalb des Plan des Dames Schneefelder. Links gegen den Col des Fours erheben sich steile und rauhe Felshörner, von denen das eine, man weiß nicht weshalb, den Namen Bonhomme, das andere Bonnefemme führt. Sollten hier nicht einst Feensagen erzählt worden sein, denn Dames und Bonnesfemmes sind Namen der Feen, die sich in allen einst von Kelten bewohnten Ländern fanden? Der neben beiden Bergspitzen liegende Kamm, der Col de Gauche, bildet den Uebergang nach St. Maxime im schönen und glücklichen Thal von Beaufort, das zur Provinz Tarentaise gehört. Links vom Col geht der mühsame Weg, den wir verfolgen, hinter Bonhomme und Bonnefemme über Schnee und schwarzes Schiefergeröll und Schutt anfangs eben, dann steil zu dem Uebergangspunkte aus dem Thal von Montjoie nach dem Thal der Isère. Der Weg über den Paß ist nicht ohne Gefahr, wenn schlechtes Wetter hereinbricht. Wehe dem, welchen hier bei heftigem Westwinde jene todtbringenden Schneestürme und Windwirbel überfallen, welche Tourmentes genannt werden und den Guxeten in den Hochalpen der deutschen

Schweiz gleichkommen. Selbst die Führer wagen bei ungünstigem Wetter schwer und ungern den Weg. Aber reizend und sehenswerth ist die Aussicht vom Croix de Bonhomme, dem Uebergangspunkte. Zwar ist der Montblanc verdeckt, aber im Südost zeigen sich die Bergriesen des oberen Thals der Isère, welche sich bis an den Mont Cenis erstrecken, mit ihren zahlreichen schönen Gipfeln, unter denen sich die schneebedeckte Pyramide der Aiguille de Vanoise, eines mächtigen Berges zwischen Lans le Bourg und Moutier, durch ihre Zierlichkeit auszeichnet. Südlich begrenzt ein langer hoher Bergrücken, der mitten von einem ungeheuren Risse mit fast senkrechten Abstürzen durchbrochen zu sein scheint, den Horizont. Links zieht sich der lange Kamm des Col de Seigne hin bis zum Mont Bellefave und kleinen St. Bernhard. Rechts streben andere Gipfel empor. Zu den Füßen des Beschauers aber liegt das schmale und tiefe Thal von Bonneval, dessen höchster Theil am Col de Seigne beginnt, sich südwestwärts bis nach Chapiu zieht, dort eine rasche Wendung macht und darauf als eine wilde, unbewohnte Schlucht zum Isère-Thal geht, in das es bei Bourg St. Maurice mündet.

Ein Schritt weiter und wir sind auf dem interessanten Wege nach Courmajeur. Aber wir dürfen diesen Schritt nicht thun und kehren schnell nach Bad St. Gervais zurück, um von dort aus nach Chamounix zu wandern. Vier Wege bieten sich uns dar, die beiden Reitwege über die Forclaz und den Col de Voza, welche wir später noch berühren werden, einen abkürzenden, aber wenig interessanten Fußpfad, der bei Pont Pelissier die große Fahrstraße trifft, und endlich die Fahrstraße, welche am Fuß der Tête Noire hinzieht und bei Chêde auf das rechte Ufer der Arve gelangt. In der Nähe von Chêde befindet sich ein kleiner Wasserfall, der kurz vor Abend sich sehr schön darzustellen pflegt und, wenn die Sonne scheint, einen prächtigen Regenbogen zeigt. Das sonnenreiche Passy stromabwärts war der Sage nach in alter Zeit eine Stadt, Dionysia genannt, welche durch die Ueberschwemmung des Sees von Servoz von Grund aus zerstört ward. Noch findet man in den Felsen gehauene Kanäle, welche das Wasser nach Passy leiten und von früherer Größe des Orts Zeugniß ablegen. Auch Trümmer eines Marstempels sollen entdeckt worden sein und römische Münzen wurden nicht selten gefunden. Der anmuthige, in reizender Umgegend gelegene und von einem kleinen Bach durchströmte See von Chêde, in dessen klarem Gewässer sich einst der Montblanc spiegelte, ist mit seinen Wasserfällen leider verschwunden; ein Erdschlipf hat ihn im Jahre 1837 ausgefüllt.

Von Chêde schreiten wir über den Schutt des gewaltigen Bergsturzes, der im Jahre 1751 von den Vorbergen der Aiguille de Varens erfolgte, steil empor, beschreiben einen weiten Bogen, den uns die hohen Berge jenseits des Thalbachs aufnöthigen, und durchschreiten endlich den Nant-noir, einen Wildbach, der so klein er ist, oft mächtig anschwellend die Straße durchbricht. Eine halbe Stunde

später treffen wir in Servoz ein, einem kleinen Orte, in dessen Umgegend Bergbau auf Kupfer und Blei betrieben wird. In der Nähe an der Straße ist eine Kupferschmelzhütte. Von Servoz führt der Bergpfad über den Col d' Anterne nach dem Thal von Sixt und ein gangbarer Weg auf den Buet östlich von der Höhe dieses Bergübergangs. Nun verengt sich das Thal von neuem und nimmt die südliche Richtung an; links drängt sich der Mont Brévent heran, rechts jenseits der Arve der östliche Fuß des Prarion. Wir überschreiten bei Rouget die Dioza, berühren die schon erwähnte Schmelzhütte, erblicken links in der Höhe die Ruinen des alten interessanten Schlosses St. Michael und kommen über den Pont Pelissier, der sich über die aus einer ausgezeichnet schönen Felsenschlucht herausfließende Arve legt. Das ganze fast ebene Thalgelände von Servoz an bis hier soll einst ein See, See von St. Michael genannt, gewesen sein; er floß, nachdem man bei Servoz einen Durchbruch gemacht hatte, im sechszehnten Jahrhundert ab. Noch erblickt man hoch am Hügel von Chatelard den Fußpfad, der am Seebord entlang führte. Der Weg wird hinter Pont Pelissier rauher als vorher; steil steigen wir über den kahl vor uns liegenden Fels, einen Bergvorsprung am Mont Lachaz, les Montées genannt, hinan, über den wir in die höher gelegene Thalstufe, das Thal von Chamounix, gelangen. Zur Linken, am Fuß der Felsen von Fouilly, braust und schäumt in tiefer unzugänglicher Schlucht die junge Arve, rechts aber ist ein Nadelholzwald, in dem gewaltige Steinblöcke lagern. Der Anblick ist außerordentlich wild Endlich auf der Höhe erblicken wir die ungeheure und imposante Masse des Montblanc ganz in der Nähe, aber der Dôme de Gouté verdeckt die höchste Kuppe. Jenseits steigt die Aiguille du Brévent empor. Wir wandern weiter auf der linken Thalseite. Durch Tannen- und Lärchenwald und über schöne grüne Hochthalwiesen den Nant de Nagin überschreitend, kommen wir nach Les Ouches, dem ersten Dorfe des Chamounix-Thals, das durch seinen vortrefflichen Honig mit Recht bekannt ist. Nun treten die einzelnen Montblanc-Gletscher, die sich aus dieser Thalgegend erblicken lassen, nach und nach hervor. Zuerst der Gletscher von Tavonay, dann der größere durch seine blauen Eisnadeln unterschiedene Gletscher von Bossons und endlich ganz in der Ferne der dem Mer de Glace entfließende Glacier des Bois. Indeß bieten sie der großen Entfernung wegen keinen überraschenden Anblick. Wahrhaft großartig und bezaubernd sind aber die Höhen ringsumher und das schöne, bewohnte Thalgelände. Die Straße zieht nunmehr am Fuß des Montblanc hin und überschreitet fast alle die kleinen Bergwasser, die seiner Nordseite entströmen, die Nant de Griaz, Nant de Bouget, Nant de Taconay, Nant de Bossons; so unbedeutend sie zu Zeiten zu sein scheinen, so wüthend und zerstörend treten sie zu andern Zeiten auf. Bei dem Weiler Bossons zieht sich die Straße über die Arve und bald darauf an hübschen Häusern vorüber nach dem Hauptort des herrlichen Thalgeländes, Prieuré, dem

eigentlichen Chamounix der Fremden, dem berühmten Wallfahrtsort der ganzen gebildeten Welt. —

Es ist nicht unsere Absicht, schon jetzt die Sehenswürdigkeiten von Chamounix zu besuchen; wir behalten uns dieselben für den Zeitpunkt vor, in welchem wir über Col de Balme von Wallis aus nach Chamounix gelangen werden. Heut kehren wir nach Servoz zurück, um von hier aus über den hohen Col d'Anterne nach Sixt zu gelangen und bei dieser Gelegenheit den Buet, dessen glänzende Schneehaube weithin sichtbar ist, zu besuchen.

Von Servoz wenden wir uns thalaufwärts Bouchet zu, gehen aber noch vor dem Diozabach steilaufwärts und kommen an einem kleinen See vorüber, um bald darauf die Alpregion zu betreten. Die Gegend ist nicht schön, aber ringsumher zeigen sich interessante Berge, Felstrümmer begleiten uns nun und über Alpweiden geht der kleine Fußsteig, bis wir endlich nach dreistündigem Steigen an schiefrige Gerölle gelangen, die zu Col d'Anterne ansteigen. In kaum einer halben Stunde stehen wir auf dem Bergübergang, und herrlich lohnt uns ein entzückender Blick auf das Thal von Chamounix und auf die imposante Montblanc-Gruppe. Von hier aus können wir nun den Buet besteigen, einen mächtigen, etwa zehntausend Fuß hohen Felsstock, der sich stolz und großartig über Sixt erhebt. Der Weg ist zwar beschwerlich und mühsam, aber lohnend; man wendet sich von der Paßhöhe links nach den Sennhütten von Moïde und von dort über Weiden hier und da absteigend nach dem kleinen Weiler Villy im obersten Theil des Dioza-Thals, wo man zu übernachten pflegt, um am folgenden Morgen neugestärkt weiter zu wandern. Nachdem wir in etwa 30 Minuten Salenton erreicht, kommen wir in die höheren Lagen des Gebirgsstocks und steigen zwei Stunden lang fast unausgesetzt steil über Schnee empor. Endlich stehen wir auf dem breiten, mit dicken Schneelagen überdeckten Gipfel, der gegen Süd hin steil abstürzt, gegen Nordwest, Nord und Ost hin aber mit zum Theil ziemlich ausgedehnten Gletschern umlagert ist. Die Aussicht, nach keiner Seite hin geschlossen, ist wunderbar schön. Im Osten blicken wir über niedere Höhen und das Trient-Thal in das Rhonethal, das bis an der Furka hinauf geöffnet daliegt, hinab; im Norden streben die Gebirge von Unterwallis, unter ihnen Dent de Midi, und von Nord-Savoyen zum Himmel empor, in West und Nordwest schweift der Blick über das Thal des Giffre und unzählige Felsspitzen bis in die Dauphiné hinein, und erblicken wir den See von Annecy und Theile des Genfer Sees, im Süden aber stellt sich die Montblanc-Gruppe mit ihren herrlichen Spitzen und Gletschern in ihrer ganzen wundervollen Erhabenheit und Pracht dar. Zuerst wurde der Buet durch die beiden Genfer Physiker Brüder de Luc bekannt, die an und auf ihm ihre Beobachtungen über die Atmosphäre machten, später aber ward er seiner Aussicht wegen oft bestiegen. Im Jahre 1800 verunglückte auf ihm Eschen, ein Däne,

seiner Zeit bekannt durch eine treffliche deutsche Uebersetzung der Oden des Horaz, indem er in eine jener zahlreichen und tiefen Gletscherspalten, welche der Wanderer sorgsam zu vermeiden hat, stürzte.

Vom Buet können wir auf einem sehr beschwerlichen und gefährlichen Wildpfad über Couteraye nach Valorsine im Thal der Valorsine, eines Nebenbachs des Trient, und ins Wallis gelangen; wir kehren indeß zum Col d'Anterne zurück und steigen von ihm über Schneelagen zu dem kleinen See von Anterne hinab, an dessen östlichem Ufer sich der Reitweg hinzieht, um bald darauf über Schieferfelsen nach dem Weiler Anterne abzusteigen. Anterne, 4140 Fuß über dem Meere, ist eine Art Sommerdorf von der Art, wie sie in allen Theilen der Alpen häufig vorkommen; im August und September jeden Jahres befindet sich hier nämlich das Vieh von Passy, das ausschließlich von den Frauen und Töchtern der Dörfler abgewartet wird. Wenige Minuten vom Wege befindet sich ein hübscher Wasserfall des Bergbachs, im Westen ragen die Felsen von Fix empor. Nachdem wir uns durch nahrhafte Milch erfrischt, steigen wir einige Minuten aufwärts, gehen über eine kleine Hochebene, von der sich eine hübsche Aussicht auf den Buet bietet, und kommen so zu dem sogenannten Collet d'Anterne, von dem wir steil zu den Alpweiden von Salès hinabgehen. Von hier aus weiter wandernd erblicken wir rechts eine Schlucht, mehrere Fälle des in derselben strömenden Bachs und die Kaskaden bildende Soffa-Quelle und kommen darauf nach Pelly de Salès, Lignon und Fardalet, drei kleinen Ortschaften. Tiefer unten macht der Rougetbach, den wir überschreiten, einen in günstiger Jahreszeit prachtvollen Fall. Immer schneller geht es nun abwärts. Wir gehen über die obere Brücke des Giffre, und am Fuß des Grenier entlang, gelangen über einen wilden und breiten Bergbach nach dem Dorfe Salvagny, das zur Gemeinde Sixt gehört, überschreiten darauf nochmals den Giffre und kommen endlich nach neunstündiger Wanderung nach Sixt drunten im Thal des Giffre-Bachs.

Sixt 2270' über dem Meere, eine aus 6 Dörfern und 17 Weilern gebildete Gemeinde, liegt schön am Felsen Planay am Fuß des Buet im Sixt-Thal, einem der interessantesten Thäler von Faucigny. Durchströmt vom Giffre, der am Mont Roan unweit der Grenze von Wallis an den Ausläufern der Walliser Gebirge entspringt, hat es die Form eines lateinischen Z. (Z), ist in seinem oberen Theil von hohen mit Eis bedeckten Gebirgen umgeben, und zeichnet sich durch schöne dunkle Waldpartien, steile interessante Felsen und eine außerordentliche Zahl herrlicher Wasserfälle aus. Im Jahre 1144 siedelten sich in der damals noch unbekannten Wildniß Geistliche von Notre Dame d'Abondance an und errichteten bald nach 1167 eine Abtei, welche später Kolonien von Hirten und Aelplern heranzog. Die Abtei-Gebäude haben keine Merkwürdigkeiten. Bergstürze und Ueberschwemmungen sind nicht selten. Die Mineralquellen des Thals werden

nicht häufig gebraucht, auch die Bergwerke auf Eisen sind nicht bedeutend und die Goldader von Tanneverges ist sogar jetzt nicht mehr bekannt. Seltene Pflanzen, Mineralien und Versteinerungen werden dagegen auf den Höhen und in den Thalschluchten häufig gefunden.

Von Sixt führen außer dem Wege über den Col d'Anterne nach Servoz verschiedene meist schmierige und beschwerliche Wege in die benachbarten Thäler Savoyens und des Wallis, so über den Col de Varens oder de la Porte nach St. Martin und Sallenches im Arvethal, über den Col de Buet nach Valorsine und ins Thal des Trient und über den Col de Goleze oder den Col de Jouplaine in das Val d'Illier. Wir müssen uns versagen, die interessanten, aber selten beschrittenen Pfade zu schildern, aber wir wandern in das obere Thal des Giffre, das so reich an Natur-Merkwürdigkeiten und namentlich an Sturzbächen und Kataracten aller Art ist. Zunächst gelangen wir über Cartet und Croz nach le Chenit. Zur Rechten stürzt hier von der Grange des Communes tausend Fuß hoch der schöne Wasserfall Jordane, der von seinen zahlreichen pfeilförmig erscheinenden Wasserstrahlen auch den Namen Dard erhalten hat. Links bleibt Nantbride dessous liegen, worauf wir zu den interessanten und wasserreichen Quellen Fontani und Gouille kommen. Die erstere fließt nur vom Mai bis zum November, die letztere aber macht sofort einen hundert Fuß hohen Sturz. Beide sollen Abflüsse des kleinen Sees auf der Bozette sein. Höher hinauf am rechten Ufer des Giffre liegt Nantbride dessus, ein freundliches Dörfchen, das im Winter des Jahres 1610 durch einen Bergsturz verschüttet, im Jahre 1745 durch den wilden, hoch angeschwollenen Thalbach vollständig vernichtet, aber später wieder aufgebaut ward. In der Nähe wurden im siebenzehnten Jahrhundert Eisenminen mit reichem Ertrage bergmännisch ausgebeutet. Wieder überschreiten wir nun den Giffre, erblicken bald darauf zahlreiche Wasserfälle, den Nant (Bach) Compaz-Vailly, den Grand Nant, Nant des Pairs und Andere, und betreten die kleine Ebene Creux du Pan, in der ein Bergsturz, wie ein Kreuz anzeigt, im Jahre 1602 57 Menschen und 144 Kühe und Pferde erschlug. Ein anderer Bergsturz bei Grillet verursachte 1441 den Tod von 200 Personen und den Untergang von 75 Gebäuden. So schrecklich diese Unglücksfälle waren: die kühnen Menschen des Gebirgs haben sie nicht verhindert, sich von neuem anzusiedeln. An den Creux du Pan reiht sich die hübsche aber sumpfige Ebene Plan des Lacs, über die wir in den Hintergrund des Thals gelangen, der seiner Hufeisenform wegen Fer à Cheval genannt wird und von den hohen, finstern Felsen der Tête noire und Tanneverges umschlossen ist. Auch hier zeigen sich zahlreiche Wasserfälle von oft bezaubernder Schönheit, die Pissette, die Perrette, der Joatton de Fenestrailles, du Folii, de la Contrainte, des Revands und wie sie alle heißen mögen. Ein merkwürdiges Echo tönt von den Felsen zurück und an der Spitze des Salvadon

gibt es häufig Versteinerungen, namentlich mächtige Ammonshörner. Dreißig Minuten höher hinauf entspringt aus einem Gletscher am Mont Roan die oberste Quelle des Giffre. Ein schwindlichter und gefährlicher Pfad führt auf die oberen Alpen, von denen das Heu nicht anders herabgebracht werden kann, als indem es von den Wildheuern 2000 Fuß hoch von den steilen Felsen der Montagne de Boray herabgeworfen wird. Auch hier am Fond de la Combe sind wieder schöne Wasserfälle in großer Anzahl, von denen der Rejon, die Cage, die Scie, die Source du Mont Roan und die Gouille die sehenswerthesten sind. Schwindlichte Pfade, welche nur sehr gewandte und unerschrockene Berggänger betreten können, führen aus dem Thal des Giffre hinüber nach dem Thal von Trient und nach Champery im Val d'Illier. —

Wir sind nach Sixt zurückgekehrt und gehen nun am rechten Bord des wilden Baches thalabwärts, indem wir auf die schöne Pyramide der Pointe de Salès, welche sich am Col d'Anterne erhebt, zurückschauen. Nachdem wir noch einen, den letzten Blick auf den prächtigen Wasserfall des Rouget geworfen, kommen wir nach den schönen Dörfern Passy und Salvagny Lesay, von denen aus der Mont Grenier sich recht schön darstellt. Beim Weiler Balme, der in einer kleinen Ebene liegt, befindet sich der Gouffre des Tines, ein 80 Fuß tiefer und nur vier Fuß breiter Schlund, in den sich der grimmige Strom mit fürchterlicher Gewalt hineinstürzt. Nicht weit davon liegt die Kapelle Notre Dame de Grâce. Nachdem wir an ihr vorübergegangen, erweitert sich das Thalgelände, wir erreichen die schönen Dörfer Vallon am Fuß des Crioud, erblicken ihnen gegenüber jenseits des Giffre den 650 Fuß hohen Wasserfall des Nant Dant, welcher vom Mont Aubaine herabbranst, überschreiten den grimmigen und zerstörungssüchtigen Wildbach Clairon und kommen nach dem Flecken Samoëns, der aus vielen Weilern bestehend und einst umfangreicher als jetzt mitten in der schönen Ebene sich hingelagert hat. Er besitzt etwa 3200 Einwohner, von denen viele als Architecten, Maurer und Steinhauer auswärts ihr Brod suchen, und ein Schloß und ist der Geburtsort einer großen Zahl zu ihrer Zeit berühmter und angesehener Männer. Ein Reitweg führt von hier über den Col de Jouplaine nach St. Jean de Aulps im Thal der Drance, ein anderer nach Monthey in Wallis. Der letztere zieht sich durch ein angenehmes, mit schönem Wald bewachsenes Seitenthal des Giffre steil ansteigend zum Col de Golèze, steigt dann etwas abwärts in das obere Thal der Drance, und wieder aufwärts zum Col de Coux, um sich darauf in das Val d'Illier herabzusenken und das stattliche, wallisische Dörfchen Champéry zu erreichen. —

Von Samoëns geht der Fahrweg weiter thalabwärts über Vérouge, unweit der eisenhaltigen Quelle von Mathoney vorüber und über den Bergbach la Valentine, der durch eine tiefe enge Schlucht dem Giffre seine Wasser zuführt. Jenseits des Thalbachs liegt das schöne Dorf Morillon. Der nächste Ort ist Dorf Verchey

mit den malerischen Ruinen des Schlosses gleichen Namens, in einer kleinen Ebene gelegen. Von hier wandern wir immer auf dem rechten Ufer des Giffre weiter, überschreiten den Wildbach des Berges les Gets, berühren Dorf La Palud und nähern uns Tanninges mit seinen fruchtbaren Fluren und Matten. Rückwärts blickend entdecken wir den Gletscher von Folli am gleichnamigen Berge, über welchen die Pointe de Crioud emporragt, und den Eingang des Sixtthals mit den Spitzen und Gipfeln des schneebedeckten Buet, des Grenairon und Grenier. Tanninges hatte einst eigene Herren, die Marquis von Tanninges, von denen das ehemalige Schloß herrührt, einen hübschen Brunnen und in der Nähe das alte Karthäuser-Kloster Melan, im Jahre 1292 von der Freifrau Beatrix von Faucigny gestiftet. Die Mönche haben es unzweifelhaft verstanden, ihre Güter zu vermehren, denn die Mauern, welche die Klostergüter umfassen, sind etwa eine Stunde lang. Sehenswerth ist auch die wilde Schlucht des Foronbaches. Unterhalb Tanninges ist die Straße kühn in den Felsen gesprengt. Nachdem wir diesen Felsenweg beschritten, gelangen wir in eine reizende grüne Ebene, die einen herrlichen Blick auf den Montblanc gestattet, kommen nochmals über einen schäumenden Wildbach, gewahren am linken Bord des Giffre auf einem hohen Felsen von Bäumen umgeben einige Wohnhäuser und erreichen so Mieussy, von wo wir steil absteigend bei Aranthon vorüber auf ein von dichtem Wald umgebenes Plateau, wo vor einer Reihe von Jahren noch Wölfe und Bären gehaust haben sollen, gelangen. Auch von hier ab steigen wir über die Serra am Bord des Giffre wieder steil hinunter und kommen später zu einem Zollhaus, bei dem eine Brücke über den schäumenden, zerstörenden Bergbach la Risse hinüberführt. In der Nähe fließt der Giffre in enger, finstrer Schlucht und wendet sich nun, nachdem er den Bergbach aufgenommen, von seiner fast nordwestlichen Richtung abweichend südwärts, um zwischen Môle und Soudon hindurch der Arve zuzuströmen und in sie unterhalb Bonneville zu münden. Der nächste Ort an der Straße ist St. Jeoire, ein wohlgebauter Flecken, der im Thal gleichen Namens am Fuß des Vambion und des Môle reizend gelegen ist. Am Abhang des erstgenannten Berges liegt das Schloß Beauregard. In alter Zeit war es das Eigenthum der reichen und hoch angesehenen Freiherren von Faucigny zu St. Jeoire und der Sitz der jüngeren Brüder und Söhne, welche sich von ihm Allemand de St. Jeoire nannten. Manche derselben wußten sich auszuzeichnen; so war Guillaume Allemand 1342 siebenter Bischof von Genf und Louis Allemand Bischof von Arles und Cardinal. Auch andere berühmte Männer gingen aus dem kleinen Flecken hervor, so der Baron de Mont, 1754 sardinischer Minister, und General Pierre de la Fléchère, welcher 1792 Cagliari gegen die von Truguet kommandirte französische Flotte vertheidigte. Zur Gemeinde gehört der Weiler Pouilly mit einem hübschen Wasserfall und hoch am Berge gelegenen Höhlen, welche Versteinerungen enthalten.

Hinter St. Jeoire verlassen wir das Gebiet des Giffre, steigen zwischen zwei Hügeln durch eine Art Engpaß empor und erreichen in einer halben Stunde à la Tour, das am nördlichen Fuß des Môle liegt. Die Aussichten der Gegenden sind interessant und schön. Im Osten erheben sich eine Menge von Berggipfeln und Felshörnern, von denen die Pointe du Roi, die man auch von Genf erblickt, und die Pointe de Soma hervortreten. Zahlreiche Sennhütten und Sommerhäuschen breiten sich zwischen ihnen aus und mit bewaffneten Augen entdecken wir den Felsenpfad und die in den Fels gehauenen Stufen, welche von Mieussy am Giffre nach Soma hinaufführen. Die Landschaft ist nun schon viel milder und freundlicher geworden; wir durchschreiten eine fruchtbare und anmuthige Ebene, und kommen nach dem Weiler Chez le Baillard, dessen Kirche anmuthig auf einem Hügel liegt, an dessen Fuß der Wildbach Foron strömt. Eine Stunde später stehen wir wieder in Nangy an der Arve, um auf schon bekannter Straße nach Genf zurückzukehren.

Wallis ist der letzte Kanton der Schweiz, welchen wir zu schildern haben; von Genf aus können wir ihn auf drei Wegen erreichen, über den Genfer See durch das Dampfschiff, durch den Kanton Waadt, indem wir die Fahrstraße oder die Eisenbahn am nördlichen Ufer wählen, oder durch das Chablais, das sich am südlichen Bord des Léman hinstreckt. Jene beiden ersten Wege sind uns bereits bekannt, wir wählen deshalb den letzteren, der neue interessante und schöne Punkte bietet. Nachdem wir Genf verlassen, kommen wir an zahlreichen schönen Landhäusern vorüber nach Cologny, in dessen Nähe Villa Diodati, wo sich einst Lord Byron aufhielt, liegt, steigen nach dem aussichtreichen Bessinge herauf, berühren Corsier und überschreiten hinter demselben die Grenze Genfs gegen Savoyen. Die Gegend ist waldig und einförmig und bietet wenige Aussichten von Bedeutung, bis wir nach Douvaine gelangen, das sich in freundlicher, fruchtbarer Ebene aufgebaut hat. Einst stand hier eine römische Niederlassung, wie Goldmünzen aus der Zeit des Augustus und außer andern Resten des Alterthums eine einst am Hauptaltar der Kirche aufbewahrte Inschrift beweisen. Die nächsten Ortschaften sind Massongy, Sciez und Jussy. In der Nähe der Straße liegt hoch auf einer Vorstufe des Gebirges Boissy, bekannt durch die nahen, den besten weißen Wein des Chablais liefernden Weinberge, die bei Châtelard gefundenen alten Gräber der Allobrogen und namentlich die herrliche Aussicht auf den Genfer See und sein nördliches Ufergebiet. Bei Jussy sind wir dem Léman, der hier eine tiefe Bucht bildet, wieder ganz nahe gekommen und halten uns nun fortwährend an

seinem Bord, indem wir zuerst Marclaz, einen ländlichen Badeort mit eisenhaltiger Quelle, und darauf Thonon besuchen.

Thonon ist eine Stadt und der Hauptort des Chablais, einer jener acht Provinzen, welche einst das Herzogthum Savoyen bildeten. In alter Zeit wohnte hier die keltische Völkerschaft der Nantuaten, später ward das Chablais römisches Gebiet und hieß zuerst Provincia Equestris, später aber Ager Caballicus, woraus der Name Chablais entstanden sein soll. Im sechszehnten Jahrhundert kam es mit der Eidgenossenschaft in nähere Berührung; es wurde nämlich 1536 von den Bernern zugleich mit der Waadt erobert, aber durch den Lausanner Frieden vom 30. October 1564, trotzdem durch die Einwirkung der Reformatoren Farel und Lambert der Protestantismus Wurzel gefaßt hatte, an Savoyen zurückgegeben. Damals war das Chablais stark bevölkert, aber es litt durch den Krieg von 1589 in außerordentlicher Weise und erholte sich von den Folgen erst in neuerer Zeit. Um 1596 gelang es dem heiligen Franziskus von Sales, das Chablais dem Katholicismus zurückzugewinnen, weshalb sein Tag alljährlich in allen Gemeinden gefeiert wird. Das Land hat schöne Weiden und Alpen, fruchtbare Aecker, herrliche Kastanienwälder und eine Anzahl sehr guter Weinberge; es führt unter anderm Hornvieh, Maulthiere und schwarze Schweine aus. Seine Einwohnerzahl beträgt etwa sechszigtausend Seelen.

Thonon liegt reizend am Bord des Genfer Sees in fruchtbarer Gegend und besitzt eine große Anzahl reizender Aussichten, von denen diejenige von der Terrasse als die schönste gilt. Man überblickt von ihr den See, das Nordufer mit Rolle, Morges und Lausanne und den Jura mit Dôle, Noiremont, Mont Tendre und Dent de Vaulion. Der Ort wird zuerst in einer Urkunde Kaiser Konrads vom Jahr 1038 genannt, ist aber jedenfalls viel älter. Die alten Grafen von Savoyen erbauten hier ein Schloß, das um 1425 von dem baulustigen Amadeus VIII., welcher Ripaille schuf, bedeutend verschönert wurde. Zur Zeit der bernischen Herrschaft über das Chablais war Thonon der Hauptort der Vogtei Chablais links der Dranse. Eine Viertelstunde von der Stadt unmittelbar am See befinden sich die Reste des längst zerfallenen aber einst stattlichen Schlosses Ripaille. Es besaß nicht weniger als sieben Thürme, war ursprünglich ein Augustinerkloster und wurde, wie eben erwähnt, von Amadeus VIII. Herzog von Savoyen im Jahre 1411 erbaut, der hier sich 1434 nach vierzehnjähriger Regierung niederließ und mit sechs sechszigjährigen Männern, welche sich im Kriege und Staatsdienst ausgezeichnet hatten, seine letzten Lebenstage zubrachte. Im Jahre 1439 vom Concil zu Basel gewählt, ward er unter dem Namen Felix V. Papst, entsagte indeß zehn Jahre später, weil er vom Kaiser nicht anerkannt worden war und das Concil sich aufgelöst hatte. Günstige Bedingungen wußte er indeß dabei für sich zu erzielen. Zwei Jahre später, 1451, starb er. Die Sage behauptet, Amadeus habe zu Ripaille ein heiteres

sorgenloses Leben geführt und namentlich Schmausereien geliebt, wodurch das Sprüchwort „Andare a Ripaglia“ und „faire ripaille“ (schmausen) entstanden sei. Auf dem Basler Concil behauptete man dagegen, als Amadeus zum Papst vorgeschlagen worden war, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin nach Ripaille „in die Einöde“ zurückgezogen habe und dort ein andächtiges Leben führe. Möglich daß er später sich geändert; große Summen scheint er allerdings als Papst verbraucht zu haben. Eine Einsiedelei neben dem Schlosse verwandelte sich 1630 in ein Karthäuserkloster, das in neuerer Zeit als Pachthof diente. Von Thonon führt eine Fahrstraße am rechten Ufer des Bergstroms Dranse fast südwärts nach St. Jean d'Aulps, von wo aus Bergwege über den Col de Jouplaine nach Sixt und über den Col de Champ oder den Col de Coux in das wallisische Val d'Illier gehen. Es hat schöne, saftige Alpen und zahlreiche Heerden und wurde im neunten Jahrhundert von Mönchen von der Regel des heiligen Basilius bevölkert. Ein Nebenarm des Thals ist das Thal Abondance, in dem sich vom Ende des fünften Jahrhunderts an St. Columbanus mit seinen Anhängern als Einsiedler aufhielt, bis er 534 von Theodorich König von Burgund verbannt ward. Ein Bergpfad führt aus dem Thal über den Col d'Abondance nach Monthey in Wallis. Von Thonon aus können wir auch noch Armoy auf der Höhe am Eingang des Dransethals, von woher eine kleine Eisenbahn Holz, Bruchsteine und Eisen zum Hafen befördert, und das hochgelegene Allinges besuchen. Allinges war in früherer Zeit ein beträchtlicher Ort, der in Folge der Kriege sehr gesunken ist. Rudolf II. König von Burgund ließ nämlich hier eine Festung erbauen, welche lange Zeit einen Zankapfel zwischen den Grafen von Savoyen und den Freiherrn von Faucigny bildete, bis sie von Eduard von Savoyen nach einer langen und blutigen Belagerung erobert ward. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert liegt sie in Trümmern.

Die Dranse (Drance) ist ein wilder, wüthender Bergstrom, dessen breites Bett oft nur einen schmalen, hellen Wasserstreifen besitzt, oft wieder mit trübem, wogendem Gewässer angefüllt ist und das in einem großen Delta endigt. Indem wir von Thonon aus unsere Reise fortsetzen, überschreiten wir den Strom auf einer schönen Brücke von nicht weniger als 24 Bogen und kommen bald nachher nach Amphion, einem hübschen Dorfe und Mineralbad, das mit seinem in griechischem Styl erbauten Kurhause in malerischer Umgebung einsam unweit vom See gelegen ist. Die Quelle ist eisenhaltig und wurde früher sehr besucht. Im Osten zeigen sich über den Vorbergen die Spitzen der Dent d'Oche. Der nächste Ort, zu welchem eine von herrlichen Kastanien beschattete Straße leitet, ist das kleine Städtchen Evian, der Hauptort des alten Ländchens Gavot, des östlichen Theils des Chablais. Sein ältester Name soll Aquianum gewesen sein. Graf Peter von Savoyen umzog die Stadt mit Mauern und Gräben und erbaute über derselben ein Felsenschloß. Dennoch ward sie 1536 von den Bernern leicht erobert

und, nachdem sie mit dem Ländchen Gavot 1569 den Herzogen von Savoyen wieder zurückgegeben worden war, im Jahre 1591 nochmals eingenommen und verwüstet. Zu Evian gehören die Bäder Cachat. Die Stadt hat herrliche, amphitheatralisch aufsteigende Umgebungen mit schönen Aussichten und malerischen Punkten, herrliches Wasser und schöne gesunde Luft, ist aber alt, düster und unsauber und erinnert durch ihre steinernen Häuser und das häufige Auftreten der Rebe an Häusern und Mauern etwas an Italien. Ihre Einwohner gelten als fleißig, ehrlich und gutmüthig, sind aber arm und haben eine blaßgelbe Gesichtsfarbe, dunkle Haare und stechend schwarze Augen, so daß ihnen die Sage saracenische Abkunft zuschreiben will. Sie sind dabei die geschicktesten und verwegensten Schiffer. Zwei Klöster befinden sich im Ort, beide für Frauen bestimmt, von denen das eine ein Mädchen-Pensionat besitzt. Ein Pfad, der zu dem hochgelegenen St. Paul hinauf und darauf wieder abwärts in das Thal eines von der Dent d'Oche herkommenden Arms der Drance geht, führt nach Dorf Bernex (3240 Fuß über dem Meere), von dem aus man westwärts wandernd in die Thäler der Drance und, wenn man sich nach Ost wendet, auf die Dent d'Oche gelangen kann. Die Dent d'Oche (von den Römern Taurus geheißen), ist ein mächtiger düstrer Gebirgsstock, vor welchem gelbweiße Vorberge stehen und dessen höchste, prachtvolle und umfassende Rundsichten bietende Spitzen, zwei kolossale Felszacken, die große und die kleine Dent d'Oche, weithin sichtbar sind. Der Weg ist zum Theil beschwerlich, aber in jeder Hinsicht lohnend. Südlich von ihnen zieht sich, auf der andern Seite von den hohen Cornettes begrenzt, ein Saumpfad aus dem Col d'Abondance ins Rhonethal, während ein anderer nördlicher nach St. Gingolph leitet.

Das nächste Dorf auf der Straße von Evian nach dem Rhonethal ist das Fischerdörfchen Petite Rive, in dessen Nähe am Seebord in reizender Lage Grande Rive sich aufbaut, während südwärts von der Höhe Marily herabschaut. Dann folgt Tourronde, das seinen Namen von einem uralten schloßähnlichen Gebäude herleitet. Noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ging die Fahrstraße von Genf nur bis hierher und wurde von unbequemen und unsichern Fußwegen über steile Felsen fortgesetzt, bis unter der französischen Herrschaft die neue Fahrstraße entstand. Interessante Bauwerke der letzteren, welche als Theile der Simplonstraße Napoleon I. schuf, finden sich bei dem nächsten Orte, dem Weiler Meillerie; die Mauersätze, auf denen die Straße dicht am See hinstreicht, sind oft 30 bis 40 Fuß hoch. Meillerie liegt eigenthümlich theils oberhalb der Chaussee amphitheatralisch an steilem Berghang, theils unterhalb derselben und gewährt vom See aus gesehen einen höchst originellen Anblick. Seine Blicke auf den Léman und das jenseitige Ufer, auf Vevay, Clarens und Chillon sind anmuthig und anziehend. Zu Rousseau's Zeit, der den kleinen Ort oft aufsuchte,

konnte man fast nur zu Schiff nach dem interessanten Weiler gelangen; ein Theil der von ihm in seiner Heloise geschilderten prachtvollen Felsen wurde beim Straßenbau gesprengt. In der Nähe schwebte einst Lord Byron während einer Seefahrt bei einem heftigen Sturm in Lebensgefahr. Auch von hier aus kann man, wenn man sich Thollon zuwendet, nach Vernex und auf die Dent d'Oche gelangen. Das nächste Oertchen am See ist das kleine unbedeutende Brit, in dessen Nähe einst das römische Castell und Städtchen Tauretunum, bis es im Jahre 563 durch den furchtbaren Bergsturz von der Dent d'Oche verschüttet ward, gestanden haben soll. Wie furchtbar der Sturz war, haben wir schon wiederholt zu erwähnen Gelegenheit gehabt; zerstörte doch der durch ihn aufgeregte See noch ansehnliche Städte des jenseitigen Ufers bis über Morges hinaus.

So eng ist das Chablais mit dem Wallis verbunden, daß das nächste Dorf, das Grenzdorf beider Gebiete, St. Gingolph, zur Hälfte dem Chablais, zur Hälfte dem Wallis, also zur Hälfte einem Kaiserreich, Frankreich, zur Hälfte einer Republik, der Schweiz, zugehört. Ein Bach, die Morges, welche in tiefem, schluchtartigem Bett dem See zuströmt, trennt beide Hälften, welche aber bisher in kirchlicher Beziehung und in Hinsicht auf die Gemeindewirthschaft nur eine Commune gebildet haben. St. Gingolph, als langjähriger Aufenthaltsort des bekannten französischen Roman- und Reiseschriftstellers Marquis Astolphe de Custine bekannt, ist auch der Geburtsort des 1772 verstorbenen Mechanikers Peter Joseph de Rivaz. Es hat herrliche Aussichten und treibt Industrie; an der Morges befinden sich beträchtliche Eisendraht- und Nagelfabriken und hydraulischer Kalk wird von hier nach Genf und Waadt ausgeführt. Am See bei St. Gingolph liegt in den Felsen eine nur zu Wasser zugängliche Grotte, in der eine Quelle entspringt. Von dieser Grotte und dieser Quelle gibt es eine Volksüberlieferung, mit der wir unsere Schilderung des Chablais beschließen wollen. Als sich einmal, so wird erzählt, St. Gingolph in der Gegend aufhielt und ein gutes und heilsames Wasser vermißte, schlug er mit seinem Wanderstab gegen den Felsen. Sogleich sprudelte aus demselben eine klare, frische Quelle hervor. Die fließt noch heute, wird von den Anwohnern hochgehalten und steht im Rufe, daß sie alle Leiden des Unterleibs heilt. St. Gingolph's Aufenthalt an dieser Stelle aber gab dem Dorfe, das nach und nach entstand, den Namen.

Der Kanton Wallis.

Dort im Mittelpunkt der Schweiz, wo die Haupt-Gebirgszüge, sonst durch breite und tiefe Thäler getrennt, durch kurze, zum Theil nur mäßig hohe Bergrücken und Einsattlungen verbunden sind, entspringen außer vielen kleinen, weniger bekannten Gebirgswassern die Aar, die Reuß, der Vorderrhein, der Ticino, die Tosa, entspringt auch aus ewigen Firnen und Gletschern die Rhone, von den Alten Rhodanus genannt, jener mächtige Strom, der, nachdem er zahlreiche Bergbäche aufgenommen und sich in dem herrlichsten See der Welt gebadet, in wunderbar schöner Gestalt sich den anmuthigen Geländen Frankreichs zuwendet, um nach langem Lauf sich endlich dem mittelländischen Meere zu vermählen. Alles Gebiet mit einer nicht großen Ausnahme, daß er in seinem 33 Stunden langen Lauf von dem Rhonegletscher abwärts bis zum Leman hinunter durchfließt und das seine zahllosen Nebenbäche bespülen, bildet die Republik Wallis, einen der größten Kantone der Schweiz und zugleich einen der interessantesten, mit dem in Hinsicht auf Naturschönheiten und Naturmerkwürdigkeiten nur Bündten und das Berner Oberland zu wetteifern vermögen. Da gibt es jene gewaltigen Bergriesen, deren Haupt in gekörnten Firnschnee gehüllt ist und an deren Seiten bleiche, zerrissene Eismassen herabhängen, in so großer Zahl als in keinem andern Ländchen der Schweiz; da finden sich in langen und breiten Hochthälern Gletscherströme von überraschender Schönheit und Ausdehnung; da winden sich Thäler jeder Art, enge, felsige Klüfte, breite, sonnige Mulden, Thälchen, in denen durch grüne Alpweiden ein mildes Bächlein rinnt, und andere größere, welche von düstrem Tannenwald ausgefüllt sind, durch die vielgestaltigen Bergketten und ihre Ausläufer

hindurch; da fließen, strömen, stürzen, stäuben die Berg- und Wildbäche zu Hunderten und sprudeln die Quellen zu Tausenden; da donnern die Lawinen und wüthen die Schneestürme und Guxeten; da entdecken wir unübersehbare Alpen, unberührte Urwälder, prächtige Wiesen und Aecker, fruchtbare Weinberge und Obstgärten; da weilt in fast unzugänglichen Gebieten die Gemse, der Bär, der Luchs und dann und wann auch der Steinbock, da wohnen Menschen, eine verhältnißmäßig geringe Zahl zwar, aber interessant durch ihre verschiedene Abstammung, ihre Geschichte, ihren Character und ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Ueberlieferungen, ihre Thätigkeit und ihre Lebensweise. Wahrlich, es ist ein herrliches Land, dieses Rhonethal mit seinen Seitenthälern, dieses Wallis, das wir zu schildern berufen sind, das Thal der Thäler!

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geschichte des Wallis. Wie das Land in ältester Zeit aussah, wer es bewohnte, erzählt keine Aufzeichnung; in seinem untern Theil angenehm und sonnig, in seinem obern zwar kalt und rauh, aber mit Ober-Italien eng zusammenhängend, wird es schon frühzeitig die Wohnstätte der Menschen gewesen sein. In historischer Zeit werden Viberier, Seduner, Veragrer und Nantuaten genannt, freie keltische Volksstämme, welche sich in ihren Gebirgen sicher und geschützt wähnten und dennoch, ihrer Freiheitsliebe und Kraft ungeachtet, dem allgemeinen Schicksal aller Volksstämme Helvetiens unterliegen mußten. Nachdem von Wallis her wiederholt nordische Volksstämme nach Italien gedrungen waren und nachdem Cäsar die nach Gallien hinübergezogenen Helvetier geschlagen zurückgeschickt hatte, unternahmen es die Römer, sich auch Wallis zu unterwerfen und bei ihrer Uebermacht mußte ihnen das bald, wenn auch erst nach blutigen, andauernden Kämpfen, gelingen. Der Hauptkampf fand bei Octodurum (dem heutigen Martinach) statt. Unter den Römern, welche es zuerst Vallis (das Thal) nannten, erhielt das Land Wallis eine nicht geringe Bedeutung. Zwar schon vor dem Siege über die Ureinwohner ging eine von Handeltreibenden viel besuchte Straße aus dem Rhonethal nach Italien durch das Thal der Dranse und über den Mons Pönninus, auf dessen Höhe die Veragrer, ein keltischer Volksstamm, einem Gotte ein verehrtes Heiligthum errichtet hatten. Aber erst in der römischen Zeit ward diese Straße eine Haupt-Verkehrs- und Militairstraße, welche Italien mit den bedeutendsten Niederlassungen in Helvetien, mit den Orten am Genfer See und mit Aventicum, Salodurum, Augusta Nauracorum und Vindonissa, und in Gallien verband. Unter der römischen Herrschaft scheint sich das Rhonethal ziemlich stark bevölkert zu haben; es entstanden eine Menge kleinerer und größerer Ortschaften, von denen schriftliche Aufzeichnungen und Alterthumsreste Auskunft geben. Bis über die Mitte des fünften Jahrhundert hinaus dauerte das Regiment der Römer, zu dieser Zeit aber, als bereits fast ganz Helvetien von den dasselbe überfluthenden germanischen Volksstämmen eingenommen worden war,

drangen vom Genfer See die Burgunder das Rhonethal aufwärts, während ein anderer Stamm über die Alpenpässe aus dem Aar- und Reußthal kommend sich im obern Rhonegebiet festsetzte. Etwa siebenzig Jahre dauerte die Herrschaft der burgundischen Könige; im Jahre 535 kam indeß mit dem übrigen Helvetien auch Wallis unter die Herrschaft der Franken. In dieser Zeit sank die Kultur des Landes mehr und mehr; denn was nicht bereits bei dem Einbruch der noch auf sehr niedriger Stufe stehenden Horden im fünften Jahrhundert zerstört und vernichtet worden war, ward von den Kriegsereignissen der folgenden Jahrhunderte schwer betroffen. Diese erzählen nämlich von blutigen Kämpfen mit den Lombarden (569 und 574), von Einfällen der Saracenen und von der Einwanderung einer Abtheilung Hunnen. Schon frühzeitig hatte das Christenthum Eingang ins Wallis gefunden und nach und nach wußten die Bischöfe, welche zuerst (angeblich seit dem vierten Jahrhundert) in Martinach, später in Sitten saßen, sich Einfluß und Geltung zu verschaffen. Daß dieser Einfluß schon unter Karl dem Großen sehr beträchtlich war, ist nicht zu bezweifeln; es ist aber gewiß nicht richtig, daß St. Theodul, der heilige Bischof von Sitten, von dessen Wundern die Sage viel zu erzählen weiß, das Land Wallis vom Kaiser Karl geschenkt erhielt. Denn St. Theodul und Kaiser Karl der Große lebten nicht zu derselben Zeit und die in den späteren Differenzen des Bischofs mit dem Volke oft angerufene Schenkungs-Urkunde, die berühmte Carolina, hat niemals vorgelegt werden können. Nach Auflösung des karolingischen Reichs (888) kam auch Wallis gleich Waadt und Bern an Rudolph von Strättlingen, den zu St. Maurice vom Erzbischof von Besançon gekrönten Stifter der Königs-Dynastie von Neuburgund, in dessen Heere die Walliser muthig und tapfer kämpften. Rudolph ward nach seinem Tode (911) in der Kirche der angesehenen Abtei St. Maurice bestattet. Unter seinen Nachfolgern fanden neue Kämpfe mit den Saracenen, welche sich auf den Alpenpässen und namentlich am St. Bernhard festsetzen und von denen noch Ortsnamen Zeugniß ablegen, und mit den Hunnen (Ungarn) statt; unter ihnen fand auch jenes für Wallis so hochwichtige Ereigniß statt, das die Sage den Karolingern zuschreibt. Rudolph III. König von Burgund diesseits und jenseits des Jura schenkte nämlich die Grafschaft Wallis dem Bisthum Sitten, auf dessen Stuhl damals Bischof Hugo saß, und bereitete damit jene langwierigen und blutigen Kämpfe vor, welche Wallis so oft erschütterten und verheerten.

Von 1032 bis 1126 stand Wallis, das damals zum deutschen Reiche gezählt ward, unmittelbar unter den deutschen Kaisern, im Jahre 1127 aber fiel es an Konrad von Zähringen, der zum Rector von Burgund ernannt worden war. Bedeutenderen Einfluß auf Wallis erzielten die Zähringer ihrer ausgedehnten Länderbesitzes und ihrer Macht ungeachtet nicht; Volk und Bischof standen ihnen entgegen und nicht selten, namentlich zur Zeit Berchtolds IV. entwickelten sich

Streitigkeiten, von denen die Sage der einzelnen Thäler auf der rechten Seite der Rhone und das Volkslied zu erzählen weiß. Mit 1218 ging das Haus Zähringen zu Ende, das für die Westschweiz so manches große und wichtige Ereigniß theils hervorgerufen, theils durch die Gründung von Bern und Freiburg im Uechtland wenigstens eingeleitet hat und das dadurch auch, wenn gleich mehr mittelbar, für Wallis bedeutsam geworden ist. In dieser Zeit nahmen die Verhältnisse des Landes bestimmtere Formen an. Unterwallis stand damals unter Savoyischer Herrschaft, in Oberwallis besaß der Bischof als Graf und Präfectus die höchste kirchliche und weltliche Gewalt, bei deren Ausübung er sich mit dem Kapitel von Sitten, das nach und nach großen Grundbesitz erwarb, berieth. Neben ihm entwickelte sich aber mehr und mehr der Einfluß des höheren Adels, der Freiherren, denen der Bischof nur, wenn er das Volk auf seine Seite zog, Widerstand zu leisten vermochte. So legten sie denn den Grund zu jener demokratisch-föderalistischen Verfassung, die noch bis in die neueste Zeit bestand und die endlich die einzelnen Theile des Oberwallis, die sogenannten Zehnen, zu kleinen Staatskörpern machte, welche in vielen Dingen ganz selbstständig waren und selbst mit auswärtigen Fürsten und einigen Kantonen der Schweiz schon frühzeitig Verträge schlossen. Was die Verhältnisse noch verwickelter gestaltete und viel Unheil hervorrief, war, daß Savoyen sich Oberwallis zu unterwerfen strebte und daß die Bischöfe bald aus dem Hause Savoyen, bald aus einheimischen Adelsgeschlechtern entnommen wurden. Glücklicher Weise war das Volk von Oberwallis ein kräftiges und freiheitliebendes Volk, das, wo es galt, selbst die größten Opfer nicht scheute, mit Energie seine Rechte wahrte und vertheidigte und in der Regel auch die Verbindungen suchte und fand, welche ihm zur Zeit am nützlichsten waren. Von 1218 ab waren der Streit und die Unruhe im Lande fast ununterbrochen. Im Jahre 1250 zwar mußte Oberwallis, dessen Bischof im Verein mit dem Lande damals den ersten Bund mit Bern abgeschlossen haben soll, sich dem gewaltigen Grafen Peter II. von Savoyen unterwerfen und nichts half es ihm, daß der Papst für die geistliche Herrschaft des Bischofs zu wirken suchte; aber im Jahre 1294 bekämpften die Walliser im Verein mit dem Bischof und auf dessen Ruf den Adel des Landes, der ihnen nicht lange Widerstand zu leisten vermochte. Und im Jahre 1318 vernichteten sie auf der Seufzermatte bei Leuk den starken Heerhaufen der Edlen des Berner Oberlandes, welche von dem Grafen von Kyburg unterstützt zu ihrer Unterjochung sich verbunden hatten und ins Land eingebrochen waren. Viele Edle des Wallis fanden in diesem Kampfe auf der Seite der Gegner ihres Landes ruhmlos den Tod. Als im Jahre 1375 Freiherr Anton von Thurn von Gestelen (La Tour Chatillon), der mit seinem Oheim Witschard von Tavel, Bischof von Sitten einiger Güter wegen in Streit gerathen war, diesen und seinen Kaplan, indem er beide über den Schloßfelsen der alten Veste Seon hinabstürzte, ermordete,

entspann sich ein blutiger Kampf, in welchem Anton von Thurn und seine Blutsverwandten sowie ihr Helfer Thüring von Brandis zu St. Leonhard unweit Sitten geschlagen und aus dem Lande vertrieben wurden. Bald darauf folgten Kämpfe mit Savoyen, die dadurch veranlaßt wurden, daß die Landleute ihren Bischof Eduard von Savoyen mehrerer Missethaten wegen zweimal verjagten; auch in diesem Kriege behielten indeß die Walliser endlich die Oberhand, nachdem sie bei Visp das von dem Grafen von Greierz geführte Savoyische Heer aufs Haupt geschlagen und angeblich 4000 Mann getödtet, gefangen oder kampfunfähig gemacht hatten.

Während im vierzehnten Jahrhundert die beiden mächtigen Dynasten-Familien des Wallis, die von Thurn und von Raron, sich das Gegengewicht gehalten hatten, wurden die Raron nach der Austreibung der Thurn so mächtig, daß sie der Freiheit des Landes Gefahr drohten, zumal zwei Bischöfe aus ihrer Familie nach einander (von 1391 bis 1417) den bischöflichen Stuhl inne hatten und das Haupt der Raron, der stolze und strenge Witschard von Raron, die Stelle des Landhauptmanns bekleidete. Da brachten diejenigen Männer, welche die Freiheit des Landes im Herzen trugen und sie mit Gefahr ihres Lebens wahren wollten, im Jahre 1414 nach altem Landesbrauch die sogenannte Mazze in Anwendung. Der Angesehenste derselben befestigte die Mazze, einen roh aus Holz geschnitzten, Kummer und Furcht ausdrückenden Menschenkopf, der von Aesten und Dornen umgeben war, auf einem mit der Wurzel aus dem Boden gerissenen jungen Birkenstamm und stellte sich damit an einer verkehrsreichen Straße auf. Sobald nun ein Haufen Menschen sich versammelt hatte, trat einer der Verbundenen als Fürsprecher der Mazze auf und fragte sie, über wen sie sich beklage und wen sie fürchte. Nun wurden nacheinander mehrere angesehene Männer genannt, aber die Mazze blieb unbeweglich; als indeß auch der Name des Landeshauptmanns Witschard von Raron gerufen wurde, ließ der Träger der Mazze sie zum Zeichen der Bejahung ihr Haupt neigen. Darauf rief der Fürsprech: „Die Mazze hat geklagt, biedere Männer! Wer die Mazze retten will, hebe die Hand auf!“ Sofort that dies die Menge und einzelne schlugen auch zum Zeichen ihrer Zustimmung und der Zusage der Betheiligung am Werk der Mazze einen eisernen Nagel in den Schaft. Darauf zog man von Dorf zu Dorf und immer größer ward der bewaffnete Haufe, bis endlich der Angriff auf den Feind des Landes gemacht werden konnte. Nachdem mehrere Schlösser der Raron und ihre Freunde zerstört worden waren und der Bischof fruchtlos einen Vergleich versucht hatte, entsagte Witschard der Landeshauptmannschaft und floh nach Schloß Raron, nahm aber bald die Hülfe Bern's, dessen Bürger er war, in Anspruch, während die Walliser oder vielmehr zunächst des Zehnen Goms, von dem die Bewegung ausgegangen war, sich am 21. Dezember 1416 mit Uri, Unterwalden und Luzern verbündete. Da

Witschard und der Bischof sich aber auch in den Schutz und Schirm Savoyens begeben und dem Herzog von Savoyen mehrere Schlösser überliefert hatten, wuchs der Zorn der Walliser und bald traten Visp, Brieg, Siders und Sitten dem Gomser Bündniß bei. Im Jahre 1417 ward der Bischof in Schloß Seon belagert und erhielt endlich freien Abzug, worauf er sich nach Bern begab. Erst 1420 kam es nach heftiger Fehde zu einem Schiedsspruch und Vergleich durch den Herzog von Savoyen und den Bischof von Lausanne, der zwar den Wallisern nicht günstig war, aber doch zu ihrem Vortheil ausschlug. Witschard von Raron erhielt nicht nur seine Güter zurück und mußte gleich dem Bischof und gleich ihrer Bundesgenossin Bern mit 25000 Gulden vom Lande entschädigt werden; aber er besorgte die Wiederkehr ähnlicher Auftritte und Kämpfe und kehrte nicht wieder nach Raron zurück und nach seinem Tode verkauften seine Söhne alle ihre Besitzungen. Der Bischof nahm dagegen seinen Sitz wieder ein. Von diesem Schlage vermochte der Adel sich nicht mehr zu erholen; nachdem er seine mächtigen Häupter verloren, ward er mehr und mehr zurückgedrängt und entschloß sich endlich, nach und nach seine ihm noch gebliebenen Herrschaftsrechte an die Zehnen durch Verkauf abzutreten. Zu gleicher Zeit sah der Bischof seine Macht sich vermindern. Wer vom Adel noch im Lande blieb, mußte, wenn er Einfluß gewinnen und zu bedeutenderen Ehrenstellen gelangeu wollte, mit den Landleuten gehen und sich vom Bischof trennen, der, nunmehr zu schwach, Concessionen machen mußte. Schon 1422 wurde festgesetzt, daß der vom Bischof zu bestellende Landeshauptmann stets ein Walliser sein solle und außerdem erhielten die Landleute das Recht, alljährlich eine Aenderung in der Person des Hauptmanns und die Berufung einer ihnen angenehmen Persönlichkeit zu verlangen. Im Jahre 1425 mußte der Bischof sogar versprechen, Niemand wegen weltlicher Dinge mit den Kirchenstrafen zu belegen, gegen Niemand in Rom die Excommunication zu beantragen, die Amtsleute nur mit Zustimmung der Gemeinde zu bestellen und den von den Gemeinden alljährlich selbst zu erwählenden Vorgesetzten derselben, den Richtern, Kastellanen, Meiern und Weibeln die Bestätigung zu ertheilen, es sei denn, daß ganz erhebliche Gründe dagegen vorhanden wären. Möglich, daß der nicht sehr kräftige, seiner früheren Stütze beraubte Bischof mehr zugestand, als gerade nothwendig war; das Kapitel von Sitten und die Geistlichkeit waren wenigstens dieser Ansicht und verklagten ihn zu Rom, wohin er auch zu seiner Verantwortung berufen wurde. Schließlich ließen sich aber diese Zugeständnisse nicht mehr zurücknehmen, zumal der Bischof darin gewilligt hatte, daß bei Streitigkeiten von dem Gericht eines Zehnens an dasjenige des Nachbarzehnens, von diesem an den Landeshauptmann, von diesem an den Bischof und von dem letzteren endlich an alle Zehnen d. h. an den Landrath appellirt werden durfte, so daß der letztere gewissermaßen nicht nur die höchste Instanz, sondern auch dem Bischof übergeordnet ward. Zu

dieser Zeit (1426) erwarben die fünf oberen Zehnen Goms, Brieg, Visp, Raron und Leuk das erste Unterthanenland, nach welchem die schweizerischen freien Gemeinschaften so sehnsüchtig zu streben pflegten; der Bischof mußte ihnen nämlich das Lötschen-Thal, das zu den Besitzungen der Thurn gehörte, abtreten und ihnen das Recht, den Castellan von Gestelen zu wählen, zugestehen.

In der nächsten Zeit herrschte Ruhe in Wallis. Im Jahre 1473 erneuerte Bischof Walther aus der angesehenen Familie von Supersax das Bündniß mit Luzern, Uri und Unterwalden. Im Herbst 1475 aber brach ein neuer und gefahrvoller Krieg aus, der durch die Eroberungssucht Savoyens veranlaßt war. Auf dem bischöflichen Sitz zu Genf saß damals Johann Ludwig von Savoyen, der sich mit der Regentin Jolantha von Savoyen zur Erwerbung des Wallis im Wege der Eroberung verband, zum Theil wenigstens angeregt durch Karl den Kühnen von Burgund, der die Macht der ihm feindlich gesinnten, aber Wallis verbündeten Eidgenossen zu theilen wünschte. Anfänglich drangen die Savoyer und Genfer, welche 10000 Mann stark waren, schnell vor und Sonntag nach dem Feste des heiligen Martin, am 12. November, brachten Flüchtlinge von einer kleinen Walliser Streifschaar nach Sitten die Nachricht, daß die Feinde anrückten. Da die Stadt fast unbeschützt war, so wurde sie mit Ausnahme der befestigten Punkte eingenommen. Aber schon strömte das kampflustige Volk aus den oberen Zehnen 4000 Mann stark, denen sich einige Bündtner und Berner Oberländer der benachbarten Hochthäler angeschlossen hatten, zusammen und stellte sich den Feinden entgegen. Doch sie wurden von der Uebermacht hart bedrängt und wollten sich bereits, die Stadt gänzlich aufgebend, zurückziehen, als ihnen Hülfstruppen von Bern und Solothurn, 3000 geübte und entschlossene Krieger, zu Hülfe kamen. Sofort griffen sie nun am 13. November 1475 die mordenden und raubenden Feinde an und schlugen sie der Art aufs Haupt, daß sie in regelloser Flucht sich zurückzogen. Nicht weniger als 300 vom Adel und 1000 gemeine Soldaten sollen dabei das Leben verloren haben. Wenige Tage später hatten die Walliser das ganze savoyische Unterwallis, in dem sie 17 feste Schlösser einnahmen, erobert und in Besitz genommen. So wichtig schien den Wallisern der Sieg, so groß die Gefahr, der sie entronnen waren, daß sie den 13. November fortan als Landesfesttag feierten. Bald nachher schloß der Bischof mit Zustimmung der sieben Zehnen von Oberwallis einen ewigen Bund mit Bern.

Da das Unterwallis erobert worden war, so ward es als Unterthanenland angesehen und von Oberwallis regiert. Das nächste wichtige Ereigniß nach 1475 war im Jahre 1496 die Vertreibung des Bischofs Jost von Silenen, der sich gegen den Willen des Volks zu Frankreich hinneigte und außerdem sich manche Ungerechtigkeiten soll haben zu Schulden kommen lassen. Seinem Nachfolger Nicolaus Schinner folgte bald Mattheus Schinner, der für Wallis und die Schweiz in hohen

Grade wichtig wurde. Im Jahre 1501 wurde Wallis in die Bündnisse Berns und der katholischen Orte mit Frankreich trotz seiner gegen das letztere unfreundlichen Gesinnung aufgenommen; später wirkte Schinner, der in kurzer Zeit päpstlicher Legat und Cardinal geworden war, eifrig für Papst Julius und gegen Frankreich, so daß er die Eidgenossen zum Bündniß mit dem Papst und zur Sendung eines Heeres nach Italien bewog. Den Führer der Gegenpartei, Georg von Supersax, wußte er aus dem Lande zu vertreiben.

Die feindliche Stellung, welche das Volk dem Bischof Schinner oft gegenüber einnehmen mußte und welche sogar zur Aufrichtung der Mazze gegen denselben und zur Vertreibung des Bischofs geführt hatte, war die Veranlassung, daß die Reformation anfänglich in Wallis und namentlich in den unteren Theilen von Oberwallis, zu Siders also und zu Sitten, Anklang fand; Unterwallis dagegen, obwohl es ein Unterthanenland war, blieb ohne bemerkenswerthe Anregung. Endlich im Jahre 1521 starb Schinner, von dem das Volk behauptete, er habe einen Teufel in seinem Dienste, im Conclave, als er eben, wie es heißt, Hoffnung hatte, zum Papst erwählt zu werden. Seitdem änderte sich in Folge der Thätigkeit der Jesuiten die Stimmung des Landvolks und im Jahre 1527 gelang es Adrian von Riedmatten, Bischof von Sitten sogar, zwischen ihm und den sieben Zehnen und den sieben Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn ein ewiges Bündniß einzuleiten, das den Schirm der katholischen Religion bezweckte und 1533 angenommen wurde. Der alte Bund mit Bern dauerte dabei doch fort, auch gab es noch immer viele Protestanten im Wallis. Als 1536 die Berner und Freiburger das Savoyen gehörige Waadtland eroberten und bis in das eigentliche Savoyen vordrangen, glaubten auch die Walliser, Eroberungen machen zu können; sie fielen sofort ins Chablais ein und nahmen, was sie erreichen konnten. Als endlich 1569 der Friede zu Stande kam, behielten die Walliser den am linken Ufer der Rhone von St. Maurice abwärts gelegenen Landstrich von Monthey als gute Beute.

In der folgenden Zeit sind die wichtigsten Ereignisse die dann und wann auftauchenden religiösen Streitigkeiten. Es gab nämlich, trotzdem Wallis im Allgemeinen katholisch gesinnt war, in den meisten Zehnen, am häufigsten zu Brieg, Visp und Sitten, Protestanten, welche vielfach bedrückt und denen sogar zum Theil 1553 das Landrecht entzogen wurde. Im Jahre 1556 wurde gegen sie noch schärfer verfahren, indeß ohne sichtbaren Erfolg, und im Jahre 1592 mußte ein Theil das Land verlassen, denen viele andere, nachdem sie ihrer Aemter und Stellen entsetzt worden waren, 1604 nachfolgten. Endlich im Jahre 1626 gelang es Bischof Hildebrand Jost den Landrath zu dem Beschlusse zu bestimmen, daß alle Reformirte, welche nicht sofort katholisch werden wollten, das Land zu räumen hätten. Dieser Beschluß ward noch in demselben Jahre durchgeführt; die Ab-

ziehenden mußten sogar die ihnen gehörigen Grundstücke binnen wenigen Monaten verkaufen.

Schon im Jahre 1446 hatten die Landleute dem Bischof die sogenannten Artikel von Naters, welche seine weltlichen Hoheitsrechte beschränkten und die Zehnen souverain machten, abgezwungen; als aber die Gültigkeit dieser Artikel angefochten ward, stellte der Landrath sie 1613 neu fest und mußte der Bischof sie 1634 förmlich nochmals anerkennen und auf ewige Zeiten auf die Herrschaftsrechte verzichten, welche er aus der Carolina und den Verleihungen der burgundischen Fürsten und der Kaiser herleitete. Von jetzt an verlor der Bischof mehr und mehr an Einfluß. Gewählt von den Abgeordneten der Zehnen aus vier vom Sittener Kapitel vorgeschlagenen Kandidaten, hatte er nur in wenigen Ortschaften und Thälern die Gerichtsbarkeit, die Statthalterschaft im Eringer-Thal, das Recht der Begnadigung, Sitz und Stimme im Landrath u. a. m.; dagegen ging der Landeshauptmann wesentlich aus der Wahl der Abgeordneten der Zehnen hervor und den Anführer im Kriege wählte der Landrath ohne Theilnahme des Grafen und Präfecten des Wallis, wie sich der Bischof noch immer nannte. Die wichtigste Behörde war der Landrath, in welche jeder Zehnen vier Mitglieder abordnete, aber diese Mitglieder waren an Instructionen gebunden, wodurch die Souveränität bei den Zehnen erhalten ward. Daß die Dinge unter diesen Umständen nicht immer gut gingen und niemals schnell erledigt wurden, bedarf nicht der Erwähnung. Unterwallis war in vier Vogteien eingetheilt, Monthey, St. Moritz, Henda mit Hérémence und Bouveret, für welche die einzelnen Zehnen in bestimmter Reihenfolge auf je 2 Jahr die Vögte ernannten. Oft wurden in den Zehnen die Vogteien durch Bestechung erlangt oder sogar an den Meistbietenden förmlich versteigert, was denn die Folge hatte, daß die Vögte, während ihrer kurzen Amtsdauer sich möglichst zu bereichern und die Vergehen und die Processe zu vermehren suchten, nur um möglichst viele Geldstrafen und Sporteln einziehen zu können. Infolge dessen sank natürlich der Wohlstand des Unterwallis und kamen nicht wenige unterwalliser Besitzungen in die Hände von Oberwallisern.

Kaum hatte die große französische Revolution begonnen, so machte sich auch die seit langer Zeit vorhandene Unzufriedenheit in Unterwallis sehr bemerkbar und schon 1790 brach ein Aufstand aus, der indeß durch die Milde und Nachgiebigkeit von Oberwallis noch gedämpft wurde. Anders stellten sich die Dinge, als französische Truppen in die Schweiz einrückten und die Bewegung das benachbarte Waadtland ergriff. Zwar gestanden nun die sieben Zehnen von Oberwallis dem bisherigen Unterthanenlande gleiche Rechte und gleiche Freiheit zu, aber es ging ihnen wie Bern und anderen Kantonen der Eidgenossenschaft. Sie kamen mit ihren Zugeständnissen einige Jahre zu spät. Während die alten Kantone sich mit der helvetischen Republik nicht befreunden konnten, nahm Unterwallis

dieselben mit Jubel auf, und als die Oberwalliser nach vielem Blutvergießen und nach schweren Verlusten ihren Kampf gegen die Franzosen aufgeben mußten, wurden sie genöthigt, sich mit ihren ehemaligen Unterthanen auf der neuen Grundlage zu einem Theil der einen und unheilbaren helvetischen Republik zu verbinden. Aber nicht lange sollte es dabei bleiben; zu wichtig waren für Frankreich das Rhonethal und die Straßen über St. Bernhard und Simplon, als daß es sich das Wallis nicht ganz zu unterwerfen suchen sollte. Namentlich Napoleon, der, über den St. Bernhard vordringend, die siegreiche Schlacht von Marengo erzielt hatte, beschloß die Lostrennung des Wallis von Helvetien und verkündete sie, nachdem er im Jahre 1800 den Bau der Simplonstraße angeordnet hatte, am 30. August 1802. Nichts half, nicht der Widerspruch der von Frankreich selbst geschaffenen helvetischen Republik, nicht die Abneigung des seit zwei Jahren durch General Turreau niedergehaltenen und ausgesogenen Walliser Volks. Wallis wurde nun ein sogenannter unabhängiger Staat, der unter dem Schutze Frankreichs, Helvetiens und Italiens stehen sollte, factisch aber von Frankreich aus regiert wurde, welches die Pässe besetzt hielt und auch Wallis nach außen hin vertrat. Es begann jetzt die schwerste Zeit, welche über Wallis in den letzten Jahrhunderten kam. Selbst in Unterwallis lebt sie in schlimmem Angedenken, obwohl die bisherigen Unterthanen des Oberwallis durch den Umschwung der Verhältnisse frei wurden und den sieben alten Zehnen des Oberwallis fünf neue des Unterwallis (Monthey, St. Maurice, Martigny, Sembranchier und Héremence) gleichberechtigt hinzutraten. Natürlich erlitt hierbei die Verfassung des Landes mannigfache Veränderungen, die zum Theil ganz zweckmäßig und grundsätzlich richtig, zum Theil aber auch nach französischem Muster entworfen waren und sich für das zugleich conservativ gesinnte und demokratische Oberwallis gar nicht eigneten. Die Gemeindevorsteher bildeten mit dem Präsidenten des Zehnens dem Zehnenrath; die Zehnenräthe aber wählten die Abgeordneten zum Landrath, in dem auch der Bischof Sitz und Stimme hatte. Die Zahl der Abgeordneten der Zehnen bestimmte sich nach ihrer Einwohnerzahl, was natürlich den alten Zehnen am Ursprung der Rohne gar nicht günstig war. Dabei war die Gesetzgebungs-Initiative dem Landrath entzogen und ausschließlich im Besitz des Staatsraths, der vollziehenden Behörde, welche unter Vorsitz eines Landeshauptmanns regierte. Dieser aber war von Frankreich so abhängig, daß er in dessen Auftrage und Interesse in allen militärischen und diplomatischen Dingen selbstständig entschied und handelte.

Was diese Periode characterisirt ist etwa folgendes: Die am 7. September 1800 auf Napoleons I. Befehl begonnene Simplonstraße wurde am 25. September 1805 vollendet; Wallis bekam damit eine bequeme Verbindung mit Italien und thalabwärts mit der übrigen Schweiz und Frankreich, deren Vortheile nicht hoch genug geschätzt werden können. Außerdem gewann es durch die Ablösung

der Weidgangrechte und der gesetzlich angeordnete Loskauf der Zehnten und anderer Grundlasten. Aber es litt schwer unter andern, von Frankreich her veranlaßten Einrichtungen, durch die Militärbesetzung und durch die Förderung der Aristocratie und sah 1804 die Vorläufer der Jesuiten, die Brüder vom Glauben Jesu, bei sich einziehen. Unwillig duldete das Volk das französische Joch. Aber seine Scheinfreiheit sagte auch dem großen Eroberer nicht zu. Am 12. October 1810 dekretirte Napoleon I. die Auflösung des Kantons und die Vereinigung des Landes mit Frankreich, welches nun den Namen „Departement des Simplon" empfing und in das sofort 30,000 Mann unter Berthier im November 1810 einrückten. Alle Gemeindeeinwohner erhielten nun zwar durch die französischen Gesetze gleiche Rechte mit den alten eingesessenen Bürgern der Dörfer und Städte, aber zugleich auch die enormen Steuern, welche den Franzosen auferlegt worden waren. Mehr und mehr wuchs deshalb die Unzufriedenheit und als Ende 1813 Oesterreicher in das Wallis einrückten, begrüßte das ganze Land die Aufhebung der aufgedrungenen Zustände mit ungetheilter Freude. Aber bald brachen Zwistigkeiten aus. Oberwallis forderte seine frühere Oberherrschaft gleich den Aristokraten von Bern, Luzern u. s. w. zurück und wenn auch die letzten 25 Jahre nicht gänzlich ausgestrichen werden konnten und die gegen Frankreich verbündeten Mächte viele seiner Ansprüche verwarfen, so setzte es doch andere, welche die Mächte als conservative begünstigten, durch. Die Verfassung, welche Wallis als Kanton der wiederhergestellten Eidgenossenschaft 1815 empfing, war den Ideen der Freiheit und der Gleichstellung des Unterwallis keineswegs günstig. Zwar machte man aus den fünf Zehnen des Unterwallis sechs, aber jeder Zehnen erhielt die gleiche Zahl von Landraths-Abgeordneten, nämlich vier, ohne Rücksicht auf die Bevölkerung, die in Oberwallis geringer war, als in Unterwallis. Das letztere konnte daher vom ersteren stets überstimmt werden. Ferner besaß wiederum der Bischof im Landrath das gleiche Stimmrecht, wie ein ganzes Zehnen, und wählte nicht das Volk, sondern der Zehnenrath die Abgeordneten zum Landrath. Auch im Staatsrath war Unterwallis mit 2 Mitgliedern gegen Oberwallis mit 3 in der Minorität, während alle Abgaben und Lasten nach Maßgabe der Bevölkerung und des Vermögens, also überwiegend von Unterwallis, getragen werden mußten. Damit noch nicht genug, wurde die Gesetzgebungs-Maschine, um alle Neuerungen zu verhüten, möglichst gehemmt; jedes Gesetz mußte nicht nur die Mehrheit der Abgeordneten zum Landrath, sondern auch die Mehrheit der Zehnenräthe erlangen und für mehrere Kategorien, z. B. für Finanzgesetze, war sogar Mehrheit der Gemeinderäthe erforderlich. Die Aufnahme Fremder ward außerordentlich erschwert und den vor 13 und 5 Jahren eingebürgerten sogenannten ewigen Einwohnern wurde das Gemeinde- und Staatsbürgerrecht wieder entzogen; dagegen rief man die Jesuiten schon 1814 zurück und übergab ihnen die Collegien von Sitten und Brieg.

Daß solche Zustände keine Bürgschaft der Dauer haben konnten, sahen die Verständigen bald ein, indeß hielten sie sich doch viele Jahre. Schon 1820 forderte der Zehnen Siders eine Aenderung der ungerechten Bestimmungen über die Vertretung im Landrath, aber umsonst und selbst 1830 vor und nach der Julirevolution, als die ganze Eidgenossenschaft in lebhafte Erregung gerieth, mußte die freisinnige Partei von Unterwallis noch auf die Durchführung ihrer Ideen verzichten. Doch wagten es auch die Ultramontanen und Conservativen nicht, zu weit zu gehen und den Anschluß an den Sarner-Bund durchzusetzen. Endlich im Jahre 1839 schlossen sich den Unterwallisern die Zehnen Sitten und Herens und eine Anzahl Gemeinden von Siders an und setzten dieselben den Beschluß der Verfassungs-Revision durch. Bald aber stellte sich die Unmöglichkeit heraus, die Abänderung der Verfassung von 1815 auf dem in derselben vorgeschriebenen, mit hundert Hemmnissen versehenen Wege durchzusetzen; Unterwallis berief deshalb einen Verfassungsrath, der eine Verfassung ausarbeitete, was dagegen Oberwallis veranlaßte, die Trennung der beiden Kantonstheile von einander zu fordern und neben der gemeinsamen Regierung, welche zu Sitten bestand, eine eigne für sich in Siders einzusetzen. Anfänglich stand die eidgenössische Tagsatzung auf Seiten von Unterwallis und schon schien dieses, nachdem es, dem Rath der Eidgenossen folgend, die neue Verfassung nochmals durchgesehen, in einzelnen Punkten modificirt und zur Abstimmung gebracht hatte, durchzudringen; da erfolgte der conservative Putsch in Zürich, welcher im September 1839 die Einsetzung einer conservativen Regierung an die Stelle der bisherigen liberalen bewirkte und die Mehrheit der Tagsatzung änderte. Jetzt bildeten sich im durch diesen Umschwung ermuthigten Oberwallis Abtheilungen von Freischaaren, welche sich sofort gegen Unterwallis in Bewegung setzten. Sie wurden meist schon in der Nähe von Sitten, bei Evolena, der Art aufs Haupt geschlagen, daß Oberwallis die neue mäßig freisinnige Verfassung annehmen mußte. Jetzt kam die liberale Partei an das Staatsruder, aber eine allzuschwere Aufgabe lag ihr vor. Sie sollte mit der neuen, vielen antipathischen Verfassung, welche ihr zugleich mannigfache Beschränkungen auferlegte, regieren, Oberwallis möglichst versöhnen, und zugleich Reformen und Verbesserungen aller Art energisch ins Leben rufen. Als sie das letztere unternahm, der Geistlichkeit Beschränkungen auferlegte, manche Rechte des Klerus beseitigte und zugleich den seit Jahrhunderten vernachlässigten Unterricht des Volks heben wollte, vereinigten sich die Ultramontanen gegen sie, ließen den freisinnigen Verein „die junge Schweiz“ durch den Bischof 1842 mit dem Kirchenbann belegen und gründeten den Gegenverein, die „alte Schweiz.“ Vollständig militärisch organisirt gingen beide Parteien zu den Staatswahlen von 1843, welche Dank der Einwirkung der Geistlichkeit für die Liberalen ungünstig ausfielen. Als nun die von außen beeinflußte Landesvertretung dem Staatsrath ausgedehnte Vollmachten ertheilte und

dieser sofort alle politischen Vereine auflöste, kam es am 21. Mai 1849 zum offenen Kampf, in welchem an der Brücke über den Trient die von dem später noch mehr bekannt gewordenen Moritz Barmann geführten Liberalen vollständig unterlagen. Zwar fand das Vorgehen der Ultramontanen und Conservativen und das „Massacre" am Trient in der Eidgenossenschaft fast allgemeine Mißbilligung, aber das hinderte sie nicht, ein Ausnahme-Gericht zur Aburtheilung ihrer Gegner, einzusetzen, strenge Strafen gegen dieselben auszusprechen, die Liberalen aus der Vertretung zu stoßen, die Presse zu knebeln, Unterwallis mit einer Contribution zu belegen und die Verfassung von 1839 im Interesse des Ultramontanismus zu revidiren.

Die Herrschaft der Priester und ihrer Partei dauerte etwas mehr als drei Jahre und lastete so schwer auf dem Lande, daß alle liberalen Neigungen und Tendenzen beseitigt schienen. Als im October 1847 das Volk darüber abstimmte, ob der Kanton trotz der Abmahnung der Tagsatzung beim Sonderbunde verbleiben solle oder nicht, wurde die Frage mit der ungeheuren Mehrheit von 12,261 gegen 257 bejaht. Am 30. November 1847 aber mußte im sogenannten Sonderbunds-Kriege Wallis gleich den übrigen Sonderbunds-Kantonen kapituliren und seinen Widerstand aufgeben und nun wurde eine liberale Regierung eingesetzt und durch eine bei Sitten auf La Planta abgehaltene Volksversammlung mit fast unumschränkter Gewalt bekleidet. Diese Regierung griff nun allerdings unter dem Schutz der neuen Verhältnisse der Schweiz in einer Weise durch, welche nicht überall volle Billigung fand; aber sie hatte auch sehr schwere Mißstände, welche nicht länger ertragen werden konnten, ohne Verzug zu beseitigen. Alle Kassen des Kantons waren leer, alle Bestände verbraucht und außerdem bestand eine Landesschuld von nicht weniger als 2½ Millionen Franken. So schritt man denn dazu, nicht nur die Jesuiten aus dem Lande zu verweisen und alle Steuer- und andere Freiheiten der Geistlichkeit zu beseitigen, sondern legte auch dieser und den Mitgliedern der abgetretenen Regierung eine Zwangssteuer von 250,000 Frcs. auf, erhob von den Gemeinden fast 400,000 Frcs. und zog für den Staat die Güter der höheren Geistlichkeit, welche 1½ Million an Werth hatten, ein. Die Unterwalliser, welche schwer geschädigt worden waren, empfingen dagegen eine Entschädigung von mäßigem Betrage. Außerdem wurde eine neue freisinnige Verfassung im Jahre 1848 eingeführt. Wallis verdankt dieser Zeit eine Anzahl guter und nützlicher Gesetze. Die Stimmung des Oberwallis wurde indeß dadurch nicht sehr verbessert. Eine große Mehrheit der Bürger lehnte, während fast die ganze Schweiz die Reform der Bundesverhältnisse mit Freude begrüßte, die neue Bundesverfassung ab und schon nach 5 Jahren (1853) wurde wiederum eine Revision der Kantonsverfassung beschlossen, welche indeß noch immer in vieler Hinsicht auf liberalem Standpunkte durchgeführt ward. Die Amtsdauer des Großen Raths und des Staatsraths

wurde von fünf auf vier Jahre herabgesetzt, statt der bisherigen sieben Mitglieder sollten nur fünf Mitglieder den Staatsrath bilden und der Volksabstimmung wurden allein Abänderungen der Grundlagen des Finanzsystems des Staats und Erhöhungen des Steuerfußes unterworfen. Natürlich wußte die Geistlichkeit bei dieser Gelegenheit wieder Vortheile zu ziehen; ihre Glieder empfingen das ihnen 1848 entzogene politische Stimmrecht zurück. Doch blieb ihnen das Recht zur Verwaltung bürgerlicher Aemter noch immer entzogen. Die Stellung des Staats zur Kirche sollte durch ein Concordat geregelt werden. Hatten 1852 und 1853 die gemäßigt liberalen und conservativen Elemente bei den Wahlen und bei der Verfassungs-Revision einen wesentlich bestimmenden und versöhnenden Einfluß geübt, so änderte sich das Verhältniß im Jahre 1856. Als in diesem Jahre der große Rath erneuert wurde, siegte die conservative und klerikale Partei so vollständig, daß sie sofort das ganze Verwaltungssystem ändern konnte. Nun nahmen alle Verhältnisse die klerikale Färbung an; mehr und mehr gewann die Geistlichkeit Einfluß auf den Staat und man gab ihr sogar, trotzdem die Finanzen des Staats sich noch immer in der schlimmsten Lage befanden, einen Theil der ihr 1848 entzogenen Güter zurück. Trotzdem erklärte sie sich nicht befriedigt. Und als bei der Verhandlung über das mit dem päpstlichen Stuhle abzuschließende Concordat der Staatsrath für den Staat das Recht, den Bischof zu wählen, in Anspruch nahm, empfing er seiner „guten Gesinnung ungeachtet“ von Rom her einen kurz ablehnenden Bescheid, der ihn tief verstimmte.

Seit dieser Zeit hat Wallis, wenn auch nur sehr langsam, mannigfache Fortschritte gemacht. Denn selbst die conservativen Elemente des Volks mußten sich für die Durchführung wichtiger Verbesserungen und die Beseitigung schädlicher Gesetze und Einrichtungen früherer Jahrhunderte erklären, wollten sie das Land nicht schwer leiden lassen. Wie Wallis sich seit Jahrhunderten der übrigen Eidgenossenschaft gegenüber möglichst abgeschlossen und die Einwanderung verhindert hatte, so war dasselbe im Lande selbst von jeder einzelnen Gemeinde den andern gegenüber geschehen; diese Schranken ließen sich nicht mehr vollständig aufrecht erhalten, zumal sie vielfach gegen die Bundesverfassung verstießen und deshalb die Einwirkung des Bundesraths und der Bundesversammlung der Schweiz hervorriefen. Auch für den Volksunterricht geschah mehr als früher; doch steht Wallis in dieser Beziehung gegen die meisten Kantone der Schweiz und namentlich die protestantischen Kantone des Nordens noch weit zurück. Eine statistische Zusammenstellung von 1864 ergibt, daß auf beinahe 90,000 Seelen Bevölkerung nur 14,255 Kinder die 396 Schulen besuchten, in denen 408 Lehrer und Lehrerinnen vorhanden waren. Daß von den Lehrern und Lehrerinnen nur 114 vom Staate patentirt und 65 geistlichen Standes waren, ist dabei ebenso characteristisch als daß sämmtliche Lehrergehalte nur 65,000 Frcs, also nur 160 Frcs. per Kopf, betrugen. In 111 Ge-

meinden wurden Schulversäumnisse nicht bestraft. Ferner stehen alle Schulen unter dem Einfluß der Geistlichkeit und erst neuerdings haben die Jesuiten wieder im Kanton sich festzusetzen gesucht. Mehr und mehr werden indeß die rückwärts strebenden Elemente im Laufe der Zeit ihren Einfluß schwinden sehen, denn theils üben die Bundesverhältnisse ihren wohlthätigen Einfluß, noch mehr aber wirkt der Umstand, daß das früher so isolirte Rhonethal durch Eisenbahnen, Telegraphen und Straßen dem Weltverkehr erschlossen und zugänglich gemacht wird. Ohne Zweifel werden noch manche Decennien vergehen, ehe das Land Wallis in der Schweiz die Stellung, auf welche es Anspruch machen kann, einnehmen wird; aber es wird sie endlich zu erringen wissen.

Das Land Wallis besteht, wie bereits erwähnt, aus dem Rhonethal, von dem nur der untere am rechten Rhonebord liegende Theil zu Waadt gehört, und seinen Seitenthälern; eingeschlossen von den beiden mächtigen Alpenketten, in welchem als bezeichnende Gebirgsmassen die Finsteraarhorngruppe und die Monte-Rosa-Gruppe mit den höchsten Gipfeln Helvetiens liegen, ist es das größte Thal der Schweiz und von dem Rhonegletscher an bis zum Genfer See fast 21 Meilen lang. Seine größte Breite mag etwa neun Meilen betragen und liegt zwischen Breithorn und Monte Rosa. Sein Flächeninhalt läßt sich nur schwierig bestimmen, wird indeß auf 96 Quadrat-Meilen angegeben, so daß nur Bern und Graubündten größer sind als Wallis. Es ist durchweg gebirgig und besteht abgesehen von dem Hauptthal der Rhone aus hohen, wilden Bergen, von denen viele mit Eis und Firnschnee bedeckt sind, und einer sehr großen Zahl längerer und kürzerer Thäler. Seine tiefste Stelle ist das Ufer des Genfer Sees, der schon 1154 Fuß über dem Meere liegt, und nur etwa dreißig seiner Ortschaften haben weniger als 2000 Fuß Meereshöhe; dagegen giebt es Dörfer, welche in mehr als 4000 Fuß bis 5375 Fuß Höhe über dem Meere erbaut sind, eine große Zahl alpiger Thäler, ausgedehnte Gletschergebiete und ferner achtzig oder neunzig Berggipfel von 10,000 Fuß und darüber Höhe, an deren Spitze der Monte Rosa mit 14,400 Fuß tritt. Die Zahl der Gletscher wird auf 130 angegeben; die größten derselben sind der Aletsch-Gletscher, fünf Stunden lang, und der drei Stunden lange Gorner-Gletscher.

Der größere Theil des Kanton Wallis liegt auf der Südseite der Rhone, der kleinere auf der Nordseite. Dieser letztere Theil beginnt von der wilden Bergkette, welche sich von den Diablerets in südöstlicher Richtung zur Rhone zieht und in der der Grand Moëveran und die Dent de Morcles liegen, und endet, sich mehr und mehr verschmälernd, am Galenstock. Er wird im Norden durch die steilen

und rauhen Abhänge der Berner Alpen begrenzt und hat meist kurze, steilabfallende Thäler, welche nur wenig mit Ortschaften besetzt sind. Ein einziges Thal, das Lötschenthal, hat eine größere Länge, weil es sich in seinem oberen Theil parallel der Alpenkette nordostwärts empor zieht. Anders gestalten sich die Verhältnisse auf der Südseite, welche bei St. Gingolph am Genfer See beginnt und ebenfalls bis zum Galenstock hinaufreicht. Zwar finden sich auch hier im untern und im obersten Theil nur kleinere Thäler, aber von Martigny ab bis nach Visp hinauf giebt es Thäler von bedeutender Längenentwicklung, in welche oft mehrere ausgedehnte und vielfach verzweigte Seitenthäler einlaufen. Solche Thäler sind das Val de Bagne, das Val d'Erin, das Val d'Anniviers und das Visp-Thal, in denen zahlreiche Dörfer und Weiler sich aufgebaut haben.

Die meiste Aehnlichkeit mit Wallis hat Graubündten. Wie dieser Kanton reich an hohen Bergen, Gletschern und Alpen, so besitzt er ungeheure Waldungen, von denen einzelne als Urwälder angesehen werden können. Manche derselben sind fast unzugänglich und unbenutzt vermodern in ihnen die prachtvollen Stämme, welche das Alter, ein Sturm oder eine Lawine gebrochen. Aber auch die leichter erreichbaren Wälder sind verhältnißmäßig gut bestanden, nachdem das Forstgesetz von 1850 der regellosen, unverständigen Abholzung der Höhen und Abhänge entgegen getreten ist. In den Waldungen und droben in den Alpenwildnissen kommen noch immer Bären, Luchse und Lämmergeier vor und zahlreich sind die scheuen Gemsen in den Gegenden der einsamen Hochthäler, während der Steinbock ausgerottet ist und nur in zehn Jahren einmal von Piemont herüber kommt. Schöne fruchtbare Alpen finden sich überall und nicht allein die besten Gräser und Kräuter, welche der Hirte als die schönste Gottesgabe bezeichnet, wachsen und blühen auf ihnen: sie prangen auch im Schmuck der herrlichsten Alpenflora, die mit ihren wunderbaren Farben und Formen Jeden bezaubert. Vier Fünftel aller Alpenpflanzen, darunter die seltensten der Schweiz, kommen im Wallis vor. In landschaftlicher Schönheit steht das Land keinem andern Kanton der Schweiz nach und selbst Chamounix übertrifft es nicht an Pracht, Hoheit und Reiz. Seine Berge haben anmuthige, originelle und großartige Formen, seine Thalgründe sind bald lieblich, bald reizvoll, bald wildromantisch und an tiefergreifenden Naturscenen reich; seine Bäche nehmen alle Gestalten an, welche das Alpengebiet nur kennt, vom sanft durch Wiesengründe in vielen Krümmungen dahin fließenden Bächlein bis zum über eckiges, massiges Steingeröll brausenden Wildbach und bis zum stäubenden und stürzenden Katarakt. Nur ein hoher Reiz geht ihm ab, den namentlich Bern und das Ober-Engadin darbieten: Wallis besitzt keine jener größeren, im Thalgrund ausgebreiteten Seen, in deren klaren tiefblauen Gewässern sich die Bergabhänge mit ihren Weiden, Blößen und Wäldern wie in hellpoliertem Stahl spiegeln. Seine Seen sind kleine, in düstrer Berg- oder Waldlandschaft versteckt liegende Alpenseen, welche

von Gletscherwasser genährt werden, und fast das ganze Jahr hindurch mit einer dicken Eisdecke überzogen sind. Und auch selbst diese kleinen, unbedeutenden Wassersammler sind nicht einmal häufig vorhanden.

Zu den merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Wallis gehört die außerordentliche Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse. Auf den höchsten Gipfeln herrscht ewiger Winter und kaum vermag im Hochsommer die brennende Sonne den in der Nacht frischgefallenen Schnee ein wenig zu schmelzen und in Firn zu verwandeln. Bis tief hinunter in die Thäler drängen sich die ungeheuren Eisströme, über welche ein kalter Luftzug weht, der indeß nicht verhindert, daß am Rande der Eismassen Rosen blühen und der Thermometer eine sehr hohe Temperatur zeigt. Charakteristisch ist, was Berlepsch bemerkt, daß bei Zermatt die Roggenfelder ihre Aehren über den Gletscher hinneigen und man bei Saillon von einer Schneemasse aus reife Kirschen, bei Bauvernier aber mit der einen Hand reife Trauben pflücken kann, während man mit der andern die Reste einer alten Lawine berührt. Auf den höchsten Alpen liegt oft bis über die Mitte des Juni hinaus der Schnee; plötzlich schmilzt er nach einem oder zwei warmen Tagen hinweg und sofort blühen auf derselben Stelle Crocus und kleine blaue Soldanellen. An einer Stelle gibt es nur Alpengebüsch und Alpenpflanzen, welche nur in kälteren Lagen vorkommen, nicht weit davon aber gedeiht der Kirschbaum und das Getreide; in deren Nähe aber reifen der Weinstock und die ächte Kastanie. Während die Kälte im Winter an vielen Orten eine wahrhaft nordische genannt werden kann und oft drei, vier Monate anhält, ist im Sommer die Hitze in den Thälern oft unerträglich und steigt bis zu 33 Grad Reaumur hinauf. Selbst in den Nebenthälern bis in der Nähe der Gletscher kommen von Zeit zu Zeit mehr als 25 Grad Hitze vor. Dort liegt oft hoher Schnee fast den ganzen Winter hindurch, in andern Districten zeigt er sich nur wenig und herrscht selbst im December und Januar eine Temperatur, welche die in ihnen belegenen Ortschaften zum Winteraufenthalt für Leidende geeignet macht. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Vegetation im Wallis bei weitem nicht so hoch hinaufsteigt, als in Graubündten. Gewitter sind natürlich auch im Wallis sehr häufig, sollen aber nicht oft einschlagen. Von andern Naturerscheinungen zeigen sich alle diejenigen, welche in andern ähnlichen Theilen der Schweiz vorkommen, Stürme, die verheerend durch die Thalgelände brausen, Schneewehen, Lawinen aller Art in großer Zahl und oft regelmäßig wiederkehrend, Bergstürze und namentlich Ueberschwemmungen, die besonders dann verheerend wirken, wenn die Wasser bei Regen und Schneeschmelze massenhaft in den Thalgründen zusammenfließen und durch ein Hinderniß, das sie schließlich durchbrechen, auf Tage in ihrem Laufe gehemmt werden. Auch leidet Wallis noch außerdem durch Erdbeben, von denen das letztere größere, das sich über die ganze Schweiz ausdehnte, aber nur in Wallis wirklich mit Heftigkeit auftrat, das vom Juli 1855 war.

und rauhen Abhänge der Berner Alpen begrenzt und hat meist kurze, steilabfallende Thäler, welche nur wenig mit Ortschaften besetzt sind. Ein einziges Thal, das Lötschenthal, hat eine größere Länge, weil es sich in seinem oberen Theil parallel der Alpenkette nordostwärts empor zieht. Anders gestalten sich die Verhältnisse auf der Südseite, welche bei St. Gingolph am Genfer See beginnt und ebenfalls bis zum Galenstock hinaufreicht. Zwar finden sich auch hier im untern und im obersten Theil nur kleinere Thäler, aber von Martigny ab bis nach Visp hinauf giebt es Thäler von bedeutender Längenentwicklung, in welche oft mehrere ausgedehnte und vielfach verzweigte Seitenthäler einlaufen. Solche Thäler sind das Val de Bagne, das Val d'Erin, das Val d'Anniviers und das Visp-Thal, in denen zahlreiche Dörfer und Weiler sich aufgebaut haben.

Die meiste Aehnlichkeit mit Wallis hat Graubündten. Wie dieser Kanton reich an hohen Bergen, Gletschern und Alpen, so besitzt er ungeheure Waldungen, von denen einzelne als Urwälder angesehen werden können. Manche derselben sind fast unzugänglich und unbenutzt vermodern in ihnen die prachtvollen Stämme, welche das Alter, ein Sturm oder eine Lawine gebrochen. Aber auch die leichter erreichbaren Wälder sind verhältnißmäßig gut bestanden, nachdem das Forstgesetz von 1850 der regellosen, unverständigen Abholzung der Höhen und Abhänge entgegen getreten ist. In den Waldungen und droben in den Alpenwildnissen kommen noch immer Bären, Luchse und Lämmergeier vor und zahlreich sind die scheuen Gemsen in den Gegenden der einsamen Hochthäler, während der Steinbock ausgerottet ist und nur in zehn Jahren einmal von Piemont herüber kommt. Schöne fruchtbare Alpen finden sich überall und nicht allein die besten Gräser und Kräuter, welche der Hirte als die schönste Gottesgabe bezeichnet, wachsen und blühen auf ihnen: sie prangen auch im Schmuck der herrlichsten Alpenflora, die mit ihren wunderbaren Farben und Formen Jeden bezaubert. Vier Fünftel aller Alpenpflanzen, darunter die seltensten der Schweiz, kommen im Wallis vor. In landschaftlicher Schönheit steht das Land keinem andern Kanton der Schweiz nach und selbst Chamounix übertrifft es nicht an Pracht, Hoheit und Reiz. Seine Berge haben anmuthige, originelle und großartige Formen, seine Thalgründe sind bald lieblich, bald reizvoll, bald wildromantisch und an tiefergreifenden Naturscenen reich; seine Bäche nehmen alle Gestalten an, welche das Alpengebiet nur kennt, vom sanft durch Wiesengründe in vielen Krümmungen dahin fließenden Bächlein bis zum über eckiges, massiges Steingeröll brausenden Wildbach und bis zum stäubenden und stürzenden Katarakt. Nur ein hoher Reiz geht ihm ab, den namentlich Bern und das Ober-Engadin darbieten: Wallis besitzt keine jener größeren, im Thalgrund ausgebreiteten Seen, in deren klaren tiefblauen Gewässern sich die Bergabhänge mit ihren Weiden, Blößen und Wäldern wie in hellpoliertem Stahl spiegeln. Seine Seen sind kleine, in düstrer Berg- oder Waldlandschaft versteckt liegende Alpenseen, welche

von Gletscherwasser genährt werden, und fast das ganze Jahr hindurch mit einer dicken Eisdecke überzogen sind. Und auch selbst diese kleinen, unbedeutenden Wassersammler sind nicht einmal häufig vorhanden.

Zu den merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Wallis gehört die außerordentliche Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse. Auf den höchsten Gipfeln herrscht ewiger Winter und kaum vermag im Hochsommer die brennende Sonne den in der Nacht frischgefallenen Schnee ein wenig zu schmelzen und in Firn zu verwandeln. Bis tief hinunter in die Thäler drängen sich die ungeheuren Eisströme, über welche ein kalter Luftzug weht, der indeß nicht verhindert, daß am Rande der Eismassen Rosen blühen und der Thermometer eine sehr hohe Temperatur zeigt. Charakteristisch ist, was Berlepsch bemerkt, daß bei Zermatt die Roggenfelder ihre Aehren über den Gletscher hinneigen und man bei Saillon von einer Schneemasse aus reife Kirschen, bei Bauvernier aber mit der einen Hand reife Trauben pflücken kann, während man mit der andern die Reste einer alten Lawine berührt. Auf den höchsten Alpen liegt oft bis über die Mitte des Juni hinaus der Schnee; plötzlich schmilzt er nach einem oder zwei warmen Tagen hinweg und sofort blühen auf derselben Stelle Crocus und kleine blaue Soldanellen. An einer Stelle gibt es nur Alpengebüsch und Alpenpflanzen, welche nur in kälteren Lagen vorkommen, nicht weit davon aber gedeiht der Kirschbaum und das Getreide; in deren Nähe aber reifen der Weinstock und die ächte Kastanie. Während die Kälte im Winter an vielen Orten eine wahrhaft nordische genannt werden kann und oft drei, vier Monate anhält, ist im Sommer die Hitze in den Thälern oft unerträglich und steigt bis zu 33 Grad Reaumur hinauf. Selbst in den Nebenthälern bis in der Nähe der Gletscher kommen von Zeit zu Zeit mehr als 25 Grad Hitze vor. Dort liegt oft hoher Schnee fast den ganzen Winter hindurch, in andern Districten zeigt er sich nur wenig und herrscht selbst im December und Januar eine Temperatur, welche die in ihnen belegenen Ortschaften zum Winteraufenthalt für Leidende geeignet macht. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Vegetation im Wallis bei weitem nicht so hoch hinaufsteigt, als in Graubündten. Gewitter sind natürlich auch im Wallis sehr häufig, sollen aber nicht oft einschlagen. Von andern Naturerscheinungen zeigen sich alle diejenigen, welche in andern ähnlichen Theilen der Schweiz vorkommen, Stürme, die verheerend durch die Thalgelände brausen, Schneewehen, Lawinen aller Art in großer Zahl und oft regelmäßig wiederkehrend, Bergstürze und namentlich Ueberschwemmungen, die besonders dann verheerend wirken, wenn die Wasser bei Regen und Schneeschmelze massenhaft in den Thalgründen zusammenfließen und durch ein Hinderniß, das sie schließlich durchbrechen, auf Tage in ihrem Laufe gehemmt werden. Auch leidet Wallis noch außerdem durch Erdbeben, von denen das letztere größere, das sich über die ganze Schweiz ausdehnte, aber nur in Wallis wirklich mit Heftigkeit auftrat, das vom Juli 1855 war.

Wie Wallis eine reiche Flora hat, so ist es auch mit mineralischen Producten, welche noch viel mehr als bereits geschieht ausgebeutet werden können, ausgestattet. Es finden sich Gold und Silber, freilich nur in geringen Quantitäten, gediegenes Kupfer, das vielleicht schon in keltischer Zeit gewonnen wurde, Eisen, Nickel, Steinkohlen, Bleiglanz, Bergkristalle, Adular, Kupferkiese, Granaten, Turmalin, Asbest, Tremolit und andere seltenere Gesteine, guter Marmor und dergleichen mehr. Mineralquellen sind nicht selten; von Fremden werden indeß nur die Therme vom Bad Leuk am Fuß der Gemmi und die jodhaltige Quelle von Saxon besucht. Das Leuker Bad ist eins der ältesten Bäder der Schweiz.

Als Hauptnahrungszweig des Landes gelten mit Recht Alpenwirthschaft und Viehzucht, die namentlich in den Seitenthälern fast ausschließlich getrieben werden, aber auch im Hauptthal von überwiegender Bedeutung sind. Dennoch wird in beiden Gewerbszweigen nicht soviel geleistet, als in andern Kantonen z. B. Bern. Eigene Racen des Hornvieh hat Wallis nicht, bezieht vielmehr das bessere Zuchtvieh aus Bern. Rindvieh ist in mehr als 50000 Exemplaren vorhanden und eben so groß ist die Zahl der Schafe. Die Ziegen, das Milchvieh der ärmeren Leute, werden auf 27000 Stück geschätzt. Außer den Pferden gibt es Esel und Maulthiere, welche als Saumthiere benutzt werden. An Getreide wird nicht soviel erzeugt, als Wallis gebraucht; nur einzelne Bezirke (Conthey, Entremont, die Gegend von Martigny) zeichnen sich im Ackerbau, der allgemein noch sehr der Ausdehnung fähig ist, aus. Beträchtlich ist die Holzausfuhr, denn Wallis besitzt nicht nur viele und große, sondern auch schöne Wälder. Tabaksbau hat sich erst in den letzten Jahrzehnten im mittleren Wallis verbreitet und findet dort sehr günstige Verhältnisse. Was den Weinbau betrifft, so hat er eine große Zukunft vor sich. Obwohl er erst in neuerer Zeit in besserer Weise, als der seit Jahrhunderten alt hergebrachten betrieben wird, liefert er doch schon vortreffliche Erzeugnisse und wird nach und nach nicht nur in der Schweiz und den angrenzenden Ländern, sondern auch in Deutschland und England Ruf erlangen und Beachtung finden. Im Jahre 1864 wurden 7400 Hektoliter ausgeführt. Beifall findet besonders der Muscat, oder Malvoisier, der, dem spanischen ähnlich, bei Siders, Sitten und Vetroz wächst, ferner der feurige dunkelrothe Ballioz, der Arvin und Humage von Sitten, la Marque und Coquempin von Martinach, der Höllenwein von Salgetsch, die Weine von Conthey und Andere. Häufig sieht man auf den Tafeln den sogenannten Gletscherwein, einen beliebten, kräftigen Weißwein von etwas herbem Geschmack. Am schlimmsten ist es mit der Industrie bestellt, die auf niedriger Stufe steht und, so weit sie Großindustrie ist, in den Kanton erst von außen her und durch Fremde Eingang finden soll. Der Walliser hat für gewerbliche Thätigkeit keine Neigung. Auch der Handel ist nicht beträchtlich. Nur eine Hauptstraße, diejenige über den Simplon, zieht durch das Land, und wenn sich auch

eine andere ebenfalls fahrbare Straße, die über die Furka, an sie anschließt, so ist diese doch immer nur von geringerer Bedeutung. Alle übrigen Pässe sind nur Saumpfade, auch der einst so hochberühmte und vielbetretene des großen St. Bernhard.

Endlich das Volk von Wallis, etwa 91000 Seelen, etwas mehr männliche Personen, als weibliche, was bekanntlich sehr selten vorkommt, halb deutsch, halb französisch sprechend — ein gutmüthiges, aber nicht allzugescheutes Bergvölkchen, das noch längere Zeit gebrauchen wird, um sich in unser Jahrhundert und seine Ideen und Bestrebungen hineinzufinden. Der Walliser gilt als ernst, fast trübsinnig, und rauh und ist das auch namentlich im Oberwallis; er spricht nicht gern mehr als nothwendig. Dabei ist er fest und zäh und ausdauernd; an Gefahren gewöhnt, tritt er ihnen entschlossen und muthig entgegen und scheut, wo sie gemacht werden müssen, Anstrengungen nicht, Fremden zeigt er sich noch immer gastfreundlich, obwohl die Vermehrung der Touristen, welche seine Thäler durchstreifen, und namentlich derjenigen Reisenden, welche hohe Ansprüche erheben und für Geld alles fordern zu dürfen meinen, hier und da bereits eine ähnliche Menschenrace wie die in andern besuchteren Theilen der Schweiz hervorzurufen anfängt. In seiner geistigen Ausbildung steht der Walliser noch ziemlich zurück, weil er das Bedürfniß, weiter zu kommen als Eltern und Großeltern, meist noch nicht fühlt. Er hängt an dem was alt und hergebracht ist und sieht alles Neue mißtrauisch an; in religiöser Hinsicht bigott, läßt er sich von der Geistlichkeit noch immer leiten und bestimmen. Indeß unterscheidet sich doch der Unterwalliser bereits vortheilhaft von dem Oberwalliser. Der Geist des romanischen Stammes, der in ihm lebt, widerstrebt dem ernsten, finstern Wesen, in das ihn Jahrhunderte lange Gewöhnung und Erziehung hineingeführt hat, und außerdem kommt er auch schon mehr und mehr mit andern Menschen in Berührung und unterliegt ihren Einflüssen. Was seine Sprache betrifft, so herrscht in Unterwallis ein eigenthümliches französisches Patois, das sich dem des östlichen Waadtlandes annähert, aber noch schwerer verstanden wird. Das Deutsch des Oberwallis aber ist derjenige deutsche Dialect der Schweiz, auf welchen die letzten Jahrhunderte am wenigsten influirt, den sie kaum oberflächlich verändert haben. Der Menschenschlag, obwohl in einzelnen Thälern mit dem des Bernerlandes und der Waadt verwandt, ist nicht schön und auch bei den jüngeren Frauen finden sich nur selten Anmuth und Liebreiz. Zum Theil hat dies jedenfalls seine Ursache in den Anstrengungen, welchen sie sich von Jugend auf unterwerfen müssen, und in der Rauhheit des Klima in den meist hochgelegenen Thälern. Weniger zahlreich als früher sind die sogenannten Kretins, die noch im vorigen Jahrhundert in einer beträchtlichen Anzahl von Dörfern häufig gefunden wurden. Die National-Tracht der Walliser ist trotz ihrer Anhänglichkeit an alte Sitten und Bräuche mehr und mehr verschwunden; am häufigsten sieht

man noch das aus Stroh geflochtene, mit schmaler Krempe versehene, oft sehr kostbare Hütchen der Frauen, dessen Kopf mit gefaltetem breitem schwarzem oder farbigem Band besteckt ist.

Wallis besitzt mehrere Städtchen, von denen Sitten die Hauptstadt des Kantons ist, mehrere Flecken und eine große Anzahl von Dörfern und Weilern, die je nach ihrer Lage im Thalgrund oder an den Thalwänden große Häusergruppen bilden oder ihre Gebäude über ausgedehnte Gelände zerstreut haben. Die Bauart ist schlicht und anspruchslos, oft sehr dürftig und ärmlich und nicht häufig sind die Ortschaften, die durch Schönheit und Sauberkeit anziehen.

Unsere Reise durch das Chablais hat uns nach St. Gingolph geführt, jenem Dorfe an der Morges, welches halb zu Savoyen, halb schon zu Wallis gehört. Von hier aus wandern wir, um ins Rhonethal zu gelangen, auf der Fahrstraße nach dem Orte Bouveret, noch vor fünfzig Jahren ein Wirthshaus und eine Schiffsstation, jetzt auch die Endstation der Ligne d'Italie, jener Eisenbahn, welche einst Genf und Savoyen über den Simplon mit Italien verbinden soll. In der Nachbarschaft mußten 1235 die Walliser der Uebermacht des Grafen Amadeus IV. von Savoyen weichen. Sowohl beim Dorfe Les Valettes als auf der Straße von St. Gingolph her bieten sich herrliche Blicke auf das untere Wallis und seine interessanten Gebirge, die prachtvolle Dent du Midi, die wilde Dent de Morcles, und die Pyramide des Mont de Catogne, vom Volke der Zuckerhut geheißen. Noch schöner ist die Aussicht vom Mont Grasmont auf die Gebirge, den ganzen ausgedehnten Spiegel des Genfer Sees und das nördliche Ufer desselben bis an den Jura hin. In der Nähe von Bouveret mündet die Rhone in den Leman und läßt noch eine halbe Stunde weit im See das wilde Wallen und Wogen ihrer Wassermasse, das man la Battaglière nennt, sichtbar werden.

Eine halbe Stunde von Bouveret entfernt von der Straße unweit der Rhone erhebt sich in sumpfiger und ungesunder, aber nicht unfruchtbarer Niederung ein sonniger Felsen, an welchem Port-Valais liegt, einst, wie sein Name andeutet, ein Hafen am Genfer See, jetzt von demselben durch bedeutende Anschwemmungen getrennt. Von prächtigen Nuß- und Kastanienbäumen ist der Weiler Ivotte umgeben, in dessen Nähe ein Bergvorsprung so nahe an die Rhone drängt, daß die Straße durch ein Thor, welches sich auf der einen Seite an den Felsen lehnt, auf der andern von der Rhone bespült wird, verschlossen werden kann. Das ist die Porte du Cex (Felsenpforte), einst durch ein Schloß bewacht. Herrliche Bäche stürzen von den Felsen, deren Höhe schöner Wald krönt, herab. Eine hölzerne Brücke

leitet über die Rhone in das Gebiet des Kantons Waadt. Von Jvotte führt ein Fußpfad zwischen Dent d'Oche und Cornettes hindurch in das savoyische Val d'Abondance.

Das nächste Dorf ist Vauvry oder Vouvry, eine Eisenbahnstation unweit der Rhone, in welche der von Monthey kommende Stockalper Kanal mündet. Von dem Kirchhügel aus überblicken wir den unteren Theil des Genfer See mit Villeneuve, dem romantisch anklingenden Schloß Chillon, Montreux, Clarens und Vevay; jenseits der Rhone im Gebirge an der Seite der Ormond-Thäler stellen sich die Drillingsberge Tour d'Ay, Tour de Mayen und Famelon dar. Zu Vouvry soll einst Karl der Große, als er gegen die Langobarden zog, sein Hauptquartier gehabt haben und noch vor einer kurzen Reihe von Jahren feierte man jedes Jahr am 28. Januar auf einer Wiese, welche das jüngste Ehepaar von Schnee reinigen mußte, durch Tanz und andere Vergnügungen sein Namensfest. Vouvry hat, so erzählt die Volkssage, seinen Namen von der Vuivre oder fliegenden Viper, deren Schwanz feurig war. Ein Bürger des Orts belauschte einmal die Vuivre und raubte ihr, als sie den blitzenden Diamant, mit dem ihr Haupt geschmückt war, abgelegt hatte, denselben und verbarg sich hierauf in ein großes Faß, in welches er Nägel, deren Spitzen nach außen standen, geschlagen hatte. Sogleich zündete die Viper das Dorf mit ihrem glühenden Schweif an und umschlang darauf das Faß, um es zusammenzupressen und den Räuber ihres kostbaren Schatzes zu erdrücken. Das gelang ihr aber nicht und sie verwundete sich sogar durch die Nägel so stark, daß sie bald verblutete und starb.

Hinter Vouvry biegt die Straße noch etwas weiter von der Rhone ab und erreicht bald Vionnaz, ein altes Pfarrdorf, dessen intelligente und aufgeweckte Bewohner sich vor ihren Nachbarn durch Thätigkeit und Geschick auszeichnen, aber leider durch Unglücksfälle und namentlich Feuersbrünste, Viehseuchen und Ueberschwemmungen oft schwer gelitten haben. Auch Bergstürze haben in der Nähe stattgefunden. An Aberglauben und Sagen fehlt es zu Vionnaz nicht. So haust auf dem Berge Recon die höllische Reiterei und nichts vermag sie, wenn sie des Nachts tobt und lärmt, zu verscheuchen, als Gebete in einer kleinen gnadenreichen Kapelle. Um die zackigen Spitzen des Berges Jnseng aber legte sich einmal eine ungeheure Schlange, indem sie sie dreimal umwand. Als sie Menschen und Thiere fast täglich verschlang, unternahm es ein Jüngling, Finam Mario geheißen, sie zu tödten, und er erlegte sie, als sie schlief, auch wirklich durch einen kräftigen Steinwurf, worauf er vom Prior von Lutry reich belohnt ward. Auch tödtete er in dem Vivarais, woher er gerufen worden war, einen mächtigen Wolf und brachte Reliquien des heiligen Dionysius, des Schutzpatrons von Vionnaz, als Lohn heim. Von Vouvry wandern wir nach Muraz, einem Dörfchen mit herrlichem Blick auf die Dent du Midi und Dent de Morcles und die interessanten Thäler von Ormond,

in deren Hintergrunde neben dem Oldenhorn die wilden zackigen Diablerets bis in die Wolken emporsteigen. Dann kommt Collombey, ein Doppeldorf inmitten von Wiesen und herrlichen Getreidefeldern mit einem 1643 gestifteten Bernhardiner Frauenkloster, das in dem alten, aber sehr veränderten Schloß Arbignon liegt und eine schöne Kirche mit sehenswerther Vorhalle besitzt. Hier beginnt der bei Bouvry mündende Stockalper Kanal, welcher die sumpfige Gegend entwässert und nebenbei auch zum Transport von Landeserzeugnissen benutzt wird.

Die anmuthige Gegend, welche wir bisher durchwandert, bildet den Zehnen Monthey, der von Waadt durch die Rhone getrennt, von Savoyen durch wilde, schroff emporsteigende Berge geschieden ist. Wir kommen jetzt durch eine schöne Nußbaumallee zu seinem Hauptort, dem Flecken Monthey, der sich mit seinen hübschen Häusern nicht weit von der Rhone an dem wilden Bergstrom Viège aufgebaut hat. Es ist das ein ansehnlicher Ort mit einem großen Platz, einem hübschen Rathhaus, einem Schloß auf der Anhöhe über dem Flecken, prachtvollen Weinbergen und Kastanienwäldchen und bedeutenden Mühlen. Oft hat er früher durch Ueberschwemmungen gelitten, aber ein Kanal sendet seit 150 Jahren schon die tobenden Wasser des Wildbachs in gesichertem Bett der Rhone zu. Ein Fußpfad führt von Monthey durch das Morginthal über den Col d'Abondance nach Notre Dame d'Abondance im Chablais, andere gehen durch das Val d'Illiez nach St. Jean d'Aulps und nach Samoëns.

Werfen wir einen Blick in das Val d'Illiez, eines der interessantesten Thäler, des unteren Wallis. Von mächtigen Gebirgen eingeschlossen, bald breiter, bald schmäler und etwa vier Stunden lang, ist es reich an wildromantischen Parthien, malerischen Blicken, lieblichen Wasserfällen und kühnen Brücken über das Thalwasser, die tobende Viège. Seine Einwohner sind zwar einfache Menschen, aber gescheut und nicht ohne Bildung; ihre Häuser und Sennhütten zerstreuen sich auf den Höhen an beiden Thalseiten und steigen selbst bis zu den Spitzen der Felsen hinauf. In früherer Zeit wenig bekannt, wird es jetzt schon häufig besucht. Zwei Wege führen von Monthey aus in das Thal. Der eine, ein Fußpfad, geht bei der Brücke über die Viège zuerst durch Weinberge, dann im Schatten herrlicher Nußbäume und durch Kastanienwäldchen, durch Gehölz und prächtige Wiesen am rechten Ufer des Thalbachs empor, um bei Aux Pas auf das linke Ufer und den zweiten Pfad zu gelangen. Dieser, auch für Saumpfade gangbar, steigt dagegen durch Weinberge nach Mazery empor, durchstreicht schöne Kastanienwäldchen und eine hochinteressante Gegend, während links in der Tiefe die Viège rauscht, und erreicht bald den Eingang des kleinen Morginthals, durch welches der Weg in das Val d'Abondance leitet. Das Morginthal ist ein romantisches Thal von ziemlicher Länge mit hübschen Wiesen und Wäldchen, einem Echo, das merkwürdiger Weise fünf Silben wiederholt, einem kleinen zuweilen austrocknenden und dann wieder ent-



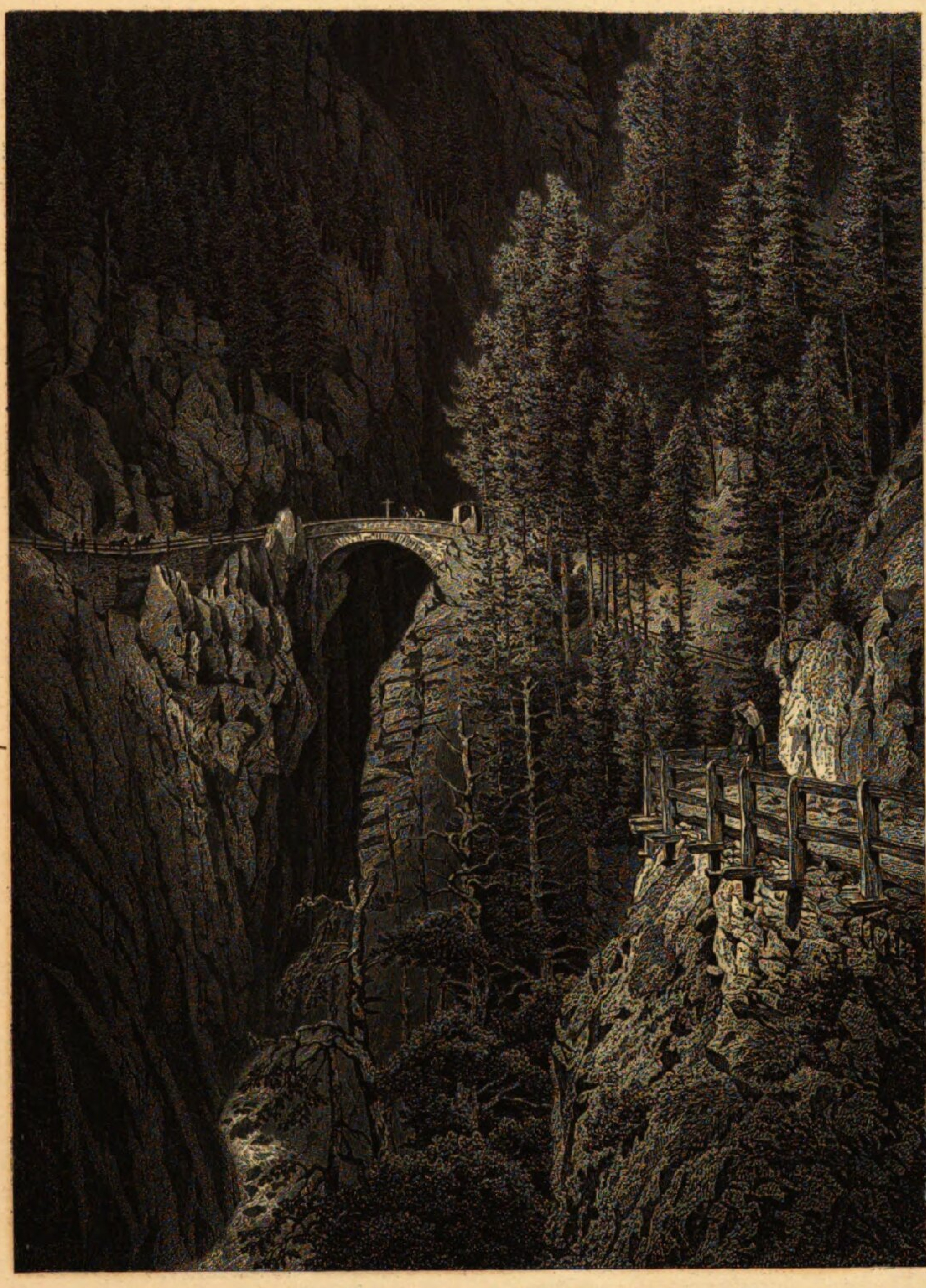
PONT DE NIEGE.

(Valais)

[illegible] der wilden zackigen Diablerets bis [illegible] Gebweiden, ein Doppeldorf inmitten [illegible] der einem 1643 gestifteten Bernhardiner [illegible] Schloß Arbignon liegt und [illegible] besitzt. Hier beginnt der bei Bouvry [illegible] die sumpfige Gegend entwässert und nebenbei [illegible] benutzt wird.

[illegible] bisher durchwandert, bildet den Zehnten [illegible] getrennt, von Savoyen durch wilde, [illegible] Wir kommen jetzt durch eine schöne [illegible] Monthey, der sich mit seinen hüb[illegible] an dem wilden Bergstrom Vièze aufge[illegible] und einem großen Platz, einem hübschen [illegible] über dem Flecken, prachtvollen Wein[illegible] Mühlen. Oft hat er früher durch [illegible] Kanal leitet seit 120 Jahren schon die [illegible] Bett der Rhone zu. Ein Fußpfad [illegible] über den Col d'Abondance nach Notre [illegible] durch das Val d'Illiez nach St. [illegible]

[illegible] das Val d'Illiez, eines der interessantesten Thäler [illegible] eingeschlossen, bald breiter, bald [illegible] hochromantischen Partien, [illegible] über das Thalwasser, [illegible] Menschen, aber gesunde [illegible] sich auf den Höhen [illegible] der Felsen hinauf. In [illegible] häufig besucht. Zwei Wege führen [illegible] geht bei der Brücke [illegible] Schatten herrlicher Nußbäume [illegible] am rechten Ufer [illegible] auf das linke Ufer und den zweiten Pfad [illegible] gangbar, steigt dagegen durch Wein[illegible] schöne Kastanienwäldchen und eine hochin[illegible] in der Tiefe die Vièze rauscht, und erreicht bald [illegible] durch welches der Weg in das Val d'Abon[illegible] romantisches Thal von ziemlicher Länge [illegible] einem Echo, das merkwürdiger Weise fünf [illegible] austrocknenden und dann wieder ent



Nach Photographie. A. Fesca sculpt

PONT DE NIÈGE.

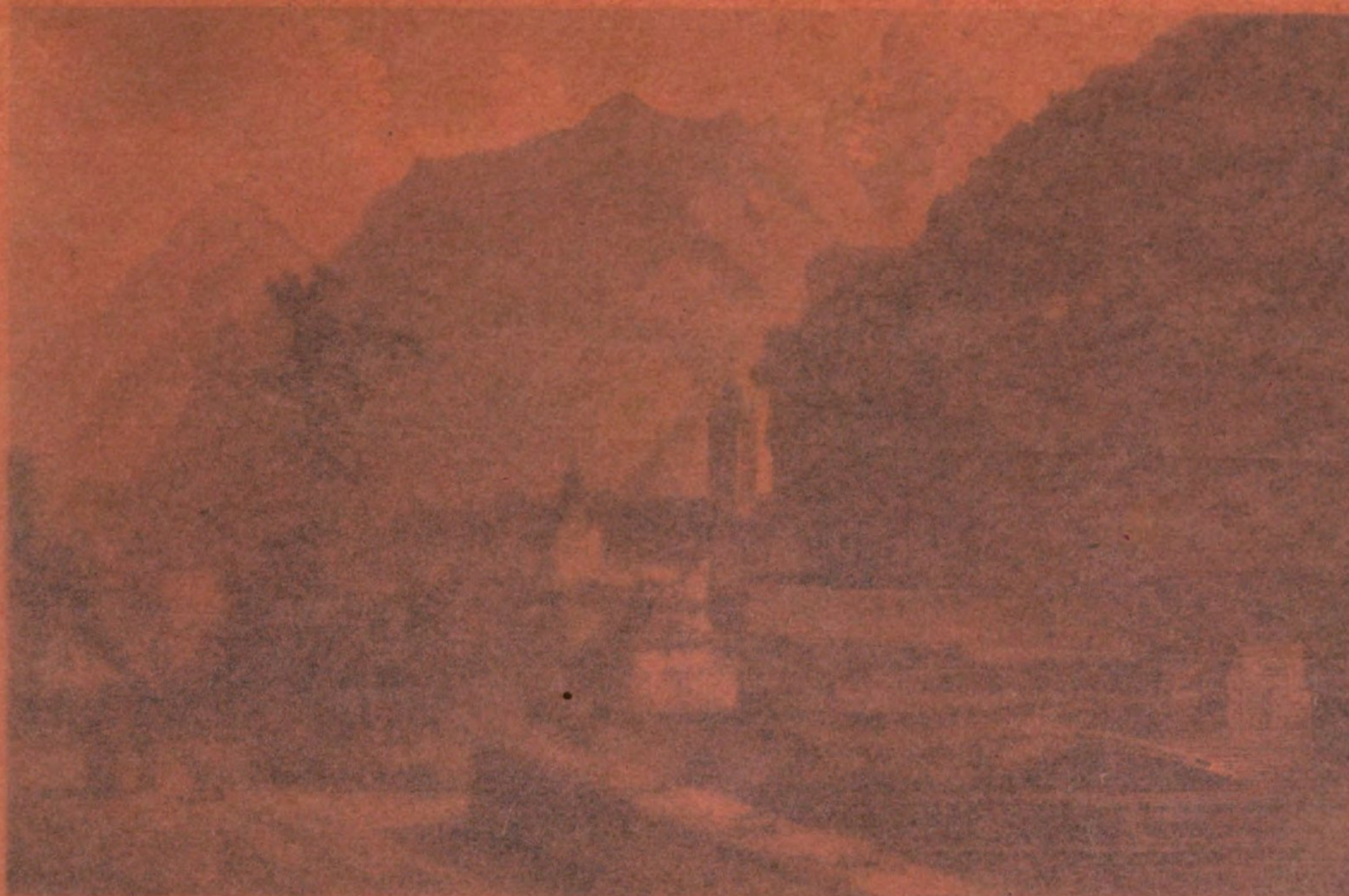
(Valais)

stehenden See auf der Höhe des Pas de Morgin, einer rothen schwefelsauren Kalk enthaltenden Eisenquelle, welche namentlich von Bleichsüchtigen als Bad benutzt wird, und einem guten Gasthof, der den zahlreichen Besuchern süßen Rahm, die beste Butter, prachtvolle Erdbeeren und nicht selten auch Murmelthier- und Auerhahn-Braten zu liefern vermag.

Von dem Eingang des Morginthals aus wandern wir im Val d'Illiez unweit vom Bach weiter aufwärts. Das erste Dorf ist das in fruchtbarer pittoresker Gegend gelegene Trois Torrents, das aus einer Anzahl kleiner Weiler besteht und von einem starken Menschenschlage bewohnt ist. Malerisch liegt auf einem Felsenvorsprung seine Kirche, und malerisch sind auch seine Mühlen. Nahe dabei macht 130 Fuß hoch der Nant de Fayou über steile geglättete Marmorfelsen einen schönen Katarakt; eine Brücke wölbt sich sehenswerth über den Wildbach. Dann kommt das Pfarrdorf Val d'Illiez, in dem bereits eine mit dem Gasthofe verbundene Pension für Fremde vorhanden ist. Das Dorf, dessen wohlhabende Einwohner sich durch interessante Gesichtsbildung auszeichnen, liegt in einem Obstwäldchen, hat einen malerischen Dorfplatz und auf dem Kirchhof einen reizenden Ueberblick über das Thal. Im Südost steigt gewaltig die Dent du Midi, an der Wasserfälle herabhangen, empor. Eine Stunde weiter thalaufwärts erreichen wir das stattliche Champery, seit einigen Jahren die Station für diejenigen, welche in der merkwürdigen und schönen Gegend Bergwanderungen, die freilich leicht sehr kostspielig werden, veranstalten wollen. Das Dorf ist wohlgebaut und liegt anmuthig; überall finden sich Gebäude und die Alphütten zählen fast nach Hunderten; die Berge sind freundlich und romantisch, alle aber überragt an Mächtigkeit und Schönheit die gewaltige Dent du Midi im Süden. Als Merkwürdigkeit des Orts selbst gilt, daß seine Frauen während der Alpzeit in Männerkleidern gehen. Eine andere Merkwürdigkeit ist die mit Stalactiten geschmückte, schwer zugängliche Grotte la Combe oder la Baume. Der Bach strömt in tiefem Tobel. Die Zahl der Wanderungen in die Umgegend ist sehr groß, man geht zum Calveire, in dessen Nähe ein Wasserfall ist, nach dem Roc d'Ayerne mit dem Blick in das Sezanfethal und auf den gleichnamigen Gletscher, auf die Aussichtpunkte Mont de la Crettaz, Culet mit prächtiger Aussicht auf Dent de Midi und das Thal der Viège, Mont de Ripaille, Dent de Bonnaveau, La Pointe de Valerette mit Aussicht auf den Genfer See, les Portes du Soleil mit großartigem Blick auf die Dent du Midi und wenn man Muth hat und sich auf seine Kräfte, seine Füße und seinen Kopf verlassen kann, auf die 10100 Fuß hohe Dent du Midi selbst. Fast drei Stunden oberhalb Champery endet das Thal, das hier frische grüne Weiden hat, am Col de Coux, am Bergübergang nach Samoëns und Sixt.

Aus dem Val d'Illiez kehren wir nach Monthey zurück und schreiten in fast östlicher Richtung durch das Thalgelände an einer großen Glashütte vorüber bis

um Ufer der Rhone, wo Massonger liegt. In alter Zeit scheint hier eine Brücke über die Rhone nach Bex geführt zu haben, wenigstens fand man früher Reste von Pfählen. Die Ausläufer der Dent du Midi treten hier weit ins Thal hinein. Die Straße hält sich jetzt nahe am linken Bord des Stroms und erreicht bald St. Maurice, den Gabelpunkt der Eisenbahnen, einen nicht gerade unregelmäßig gebauten, aber düstern und oft schmutzigen Ort. Das Thal ist sehr eng geworden, denn Dent du Midi und Dent de Morcles treten nahe an den Strom und engen ihn ein und einst war die Straße so schmal, daß man sie durch ein Thor verschloß. Der Weg mußte in die Felsen gesprengt werden. In alter keltischer und auch noch römischer Zeit soll der Ort Agaunum geheißen haben, seinen jetzigen Namen verdankt er der Legende von der thebaischen Legion. Diese erzählt nämlich, daß unter Kaiser Maximian im Jahre 302 nach Christi Geburt 6000 Mann der Legion, welche im Rhonethal standen, aufgefordert werden seien, dem Christenthum, das sie bekannten, zu entsagen; alle hätten dies verweigert, namentlich auch ihr Führer Mauritius, worauf sie auf des Kaisers Befehl theils hingerichtet, theils niedergehauen worden seien. Die Stätte wo dies geschehen, soll bei der Märtyrer-Kapelle Vérolliaz nahe der Stadt sein; man zeigt sogar den Stein, auf dem Mauritius, später als Märtyrer unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen, enthauptet worden sein soll. Anfänglich hielten sich hier die Bischöfe des Wallis auf und St. Theodul I., welcher in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts den bischöflichen Stuhl einnahm, gilt als Gründer der Augustiner Abtei, der ältesten diesseits der Alpenkette. Sie ward nicht nur von den Bischöfen des Wallis gepflegt, sondern auch von König Sigismund von Burgund 515 so reichlich ausgestattet, daß sie im sechsten Jahrhundert nicht weniger als 500 Mönche besaß. Der König lebte hier nicht selten und ward auch hier bestattet. Eine Volkssage des Mittelalters erzählt in Betreff der Chorherren, daß sofort einer derselben sterben mußte, wenn sich in einem nahen Teiche eine todte Forelle zeigte. Später verlor die Abtei, obwohl sie sich nach der Plünderung durch die Saracenen im zehnten Jahrhundert schnell wieder erholte, an Ansehen und Reichthum, nahm indeß bis zur neueren Zeit immer noch eine bedeutende und einflußreiche Stellung ein, bis auch diese durch die Revolution und die Ereignisse dieses Jahrhunderts mehr und mehr vermindert ward. Noch führt indeß der Abt den Titel eines Grafen und eines Bischof von Bethlehem in partibus. Zu St. Maurice ward 888 König Rudolf I. von Neu-Burgund aus dem Hause Strättlingen gekrönt. Von Resten des römischen Alterthums wurden Grabsteine gefunden, auch rührt der Unterbau der kühngewölbten 70 Fuß langen Brücke von den Römern her. Die Abtei besitzt eine beträchtliche Bibliothek mit einer nicht geringen Zahl von Handschriften und eine Sammlung Kunstgegenstände aus älterer Zeit, in welcher sich ein Geschenk Karls des Großen, ein Gefäß von saracenischer Arbeit, ein goldener, in gothischem Styl



St MAURICE.

um Ufer der Rhone, wo Massonger liegt. In alter Zeit scheint hier eine Brücke über die Rhone nach Bex geführt zu haben, wenigstens fand man früher Reste von Pfählen. Die Ausläufer der Dent du Midi treten hier weit ins Thal hinein. Die Straße hält sich jetzt nahe am linken Bord des Stroms und erreicht bald St. Maurice, den Gabelpunkt der Eisenbahnen, einen nicht gerade unregelmäßig gebauten, aber düstern und oft schmutzigen Ort. Das Thal ist sehr eng geworden, denn Dent du Midi und Dent de Morcles treten nahe an den Strom und engen ihn ein und einst war die Straße so schmal, daß man sie durch ein Thor verschloß. Der Weg mußte in die Felsen gesprengt werden. In alter keltischer und auch noch römischer Zeit soll der Ort Agaunum geheißen haben, seinen jetzigen Namen verdankt er der Legende von der thebaischen Legion. Diese erzählt nämlich, daß unter Kaiser Maximian im Jahre 302 nach Christi Geburt 6000 Mann der Legion, welche im Rhonethal standen, aufgefordert werden seien, dem Christenthum, das sie bekannten, zu entsagen; alle hätten dies verweigert, namentlich auch ihr Führer Mauritius, worauf sie auf des Kaisers Befehl theils hingerichtet, theils niedergehauen worden seien. Die Stätte wo dies geschehen, soll bei der Märtyrer-Kapelle Vèrolliaz nahe der Stadt sein; man zeigt sogar den Stein, auf dem Mauritius, später als Märtyrer unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen, enthauptet worden sein soll. Anfänglich hielten sich hier die Bischöfe des Wallis auf und St. Theodul I., welcher in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts den bischöflichen Stuhl einnahm, gilt als Gründer der Augustiner Abtei, der ältesten diesseits der Alpenkette. Sie ward nicht nur von den Bischöfen des Wallis gepflegt, sondern auch von König Sigismund von Burgund 515 so reichlich ausgestattet, daß sie im sechsten Jahrhundert nicht weniger als 500 Mönche besaß. Der König lebte hier nicht selten und ward auch hier bestattet. Eine Volkssage des Mittelalters erzählt in Betreff der Chorherren, daß sofort einer derselben sterben mußte, wenn sich in einem nahen Teiche eine todte Forelle zeigte. Später verlor die Abtei, obwohl sie sich nach der Plünderung durch die Saracenen im zehnten Jahrhundert schnell wieder erholte, an Ansehen und Reichthum, nahm indeß bis zur neueren Zeit immer noch eine bedeutende und einflußreiche Stellung ein, bis auch diese durch die Revolution und die Ereignisse dieses Jahrhunderts mehr und mehr vermindert ward. Noch führt indeß der Abt den Titel eines Grafen und eines Bischof von Bethlehem in partibus. Zu St. Maurice ward 888 König Rudolf I. von Neu-Burgund aus dem Hause Strättlingen gekrönt. Von Resten des römischen Alterthums wurden Grabsteine gefunden, auch rührt der Unterbau der kühngewölbten 70 Fuß langen Brücke von den Römern her. Die Abtei besitzt eine beträchtliche Bibliothek mit einer nicht geringen Zahl von Handschriften und eine Sammlung Kunstgegenstände aus älterer Zeit, in welcher sich ein Geschenk Karls des Großen, ein Gefäß von saracenischer Arbeit, ein goldener, in gothischem Styl



S^t^ MAURICE.



L. Rohbock delt. G.M.Kurz sculpt.

St. MAURICE.
(Wallis)

Druck & Verlag von G.G.Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

PISSE-VACHE.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock delt.

A. Fesca sculpt.

PISSE-VACHE.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

gehaltener Bischofsstab mit kunstvoll ciselirten zollangen Figuren, ein von Königin Bertha der Spinnerin von Burgund geschenkter Kelch, ein Kelch aus Achat und ein Evangelien-Codex, beide angeblich Geschenke des großen Kaisers der Franken, der so viel für Wallis that, und noch manches Andere. In der Kirche sind einige gute Oelgemälde und die Gebeine der heiligen Mauritius und Sigismund in kostbaren Reliquien-Särgen, und in der Kirchhofsmauer finden sich mehrere römische Inschriftensteine eingesenkt; im Garten der Abtei aber, in dem aus einem Felsen eine erfrischende Quelle sprudelt, gedeihen Bäume, Gesträuche und Pflanzen wärmerer Gegenden, namentlich Italiens und selbst noch südlicherer Zonen.

Kaum haben wir St. Maurice verlassen, so erblicken wir jenseits der Rhone die Bäder von Lavey und darüber die im Zickzack am Ausläufer der Dent de Morcles aufsteigende Straße, welche einst zur Ausbeutung des Waldes von einer Gesellschaft Genfer Speculanten erbaut wurde. Rechts oberhalb der Straße auf einer Felswand liegt dagegen die Einsiedelei Notre Dame du Sex, (unsrer Frauen Felsen), gleich Mariastein und Madonna del Sasso einer jener der heiligen Jungfrau geweihten Orte, welcher als Felsenheiligthümer wohl schon in heidnischer Zeit verehrt wurden. Ein Stufenweg führt hinauf. Dann erblicken wir jenseits der Rhone wieder einen Wasserfall und kommen über die mit Schutt und Steintrümmern bedeckte Stelle, über welche sich im Jahre 1835 ein gewaltiger Schlammstrom durch das Thal wälzte. Wie es scheint, rief am 25. August 1835 ein mit furchtbaren Regengüssen verbundenes Gewitter an der Dent du Midi einen Gletscherbruch hervor, in Folge dessen die aus Sand und Steinen bestehende ungeheure Moräne fortgerissen und herabgeschwemmt wurde. Glücklicher Weise zerstörte der langsam fließende Schlammstrom kein Menschenleben, aber er durchbrach einen Wald, entwurzelte die ältesten und stärksten Tannen und führte Felsblöcke von 12 Fuß Durchmesser mit sich fort. Etwas weiter aufwärts an der Straße liegt Evionnaz, zu dem man gelangt, nachdem man den Bach St. Barthélemi, der von der Dent du Midi herabkommt und ein kurzes zum Theil wildes Thal durchrinnt, überschritten hat. Die beiden mächtigen Gebirge, in Südwest die von Gletschern umlagerte Dent du Midi, in Nordost die zerrissene rauhe Dent de Morcles, gewähren einen recht imposanten Anblick. Evionnaz soll auf der Stelle des alten Epaunum oder Epaona stehen, das durch ein Concil, welches sich hier im Jahre 517 versammelte, bekannt geworden ist. Im Jahre 563 wurde der alte Ort durch einen gewaltigen Schlammstrom verheert und überdeckt. Jenseits der Rhone beginnt nun auch schon das Gebiet des Kantons Wallis, das wir später besuchen wollen. Durch das kleine, ärmliche Barme, in dem sich Weinreben über die Straße ziehen, kommen wir nach Mieville, in dessen Nähe der berühmte Wasserfall Pissevache seinen großartigen Sturz macht. Er heißt auch der Sallenche-Fall. Am freundlichen Abhange der Dent du Midi entspringt aus den Gletschern die Eau noire,

welche die schöne Sallenche-Alp bewässert und dann durch ein Thal strömt, aus dem sie plötzlich zwischen mäßig hohen Gipfeln hervorstürzt. Vor Mieville geht man die Straße verlassend zum Bach und kann auf die Schutthalden, die der Bach mit seinem Staubregen näßt, und bis nahe an den Sturz treten. Der ganze Katarakt hat wohl eine Höhe von 280 Fuß, sein eigentlicher Fall beträgt indeß nicht mehr als 120 Fuß. Es ist, wenn der Bach Wasser genug hat, einer der schönsten Wasserfälle der Schweiz. Der Fels ist zerrissen und zerklüftet und terrassenförmig abgestuft und wird von der weißen, schäumenden und glänzenden Sallenche überfluthet, daß diese „in wollig runder Masse wie eine Marabout-Feder sich hernieder beugt." Unzählige kleine Nebenkaskaden, welche bald hüpfend, bald plätschernd, bald Wasserpfeile bildend und stäubend sich von Stufe zu Stufe niedersenken, umgeben dicht den Hauptfall. Oft ist der Bach so wüthend, daß er die Luft mit heftigen Stößen zur Seite treibt und die Staubregen weithin jagt. Dann zeigen sich wieder bei sanfterem Fall und bei Sonnenschein prachtvolle Regenbogen und dann schmücken sich mit farbigem Feuer die schimmernden, raketenförmig niederstürzenden Wasserstrahlen, welche sich vom obern Rand des Felsens einzeln lostrennen. Am besten stellt sich der Fall von der südöstlichen Seite dar, immerhin bedauert man aber auch hier die kahle, buschlose Umgebung, die dem Sallenchefall den herrlichen Reiz entzieht, durch welchen der Wald und Gebüsch durchbrechende Gießbach und der mächtige Reichenbachfall zu Meiringen ihre Beschauer in Erstaunen und Entzücken versetzen.

Nachdem wir dem Fall der Sallenche mit Recht ein Stündchen gewidmet, gehen wir weiter am linken Bord der Rhone in der Richtung nach Martigny und erreichen bald das Dörfchen Vernayaz, das in morastiger Gegend sich hingelagert hat. Näher bei demselben, etwas thalaufwärts liegt die enge finstere, 300 Fuß tiefe Felsschlucht, aus der der Trientbach mit wildem Brausen hervorstürzt, um sich bald darauf in die Rhone zu ergießen. Die Gegend ist für Geologen und Geognosten merkwürdig genug. Daß die beiden sich gegenüberstehenden Felswände von mehreren hundert Fuß Höhe einst durch eine unermeßliche Gewalt voneinander gerissen wurden, beweist der erste Blick, der auf sie geworfen wird; niemand aber möchte glauben, daß dieser Riß zu einer Zeit stattfand, die von der unsrigen vielleicht durch Hunderttausende von Jahren getrennt ist. Denn so frisch erscheint der Bruch und so vollständig stimmen die Vertiefungen und Vorsprünge beider Seiten mit einander überein, daß man meinen sollte, erst vor wenigen Decennien habe ein Erdbeben, eine vulkanische Erschütterung den mächtigen Fels zerklüftet. Hier bei der Brücke über den Trient fand am 21. Mai 1844 der Kampf der liberalen Unterwalliser mit den conservativen und ultramontanen Oberwallisern, der auf die Geschicke der ganzen Schweiz Einfluß übte, statt. Die Unterwalliser, welche noch immer halb und halb als Unterthanen des Oberwallis angesehen und be-



L. Rohbock del.

Fr. Müller sculp.

LA TÊTE-NOIRE.

([illegible])

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

[illegible] dann durch ein Thal strömt, aus [illegible] hervorstürzt. Der Mieville geht [illegible] und kann auf die Schutthalden, die der [illegible] nahe an den Sturz treten. Der ganze [illegible] Fuß, sein eigentlicher Fall beträgt indeß [illegible], wenn der Bach Wasser genug hat, einer der [illegible] der Schweiz. Der Fels ist zerrissen und zerklüftet und ter[illegible] von der weißen, schäumenden und glänzenden [illegible] „in wollig runder Masse wie eine Marabout[illegible]“ Unzählige kleine Nebenkaskaden, welche bald hüpfend, [illegible] bildend und stäubend sich von Stufe zu Stufe [illegible] den Hauptfall. Oft ist der Bach so wüthend, daß er [illegible] zur Seite treibt und die Staubregen [illegible] jagt. [illegible] bei Sonnenschein prachtvolle Regen[illegible] mit farbigem Feuer die schimmernden, [illegible]förmig [illegible], welche sich vom obern Rand des Felsens einzeln [illegible] der Fall von der südöstlichen [illegible], immerhin [illegible] die kahle, buschlose Umgebung, die dem Sallenchefall [illegible] durch welchen der Wald und Gebüsch durchbrechende [illegible] zu Meiringen ihre Beschauer in Er[illegible].

[illegible] der Sallenche mit Recht ein Stündchen gewidmet, [illegible] der Rhone in der Richtung nach Martigny und [illegible], das in [illegible] Gegend sich hingelagert hat. [illegible] thalaufwärts liegt die enge finstere, 300 Fuß [illegible] der Trientbach mit wildem [illegible] hervorstürzt, um [illegible] in die Rhone zu ergießen. Die Gegend ist für Geologen und [illegible]. Daß die beiden sich gegenüberstehenden Felswände [illegible] Höhe einst durch eine unermeßliche Gewalt voneinander [illegible] der erste Blick, der auf sie geworfen wird; niemand aber [illegible], daß dieser Riß zu einer Zeit stattfand, die von der unsrigen viel[illegible] von Jahren getrennt ist. Denn so frisch erscheint der Bruch und so vollständig stimmen die Vertiefungen und Vorsprünge beider Seiten mit einander überein, daß man meinen sollte, erst vor wenigen Decennien habe ein Erdbeben, eine vulkanische Erschütterung den mächtigen Fels zerklüftet. Hier bei der Brücke über den Trient fand am 21. Mai 1844 der Kampf der liberalen Unterwalliser mit den conservativen und ultramontanen Oberwallisern, der auf die Geschicke der ganzen Schweiz Einfluß übte, statt. Die Unterwalliser, welche noch immer halb und halb als Unterthanen des Oberwallis angesehen und be-



L. Rohbock delt. Fr. Müller sculpt.

LA TÊTE-NOIRE.

(Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

MÜNDUNG DER GORGE
DU TRIENT.
(Wallis)

DÉBOUCHE DE LA GORGE
DU TRIENT.
(Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt



L. Rohbock delt. A. Fesca sculpt.

MÜNDUNG DER GORGE DU TRIENT.
(Wallis)

DÉBOUCHÉ DE LA GORGE DU TRIENT.
(Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

handelt worden waren, waren bei den Wahlen von 1843 unterlegen und die neue conservative Regierung hatte, von dem reactionär gesinnten Bernhard Meyer, Staatsschreiber des damaligen Vororts Luzern und einer der Väter des Sonderbundes, berathen, die militärische Besatzung von Unterwallis beschlossen. Da trat den anrückenden Oberwallisern an der Brücke über dem Trient eine tapfere, aber kleine Schaar liberaler Unterwalliser unter Moritz Barmann entgegen und ward aufs Haupt geschlagen. Das hatte zur Folge, daß Wallis Glied des Sonderbundes ward und den Sonderbundskrieg mit hervorrief und so wider seinen Willen Veranlassung zur Begründung der neuen Bundesverfassung der Eidgenossenschaft gab.

Von Vernayaz führt ein Bergpfad hinauf zur Tête noire und in das Chamounix-Thal, der indeß nicht sehr häufig benutzt wird. Von der Brücke des Trient im Angesicht des herrlichen Wasserfalls der Sallenche steigen wir in vielen Windungen steil empor durch die weitläufige Gemeinde Salvent, bei der Reste der Vergangenheit sehr verschiedener Art, versteinerte Meerthiere und römische Münzen, gefunden worden sind. Seitwärts ist die finstere Schlucht, in der der Trient braust. Höher hinauf liegt Trinquent mit der malerisch hoch über dem steil absinkenden Ufer des Bachs Emanée gelegenen Kapelle l'Oratoire, und Finhaut (fast 4000 Fuß über dem Meer) inmitten interessanter Berge unweit vom Trient, in den von dunklen Tannen umsäumt ein herrlicher Wasserfall sich versenkt. Die Einwohner von Finhaut gelten als die kühnsten und geschicktesten Gemsjäger des Wallis. In der Schlucht von Leytra vereinigt sich der Trient, der hoch oben in den Gletschern von Trient auf savoyischem Gebiet entspringt, mit der Eau noire von Valorsine. Ueber eine schöne Bergterrasse mit der Aussicht auf den Montblanc und zum Theil durch schönen Wald erreichen wir darauf im Zickzack ansteigend das Berg-Wirthshaus der Tête noire, wo der Weg von Martigny nach Chamounix eintrifft.

Kehren wir ins Rhonethal zurück und wandern wir auf dem linken Ufer des Stroms nach Martigny. Bevor wir den Ort erreichen, erblicken wir 230 Fuß hoch über dem Strom auf steiler felsiger Anhöhe über dem einst durch seine unglücklichen Kretins so bekannt gewordenen Dorf la Batia das gleichnamige Schloß, jetzt nur noch ein hoher runder Thurm mit wenigem altem grauem Mauerwerk. Im Jahre 1260 von Peter von Savoyen erbaut und in den folgenden Jahrhunderten oft belagert, ward es 1518 in dem Kampfe gegen den bekannten Bischof Schinner von Georg und Supersax zerstört. Von der Höhe gewinnen wir einen herrlichen Blick über das Rhonethal, das hier eine Biegung macht, thalauf- und thalabwärts. Nachdem wir noch die wilde verheerende Dranse überschritten, treten wir in Martinach (Martigny) ein, jenem uralten Ort, der im Alterthum als Octodurum, Forum Claudii und Vicus Veragrorum bekannt war. Hier war der

Hauptsitz der keltischen Veragrer. Martigny ist ein kleines Städtchen an der Dranse und unweit von der Rhone, etwas entfernt von der Stelle, auf welcher sich die alte Ansiedelung befand. Es ist weder hübsch noch häßlich, verschönert sich indeß fortwährend und besitzt manche hübsche Gebäude und eine schöne, der heiligen Jungfrau geweihte Hauptkirche, an deren Mauern römische Inschriften befestigt sind. Die Probstei gehört dem Augustiner-Chorherrenstift auf dem Großen St. Bernhard und ihre Insassen lösen von Zeit zu Zeit die Pfleger des Hospizes ab. Von Fremden häufig besucht, dient es ihnen auch als Stationsort für Wanderungen in die hochinteressante Gebirgswelt. Nachdem Caesar die Einwohner des Dranse-Thals, der alten Vallis Poenina, welche den Verkehr über den Poeninus, den großen St. Bernhard, störten und belästigten, geschlagen, legte sein Unterfeldherr Sergius Galba zu Octodurum ein Winterlager der zwölften Legion an. Aber nicht lange konnte er sich hier halten; als die Seduner und Veragrer ihn angriffen, schlug er sie zwar in die Flucht, zog es indeß doch vor, Octodurum zu zerstören und nach Savoyen zurückzukehren. Der alte Ort scheint südlich von der Stadt bei dem Flecken Bourg-Martigny gestanden zu haben. Es ist das ein langhingestreckter Ort, der in allen Jahrhunderten bis zur neuesten Zeit nicht selten durch Unglücksfälle aller Art, namentlich durch Ueberschwemmungen der wilden Dranse gelitten hat. Auf seinen sonnigen Weinhügeln Coquembin und la Margne gedeihen geschätzte Weine, die in vorzüglicher Qualität freilich fast nur in Privatkellern gefunden werden. Ueberhaupt ist die Gegend des Zehnten Martigny reich an guten Weinbergen, und auch fruchtbare Obst- und Gemüsegärten, schöne Getreidefelder und Weiden sind in großer Zahl vorhanden. Aber das Klima ist nicht gesund; es herrscht oft eine unerträgliche Hitze und schädliche Ausdünstungen steigen aus den Sümpfen empor, welche sich nach den Ueberschwemmungen der Rhone und ihrer Nebenbäche bilden. Eine hübsche Wanderung, welche von den Reisenden seit dem letzten Jahrzehnt von Martigny aus häufig gemacht wird, aber nur durch kräftige, schwindelfreie Wanderer unternommen werden kann, ist die auf die Pierre-à-voir, einen Berg, welcher sich östlich vom Flecken 7600′ hoch erhebt. Die Aussicht umfaßt nicht nur die Berner Alpen von der gewaltigen Jungfrau an bis zur zerklüfteten Dent de Morcles und die Walliser Berge vom Montblanc bis zum Matterhorn, sondern blickt auch auf die zahlreichen verschlungenen Thäler und die sie umschließenden Ketten mit ihren Firnfeldern, Gletschern und Felsabstürzen.

Martigny ist, wie schon erwähnt, der Ort, von welchem aus viele Bergwanderungen und Reisen unternommen werden, auch wir wollen von diesem Brauch, der sich so sehr rechtfertigt, nicht abweichen. Nachdem wir an einem schönen, klaren Tage die Pierre-à-voir und ihre hohe Felsenspitze mit dem herrlichen Rundblick über das großartige weite Gebirgsrevier besucht haben, wandern wir auf der



MARTIGNY

[illegible] Martigny ist ein kleines Städtchen an der [illegible] etwas entfernt von der Kirche, auf welche [illegible] Es ist weder hübsch noch häßlich, verschieden [illegible] manche hübsche Gebäude und eine schöne, der [illegible] an deren Mauern römische Inschriften be[illegible] dem Augustiner-Chorherrenstift auf dem Großen St. Bernhard [illegible] von Zeit zu Zeit die Pflege des Hospizes [illegible] auch als Stationsort für Wan[illegible] Gebirgswelt. Nachdem Caesar die Einwohner [illegible] welche den Verkehr über den Poe[illegible] beleidigten, geschlagen, legte sein [illegible] Octodurum ein Winterlager der zwölften Legion an. [illegible] als die Seduner und Veragrer [illegible] zog es indeß doch vor, Octodurum [illegible] Der alte Ort scheint südlich von der [illegible] Martigny gestanden zu haben. Es ist das ein langhin[illegible] Ort, der in allen Jahrhunderten bis zur neuesten Zeit nicht selten durch [illegible] aller Art, namentlich durch Ueberschwemmungen der wilden Dranse gelitten hat. Auf seinen sonnigen Weinhügeln Coquempin und la Margne ge[illegible] Weine, die in vorzüglicher Qualität freilich fast nur in Privat[illegible] werden. Ueberhaupt ist die Gegend des Zehnten Martigny reich an [illegible] und auch fruchtbare Obst- und Gemüsegärten, schöne Ge[illegible] und Weiden sind in großer Zahl vorhanden. Aber das Klima ist nicht gesund; es herrscht oft eine unerträgliche Hitze und schädliche Ausdünstungen steigen aus den Sümpfen empor, welche sich nach den Ueberschwemmungen der Rhone und ihrer [illegible] bilden. Eine hübsche Wanderung, welche von den Reisenden [illegible] von Martigny aus häufig gemacht wird, aber nur durch kräftige, [illegible] Wanderer unternommen werden kann, ist die auf die Pierre-à-voir, einen Berg, welcher sich östlich vom Flecken 7600′ hoch erhebt. Die Aussicht umfaßt nicht nur die Berner Alpen von der gewaltigen Jungfrau an bis zur [illegible] und die Walliser Berge vom Montblanc bis zum Matterhorn, [illegible] auch auf die zahlreichen verschlungenen Thäler und die sie umschließenden Ketten mit ihren Firnfeldern, Gletschern und Felsab[illegible]

Martigny ist, wie schon erwähnt, der Ort, von welchem aus viele Bergwanderungen und Reisen unternommen werden, auch wir wollen von diesem Brauch, der sich so sehr rechtfertigt, nicht abweichen. Nachdem wir an einem schönen, klaren Tage die Pierre-à-voir und ihre hohe Felsenspitze mit dem herrlichen Rundblick über das großartige weite Gebirgsrevier besucht haben, wandern wir auf der



L. Rohbock del.t — E. Gunkel sculp.t

MARTIGNY.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



COL DE LA FORCLAZ ET LA VALLÉE DE TRIENT.

Druck & Verlag, von



L. Rohbock del.t Fr. Müller sculp.t

COL DE LA FORCLAZ ET LA VALLÉE DE TRIENT.

(Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Fahrstraße nach dem Großen St. Bernhard durch eine herrliche Baum-Allee nach Bourg-Martigny an der wilden Dranse, in deren Nähe wir die Trümmer, welche der furchtbare Durchbruch des Bergwassers im Jahre 1818 zurückgelassen, bemerken. Hier schlagen wir den Saumpfad ein, der zur Tête noire und zum Col de Balme hinführt und steil genug zu dem Dörfchen Les Rapes sich emporzieht. Auch diese kleine Gemeinde hat ihre Merkwürdigkeit und noch dazu eine seltsame, einen Gemeindebackofen, in welchem die Einwohner auf einmal für ein ganzes Jahr ihr Brod zu backen pflegen. Immer steiler wird nun der Weg; durch Wiesen, Wald- und Berggelände leitet er an la Fontaine und mehreren andern Weilern und an schönen kühlen Bergquellen vorüber nach la Casse, wo sich uns im Rückblick eine herrliche Aussicht über das Rhonethal stromaufwärts bis nach Sitten bietet. Nun sind wir im Gebiet der Alpenweiden, berühren die Maiensässe des Plan Creux und die Sennhütten von Chavans en haut und kommen nach dreistündigem Marsch auf der Höhe des Col de Trient an, der sich auch Forclaz-Paß (Furka) nennt und 4690 Fuß hoch ist. Auch hier findet sich ein sehr anmuthiger Blick auf das Rhonethal von Martigny an bis nach Sitten, durch das sich eingefaßt von hübschen Ortschaften, der weißen Chaussee und dem Schienenweg der Strom des Wallis hinzieht. Ebenso anmuthig ist der Blick westwärts auf das Trientthal mit seinem grünen Wiesengrund, seinen bewaldeten Bergabhängen, dem Dörfchen Trient und darüber der düstren Tête noire, welche mit Recht ihren Namen führt. Im Süden aber zeigen sich Ausläufer des Montblanc-Gebirges, der Piz Ronde, und im Norden die finstere Arpille. Auch die Gegend des Col de Balme läßt sich entdecken.

In 20 Minuten steigen wir von der Forclaz steil nach Trient herab und haben nun zwischen der Tête noire und dem Col de Balme zu wählen. Ziehen wir jene vor und behalten wir uns diesen schöneren, aber auch schwierigeren Weg noch vor. Den Trientbach überschreitend, durch finsteren Tannenwald steigen wir empor, begleitet von dem Brausen des Wildbachs, der drunten strömt und in den sich die Eau noire ergießt. Bald erreichen wir die schaurige Felsentreppe Maupas und ihre Granittrümmer. Alles um uns her hat einen düstern Charakter, der schwarze Berg, das schwärzliche Wasser, der dunkle, aber schöne Wald, der Engpaß, in welchem wir zuletzt wandeln müssen. Endlich in nicht ganz drei Stunden erreichen wir das Wirthshaus Tête noire, rasten einen Augenblick und beschreiten nun den hochinteressanten Saumpfad, der droben am Rande einer dunklen tiefen Kluft gebahnt und zum Theil in den Felsen gesprengt ist. Auch einen Felsendurchbruch, ein Thor, ein „verlorenes Loch", treffen wir an, die künstlich hergestellte Roche-percée am steilen Absturz, der den Bach einfaßt. Jenseits erblicken wir den Bel-oiseau, über welchen Moëveran und Dent de Morcles herüberragen, und auf schöner Bergterrasse tiefer unten bauen sich die Dorfschaften Finhaut und Trin-

quent auf. Doch wir halten uns nicht auf; in der schaurigen Gegend mit den überhängenden schwarzen Felsen, welche herabzustürzen drohen, pflegt niemand gern länger als nöthig zu verweilen. Jetzt kommt ein Wasserfall, dort liegen Reste der alten Grenzbefestigung Fort de Valais, wir überschreiten auf einer Brücke die Eau noire und sind nicht mehr in Wallis, sondern in Savoyen, auf dessen Gebiet uns der prachtvolle, mit schöner Umgegend gezierte Wasserfall der Barberine, des Wildbachs des Valorsine, den Willkommensgruß des reizvollen Ländchens darbringt. Nun steigen wir wieder etwas aufwärts im engen Thal und kommen, wenn wir wollen, bald nach dem Dorfe Valorsine, dessen Kirche durch starke Mauern gegen die gefahrdrohenden Lawinen des Gebirgs hat geschützt werden müssen. Auch hier ist das Thal noch eng und einsam und dunkler Fichtenwald bedeckt die beiden Thalseiten, während der Grund mit Felstrümmern besäet ist. Ueber dem Dörfchen Nant steigen, überragt von dem Buet, die Aiguilles Rouges empor. An ihrer rechten Seite aber öffnet sich das unfruchtbare und rauhe Val du Berard, dessen Bach sich bei Poyaz mit der vom Buet herströmenden Eau noire vereinigt. Der Wasserfall von Poyaz ist in den letzten Jahren berühmt geworden. In einem engen schluchtartigen Felsthal lagern an hohen Felswänden mächtige Granitblöcke, welche zwei natürliche Tunnels bilden; hat man sie durchschritten, so wandelt man durch ein Fichtengehölz zu einem fünfzig Schritte langen Granitgang und steht plötzlich unter einem großartigen Wasserfall, dessen Wassermassen über eine mächtige flache Granitplatte, welche sich fünfzig Fuß über dem Beschauer befindet, in die Tiefe stürzen. Der Anblick ist anziehend und zugleich großartig. Jenseit Nant führt der Pfad auf die Höhe der Montets, in deren Nähe ebenfalls große, meist wohl durch Gletscher herbeigeführte Granitblöcke liegen, und steigt dann durch eine öde und wilde Schlucht nach dem Weiler Tréléchent abwärts, um von dort nach einer Viertelstunde unterhalb Argentières in das herrliche Thal von Chamounix auszulaufen.

Kehren wir von hier sofort nach Trient zurück, um nun auch den eine Stunde längeren Weg über den Col de Balme zu versuchen. Wir verlassen das Dorf und gelangen nach kurzer Wanderung an den Trient, den wir überschreiten. Ein Weg links führt zu dem Trientgletscher, der sich bald sehr schön darstellt. Nachdem wir auch den Nant noir (Schwarzbach) überschritten und ihn eine kurze Zeit verfolgt, steigen wir durch den schönen Wald Magnin, den Lawinen sehr beschädigt und zerrissen haben, empor, schreiten über knorrige Baumwurzeln und schlüpfrige Gneisplatten und erreichen endlich die Alp und die Sennhütten von Herbagères mit herrlicher Aussicht auf den Gletscher des Trient, den Col de Forclaz und den Bergstock Beloiseau. Von hier haben wir nur noch eine halbe Stunde bis zum Col de Balme zurückzulegen, dessen Wirthshaus uns zwar freundlich aufnimmt, aber dafür auch eine tüchtige Lücke in unsere Börse macht. Wir



DAS CHAMOUNY-THAL.

[illegible] aus. Doch wir halten uns nicht auf; in der schaurigen Gegend mit den überhängenden schwarzen Felsen, welche herabzustürzen drohen, pflegt niemand gern länger als nöthig zu verweilen. Jetzt kommt ein Wasserfall, dort liegen Reste der alten Verschanzungen Pont de Valais, wir überschreiten auf einer Brücke die Eau noire und sind nun nicht mehr in Wallis, sondern in Savoyen, auf dessen Gebiet uns der prachtvolle, mit schöner Umgegend gezierte Wasserfall der Barberine, des Wildbachs von Valorsine, den Willkommensgruß des reizvollen Ländchens darbringt. Nun steigen wir wieder etwas aufwärts im engen Thal und kommen, wenn wir wollen, bald nach dem Dorfe Valorsine, dessen Kirche durch starke Mauern gegen die gefahrdrohenden Lawinen des Gebirgs hat geschützt werden müssen. Auch hier ist das Thal noch eng und einsam und dunkler Fichtenwald bedeckt die beiden Thalseiten, während der Grund mit Felstrümmern besäet ist. Ueber dem östlichen Rand steigen, überragt von dem Buet, die Aiguilles Rouges empor. An ihrer rechten Seite aber öffnet sich das unfruchtbare und rauhe Val de Berard, dessen Bach sich bei Poyaz mit der vom Buet herströmenden Eau noire vereinigt. Der Wasserfall von Poyaz ist in den letzten Jahren berühmt geworden. In einem engen schluchtartigen Felsthal lagern an hohen Felswänden mächtige Granitblöcke, welche zwei natürliche Tunnels bilden; hat man sie durchschritten, so wandelt man durch ein Fichtengehölz zu einem fünfzig Schritte langen Gewölbgang und steht plötzlich unter einem großartigen Wasserfall, dessen Wassermassen über eine mächtige flache Granitplatte, welche sich fünfzig Fuß über dem Beschauer befindet, in die Tiefe stürzen. Der Anblick ist anziehend und zugleich großartig. Jenseit [illegible] führt der Pfad auf die Höhe der Montets, in deren Nähe ebenfalls große, meist wohl durch Gletscher herbeigeführte Granitblöcke liegen, und steigt dann durch eine öde und wilde Schlucht nach dem Weiler Tréléchent abwärts, um von dort nach einer Viertelstunde unterhalb Argentières in das herrliche Thal von Chamouny auszulaufen.

Kehren wir von hier sofort nach Trient zurück, um nun auch den eine Stunde längeren Weg über den Col de Balme zu versuchen. Wir verlassen das Dorf und gelangen nach kurzer Wanderung an den Trient, den wir überschreiten. Ein Weg links führt zu dem Trientgletscher, der sich bald sehr schön darstellt. Nachdem wir auch den Nant noir (Schwarzbach) überschritten und ihn eine kurze Zeit verfolgt, steigen wir durch den schönen Wald Magnin, den Lawinen sehr beschädigt und zerrissen haben, empor, schreiten über knorrige Baumwurzeln und schlüpfrige Gneisplatten und erreichen endlich die Alp und die Sennhütten von Herbagères mit herrlicher Aussicht auf den Gletscher des Trient, den Col de Forclaz und den Bergstock Beloiseau. Von hier haben wir nur noch eine halbe Stunde bis zum Col de Balme zurückzulegen, dessen Wirthshaus uns zwar freundlich aufnimmt, aber dafür auch eine tüchtige Lücke in unsere Börse macht. Wir



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

DAS CHAMOUNY_THAL.

müssen den herrlichen und großartigen Blick auf das Chamounix-Thal und die Montblanc-Gruppe „anständig" bezahlen. Dennoch kann der Mißmuth nicht aufkommen. In der Tiefe liegt freundlich und friedlich das grüne Thal von Chamounix von Tour bis hinab nach Foully, wo der Voza die Arve zwingt, sich nördlich zu wenden. Rechts zeigen sich die kahlen und gezahnten Aiguilles rouges und neben ihnen der Mont Brévent, beide aber werden von Buet, der sein Haupt in Schnee und Firn gefüllt hat, überragt. Alles an Majestät und Schönheit aber übertrifft der Herrscher der Gebirgswelt, der Montblanc. Mit seinem mächtigen breiten Fuß festgewurzelt im Thal, steigt er in demselben stolz und breit empor; ein Schneemantel umhüllt ihn und sein Haupt deckt der Firn, der seit Tausenden von Jahren alljährlich nur zu einem kleinen Bruchtheil fortschmilzt, und sofort wieder ersetzt wird. Die höchste Spitze des Montblanc, des Monarchen oder Großen Monarchen, wie er wohl von Führern genannt wird, umstehen die gewaltigen Bergnadeln (Aiguilles) du Tour, von Argentières, de Chardonnez, du Dru, Verte, du Moine, de Charmoz, du Midi, an welche sich die Aiguilles de Lechaud, de Géant, de Gouté und der Dôme de Gouté so wie der Montblanc de Tacul anschließen. Zwischen den einzelnen Gipfeln und ihren felsigen Ausläufern aber ziehen gewaltige Gletscher bis ins Thal hinab und erreichen fast die Häusergruppen, die auf dem grünen Wiesengrund hingestreut liegen. Rückwärts aber über den Forclaz breitet sich das Rhonethal bis gegen Sitten hin aus und über der nördlichen Seite desselben ragt der schönste Theil der Berner Hochalpen, die Mittelgruppe von der Gemmi an bis zum Grimselpaß in die Wolken hinein.

Umfassender und reicher noch ist die Aussicht auf dem Hügel am Fuß der Aiguille de Balme, beim sogenannten eisernen Kreuz (Croix de Fer) und auf der Aiguille de Balme selbst, deren Ersteigung indeß nicht ohne Gefahr ist. Ein junger Zürcher aus einer der ersten Familien der Stadt, der Escher von Berg, verunglückte im Jahre 1791 bei dem Versuch, die Spitze zu besteigen. Wir lassen deshalb die Spitze umsomehr seitwärts liegen, als wir noch eine mehrstündige Wanderung vor uns haben und Chamounix bei guter Tageszeit erreichen wollen. Bald berühren wir den jungen Thalbach die Arve und den Homme de pierre, ein „Steinmannli", das bei trübem neblichem Wetter als Wegweiser dient, kommen darauf nach Tour, in dessen Nähe der zwischen den Aiguilles von Tour und Chardonnet gelegene schöne Gletscher ausläuft, und haben damit den Thalgrund betreten. Schwarze dünne Schieferstücke sind in großen Haufen an der Arve niedergelegt; man bringt sie im Frühjahr auf die Felder, läßt sie durch die Sonne erwärmen und schmilzt so schneller, als es sonst geschehen würde, den Schnee hinweg. Eine halbe Stunde später durchschreiten wir das freundliche Argentières, von dem aus wir noch einmal das Gasthaus auf dem Col de Balme erblicken. Zwischen der Aiguille de Chardonnet und der Aiguille Verte wälzt sich der mächtige Gletscher

von Argentières ins Thal; zerrissen und gespalten wie fast kein anderer und deshalb fast unbesteigbar, zieht er den Blick der Wanderer durch seine zahllosen grünlich schimmernden Eisnadeln und Eisblöcke auf sich. Das Dorf bildet eine eigene Pfarrgemeinde und seine schlichten Wohnhäuser und Ställe zeigen auf den ersten Blick, daß sie alljährlich einen langen schweren Winter zu überstehen und oft schrecklichen Gefahren zu trotzen haben. Der schöne Sommer zeigt davon freilich sonst nichts. Herrlich grün ist der Thalgrund und sind die Vorberge, die Bächlein und Bäche fließen zwar schnell und rauschen dazu, aber selten werden sie gefährlich, und wenn die röthlichen Felsen auch kahl und steil sind und die Nadeln der höchsten Berge kalt und finster erscheinen, so ist ihr Drohen doch unwirksam, weil sie weder Felsbrüche noch Lawinen entsenden können. Doch wir wandern weiter und schreiten nun auf der Fahrstraße, die hier beginnt, dahin. Nachdem wir bei Chezalet und Les Isles die Arve überschritten, kommen wir zur Thalenge les Tines, haben darauf rechts die bekannte Flegère und links den Glacier des Bois, der höher in das Mer de Glace übergeht, berühren Bois und überschreiten darauf nochmals die Arve, um endlich, nachdem wir noch einige Weiler berührt, in Prieuré, dem Hauptheil von Chamounix, geistig angeregt, wenn auch durch einen langen Marsch körperlich ermüdet, einzutreffen.

Wer von denjenigen, welche jetzt das herrliche Thal von Chamounix, das schönste und interessanteste Alpenthal der Alpen besuchen, möchte glauben, daß die Zeit gar noch nicht so fern ist, in welcher es nicht nur fast unbekannt, sondern sogar verrufen war. Zwischen der Hauptkette des Montblanc und den Bergen der Aiguilles Rouges und des Brévent gelegen, im Norden durch den Col de Balme und im Süden durch den Col de Voza geschlossen, scheint es zu jener Zeit, als die Römer im Arve-Thal verkehrten, nur sehr wenig besucht gewesen zu sein. Erst nach Stiftung des Benedictiner Priorats im sechs Stunden langen Hochthal durch Aimon Graf des Genevois im Jahr 1099 ward es urbar gemacht und bewohnt. Doch gelangten noch Jahrhunderte nachher fast nur Bewohner der Nachbarthäler nach Prieuré, und wer einmal aus einer andern Gegend das kühne Wagniß einer Wanderung nach Chamounix unternahm, pflegte sich für alle Fälle wohl auszurüsten und zu bewaffnen. Denn die Thalbewohner standen im Ruf, es mit dem Leben und dem Eigenthum der Fremden nicht streng zu nehmen, und mögen diesen Ruf wohl auch verdient haben. Auch noch später hatte man für Naturschönheiten keinen Sinn und was man jetzt schön, großartig, romantisch nennt und bewundert, betrachtete man vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wenn nicht als häßlich, doch als abschreckend, wild und unfreundlich. Den Montblanc und die ihn umgebende Gebirgswelt nannte man daher „die verfluchten Gebirge" („les montagnes maudites",) denen sich niemand gern nähern mochte. Freilich war die Gegend ohne gangbare Wege, und als Franz von Sales, Bischof



der Gegenstände des Thals; zerrissen und gespalten wie fast kein anderer und des- halb [illegible], zieht er den Blick der Wanderer durch seine zahllosen grünlich schimmernden Eisnadeln und Eisblöcke auf sich. Das Dorf bildet eine eigene Pfarrgemeinde und seine schlechten Wohnhäuser und Ställe zeigen auf den ersten Blick, daß sie alljährlich einen langen schweren Winter zu überstehen und oft schrecklichen Gefahren zu trotzen haben. Der schöne Sommer zeigt davon freilich noch nichts. Herrlich grün ist der Thalgrund und sind die Vorberge, die Bächlein und Bäche fließen zwar schnell und rauschen dazu, aber selten werden sie gefährlich, und wenn die röthlichen Felsen auch kahl und steil sind und die Nadeln der höchsten Berge kalt und finster erscheinen, so ist ihr Drohen doch unwirksam, weil sie weder Felsbrüche noch Lawinen entsenden können. Doch wir wandern weiter und schreiten nun auf der Fahrstraße, die hier beginnt, dahin. Nachdem wir bei Chozalet und Les Isles die Arve überschritten, kommen wir zur Thalenge des Dives, haben darauf rechts die bekannte Flegère und links den Glacier des Bois, der höher in das Mer de Glace übergeht, berühren Bois und überschreiten darauf nochmals die Arve, um endlich, nachdem wir noch einige Weiler berührt, in Prieuré, dem Haupttheil von Chamounix, geistig angeregt, wenn auch durch einen langen Marsch körperlich ermüdet, einzutreffen.

Wer von denjenigen, welche jetzt das herrliche Thal von Chamounix, das schönste und interessanteste Alpenthal der Alpen besuchen, möchte glauben, daß die Zeit gar noch nicht so fern ist, in welcher es nicht nur fast unbekannt, sondern sogar verrufen war. Zwischen der Hauptkette des Montblanc und den Bergen der Aiguilles Rouges und des Brévent gelegen, im Norden durch den Col de Balme und im Süden durch den Col de Voza geschlossen, scheint es zu jener Zeit, als die Römer im Arve-Thal verkehrten, nur sehr wenig besucht gewesen zu sein. Erst nach Stiftung des Benedictiner Priorats im sechs Stunden langen Hochthal durch Aimon Graf des Genevois im Jahr 1099 ward es urbar gemacht und bewohnt. Doch gelangten noch Jahrhunderte nachher fast nur Bewohner der Nachbarthäler nach Prieuré, und wer einmal aus einer andern Gegend das kühne Wagniß einer Wanderung nach Chamounix unternahm, pflegte sich für alle Fälle wohl auszurüsten und zu bewaffnen. Denn die Thalbewohner standen im Ruf, es mit dem Leben und dem Eigenthum der Fremden nicht streng zu nehmen, und mögen diesen Ruf wohl auch verdient haben. Auch noch später hatte man für Naturschönheiten keinen Sinn und was man jetzt schön, großartig, romantisch nennt und bewundert, betrachtete man vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wenn nicht als häßlich, doch als abschreckend, wild und unfreundlich. Den Montblanc und die ihn umgebende Gebirgswelt nannte man daher „die verfluchten Gebirge" („les montagnes maudites",) denen sich niemand gern nähern mochte. Freilich war die Gegend ohne gangbare Wege, und als Franz von Sales, Bischof



L. Rohbock delt. A. Fesca sculpt.

DER MONTBLANC UND COL DE BALME:

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



GLACIER D'ARGENTIÈRE



Nach Photographie arrangirt v. L. Rohbock.

G. M. Kurz sculpt.

GLACIER D'ARGENTIÈRE.

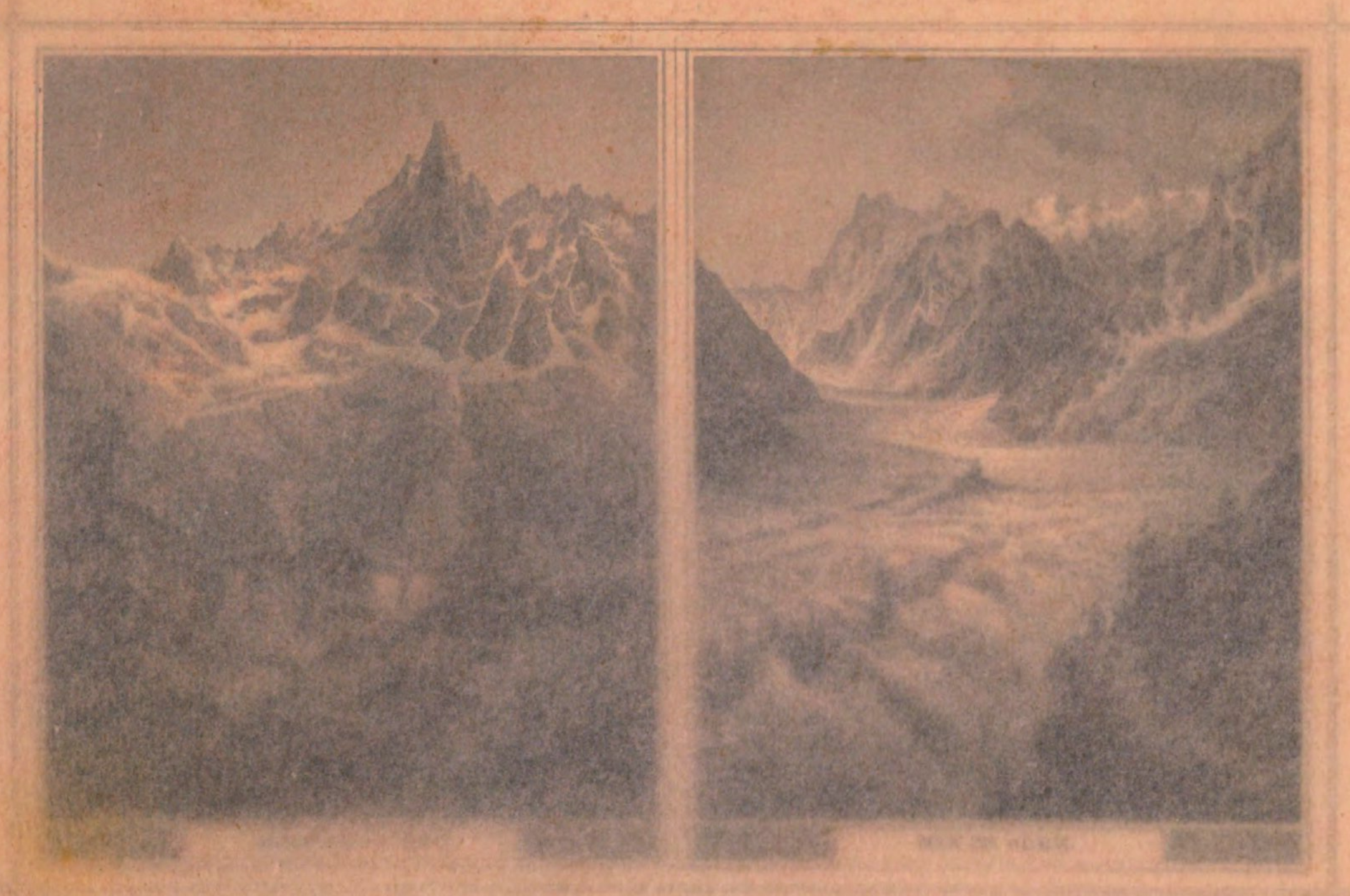
Druck & Verlag von G. G. Lange.

von Genf am Anfange des 17. Jahrhunderts nach Chamounix zu Fuß wanderte, erregte er damit bei den Zeitgenossen Aufsehen und sein Ruf, der sich von da ab in weiteren Kreisen verbreitete, soll sogar nicht wenig zu seiner späteren Heiligsprechung beigetragen haben. Nachfolger erzog er sich damit indeß nicht und erst im Jahre 1741 besuchten zwei englische Reisende, Pocock und Windham, das obere Arvethal, denen im folgenden Jahre einige andere Personen nachschritten. Ihre Erzählungen aber veranlaßten den gelehrten Baulacre, Bibliothekar zu Genf, das Chamounix (angeblich in früherer Zeit Campus munitus genannt) in den Heften des Mercure suisse vom Mai und Juni 1743 zu beschreiben und dadurch die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen auf dasselbe zu lenken. Pocock's und Windham's Namen hat man später zum Andenken an ihre „Entdeckung des Thals" in einen Felsen am sogenannten Mer de Glace gemeißelt. Größere Verdienste noch um das Arve-Thal erwarb sich der Genfer Naturforscher Saussure, einer der tüchtigsten, genialsten und angesehensten Männer seiner Zeit. In wiederholten Reisen besuchte er die Thäler und Berge Savoyens und des Wallis und war häufig zum Zweck wissenschaftlicher Forschungen am Montblanc. Nachdem Dr. Paccard und Jean Balmat aus Chamounix, vor denen mehrere vergebliche Anstrengungen von Andern gemacht worden waren, unter fürchterlichen Anstrengungen die höchste Spitze des Montblanc im Jahr 1786 erstiegen hatten, folgte ihnen in den Tagen des 1. bis 3. August 1787 Saussure mit 17 Führern nach und erreichte glücklich sein Ziel. Nach ihm ward die Besteigung 38 Jahre hindurch nicht weiter vollführt, dagegen lockten Saussure's Schilderungen und diejenigen anderer angesehenen Gelehrten (Pictet, de Luc, Bourrit u. s. w.) nun schon viel häufiger Fremde aller Art, Forscher und Naturschwärmer, Sammler und Neugierige nach Pieuré und den andern Orten an der obern Arve. Aber erst um das Jahr 1830 begann der große, alljährlich sich mehrende Fremdenstrom, der in jedem Sommer die Schweiz zu überfluthen pflegt, einen seiner stärksten Arme in das Chamounix zu ergießen.

Das Thal von Chamounix ist sechs Stunden lang und von der jungen Arve durchflossen, der schon hier zahlreiche Quellen und Gletscherbäche zufließen. Auf der rechten Thalseite liegen hohe Berge, von denen indeß nur wenige ihre Spitzen bis über die Schneegrenze hinausragen lassen; über der linken dagegen steigt der Montblanc mit seinen zahllosen Kuppen, Nadeln und Spitzen, zwischen denen Gletscher oft bis in den Thalgrund herabfließen, in den blauen Aether empor. Es ist wahr: es giebt lieblichere, anmuthigere, reizvollere Thäler, als das Chamounix, im Wallis, im Berner Oberland, im Engadin, Thäler, in denen auch die Hochseen ihre herrliche Rolle spielen: großartigere, imposantere, reichere an Blicken auf das majestätische Hochgebirge, merkwürdigere durch zahlreiche vielgestaltige Gletschermassen finden sich nicht. Von hohem Interesse sind dabei seine Aiguilles, jene schlanken und hohen, spitzen Thürmen ähnlichen, bald kahlen und

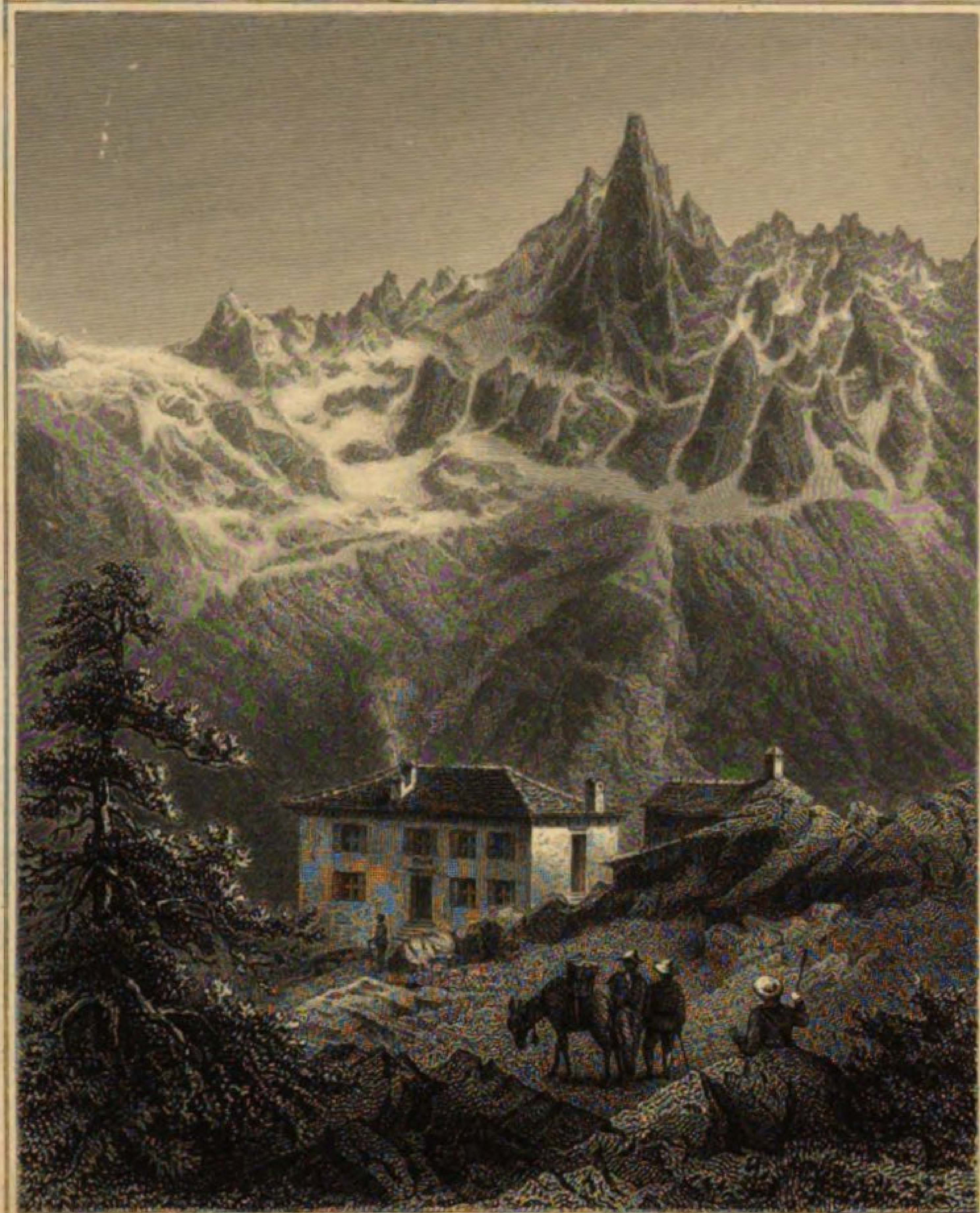
nackten, bald mit Eiskristallen belegten Felsnadeln aus Granit, welche aus seinen Eisfeldern und Firngebieten aufsteigen. Und auch seine Bäche, welche von kahlen und malerisch bewachsenen Felsen herabbrausen, verdienen beachtet zu werden. Im Sommer ist sein Klima mild und angenehm, wechselt aber sehr leicht und selten erreicht am Tage die Wärme die Höhe von 17 Grad Reaumur, während durchweg die Morgen kühl und frisch sind. Im Frühjahr und Herbst aber wüthen oft heftige Stürme und groß ist die Winterkälte, während die Schneedecke vom October an bis in den Mai hinein die Thalsohle überdeckt. Dabei kommen häufig die Lawinen von den Höhen, ohne jedoch die menschlichen Wohnstätten zu gefährden. Obwohl nur drei Pfarrgemeinden im Thal liegen, Argentières, Prieuré und Les Ouches, ist doch fast der ganze Grund des Thals von Tour ab bis gegen Fouilly hinunter mit Häusergruppen bedeckt. Von Feldfrüchten gedeihen noch Kartoffeln, Bohnen, Hafer, Gerste und Flachs, aber der Feldbau ist mühevoll, da im Frühjahr Felder und Gärten mit Erde bestreut und mit flachen Steinen belegt werden müssen, um den hohen Schnee einige Wochen früher als sonst geschehen würde, zum Schmelzen zu bringen. Hochgerühmt ist der weiße Honig von Chamounix. Ausgedehnter als der Feldbau sind Alpenwirthschaft und Viehzucht, mit denen sich die meisten Thalbewohner befassen, während ein anderer Theil die Gemsjagd übt oder Mineralien und namentlich Bergkristalle sammelt oder sich als Führer oder Treiber von Saumthieren nährt. Der Charakter des Volks von Chamounix hat sich im Laufe der Zeit günstiger als früher gestaltet; man schildert die Einwohner der drei Thalgemeinden im Allgemeinen als treu und rechtschaffen, und schreibt ihnen einen frischen, aufgeweckten, leicht auffassenden Geist zu. In ihrer großen Mehrzahl sind sie durch den Fremdenverkehr wohlhabend geworden, haben aber natürlich auch den Werth des Geldes und die Art, wie man den Fremden behandelt, gründlich kennen gelernt.

Nachdem wir einen Blick auf das Thal und seine Geschichte geworfen, besuchen wir seine Hauptpunkte, können sie aber leider nicht eingehend schildern. Wenden wir uns, um einen Ueberblick auf das Gebirge zu gewinnen, zunächst zur Flégère. Nordwestlich von Prieuré am Hang der Aiguilles Rouges, gerade gegenüber dem Glacier des Bois, dessen oberer Theil Mer de Glace genannt wird, erhebt sich eine Bergterrasse, auf der 5800 Fuß über dem Meere ein Kreuz steht. Das ist die Flégère, zu der wir einem guten alten Brauch folgend Nachmittags über les Préz durch Waldung und zum Theil über öde Trümmerfelder in 2½ Stunden aufsteigen. Der Blick ist prachtvoll. Drunten am Fuß des Gebirges liegt das freundlich mit Häusergruppen geschmückte Thal. Ganz nach rechts hin steigen Dôme de Gouté und Aiguille de Gouté empor, an sie lehnt sich der wenig sichtbare Taconney-Gletscher. Dann ragt der gewaltige, herrliche Montblanc in die Wolken hinein, es glänzt, von der Sonne beschienen, seine mit Firn-

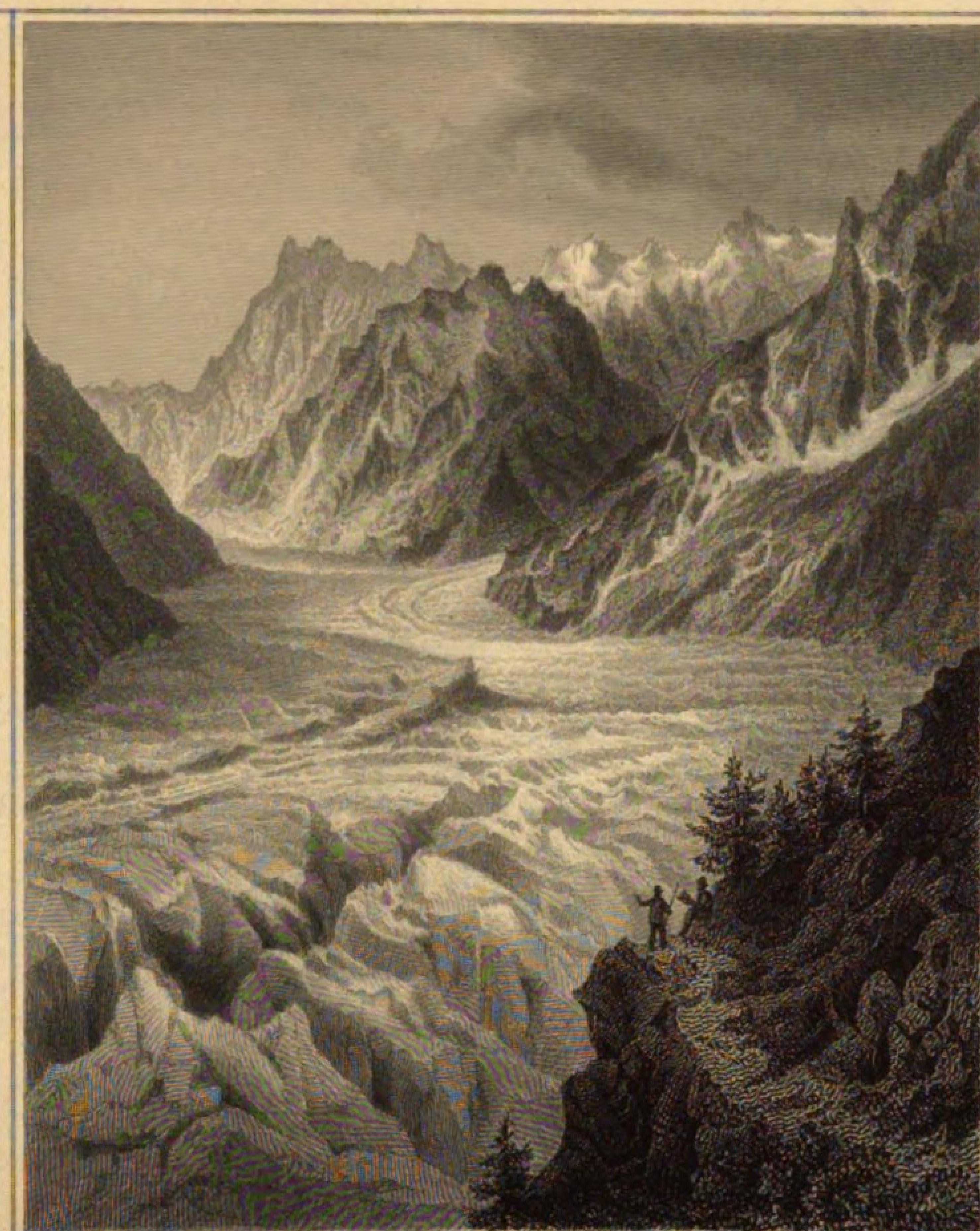


nackten, bald mit Eiskristallen belegten Felsnadeln aus Granit, welche aus seinen Eisfeldern und Firngebieten aufsteigen. Und auch seine Bäche, welche von kahlen und malerisch bewachsenen Felsen herabbrausen, verdienen beachtet zu werden. Im Sommer ist sein Klima mild und angenehm, wechselt aber sehr leicht und selten erreicht am Tage die Wärme die Höhe von 17 Grad Reaumur, während durchweg die Morgen kühl und frisch sind. Im Frühjahr und Herbst aber wüthen oft heftige Stürme und groß ist die Winterkälte, während die Schneedecke vom October an bis in den Mai hinein die Thalsohle überdeckt. Dabei kommen häufig die Lawinen von den Höhen, ohne jedoch die menschlichen Wohnstätten zu gefährden. Obwohl nur drei Pfarrgemeinden im Thal liegen, Argentières, Prieuré und Les Ouches, ist doch fast der ganze Grund des Thals von Tour ab bis gegen Fouilly hinunter mit Häusergruppen bedeckt. Von Feldfrüchten gedeihen noch Kartoffeln, Bohnen, Hafer, Gerste und Flachs, aber der Feldbau ist mühevoll, da im Frühjahr Felder und Gärten mit Erde bestreut und mit flachen Steinen belegt werden müssen, um den hohen Schnee einige Wochen früher als sonst geschehen würde, zum Schmelzen zu bringen. Hochgerühmt ist der weiße Honig von Chamounix. Ausgedehnter als der Feldbau sind Alpenwirthschaft und Viehzucht, mit denen sich die meisten Thalbewohner befassen, während ein anderer Theil die Gemsjagd übt oder Mineralien und namentlich Bergkristalle sammelt oder sich als Führer oder Treiber von Saumthieren nährt. Der Charakter des Volks von Chamounix hat sich im Laufe der Zeit günstiger als früher gestaltet; man schildert die Einwohner der drei Thalgemeinden im Allgemeinen als treu und rechtschaffen, und schreibt ihnen einen frischen, aufgeweckten, leicht auffassenden Geist zu. In ihrer großen Mehrzahl sind sie durch den Fremdenverkehr wohlhabend geworden, haben aber natürlich auch den Werth des Geldes und die Art, wie man den Fremden behandelt, gründlich kennen gelernt.

Nachdem wir einen Blick auf das Thal und seine Geschichte geworfen, besuchen wir seine Hauptpunkte, können sie aber leider nicht eingehend schildern. Wenden wir uns, um einen Ueberblick auf das Gebirge zu gewinnen, zunächst zur Flégère. Nordwestlich von Prieuré am Hang der Aiguilles Rouges, gerade gegenüber dem Glacier des Bois, dessen oberer Theil Mer de Glace genannt wird, erhebt sich eine Bergterrasse, auf der 5800 Fuß über dem Meere ein Kreuz steht. Das ist die Flégère, zu der wir einem guten alten Brauch folgend Nachmittags über les Préz durch Waldung und zum Theil über öde Trümmerfelder in 2½ Stunden aufsteigen. Der Blick ist prachtvoll. Drunten am Fuß des Gebirges liegt das freundlich mit Häusergruppen geschmückte Thal. Ganz nach rechts hin steigen Dôme de Gouté und Aiguille de Gouté empor, an sie lehnt sich der wenig sichtbare Taconney-Gletscher. Dann ragt der gewaltige, herrliche Montblanc in die Wolken hinein, es glänzt, von der Sonne beschienen, seine mit Firn-



AIGUILLE DU DRU.



MER DE GLACE.

L. Rohbock del^t. A.J. Terwen sculp^t.

PARTIEN AM MONTANVERT.

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

schnee umlagerte Kuppe und in breitem Strom zieht sich von ihm der Bossons-Gletscher herab. Nun folgen Aiguille du Midi, Tour du Tacul, die nadelförmigen Spitzen der Aiguille de Blaitière und de Charmoz und unter der letzteren etwas links erblicken wir den kleinen Pavillon des Montanvert. Jetzt haben wir die prachtvolle Mitte des Bildes erreicht. Im Hintergrund sehen wir die Spitzen des breit hingelagerten Géant, links die riesige Aiguille verte, an die sich die Aiguilles de Dru und du Moine anschließen, zwischen ihnen und Aiguille de Charmoz lagert der breite zerrissene Bois-Gletscher, dessen oberer Theil, das Eismeer, wir von keinem andern Punkte der Gegend so vollständig wie hier und in so imponirender Schönheit überschauen. Dann folgen weiter links die Aiguilles d'Argentières mit ihren schönen Gletschern, die Aiguille de Chardonnez, der Tour-Gletscher mit der Felsnadel gleichen Namens und endlich ganz in der Ferne erblicken wir noch die Einsattlung des Col de Balme, an der wir in das Thal von Chamounix hinabstiegen.

Während die Flégère wohl von allen Touristen besucht wird, pflegen nur die rüstigeren, jüngeren derselben die Wanderung auf den Mont Brevent zu unternehmen, der ebenfalls auf der rechten Thalseite, aber weiter thalabwärts gegen les Ouches hin bis zu 8500 Fuß Meereshöhe aufsteigt. Schon auf den Alpen von Planpraz bietet sich ein herrlicher Blick auf das Thal und den gegenüberliegenden Gebirgskönig Montblanc, aber erhabner ist doch der Blick vom mit Granitblöcken bedeckten Gipfel des Brevent, zu dem wir über Geröll, Schneefelder und Gesteinsbrocken und durch eine enge kaminartige Schlucht emporsteigen. Von Zeit zu Zeit finden wir auf unsrem Wege, wenn das Geschick günstig ist, den seltsamen und interessanten rothen Schnee, dessen Geheimniß die Naturforscher uns enthüllt haben. Nun sind wir droben und überschauen das ganze Thal mit allen Gebirgen, die es jenseit der Arve einfassen, vor allem aber den Montblanc, der sich in seiner ganzen Pracht und mit allen den zahllosen Felsen und Klippen, Firnfeldern und Gletschern, Klüften und Spalten seiner ganzen nordwestlichen Seite darstellt.

Nachdem wir zwei Höhen der rechten Thalseite bestiegen, wenden wir uns auf die linke hinüber und suchen zuerst den grünen Hügel des Chapeau auf, das Ziel der Wanderung derjenigen, welchen große Kräfte mangeln oder die durch Anstrengungen nicht gern Naturgenüsse erkaufen. Er liegt am Fuße der Aiguille de Bouchard, westlich vom Bois-Gletscher und wird von Les Tines aus erstiegen, von wo aus ein schmaler Saumpfad nach Dorf Lavagne und darauf an der Seite des Gletschers hin auf die Höhe führt. Der größte Reiz des großartigen Blickes liegt in dem Gletscher, der unmittelbar am Fels lagert und, furchtbar geborsten und zerrissen, unzählige durch schmale Gräte verbundene Eispyramiden emporstreckt. Oft hört man hier sein Krachen und knallendes Zerspalten, nicht selten

brechen auch die Eispyramiden und Eisnadeln donnernd zusammen und zu bestimmten Zeiten, namentlich im Frühjahr grollt das dumpfe Rollen der Lawinen. Doch nicht der Blick auf den hoch empor zum Géant steigenden Gletscher allein ist von Reiz und imposant, auch die Aussicht thalaufwärts und thalabwärts auf die zahllosen Spitzen und Nadeln der Montblanckette und die Berge und Felsen der Aiguilles Rouges und des Brevent lohnt überreichlich die lohnende Wanderung. Dann und wann pflegt wohl ein kühner Fußgänger von hier aus über den Gletscher nach dem Montanvert zu gehen, aber der Weg ist beschwerlich und selbst unter Leitung eines gewitzten Führers nicht selten gefährlich.

Dagegen kann man im Heimweg nach Prieuré die Arveyron-Quelle ohne Mühe besuchen. Von Les Tines aus wendet man sich nämlich nach dem Weiler Bois, in dessen Nähe eine alte mit Tannen überwachsene Moräne, bis wohin einst viele Jahrhunderte hindurch der Bois-Gletscher reichte, liegt. Im Winter, wenn Eis und Schnee nicht schmelzen, ist von dem Arveyron, dem Ausfluß des Bois-Gletschers, nichts vorhanden, im Frühjahr und Sommer aber dringen die Eiswasser durch die zahlreichen Schründe und Spalten herunter auf den Thalboden, auf dem der Gletscher ruht, und bis an seinen Ausgang, dem sie als ein wasserreicher trüber Bach entströmen. Dann bildet sich ein mächtiges Eisthor, oft vierzig, oft bis 50 Fuß hoch, wie es auch bei andern Gletschern, aber nirgends so schön als hier vorkommt; weiß ist die äußerste Wölbung, nach Innen zu aber schimmern die Spalten und Sprünge prächtig blau und immer dunkler blau, je weiter sie von der Oeffnung entfernt sind, bis ganz im Hintergrunde trübe schwarze Nacht über dem brausenden Bach lagert. Wer es versuchen will, in die Wölbung hineinzutreten, kann es thun, aber er wagt dabei namentlich an heißen Tagen das Leben, denn von Zeit zu Zeit stürzen Eismassen, welche sich durch Abschmelzen losgerissen haben, von der Wölbung herab. Im Jahre 1797 wurden drei junge Genfer, welche eine Pistole losgeschossen hatten, von herabfallenden Eisstücken erschlagen.

Höher, aber kaum viel interessanter als der Chapeau, liegt der Montanvert am Ausläufer der Aiguille de Charmoz in 5900 Fuß Meereshöhe gerade über dem Bois-Gletscher. Durch Nadelwald und über Bergschutt steigen wir von Prieuré aus bis zur Fontaine des Caillets, wo sich ein schöner Blick auf das Thal bietet, und wenden uns darauf in das Thal des Arveyron, der in der Tiefe braust. Bald darauf sehen wir den Gletscher vor uns, der hier Mer de Glace genannt wird, zwischen der finstern Aiguille de Charmoz und der röthlichen Aiguille du Dru sich hindurchzwängt, und aus den breiten und höher gelegenen Gletschern und Firnmulden entsteht. Das Mer de Glace selbst ist eine halbe Stunde breit und eine gewaltige Eismasse, die einen überwältigenden Eindruck macht, sobald man zu dem Gletscher hinabsteigt und seine riesigen Eis-

höhen und Gründe überschaut. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts baute sich hier ein Engländer Blaire ein Häuschen zum Sommeraufenthalt und im Jahre 1789 ließ der französische Resident zu Genf, Herr Desportes, ein kleines Gebäude, das er der Natur widmete, errichten; nachdem aber beide verfallen, entstand das gegenwärtige Haus, der Pavillon du Montanvert, von dem aus wir die zahlreichen Gipfel dieses Theils der Montblanc-Kette und die jenseitigen Gebirge überschauen. Tiefer abwärts befindet sich der Stein der Engländer, eine Granittafel, welche die Namen der ersten Besucher des Chamounix, der Engländer Windham und Pocock, den Reisenden in Erinnerung bringt.

Von hohem Interesse ist der Gang von Montanvert nach dem Jardin, aber nur wer schwere Anstrengungen nicht scheut, kann ihn zurücklegen und außerdem erfordert er einen vollen Tag und, wenn man Morgens von dem Montanvert ausgeht und am Abend nach Chamounix zurückkehrt, einen Marsch von 15 Stunden. Nachdem man auf schmalem Felsenpfad lange am Fuß der Aiguille de Charmoz fortgeschritten und endlich steil zum Gletscher hinabgestiegen, geht man an mächtigen Eisschründen und Trichtern, in deren Tiefe der Gletscherbach rauscht, das ganze Mer de Glace überschreitend nach dem Couvercle hinüber, von dem die Gletscher Lechaud und Talèfre zusammentreffen. Nachdem man den ersteren kurze Zeit verfolgt, erreicht man das untere Ende des Talèfre, der furchtbar zerklüftete, wild durcheinander geworfene Eispyramiden zeigt, steigt nun den Felsen des Couvercle hinauf, was mit Mühe und in einer schmalen Kluft, fast kriechend geschieht, und kommt endlich über einige Grasflecken und den ebeneren Theil des Talèfre-Gletscher nach dem Jardin oder Courtil. Das ist eine Art Oase im Eismeer, eine dreieckige Felseninsel, die mit herrlichem grünem Rasenteppich überdeckt und mit schönen und seltenen Alpenpflanzen bewachsen und rund um stundenweit von Eis umschlossen ist. Im Juli weidet hier Vieh, das mühsam und unter großen Gefahren über das Eismeer zur fruchtbaren Weide geführt wird und hier mehrere Wochen bleibt. Der Anblick der Gletscher und Gebirge vom Jardin aus ist eben so wild, als imposant und originell. Den Rückweg kann man unter Vermeidung der Kluft les Egralets machen, indem man vom Talèfre-Gletscher steil auf den Gletscher Lechaud hinabsteigt, wiederum das Eismeer überschreitet und vom Fuß der Charmoz-Nadel nach Montanvert zurückkehrt. Von hier aus lassen sich auch noch andere ebenso interessante, als schwierige und beschwerliche Gletschertouren machen, zum Beispiel nach dem Glacier du Pélérin und von dort am Rande des Bossons-Gletschers hinab nach Chamounix. Schöne-Gletscherpartien reihen sich hier an prächtige Blicke auf das Gebirge und den Thalgrund.

Bequemer und ebenfalls recht hübsch ist der Gang vom Chamounix aus in dieselbe Gegend, nämlich zum Pélérin-Gletscher und seinen einst schönen Wasserfällen. Der Gletscher senkt sich von der Aiguille du Midi herab und ist wild

zerrissen und zerklüftet; aus ihm strömt ein kleiner Gletscherbach, der in einst geschlossenem Wasserstrahl schnell über eine Felsenplatte hinabstürzte, auf eine schiefe Felsenplatte aufschlug und von derselben im Bogen emporsteigend in die Tiefe brauste. Seit indeß die Felsenplatte zertrümmert ward, hat er viel verloren. Ein anderer näher nach Chamounix gelegener Wasserfall ist die Kaskade du Dard. Eine dritte oft gemachte Promenade am Montblanc ist die zum Bossons-Gletscher, der zwischen der eigentlichen Montblanc-Spitze und dem Dôme du Gouté entsteht und in geschlossener, kaum geborstener Masse und wenig geneigt thalabwärts zieht. Erst sein unterer Theil stürzt steil ab; hier brechen die Eismassen und fallen sie wild durcheinander, helle durchsichtige Eisnadeln von 40 bis 50 Fuß Höhe richten sich bald auf, bald sinken sie hin und es bilden sich die seltsamen und schönsten Gruppen von Eisstücken und Eisspitzen, um bald wieder zu verschwinden und andern Platz zu machen. Größer als die jedes anderen Montblanc-Gletschers ist die Frontmoräne, aus der die Touristen ächten Montblanc-Granit zu sammeln pflegen.

Da das Thal von Chamounix unserer Aufgabe nur nahe liegt, aber nicht eigentlich in sie hineinfällt, so müssen wir es unterlassen, die große Tour um den Montblanc, die Wanderung über den Col de Voza, Col de Bonhomme, Col de la Seigne und Col de Ferrex und durch das Val d'Entremont, die wir zum Theil schon berührt haben oder noch berühren werden, eingehend zu schildern. Wer indeß alle Reize des Montblanc und des ihm unterthänigen Gebiets genießen will, wird sie in fünf oder sechs Tagen nicht zu schwer, wenn auch mit einigen Anstrengungen, zurücklegen. Auch die Besteigung des Bergmonarchen selbst, des höchsten europäischen Berggipfels, müssen wir unberührt lassen; wer sie schildern wollte, müßte die Tour selbst gemacht haben und an eigene Wahrnehmungen anknüpfen können. Gewöhnlich dauert sie drei Tage und ist zwar kostspielig, keineswegs aber so gefährlich, als sie im vorigen Jahundert, in dem nur zwei Besteigungen durchgeführt wurden, den ersten noch nicht wegeskundigen Montblanc-Wanderern Paccard und Saussure erschien. Jährlich finden jetzt oft drei und vier Montblanc-Ersteigungen, meist durch Schweizer und Engländer, statt; natürlich dürfen sie nur kräftige, ganz schwindelfreie und muthige Touristen unternehmen und oft mißglücken sie, wenn das Wetter schnell sich ändert, wenn Gewitter, Regenschauer oder Nebel hereinbrechen. Die Aussicht von der höchsten Spitze, der Bosse de Dromedaire, lohnt die Anstrengungen nicht; obwohl man bei gutem Wetter und ganz klarer Luft die ganzen Schweizeralpen, das Appeninen-Gebirge und die Meeralpen überblickt, erhält man doch kein großartiges Bild, weil alle Berge entweder zu entfernt sind oder, weil sie tief unter der Spitze liegen, als niedrige Höhen und Rücken erscheinen. Nicht viel weniger schwierig als diese Besteigung ist der Besuch des Col de Géant; achtzehn Stunden dauert die Wanderung über Eis, Schnee und Geröll. Dabei ist sie auch gefährlich und im Jahre 1861 ver-



Nach Photographie arrangirt v. P. Weber

Fr. Müller sculp.

CHAMOUNY UND DER MONT BLANC.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

zerrissen und zerklüftet; aus ihm strömt ein kleiner Gletscherbach, der in einst geschlossenem Wasserstrahl schnell über eine Felsenplatte hinabstürzte, auf eine schiefe Felsenplatte aufschlug und von derselben im Bogen emporsteigend in die Tiefe brauste. Seit indeß die Felsenplatte zertrümmert ward, hat er viel verloren. Ein anderer näher nach Chamounix gelegener Wasserfall ist die Kaskade du Dard. Eine dritte oft gemachte Promenade am Montblanc ist die zum Bossons-Gletscher, der zwischen der eigentlichen Montblanc-Spitze und dem Dôme du Gouté entsteht und in geschlossener, kaum geborstener Masse und wenig geneigt thalabwärts zieht. Erst sein unterer Theil stürzt steil ab; hier brechen die Eismassen und fallen sie wild durcheinander, helle durchsichtige Eisnadeln von 40 bis 50 Fuß Höhe richten sich bald auf, bald sinken sie hin und es bilden sich die seltsamen und schönsten Gruppen von Eisstücken und Eisspitzen, um bald wieder zu verschwinden und andern Platz zu machen. Größer als die jedes anderen Montblanc-Gletschers ist die Frontmoräne, aus der die Touristen ächten Montblanc-Granit zu sammeln pflegen.

Da das Thal von Chamounix unserer Aufgabe nur nahe liegt, aber nicht eigentlich in sie hineinfällt, so müssen wir es unterlassen, die große Tour um den Montblanc, die Wanderung über den Col de Voza, Col de Bonhomme, Col de la Seigne und Col de Ferrex und durch das Val d'Entremont, die wir zum Theil schon berührt haben oder noch berühren werden, eingehend zu schildern. Wer indeß alle Reize des Montblanc und des ihm unterthänigen Gebiets genießen will, wird sie in fünf oder sechs Tagen nicht zu schwer, wenn auch mit einigen Anstrengungen, zurücklegen. Auch die Besteigung des Bergmonarchen selbst, des höchsten europäischen Berggipfels, müssen wir unberührt lassen; wer sie schildern wollte, müßte die Tour selbst gemacht haben und an eigene Wahrnehmungen anknüpfen können. Gewöhnlich dauert sie drei Tage und ist zwar kostspielig, keineswegs aber so gefährlich, als sie im vorigen Jahundert, in dem nur zwei Besteigungen durchgeführt wurden, den ersten noch nicht wegeskundigen Montblanc-Wanderern Paccard und Saussure erschien. Jährlich finden jetzt oft drei und vier Montblanc-Ersteigungen, meist durch Schweizer und Engländer, statt; natürlich dürfen sie nur kräftige, ganz schwindelfreie und muthige Touristen unternehmen und oft mißglücken sie, wenn das Wetter schnell sich ändert, wenn Gewitter, Regenschauer oder Nebel hereinbrechen. Die Aussicht von der höchsten Spitze, der Bosse de Dromedaire, lohnt die Anstrengungen nicht; obwohl man bei gutem Wetter und ganz klarer Luft die ganzen Schweizeralpen, das Appeninen-Gebirge und die Meeralpen überblickt, erhält man doch kein großartiges Bild, weil alle Berge entweder zu entfernt sind oder, weil sie tief unter der Spitze liegen, als niedrige Höhen und Rücken erscheinen. Nicht viel weniger schwierig als diese Besteigung ist der Besuch des Col de Géant; achtzehn Stunden dauert die Wanderung über Eis, Schnee und Geröll. Dabei ist sie auch gefährlich und im Jahre 1861 ver-



Nach Photographie arrangirt v. P. Weber.

Fr. Müller sculp.t

CHAMOUNY UND DER MONT BLANC.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

unglückten beim Hinabsteigen vom Col nach Courmajeur drei junge Engländer mit ihren Führern.

Wir könnten hier Chamounix abschließen, aber wir erwähnen doch noch, weil wir früher schon von ihr gesprochen, der Wanderung von Les Ouches im Thal von Chamounix nach St. Gervais über den Col de Voza und Col de Forclaz. Der letztere steigt zuerst durch schönen Lärchen- und Tannenwald steil auf, wir gelangen dann über fruchtbare Weiden auf die Höhe des Col de Forclaz, auf dem sich eine wirklich herrliche Aussicht auf das Thal der Arve, die Ortschaften Passy und Sallenches, die Berge ringsumher und namentlich den mächtigen Buet, die Pointe de Sales, den Rocher de Fiz und die Aiguille de Varens bietet. Der Weg hinab nach St. Gervais bietet fast nur Blicke in den Thalgrund. Interessanter ist der Rückweg über Bionnay, am Abflusse des Bionnassay-Gletscher, den man in seiner ganzen Ausdehnung übersieht, hinauf nach Dorf Bionnassay und von dort steil aufwärts zum Col de Voza, von wo ab der Weg im Zickzack nach les Ouches herunter führt. Die Aussicht auf die Höhe beim Pavillon de Bellevue am Mont Lachaz ist prachtvoll; sie umfaßt das Chamounix und den westlichen Theil der Montblanc-Gruppe, in der außer der höchsten Spitze Aiguille du Gouté und Dôme du Gouté hervorragen.

Nachdem wir in den wunderbaren und viel bewunderten Reizen des Arvethals geschwelgt, sind wir ins Walliser Land nach Martigny zurückgekehrt, um von dort noch einige andere Wanderungen zu machen, von denen die eine hohes historisches Interesse bietet, die anderen vorzugsweise durch landschaftliche Schönheiten anziehen. Leider müssen wir, da der Raum gebricht, unsere Schilderungen abkürzen. Zuerst wenden wir uns dem Col de Ferrex zu, über welchen ein Saumweg nach Courmajeur in Savoyen leitet. Wir verfolgen zunächst die Straße nach dem großen St. Bernhard, welche wir bald zu beschreiben versuchen, fast 3½ Stunde bis nach Orsières, wenden uns dort in das angenehme Val Ferrex, welches die Dranse de Ferrex durchströmt, und erreichen nach einer Stunde Issert, den Hauptort des Thalgeländes. Mit jedem Schritt rücken wir nun dem Hochgebirge und seinen Gletschern näher. Nachdem wir noch einige Weiler durchschritten, steigen wir schneller empor. Jenseits des Baches laufen die Gletscher von Ornex, Saleinoz und Portalet, die von der Aiguille du Tour aus herkommen. Jetzt betreten wir die Alpen wieder und kommen nun zu den Gletschern in die Nähe des Col, von denen der eine, welcher eine ungeheure Moräne abgesetzt hat, augenscheinlich einst weit tiefer in das Thal hinabreichte. Er soll sich sogar in

alter grauer Zeit durch das ganze untere Rhonethal bis an den Jura erstreckt und auf seinem Wege die zahlreichen erratischen Blöcke abgelagert haben, deren Gestein mit dem der Felsnadeln im Osten des Montblanc übereinstimmt. Steil aufwärts wandernd erreichen wir bald den Col de Ferrex. Hier erwartet uns eine prachtvolle Aussicht. Zwar der eigentliche Montblanc ist verdeckt, aber wir erblicken die gewaltigen Felsberge, welche ihn umstehen, und namentlich die kolossalen Massen des Géant und der Grande Jorasse. Zwischen den riesigen Rippen des Gebirges liegen die zahlreichen Gletscher. Sehr schön erscheint südwärts vom Géant der Mont Pétéret, gleich einem Kirchendach, welches gothische Spitzen zieren. Rückwärts gegen Norden übersehen wir das wallisische Ferrexthal und fern über die nahen Berge hinwegschauend einzelne Gipfel der Berner Hochalpen, im Süden aber streckt sich das savoyische Val Ferrex, in dem sich der Silberfaden des Baches bemerkbar macht, hin. Fast die ganze Allée blanche und ihre Gletscher bieten sich unserem Auge. Mühsam steigen wir abwärts; dort liegt der Mont Dolent-Gletscher, da der Mont Ru, dort der Gletscher von Triolet, an dem Mont des Eboulements liegt. Im Jahre 1721 stieg der Gletscher plötzlich herab und verschüttete die Sennhütten. Jetzt kommen wir zu kleinen Weilern, aber noch immer zeigen sich neue Gletscher und auch der Monarch des Gebirges, der Montblanc, läßt sich sehen. Der Weg bleibt rauh, führt aber immer mehr abwärts im Gebirgsthal und mehr und mehr kräftigt sich der kleine Thalbach. Die Gletscher hängen nun hoch an den Bergen und nur ihre Schmelzwasser stürzen abwärts. Plötzlich wendet sich der Weg südabwärts, da wo ein anderer Bach aus Westen kommend mündet; in weniger als einer Stunde sind wir in Courmajeur.

Wichtiger, wenn auch landschaftlich nicht ausgezeichnet, ist die Wanderung über den großen St. Bernhard. Durch eine schöne Allee wandern wir nach Bourg-Martigny, überschreiten die Dranse und gehen am linken Bord des brausenden Stroms über enge Weiler nach Bovernier, das bei dem großen Unglück von 1818 durch einen Felsvorsprung gerettet ward. Nachdem wir von neuem die Dranse überschritten, treten wir in die in den Felsen gesprengte Gallerie Monnaye, deren Ausgang ein altes Trappisten-Kloster zu bewachen scheint. Bald darauf folgt Sembranchier am Fuß des Zuckerhuts oder Mont Catogne, geschichtlich bekannt durch eine nicht kleine Zahl von Hexenprocessen. Einst stand hier eine Veste, St. Jean genannt, welche so umfangreich und wohleingerichtet war, daß sie 1444 Kaiser Sigismund mit einem Gefolge von 800 Rittern aufzunehmen vermochte. Eng mögen freilich die Herren untergebracht gewesen sein. Der Ort litt sehr durch die Franzosen, als sie den Uebergang über den St. Bernhard durch Napoleon Bonaparte durchführten, 1818 durch die Fluthen der Dranse. Bei ihm vereinigen sich die beiden Hauptarme des Thalstroms und anmuthig sind der

Thalkessel und die ihn umgebenden Höhen. Die Straße überschreitet nun wiederholt den Strom, hält sich aber doch vorzugsweise auf dem linken Bord und kommt nach etwa einer Stunde nach dem Flecken Orsières, einem alten Orte, der in anmuthiger, malerischer Gegend gelegen ist. Hier läuft das Val Ferrex in das Val Entremont aus. Auf einem Hügel stehen die Trümmer der zerstörten Burg Chatelard. In der Nähe liegt das kleine Champé-Thal mit seinem romantischen See. Er hat nur eine halbe Stunde im Umfang und ist von länglich runder Gestalt und ganz von Granitfelsen umgeben; eine kleine mit Tannen bewachsene Insel scheint auf ihm zu schwimmen. Seit alter Zeit steht das Seelein im Ruf, daß es die ganze Gegend mit fürchterlichen Stürmen und Ungewittern bedrohe; seine Umgebung gilt als Versammlungsort der Hexen, welche früher auf Befehl ihres höllischen Gebieters den Wasserspiegel mit weißen Stäbchen zu schlagen pflegten und dadurch fürchterliche Gewitter hervorriefen, die die Thäler von Ferrex und Entremont bis an die Rhone hinab verwüsteten. Schon mehrmals fand man am Seebord römische Münzen, die schwerlich zufällig dort hingekommen sind, und vermuthet deshalb, daß hier einst römisch keltischer Wasserkultus, bei dem Geldstücke geopfert zu werden pflegten, stattfand.

Oberhalb Orsières wird die Gegend wilder und rauher; der Weg, der hübsche Blicke auf den mächtigen Mont Velan und auf Orsières bietet, zieht sich nun am Fuß des Six blanc und des Mont brulé nach Liddes, einem von fleißigen Menschen bewohnten und in engem, aber gut angebautem und wiesenreichem Thal liegendem Dorf und von dort nach Bourg St. Pierre, einem unsauberen Ort, dessen Kirche aus dem eilften Jahrhundert stammt. Ein römischer Meilenstein, errichtet unter Constantin dem Großen, ist an der Mauer neben der Kirche eingemauert. Leider ist ein anderes Denkmal zerstört worden, eine lateinische Inschrift, welche von Hugo, Bischof von Genf, im eilften Jahrhundert zur Erinnerung an die Gräuel, welche die Saracenen in dieser Gegend verübt hatten, errichtet worden war. Die Saracenen waren nämlich im zehnten Jahrhundert vom mittelländischen Meere bis hierher vorgedrungen, hatten sich auf dem großen St. Bernhard festgesetzt, plünderten die Reisenden und Pilger und drangen durch das Rhonethal bis ins Waadland vor. Noch erinnern mehrere Namen an sie, z. B. die Schlucht Sarra. Der Inschriftstein liegt zwar noch auf der Schwelle der Kirche, die Inschrift aber ist ausgelöscht.

Jenseits St. Pierre überschreitet der Weg eine tiefe Schlucht, in der der Valsorey-Bach, der aus dem Val Sorey und dessen Gletscher entströmt, einen hübschen Wasserfall macht, und zieht sich nun auf der rechten Thalseite am Fuß des Mont Velan sanft empor. Die neue Straße ist gut gemacht und liegt hoch über dem Thalstrom, führt an mehreren malerischen Punkten vorüber und durch den Engpaß von Cherrayre, worauf wir die Weiden von Prouz betreten.

Auf dieselben fließen vom Mont Velan, der das Thal zu verschließen scheint, mehrere Gletscher herab. Ein wilder Engpaß, Defilé de Marengo, erwartet uns; die Gegend wird nun rauh und öde, wir treten in das Todtenthal und berühren das ehemalige Todtenhaus, in dem man die unbekannten Todten niederzulegen pflegte und das jetzt nur noch ein Beinhaus ist, und ein kleines Zufluchtshaus, kommen über die Nudribrücke und erreichen endlich durch eine fast regelmäßig mit Schneelagern versehene Schlucht das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard.

Bevor wir das Hospiz selbst schildern, müssen wir zunächst noch von der uralten Straße über den hohen St. Bernhard, die einst hochberühmt war, sprechen. Daß die Straße eine uralte ist, ist gewiß; sie war sogar wahrscheinlich die einzige, welche in der ältesten Zeit aus dem Rhonethal hinüber in die Gebiete jenseits der Alpen leitete. Auf der Höhe befand sich eine Kultstätte der keltischen Veragrer, die einem keltischen Gotte, welchen die Römer später Poeninus oder Jupiter Poeninus nannten, geweiht war. Nach Livius drangen im Jahre 390 vor Christo Lingonier und Boyer über den Bernhard nach Italien. Daß Hannibal hier die Alpen überschritt, ist bestritten und wie es scheint mit vollem Recht. Später zu Caesar's Zeit zogen gallische und italische Kaufleute oft mit kostbaren Waaren den Weg, aber schon Caesar erkannte die Wichtigkeit der Straße und suchte sie in seine Hand zu bringen. Unter Augustus wurde der Alpenpaß wirklich von den Römern mit Gewalt in Besitz genommen, indem man die Alpenbewohner überwand und größtentheils als Sclaven verkaufte. Nun fanden auch bedeutende Verbesserungen und Umgestaltungen der bisher einfachen Straße, welche jetzt ein Theil der großen römischen Militärstraße von Mailand nach Mainz ward, aber doch immer ein Saumweg blieb, statt. Jahrhunderte konnte sie fast unverändert genügen, nur Constantin der Große scheint noch mehrere Verbesserungen vorgenommen und sie mit Meilensteinen besetzt zu haben. Auch im Mittelalter ward sie vielfach gebraucht und zwar nicht nur als Handels-, sondern auch als Heerstraße; so betraten sie 547 die Longobarden, später Karl der Große und noch später häufig größere und kleinere Truppenmassen der Deutschen, (z. B. ein Theil des Heeres von Friedrich Barbarossa mit Berchthold von Zähringen) Burgunder u. s. w. Daß die Saracenen sich im zehnten Jahrhundert hier festsetzten, haben wir bereits erwähnt. Noch am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts war die alte römische Straße die einzige gangbare Straße über den Berg. Deshalb mußte auch Napoleon Bonaparte sie benutzen, als er an den Tagen vom 15. bis 21. Mai 1800 eine französische Armee aus dem Rhonethal über den St. Bernhard führte und dadurch den folgenreichen Sieg von Marengo ermöglichte. Da die Straße viele steile und schmale Strecken hatte und nicht selten schwindelerregende Partien bot, so war der Marsch selbst der Infanterie nicht ohne große Schwierigkeiten und Gefahren. Fast unmöglich aber schien der Transport der Munition

und der Kanonen, aber man kam doch damit zu Stande, indem man die Geschütze von den Lafetten nahm, auf Schlitten legte und durch Menschen fortziehen ließ, die man durch Drohungen und Belohnungen zu ungeheuren Anstrengungen anregte. Die neue Straße weicht von der alten wesentlich ab und ist, auch wo sie nicht mehr Fahrweg sondern nur Saumweg ist, beträchtlich breiter und bequemer, ihr verdankt man es, daß auch in der kalten Jahreszeit Unglücksfälle auf der Höhe viel seltener vorkommen, als am Anfange dieses Jahrhunderts.

Das Hospiz des Großen St. Bernhard liegt auf der Nordseite des Berges auf einem Plateau bei einem düstern Alpensee und in der Nähe des Uebergangs aus Entremont nach Etroubles und der Grenze von Wallis gegen Piemont. Es verdankt dasselbe seine erste Gründung im Jahre 962 dem heiligen Bernhard von Menthon, dem Gliede einer angesehenen Familie Savoyens; indeß scheinen einige ähnliche kleine Ansiedelungen schon 832 vorhanden gewesen zu sein, welche, unter Kaiser Adolph 890 zerstört, durch Bernhard wieder hergestellt wurden. Die Documente über seine älteste Geschichte sind in zwei Feuersbrünsten zerstört worden. Das jetzige Gebäude stammt aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, das obere Stockwerk aber aus dem Jahre 1822. Zu ebener Erde sind die Ställe und Magazine, im ersten Stock der Speisesaal, die Schlafzellen für die armen Reisenden und die Küche, im zweiten Stock dagegen die Zimmer für die zwölf Augustiner Chorherren, welche mit dienenden Brüdern das Hospiz verwalten, und die Schlafstätten für die Reisenden. In der Vorhalle befindet sich eine schwarze Marmortafel mit der Inschrift: „Napoleoni I Francor. Imperatori semper Augusto, reipublicae Valesianae restauratori semper optimo, Aegyptiaco et Italico semper invicto, in monte Jovis et Sempronii semper memorando Respublica Valesiae grata. II Debris. 1804.“ Einen eigenthümlichen Eindruck macht die häufige Wiederholung des Wortes „semper“, wenn man sich daran erinnert, wie lange Napoleon noch die Republik Wallis bestehen ließ, wie lange er noch unbesiegt und Kaiser blieb und wie bald er in Wallis schwer gehaßt wurde. In dem Speisesaal finden sich hübsche Zeichnungen und Kupferstiche, und sogar ein Piano, in einem Nebenzimmer eine Sammlung von Pflanzen, Insekten und Alterthümern, (namentlich Votivtafeln, Götterbilder, eine sehr schöne und berühmte Votivhand.) In einer Kapelle zur Linken steht das von Napoleon gestiftete Denkmal des Generals Desaix, der in der Schlacht von Marengo fiel und hier bestattet ward. Es stellt den Tod des tapfern Generals in der Schlacht selbst dar.

Das Hospiz hat die Verpflichtung, die Reisenden unentgeldlich zu verpflegen und kommt derselben mit der größten Liberalität nach. Alljährlich werden 16 — 20000 Menschen mit einem Kostenaufwand von 80000 Franken beherbergt und genährt. Die nöthigen Mittel kommen vorzugsweise aus Kapital-Vermögen und Geschenken, und auch aus den Gaben der vermögenden Reisenden, welche natürlich

nicht auf die ausgedehnte Gastlichkeit des Hospiz Anspruch machen mögen, sondern die Kosten ihrer Zehrung durch einen möglichst hohen freiwilligen Beitrag zu decken suchen. Was man an Speisen und Getränken unter den obwaltenden Verhältnissen erwarten kann, wird gern geboten, namentlich Kaffee, Liqueur, Wein und dergleichen. Die gute und reichliche Tafel ist gemeinschaftlich für Gäste und Chorherren, und zeichnet sich durch sehr lebendige Unterhaltung aus, was freilich nicht auffallen kann, da hier französische Sprache und französischer Geist herrschen. Die Zahl der Betten beträgt 80. Frauen logieren in dem gegenüberliegenden Häuschen, Dependanz St. Louis genannt. Die Kongregation der Chorherren, welcher das Hospiz überwiesen ist, besteht aus vierzig Mitgliedern, ein Theil derselben sitzt indeß auf Pfründen und ein anderer befindet sich in dem Hospiz auf dem Simplon, das von dem Bernhard-Hospiz abhängig ist. Eine Merkwürdigkeit des Hospiz sind die Bernhardiner Hunde, die in reiner Race nicht mehr vorhanden sind. Sie begleiten die dienenden Brüder (Maronniers), welche im Verein mit den jüngeren Chorherren bei schlechtem Wetter, Schneefall und Schneetreiben und wenn sonst Gefahr droht auf beiden Seiten des Passes die kommenden Fremden aufsuchen und sie, wenn sie verirrt und verunglückt sind, zu retten suchen. Die Hunde leisten dabei oft außerordentliche Dienste, namentlich indem sie die verirrten und im Schneetreiben nicht sichtbaren Wanderer entdecken. Am meisten weiß man von dem schönen Hunde Barry zu erzählen, der, als er starb, als ein Exemplar der ächten Race ausgestopft ward und jetzt im zoologischen Museum zu Bern steht. Auch die jetzige Bastard-Race ist sehr gut verwendbar und wird von Liebhabern theuer bezahlt. Wie sich bei 7600 Fuß Meereshöhe erwarten läßt, liegt im Winter oft sehr hoch Schnee auf dem Paß und der Umgegend, zu manchen Zeiten soll er bis zu 40 Fuß Höhe, in der Regel aber nur 7 bis 9 Fuß ansteigen und im Ganzen jährlich etwa neun Monate, wenn auch nur an einigen tieferen Stellen, liegen bleiben. Im Sommer ist der Durchschnitt der Wärme bei 16 Grad Maximum 7 Grad, im Winter der Durchschnitt der Kälte bei 27 Grad Maximum 7½ Grad; dabei finden sich nur sehr wenige heitere Tage, während jeder vierte Tag mindestens ein Nebeltag ist. Im Allgemeinen ist nach Alexander von Humboldts Ausspruch die mittlere Temperatur des St. Bernhard der des Südcap von Spitzbergen gleich.

Der uns gebotene Raum gestattet uns nicht, auf die schon erwähnten Alterthümer, welche schon früher zahlreich waren und sich in den letzten zehn Jahren noch vermehrt haben und die zum Theil von hohem wissenschaftlichen Interesse sind, näher einzugehen; wer sich für sie interessirt, findet darüber ganz specielle Angaben in einer werthvollen Abhandlung der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich. Ebenso lassen wir uns auf den Tempel des Jupiter Poeninus nicht ein, der auf der italienischen Seite hinter dem See auf dem sogenannten

Plan des Jupiter gestanden und dem Berg den Namen Mons Jovis gegeben hat. Er war jedenfalls ein sehr geachtetes Heiligthum, an dem die Völker des Landes und namentlich die auf der Nordseite wohnhaften auch noch nach ihrer Unterjochung mit größter Liebe gehangen zu haben scheinen, und in dem sie in Noth, Elend und Krankheit sichere Hilfe erwarteten. Nahe dabei ist die Grenzsäule zwischen der Schweiz und Italien, an der vorüber wir in einen engen schluchtenartigen Weg und durch denselben in die weite Thalfläche von la Vacherie gelangen. Schöner als von allen minder tiefgelegenen Stellen blicken wir hier auf die umgebenden Berge, von denen der Zuckerhut (Pain de Sucre) durch seine originelle Form auffällt. Von hier aus könnten wir zum Col de Fenêtre und durch das Ferret-Thal zurück nach Martigny gelangen. Dann folgt das armselige und kleine Dörfchen St. Remy mit dem italienischen Paß- und Zollbureau und einem guten Wirthshause, in dem man sich kleine Wägelchen zur Fahrt nach Aosta beschaffen kann. Weiter zu wandern ist uns nicht gestattet; die schweizerische Grenze liegt bereits hinter uns und wenn auch der Süden mit seinen Reizen uns noch so sehr zu locken versucht; wir haben im Norden noch herrliche Alpengebiete, vor allem das Zermatt-Thal, den Simplonpaß und das obere Rhonethal zu durchwandern.

Vom großen St. Bernhard kehren wir zunächst nach Sembranchier zurück, wo wir lebhaft bedauern, daß wir nur einen flüchtigen Blick auf die Straße werfen können, welche in den Hintergrund des Bagnesthals und über den Col de Fenêtre nach Val Pellina führt. Es ist dies ein langer Weg, der eine gute Anzahl von Stunden über Eis und Schnee und über die Gletscher Durand und Otemma führt, aber dabei ganz gefahrlos ist und prachtvolle Natursceneen in reichem Wechsel und herrliche Blicke auf Gebirg und Thal bietet. Denn das Bagnes-Thal ist, obwohl es im Jahre 1818 am 16. Juli durch eine mächtige Wasserfluth entsetzlich verheert wurde, reizend und romantisch. Damals waren beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit vom Gétroz-Gletscher in großer Zahl mächtige Eisblöcke heruntergestürzt und hatten sich in dem engen Thalpaß gesammelt und aufgethürmt, so daß sie den Lauf des Schmelzwassers und der Quellen hemmten und einen 180 Fuß tiefen und $^3/_4$ Stunden langen See bildeten, der eine ungeheure Wassermasse ansammelte und täglich höher stieg. Endlich entschloß man sich auf den Rath eines tüchtigen Ingenieurs, durch das Eis einen Stollen zu brechen und so dem Wasser Abfluß zu verschaffen, und in der That gelang es, das Werk zu Ende zu bringen und den See sehr beträchtlich zu senken. Unglücklicher Weise gab aber

doch der 3000 Fuß dicke Eisdamm am 16. Juni, als fast die Gefahr verschwunden schien, dem Druck des Wassers nach und sofort ergoß sich eine gewaltige Wassermasse, die auf 530 Millionen Kubikfuß geschätzt ward, alles überfluthend und fortreißend mit rasender Schnelligkeit durch das Thal. In $1\frac{1}{2}$ Stunden hatte die Wassermasse bereits das 8 Stunden entfernte Martigny erreicht und bedeckte noch hier und weiter unten im Rhonethal bis an den Genfer See die Gelände mit Trümmern von Gebäuden, großen Eisblöcken, gewaltigen Felsstücken und einer kolossalen Menge Erde und Schutt. Vier und dreißig Menschen verloren bei dem Ereigniß das Leben und man berechnete den Schaden auf 1 Million Schweizerfranken, da 500 Gebäude und alle Brücken und Dämme zerstört wurden und an sehr vielen Stellen das fruchtbare Erdreich fortgeschwemmt ward. Aehnliche Unglücksfälle sollen schon im sechszehnten Jahrhundert vorgekommen sein und drohen noch häufig, haben aber bisher stets durch zweckmäßige Vorbeugungsmaßregeln abgewendet werden können. Natürlich sind aber die Spuren des Ereignisses von 1818 noch an sehr vielen Stellen deutlich sichtbar.

Von Sembranchier führt der Weg im Bagnesthal am südlichen Fuß des Levron hin und unweit des Dorfes Villette nach Chables, von wo aus man hübsche Fußpartieen machen kann, und durch eine fruchtbare Gegend nach Champser, in dessen Umgegend die Bergabhänge mit dunkler Waldung und grünen Alpen darüber bedeckt sind. An der Straße finden sich Mühlen mit horizontal sich umdrehenden Wasserrädern. Hierauf folgt Morgnes und das letzte Dorf des Thals, das unsaubere Lourtier, wo ein Führer dringend nothwendig wird, mag man nun über den Col de Severeu nach Liapey im Thal von Hérémence oder über den Col de Fenêtre gehen oder den aussichtreichen Mont Gelé besteigen wollen. Hinter dem Dorf ist die Gegend rauh und wild; der Weg steigt steiler empor, in einen engen Felsschlund stürzt sich die Dranse, kleinere Wasser fließen über den Weg und die letzten Obstbäume verschwinden. Hier und da zeigt sich ein Fall des Thalbachs, aber das Wasser ist trüb und bietet keinen anlockenden Anblick. Kleine Thalkessel wechseln mit Felsengen. Die Berge, welche stolz gen Himmel streben, zeichnen sich durch kühne und kräftige Linien aus. Links erhebt sich der Mont Pleureur, an dem der berüchtigte Gétroz-Gletscher, der Schrecken der Thalleute, lagert. Jetzt durchschreiten wir die enge Dranse-Schlucht und steigen dann hoch über den Fluß empor, indem wir auf unserem Wege hoch interessante Blicke genießen. In einem stillen einförmigen Thalgrunde wandern wir wieder zur Dranse hinab, überschreiten dieselbe und erreichen die Sennhütten von Torembec, hinter denen im letzten höchsten Theil des Thals der Gletscher von Brenney, welcher einst bis zur Thalsohle herabkam, und die Gletschergebiete des Mont Durand und des Otemma sichtbar werden. Der zweite dieser Gletscher, der Glacier du Mont Durand, welcher sich durch Größe und Schönheit auszeichnet, wird von uns schnell



L. Rohbock del. A. Fesca sculpt.

DAS HOSPIZ AUF DEM GROSSEN ST. BERNHARD.

(Wallis.)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] Eisdamm am 16. Juni, als fast die Gefahr verschwunden schien, dem Druck des Wassers nach und sofort ergoß sich eine gewaltige Wassermasse, die auf 530 Millionen Kubikfuß geschätzt ward, alles überfluthend und fortreißend mit rasender Schnelligkeit durch das Thal. In 1½ Stunden hatte die Wassermasse bereits das 8 Stunden entfernte Martigny erreicht und bedeckte noch hier und weiter unten im Rhonethal bis an den Genfer See die Gelände mit Trümmern von Gebäuden, großen Eisblöcken, gewaltigen Felsstücken und einer kolossalen Menge Erde und Schutt. Vier und dreißig Menschen verloren bei dem Ereigniß das Leben und man berechnete den Schaden auf 1 Million Schweizerfranken, da 500 Gebäude und alle Brücken und Dämme zerstört wurden und an sehr vielen Stellen das fruchtbare Erdreich fortgeschwemmt ward. Aehnliche Unglücksfälle sollen schon im sechzehnten Jahrhundert vorgekommen sein und drohen noch häufig, haben aber bisher stets durch zweckmäßige Vorbeugungsmaßregeln abgewendet werden können. Natürlich sind aber die Spuren des Ereignisses von 1818 noch an sehr vielen Stellen deutlich sichtbar.

Von Sembrancher führt der Weg im Bagnesthal am südlichen Fuß des Levron hin und unweit des Dorfes Villette nach Chables, von wo aus man hübsche Fußpartien machen kann, und durch eine fruchtbare Gegend nach Champsec, in dessen Umgegend die Bergabhänge mit dunkler Waldung und grünen Alpen darüber bedeckt sind. An der Straße finden sich Mühlen mit horizontal sich umdrehenden Wasserrädern. Hierauf folgt Morgnes und das letzte Dorf des Thals, das unsaubere Lourtier, wo ein Führer dringend nothwendig wird, mag man nun über den Col de Severeu nach Liappey im Thal von Hérémence oder über den Col de Fenêtre gehen oder den aussichtreichen Mont Gelé besteigen wollen. Hinter dem Dorf ist die Gegend rauh und wild, der Weg steigt steiler empor, in einen engen Felsschlund stürzt sich die Dranse; kleinere Wasser fließen über den Weg und die letzten Obstbäume verschwinden. Hier und da zeigt sich ein Fall des Thalbachs, aber das Wasser ist trüb und bietet keinen anlockenden Anblick. Kleine Thalkessel wechseln mit Felsengen. Die Berge, welche stolz gen Himmel streben, zeichnen sich durch kühne und kräftige Linien aus. Links erhebt sich der Mont Pleureur, an dem der berüchtigte Gétroz-Gletscher, der Schrecken der Thalleute, lagert. Jetzt durchschreiten wir die enge Dranse-Schlucht und steigen dann hoch über den Fluß empor, indem wir auf unserem Wege hoch interessante Blicke genießen. In einem stillen einförmigen Thalgrunde wandern wir wieder zur Dranse hinab, überschreiten dieselbe und erreichen die Sennhütten von Torembec, hinter denen im letzten höchsten Theil des Thals der Gletscher von Brenney, welcher einst bis zur Thalsohle herabkam, und die Gletschergebiete des Mont Durand und des Otemma sichtbar werden. Der zweite dieser Gletscher, der Glacier du Mont Durand, welcher sich durch Größe und Schönheit auszeichnet, wird von uns schnell



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

DAS HOSPIZ AUF DEM GROSSEN ST. BERNHARD.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

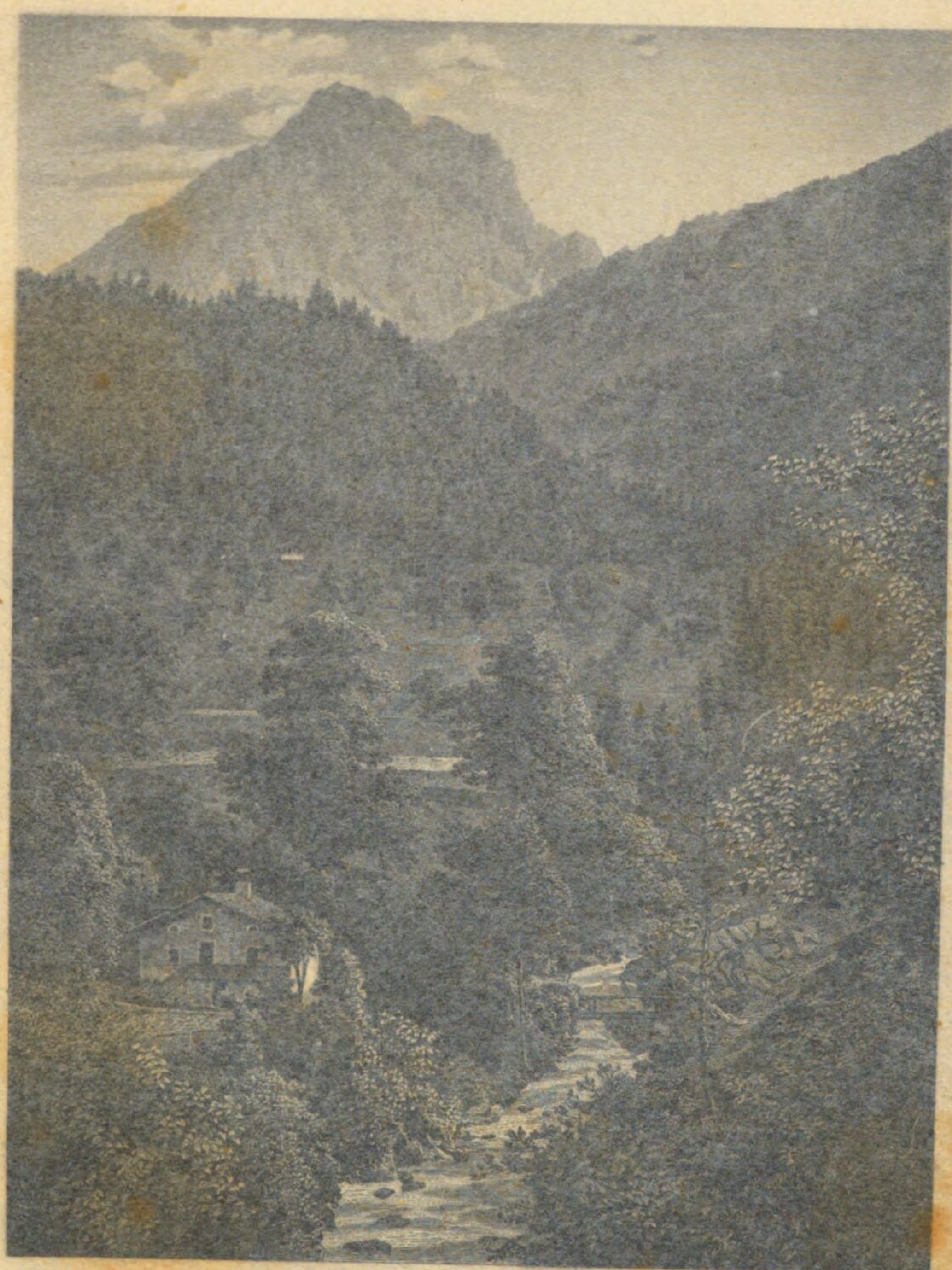
überschritten; dann kommen wir zum oberen Staffel von Chermontane am Fuß des Otemma=Gletschers, der den ganzen Thalhintergrund ausfüllt, und erfreuen uns eines großartigen Blickes auf den Otemma, der aus drei großen Gletscherarmen gebildet wird. An einem derselben steigen wir zum Col de Fenêtre (8600 Fuß über dem Meere) empor. Der umfassende Blick von der Paßhöhe ist zugleich imposant und wundervoll schön, vorzugsweise wenn man sich nach Süden wendet. Tief unten liegt von zackigen Felsenkämmen eingeschlossen in ruhiger Schönheit das abgelegene Val Ollomont, ein Nebenthal des Val Pellina. Im Hintergrunde steigen die grajischen Alpen jenseits Aosta und der prachtvolle Gletscher des Ruitor empor. Und im Nordost erhebt sich 13000 Fuß hoch der Combin, während im Südwest der schneebedeckte Mont Gélé sich als ein fast senkrechtes Berggebilde darstellt. Von der Paßhöhe haben wir vier Stunden bis Val Pellina, sieben Stunden bis Aosta zu wandern. Anfänglich ist der Weg zwar steil, aber tiefer unten wird er nicht nur bequemer und selbst fahrbar, sondern auch reizender und endet endlich in einer interessanten Gegend, die vollauf den südlichen Character trägt und mit allem, was der gebirgige Theil Norditaliens zu bieten vermag, reich geschmückt und gesegnet ist.

Nachdem wir lange im Gebirge geschweift und bis zu hohen, alpigen Bergpässen emporgestiegen, wandern wir wieder im Rhonethal in einer weniger interessanten, aber doch immer bemerkenswerthen Gegend. Die Straße ist schnurgerade; links von uns strömt in breitem Bett die Rhone, die oft zwar wenig Wasser besitzt, oft aber wild tobt und dann die Ufer zerreißt; die Thalsohle aber besteht zum Theil aus Sumpf, zum Theil erheben sich aus ihr kleine Inseln, welche mit Gebüsch gekrönt sind, oder gethürmte strauchlose und deshalb reizlose Haufen kleinerer und größerer Geschiebe. Die hohen und oft steilabsteigenden Thalhänge sind unten mit Wiesen, Aeckern, Baumgärten und Gehölzen bedeckt, höher hinauf ziehen sich Alpen und Wälder hin und hier und da läßt sich eine oder die andere Ortschaft erblicken, zu der oft ein stundenlanger steiler Weg hinaufleitet. Zuerst berühren wir Charaz, dann kommen wir an Saxon vorbei, das jetzt ein besuchtes Bad besitzt, vor wenigen Jahrzehnden aber kaum genannt ward. Die Quelle, welche sehr gerühmt worden ist, enthält Jod und Brom, aber oft nur in ganz geringen Quantitäten, ohne daß man die Ursache dieses ab und zu eintretenden Mangels an diesen wichtigen mineralischen Bestandtheilen bisher zu entdecken vermochte. Natürlich hat man, sobald sich Badegäste in größerer Zahl einfanden, für Unterhaltungen gesorgt, es giebt ein Casino, Lese= und Conversationssääle und auch Concerte und

Bälle sind eingerichtet worden, zugleich aber ein Institut, das sich in der Schweiz am wenigsten finden sollte, eine — Spielbank. Reizend sind manche Spaziergänge und Lustpartyien, die von Saxon aus gemacht zu werden pflegen, z. B. der Ritt auf die Pierre-à-voir, der Gang zu den Hammerwerken von Ardon, der Besuch der Umgegend von Martigny und die Wanderung in die verschiedenen oft wenig bekannten Seitenthälchen des Rhonethals.

Immer noch zieht die Straße nordostwärts, und wir kommen zuerst nach Riddes, dann die Rhone überschreitend nach dem kleinen St. Pierre und nun endlich durch ein freundliches Obstbaumwäldchen nach der Kornkammer des Wallis, dem auch weinreichen Ardon. Schon vor vielen Jahren wußten die Einwohner ihren köstlichen, goldgelben Wein, der an den Wein der Champagne erinnern soll, weithin auszuführen und theuer zu verkaufen. Hier streift die Straße den Fuß der Berge, berührt die Eisenwerke von Chemin und Chamoson, dessen sechseckige Pfarrkirche ein seltsames Gebäude abgiebt, und erreicht darauf Vetroz und die Flur von Conthey, beide bekannt durch ihre herrlichen und berühmten Weinberge. Von Conthey, in dessen Nähe in tiefem Bett oft wildtobend die schwarze Morge oder Morse fließt, führt ein interessanter Bergpfad nach Bex über den Col de Cheville. In der Ferne erblicken wir jetzt die Schlösser von Sitten, Tourbillon und Valeria. Auf hohen Felsen aufgebaut, obwohl nicht mehr glänzend wie früher, blicken sie stolz auf das Thal herab, dessen größte Schönheit sie hier bilden, und hinter ihnen erheben sich graue, finstere Berge mit schneebedeckten Kuppen und Gipfeln. Dreißig Minuten später sind wir in Sitten, dem Hauptort und Mittelpunkt des Wallis, der so oft schon seit der Zeit der Römer die Geschicke des ganzen obern Thallandes beeinflußte und entschied, aber auch stets mit den übrigen Ortschaften in engster freundschaftlicher Verbindung sich zu halten verstand.

Bevor wir Sitten selbst betreten, müssen wir noch einige wenige Worte über die Nordseite des Rhonethals sagen, die wir wenig und erst ganz zuletzt berührt haben, und über den Paß des Col de Cheville, dessen waadtländische Seite wir bereits kennen. Unmittelbar hinter den mächtigen Wällen der Dent de Morcles und des Mosveran beginnt hier der Kanton Wallis, aber jene Ortschaften haben keine große Bedeutung. Da ist das einfache Collonge, dann Outre-Rhone gegenüber dem reizenden Wasserfall Pissevache mit dem Felsen Folaterra, der eine reizende Aussicht bietet, dann Fully mit sehr unglücklichen Kretins und desto schöneren Weinbergen, Saillon und seine malerische Burgruine, und endlich von Nußbäumen umgeben Leytron, das schon die Gemarkungen von Riddes und St. Pierre begrenzt. Klein und kurz sind die Thäler, die hier, aus Norden kommend, in das Hauptthal auslaufen, bedeutender erst das Morgethal bei Vetroz und Conthey. Von dem letzteren Orte aus begiebt sich der Fußwanderer auf den Weg zum Col de Cheville, auf dessen Höhe er in fünf Stunden gelangt. Der Pfad ist oft mit



Rohbock del.   A. Fesca sculp.

LE GRAND-MOVERAN.

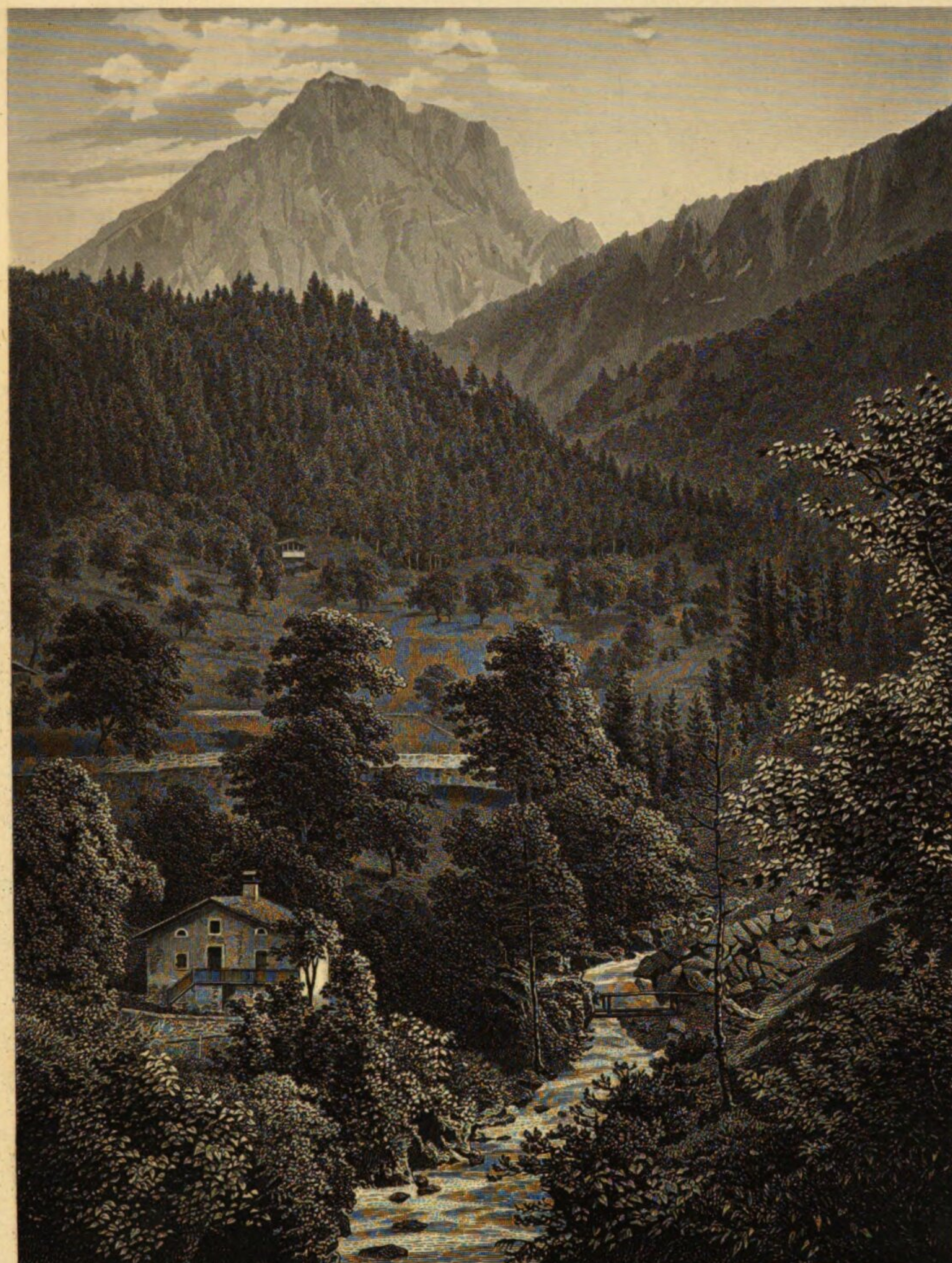
(Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Bälle sind eingerichtet worden, zugleich aber ein Institut, das sich in der Schweiz am wenigsten finden sollte, eine — Spielbank. Reizend sind manche Spaziergänge und Lustpartien, die von Saxon aus gemacht zu werden pflegen, z. B. der Ritt auf die Pierre-à-voir, der Gang zu den Hammerwerken von Ardon, der Besuch der Umgegend von Martigny und die Wanderung in die verschiedenen oft wenig bekannten Seitenthälchen des Rhonethals.

Immer noch zieht die Straße nordostwärts, und wir kommen zuerst nach Riddes, dann die Rhone überschreitend nach dem kleinen St. Pierre und nun endlich durch ein freundliches Obstbaumwäldchen nach der Kornkammer des Wallis, dem auch weinreichen Ardon. Schon vor vielen Jahren wußten die Einwohner ihren köstlichen, goldgelben Wein, der an den Wein der Champagne erinnern soll, weithin auszuführen und theuer zu verkaufen. Hier streift die Straße den Fuß der Berge, berührt die Eisenwerke von Chemin und Chamoson, dessen sechseckige Pfarrkirche ein seltsames Gebäude abgiebt, und erreicht darauf Vetroz und die Flur von Conthey, beide bekannt durch ihre herrlichen und berühmten Weinberge. Von Conthey, in dessen Nähe in tiefem Bett oft wildtobend die schwarze Morge oder Morse fließt, führt ein interessanter Bergpfad nach Bex über den Col de Cheville. In der Ferne erblicken wir jetzt die Schlösser von Sitten, Tourbillon und Valeria. Auf hohen Felsen aufgebaut, obwohl nicht mehr glänzend wie früher, blicken sie stolz auf das Thal herab, dessen größte Schönheit sie hier bilden, und hinter ihnen erheben sich graue, finstere Berge mit schneebedeckten Kuppen und Gipfeln. Dreißig Minuten später sind wir in Sitten, dem Hauptort und Mittelpunkt des Wallis, der so oft schon seit der Zeit der Römer die Geschicke des ganzen obern Thallandes beeinflußte und entschied, aber auch stets mit den übrigen Ortschaften in engster freundschaftlicher Verbindung sich zu halten verstand.

Bevor wir Sitten selbst betreten, müssen wir noch einige wenige Worte über die Nordseite des Rhonethals sagen, die wir wenig und erst ganz zuletzt berührt haben, und über den Paß des Col de Cheville, dessen waadtländische Seite wir bereits kennen. Unmittelbar hinter den mächtigen Wällen der Dent de Morcles und des Mosveran beginnt hier der Kanton Wallis, aber jene Ortschaften haben keine große Bedeutung. Da ist das einfache Collonge, dann Outre-Rhone gegenüber dem reizenden Wasserfall Pissevache mit dem Felsen Folaterra, der eine reizende Aussicht bietet, dann Fully mit sehr unglücklichen Kretins und desto schöneren Weinbergen, Saillon und seine malerische Burgruine, und endlich von Nußbäumen umgeben Leytron, das schon die Gemarkungen von Riddes und St. Pierre begrenzt. Klein und kurz sind die Thäler, die hier, aus Norden kommend, in das Hauptthal auslaufen, bedeutender erst das Morgethal bei Vetroz und Conthey. Von dem letzteren Orte aus begiebt sich der Fußwanderer auf den Weg zum Col de Cheville, auf dessen Höhe er in fünf Stunden gelangt. Der Pfad ist oft mit



L. Rohbock del. A. Fesca. sculp.

LE GRAND-MOVERAN.

(Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



A. Fesca sculp.

SION.. SITTEN.



Nach Photographie gez. v. L. Rohbock. — A. Fesca. sculp.

SION._ SITTEN.

(Wallis)

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

großer Mühe in den Fels gebrochen und sehr der Zerstörung ausgesetzt, aber er bietet zahlreiche Naturschönheiten, Schluchten, in denen tief unten der Bach braust, Abgründe von mehr als 1000 Fuß Tiefe, an deren Rand auch der geübte Bergwanderer einen Augenblick zögert, schöne Wälder, einsame, sagenreiche Hochseen, wilde Trümmerfelder und schöne, fruchtbare Alpen, auf denen Vieh in großer Zahl sich durch kräftige Kräuter nährt.

Sitten, französisch Sion, von den Römern Sedunum genannt, ist eine uralte Wohnstätte, die lange vor der historischen Zeit bevölkert war. Der Name scheint Felshügel zu bedeuten und vielleicht standen die ersten Hütten auf den felsigen Hügeln, die auch später befestigt waren. Als die Römer das Rhonethal kennen lernten, saßen in der Gegend die Seduner, ein keltischer Stamm, der bei Octodurum mit den übrigen Thalgenossen gegen die Welteroberer kämpfte, aber ruhmvoll unterlag und somit unter römische Herrschaft kam. Der Ort wurde indeß von den fremden Herren vielfach begünstigt und erhielt die Rechte der latinischen Städte. Als die Römer von den germanischen Stämmen nach Süden zurückgedrängt wurden, fielen auch Sitten's Besten in die Hände der Burgunder. Aber auch zu dieser Zeit blieb der Ort bedeutend durch Lage und Einfluß und wurde im sechsten Jahrhundert eben deßhalb Sitz des Bisthums, das von hier aus das Hauptthal und die Seitenthäler beherrschte. In der späteren Geschichte des Landes spielt nur Sitten stets die erste Rolle, theils durch seine enge Verbindung mit den oberen Zehnden, theils durch sein Zusammengehen mit dem Bischof in allen Kämpfen gegen auswärtige Feinde, theils durch ein Auftreten gegen den Bischof und Grafen, wo es galt, dem Lande Rechte zu sichern und zu erringen. Im vierzehnten Jahrhundert ward es mehrere Male belagert, erobert, verwüstet und verbrannt. Auch als im Jahre 1798 die Franzosen das Wallis einnahmen, ward es erobert und arg geplündert. Darauf die Hauptstadt des französischen Departement des Simplon blieb es später die Hauptstadt des Kantons und der Sitz der Regierung, brachte es indeß auch unter diesen Verhältnissen nur auf 3000 Einwohner, welche fast ausschließlich katholischer Confession sind. Es liegt 1605 Fuß über dem Meere auf der rechten Seite der Rhone in ziemlich breitem Thalgelände.

Aus der Ferne gesehen gewährt es mit seinen Häusern, Kirchthürmen und Felshügeln einen reizenden Anblick; einen ganz andern Eindruck gewinnt man aber, wenn man in die Stadt selbst tritt. Ihre zahlreichen großen, steinernen, auf Arkaden gestützten Häuser, die augenscheinlich schon früh von wohlhabenden Patrizier-Familien erbaut und bewohnt wurden, lassen sie als eine ziemlich beträchtliche

Stadt um somehr erscheinen, als ihre Hauptstraßen recht belebt sind; schließlich bemerkt man aber, daß die Stadt nicht mehr ist, was sie einst war und jetzt noch auf den ersten Blick zu sein scheint. Zeugniß ihres Sinkens legen namentlich manche Theile der Stadt, die an Trümmern reich sind, ab. Mit Recht ist oft bemerkt worden, daß der Eindruck Sittens auf den Fremden ein völlig fremdartiger, vorzeitlicher, mittelalterlicher ist. Von den Kirchen der Stadt ist die Kathedrale die wichtigste. Sie ist, wie ihr im byzantischen Styl erbauter viereckiger zugespitzter Thurm beweist, sehr alt, obwohl das Kirchengebäude selbst jünger ist und den Spitzbogenstyl zeigt. Außer 15 Altären besitzt sie viele Grabmäler und einige römische Inschriften, von denen die eine von Kaiser Augustus spricht. Der bekannte, dem Lande so verderblich gewordene Bischof Schinner erbaute am Anfange des 16. Jahrhunderts die hübsche Theodulskirche, dem Schutzpatron des Wallis geweiht. Außerdem sind die Jesuitenkirche mit zwei schönen Altargemälden, das alte Rathhaus, das große Hospital, der Kalendenthurm, der neue bischöfliche Palast vorhanden.

Reizend sind die Spaziergänge auf die Hügel mit ihren Gebäuden und Ruinen. Nachdem wir vom Rathhause aus in die unteren, durch den Brand von 1788 zerstörten und mit Ruinen bedeckten Stadttheile gelangt sind, in denen der neue bischöfliche Palast steht, steigen wir empor. Kaum haben wir uns etwas erhoben, so zeigen sich die herrlichsten Blicke. Nach einiger Zeit gelangen wir auf einen Rasenplan und erblicken rechts den Felsen, auf dem Schloß Valeria steht, zur Linken die Trümmer der Veste Majoria. Hier steht der sogenannte Hundethurm, in welchem im Jahre 1308 der Graf von Savoyen 20 Walliser, welche ihre Unabhängigkeit liebend ihm Widerstand leisteten, enthaupten ließ. Höher hinauf kommen wir zur Allerheiligen-Kapelle. Hier soll eine uralte Kultstätte gewesen sein und wahrscheinlich ist die Annahme freilich, denn die Lage ist den Sitten der alten Völker angemessen und außerdem sind zahlreiche Spuren des Alterthums vorhanden. Ein einfaches, jetzt schon verwittertes Kreuz ist die einzige bildhauerische Verzierung an dem alten immerhin merkwürdigen Bau. An dem Felsen wachsen hier und anderswo manche seltene Pflanzen, z. B. die Fackeldistel (cactus opuntia) und Ephedra distachya.

Von den Schlössern ist Tourbillon vielleicht auf römischen Ruinen im Jahre 1294 etwa 500 Fuß hoch über Sitten erbaut; „fast theatralisch im Effect", wie Berlepsch sagt, erscheinen seine Trümmer auf hoher kahler Felswand wie eine alte Normannenburg. Die Veste war eine bischöfliche und brannte im Jahre 1788 ab. Ein einziger in den Felsen gehauener Weg führt hinauf. Die Aussicht nach Leuk hin ist weit, großartig und schön. Tiefer unten liegt Majoria, früher ebenfalls zu Zeiten Sitz des bischöflichen Grafen; es ging wie Tourbillon 1788 durch Brand unter.

Durch eine tiefe Einsenkung von dem andern Hügel getrennt liegt der Hügel da, auf welchem sich das alterthümliche, aber noch bewohnte Valeria befindet. Es



Rohbock del.

SIDERS. SIERRE.

[illegible] als die Hauptstraßen recht belebt sind; schließlich [illegible] daß die Stadt nicht mehr ist, was sie einst war und jetzt noch [illegible]. Zeugniß ihres Sinkens legen namentlich [illegible] Theile der Stadt, die an Trümmern reich sind, ab. Mit Recht ist oft [illegible], daß der [illegible] Sittens auf den Fremden ein völlig fremdartiger [illegible] ist. Von den Kirchen der Stadt ist die Kathedrale [illegible]. [illegible] im byzantinischen Styl erbauter viereckiger zugespitzter Thurm [illegible] sehr alt, obwohl das Kirchengebäude selbst jünger ist und den [illegible] zeigt. Außer 15 Altären besitzt sie viele Grabmäler und einige [illegible], von denen die eine von Kaiser Augustus spricht. Der bekannte, [illegible] gewordene Bischof Schinner erbaute am Anfange des 16. Jahrhunderts die [illegible] Theodulskirche, dem Schutzpatron des Wallis geweiht. [illegible] und die Jesuitenkirche mit zwei schönen Altargemälden, das alte Rathhaus, das große Hospital, der [illegible], der neue bischöfliche Palast vorhanden.

[illegible] die [illegible] auf die Hügel mit ihren Gebäuden und Ruinen. [illegible] durch den Brand von 1788 [illegible] Stadttheile gelangt sind, in denen der neue bischöfliche Palast steht, steigen wir empor. Kaum haben wir uns etwas erhoben, so [illegible] sich die herrlichsten Blicke. Nach einiger Zeit gelangen wir auf einen Rasenplatz und erblicken rechts den Felsen, auf dem Schloß Valeria steht, zur Linken die Trümmer der Veste Majoria. Hier steht der sogenannte [illegible], in welchem im Jahre 1308 der Graf von Savoyen 20 Walliser, welche ihre Unabhängigkeit [illegible] ihm Widerstand leisteten, enthaupten ließ. [illegible] kommen wir zur Allerheiligen-Kapelle. Hier soll eine uralte Kultstätte gewesen sein und wahrscheinlich ist die Annahme freilich, denn die Lage ist den Sitten der alten Völker angemessen und außerdem sind zahlreiche Spuren des Alterthums vorhanden. Ein einfaches, jetzt schon verwittertes Kreuz ist die einzige bildhauerische Verzierung an dem alten immerhin merkwürdigen Bau. An dem Felsen wachsen hier und anderswo manche seltene Pflanzen, z. B. die Fackeldistel (cactus opuntia) und Ephedra distachya.

Von den Schlössern ist Tourbillon vielleicht auf römischen Ruinen im Jahre 1294 etwa 500 Fuß hoch über Sitten erbaut; „fast theatralisch im Effect", wie Berlepsch sagt, erscheinen seine Trümmer auf hoher kahler Felswand wie eine alte Normannenburg. Die Veste war eine bischöfliche und brannte im Jahre 1788 ab. Ein einziger in den Felsen gehauener Weg führt hinauf. Die Aussicht nach Leuk hin ist weit, großartig und schön. Tiefer unten liegt Majoria, früher ebenfalls zu Zeiten Sitz des bischöflichen Grafen; es ging wie Tourbillon 1788 durch Brand unter.

Durch eine tiefe Einsenkung von dem andern Hügel getrennt liegt der Hügel da, auf welchem sich das alterthümliche, aber noch bewohnte Valeria befindet. Es



L. Rohbock del.t   J. Riegel sculp.t

SIDERS.   SIERRE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

soll ursprünglich ein römisches Prätorium gewesen und von einem römischen Feldherrn Valerius erbaut worden sein. Durch ein enges Thor gelangt man in den schmalen finstern Vorhof. Eine alte schöne Eiche ziert den Burgzwinger; von der Brüstung desselben aus blicken wir überrascht und entzückt zugleich auf das Thal der unteren Rhone bis nach Martigny hinunter. Es sei uns gestattet, die Aussicht mit den Worten eines schon oft genannten Schriftstellers zu schildern.

„Die schneebelasteten Gipfel der Diablerets, namentlich der wilde Tour de St. Martin (9358 Fuß), tiefer die Dent de Morcles (9044 Fuß) und im Thalvordergrunde zerrissen, felsig und nackt Haut de Cry (9100 Fuß) bilden die rechte Thalwand, während mattsilbergrau schimmernd die Schieferdächer der Stadt zu Füßen liegen. Hinter der Stadt dehnt sich das Schlachtfeld la Planta aus, auf dem am 13. November 1475 die Oberwalliser 10000 Savoyer schlugen, drüben erscheint hellflimmernd in der Perspective mehrmals das Bett der Rhone auf der oberen Thalsohle. Wer einen schönen Abend auf der Höhe verleben kann, der wird unauslöschliche Eindrücke mit in die Heimath nehmen.“ Eine Anzahl Stufen führt zu der noch gut erhaltenen und mit sehr alten Fresken geschmückten St. Katharinenkirche, deren erster Bau im neunten Jahrhundert begonnen sein soll. Alle Tage wird hier mehrmals Messe gelesen. Nicht selten wird von den Landeseinwohnern, den frommen wie den abergläubischen, das Grab des General-Vicars Pater Mathias Will besucht, der den Meisten jetzt als ein wunderthätiger Heiliger, den man anrufen muß, gilt, während er in früherer Zeit als Teufelsbanner Will dem Volke als der Teufelei selbst nicht unverdächtig erschien.

Wer von Sitten aus Fußpartien machen will, findet dazu reiche Gelegenheit und kann sich zugleich an den seltenen und schönen Pflanzen erfreuen, die hier häufiger als irgendwo in der Schweiz gefunden werden. Treffen doch verschiedene Bergformationen und verschiedene Arten von Thalgebilden zusammen mit dem Umstande, daß das Klima im Thal selbst außerordentlich mild und südlich ist, während auf der höchsten Höhe der ewige Schnee waltet und dazwischen alle Temperaturgrade vorkommen. Ein vorzüglicher Standpunkt für den Blick auf die Stadt ist der Mondd'orge, angeblich die Stätte des alten keltischen Sedunum, auf dessen letzten Ruinen eine bereits 1415 zerstörte Burg entstanden sein soll. Die Sage erzählt, ein Theil der alten Stadt sei in den kleinen See, der hier liegt, versunken. Andere Promenaden führen auf die Höhen bei Savièse und Granois, auf die über dem linken Ufer der Rhone liegenden, von Wald umkränzten Mayens de Sion mit ihren Sommersitzen und Sennereien und zur Einsiedelei Lonzeborgne am Eingange in das Eringer-Thal, von dem wir sogleich sprechen wollen. Weitere Touren aber leiten über den Col de Cheville, über den Sanetsch nach Gsteig und Saanen und über den Rawyl nach An der Lenk und Zweisimmen. Von dem Col de Cheville haben wir bereits gesprochen, leider müssen wir über

die beiden andern interessanten Bergpfade sehr kurz hinweggehen. Von dem Sanetsch-Wege deshalb nur die Erwähnung der herrlichen Aussicht von Champdolin auf das Rhonethal, welche man von Sitten aus in $1\frac{1}{2}$ Stunden zu erreichen vermag, und der schauerlichen aber romantischen Schlucht, in welcher vor Pont Neuf die Morge zwischen schwarzgrauen, morschen Felswänden braust und schäumt. Weniger interessant erscheint der Anfang des Rawyl-Passes; beachtenswerth ist hier nur Ayent mit seiner hübschen Pfarrkirche am Schloßfelsen, von welchem Ruinen herabblicken, und die merkwürdige alte Wasserleitung, an der indeß nur schwindelfreie Wanderer sicher dahinschreiten können.

Sitten fast gegenüber mündet in das Hauptthal der Rhone das Eringer-Thal, das sich mit seinen beiden Armen weit hinauf in das Hochgebirg erstreckt. Durchströmt von dem Bergbach Borgne, welcher am Thalausgang in enger finsterer Felsschlucht fließt, gehört er mit seinem Seitenthale Hérémence zu den schönsten Hochthälern der Schweiz, welche nur um deswillen nicht allgemein betreten werden, weil durch sie betretene Wege nicht führen. Zwei Saumpfade führen von Sitten aus in das hochgelegene Wiesen-Gelände, der eine über Vex und Nax nach Hérémence, der besonders von denjenigen, welche ins Hérémence-Thal gehen wollen, gewählt wird, der andere am rechten Thalbord über Bramois nach St. Martin im eigentlichen Eringer-Thal. Werfen wir zunächst einen Blick auf diesen zweiten Weg und sehen wir, was er uns außer schönen Thalgeländen, pikant geformten Bergen, hübschen Wäldern und schönen grünen Weiden bietet. Da ist zuerst bei Bramois die Einsiedelei Longeborgne, in steiler zerklüfteter Felswand ähnlich dem Wildkirchli in Appenzell angelegt und von mehreren Klausnern bewohnt, dann die Borgne in tiefer, unheimlicher Schlucht, weiter thalaufwärts die merkwürdige Felsenhöhle Ardzinol, auch die Hunnengrotte genannt, an welche sich zahlreiche Sagen knüpfen, und die wiederholt von Feen und Menschen bewohnt gewesen sein soll, dann das schon in weiteren Kreisen bekannte Evolena mit der prachtvollen Aussicht vom Sasseneire (Schwarzfels), den man von hier aus, freilich nur in sechs Stunden, zu ersteigen vermag, dann der anmuthig gelegene Weiler Praloin, in dessen Nähe das untere Ende des Ferpècle-Gletschers liegt, St. Bartholoni mit seinen Quellen und der Arolla-Gletscher und endlich der interessante Uebergang in das Hérémence-Thal, der Col de Riedmatten, der einen überraschenden Blick nach Norden hin auf eine große Zahl furchtbar wilder, rauher und arg zerklüfteter Felsgipfel und ihre Gletscherströme bietet. Jenseits des Col de Riedmatten betreten wir den oberen Theil des Hérémence-Thals. Da ragt der Mont Pleureur empor und zeigt sich der Liapey-Gletscher, der durch seine Gletschertische, mächtige Steinblöcke, welche von Eissäulen getragen werden, hinreichend im Land Wallis bekannt ist; da strömt der westliche Arm der Borgne, die Durance genannt, durch grüne, von Viehheerden belebte Alpen, da zeigen sich enge Felsschluchten und



VAREN UND DAS RHONETHAL.   VAREN ET LA VALLÉE DU RHONE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

die beiden andern interessanten Bergpfade sehr kurz hinweggehen. Von dem Sanetsch-Wege deshalb nur die Erwähnung der herrlichen Aussicht von Champdolin auf das Rhonethal, welche man von Sitten aus in 1½ Stunden zu erreichen vermag, und der schauerlichen aber romantischen Schlucht, in welcher vor Pont Neuf die Morge zwischen schwarzgrauen, morschen Felswänden braust und schäumt. Weniger interessant erscheint der Anfang des Rawyl-Passes; beachtenswerth ist hier nur Ayent mit seiner hübschen Pfarrkirche am Schloßfelsen, von welchem Ruinen herabblicken, und die merkwürdige alte Wasserleitung, an der indeß nur schwindelfreie Wanderer sicher dahinschreiten können.

Sitten fast gegenüber mündet in das Hauptthal der Rhone das Eringer-Thal, das sich mit seinen beiden Armen weit hinauf in das Hochgebirg erstreckt. Durchströmt von dem Bergbach Borgne, welcher am Thalausgang in enger finsterer Felsschlucht fließt, gehört er mit seinem Seitenthale Hérémence zu den schönsten Hochthälern der Schweiz, welche nur um deswillen nicht allgemein betreten werden, weil durch sie betretene Wege nicht führen. Zwei Saumpfade führen von Sitten aus in das hochgelegene Wiesen-Gelände, der eine über Vex und Nax nach Hérémence, der besonders von denjenigen, welche ins Hérémence-Thal gehen wollen, gewählt wird, der andere am rechten Thalbord über Bramois nach St. Martin im eigentlichen Eringer-Thal. Werfen wir zunächst einen Blick auf diesen zweiten Weg und sehen wir, was er uns außer schönen Thalgeländen, pikant geformten Bergen, hübschen Wäldern und schönen grünen Weiden bietet. Da ist zuerst bei Bramois die Einsiedelei Lonzeborgne, in steiler zerklüfteter Felswand ähnlich dem Wildkirchli in Appenzell angelegt und von mehreren Klausnern bewohnt, dann die Borgne in tiefer, unheimlicher Schlucht, weiter thalaufwärts die merkwürdige Felsenhöhle Ardzinol, auch die Hunnengrotte genannt, an welche sich zahlreiche Sagen knüpfen, und die wiederholt von Feen und Menschen bewohnt gewesen sein soll, dann das schon in weiteren Kreisen bekannte Evolena mit der prachtvollen Aussicht vom Sasseneire (Schwarzfels), den man von hier aus, freilich nur in sechs Stunden, zu ersteigen vermag, dann der anmuthig gelegene Weiler Praloin, in dessen Nähe das untere Ende des Ferpècle-Gletschers liegt, St. Bartholomi mit seinen Quellen und der Arolla-Gletscher und endlich der interessante Uebergang in das Hérémence-Thal, der Col de Riedmatten, der einen überraschenden Blick nach Norden hin auf eine große Zahl furchtbar wilder, rauher und arg zerklüfteter Felsgipfel und ihre Gletscherströme bietet. Jenseits des Col de Riedmatten betreten wir den oberen Theil des Hérémence-Thals. Da ragt der Mont Pleureur empor und zeigt sich der Liapey-Gletscher, der durch seine Gletschertische, mächtige Steinblöcke, welche von Eissäulen getragen werden, hinreichend im Land Wallis bekannt ist; da strömt der westliche Arm der Borgne, die Durance genannt, durch grüne, von Viehheerden belebte Alpen, da zeigen sich enge Felsschluchten und



L. Rohbock del.

C. Kunkel sculp. J. M. Kolb direx.

VAREN UND DAS RHONETHAL. (Wallis)

VAREN ET LA VALLÉE DU RHÔNE. (Canton du Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock delt.   A. Fesca sculpt.

DORF INDEN UND DAS WEISSHORN.   VILLAGE D'INDEN ET LE WEISSHORN.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock delt. A. Fesca sculpt.

DORF INDEN UND DAS WEISSHORN. VILLAGE D'INDEN ET LE WEISSHORN.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

breitere Thalgründe, in denen kleine Weiler und Höfe liegen, da finden wir auch mehrere Naturmerkwürdigkeiten, außer der Feenhöhle, die von hier aus leicht erreicht werden kann, die hundert und mehr Fuß hohen natürlichen Säulen von Useigne und in einsamer Gegend, aber sehr malerischer Umgebung an der Vereinigung der beiden Arme der Borgne die sehenswerthe Mühle von le Chauderon. —

Von Sitten aus führt die Thalstraße auf der rechten Rhoneseite stromaufwärts nach Siders. Die Gegend ist nicht schön und anziehend; rechts steigen unbewohnte Waldhöhen steil empor, links reihen sich Weinberge an Weinberge, die Rhone strömt in breitem versandeten Bett, dessen Dämme sie indeß bei Hochwasser mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt leicht durchbricht. Aber das Klima ist fast südlich, bis zu 30 Grad steigt die Hitze im Schatten an und erhöht sich an den Felsen, auf welche die Sonne scheint, noch viel mehr, nämlich oft bis zu 48 Grad. Deshalb gedeihen hier auch Opuntie, Lorbeer, Mandel, indianische Feigen und eine Anzahl wild wachsender Pflanzen, die sonst nordwärts der Alpen nicht vorkommen. In etwa drei Stunden erreichen wir Siders (Sierre), einen alten Ort, dessen Straßen und Häuser wenig Anziehendes haben, der aber in fruchtbarer, an Abwechslungen reicher Gegend, umgeben von schönen Gärten und herrlichen Aussichtspunkten liegt. Hier ist die Grenzscheide zwischen der französischen und deutschen Mundart, von denen die letztere schon als die Einheimische zu betrachten ist. Auf einem steil absinkenden Felshügel zwischen zwei Seen dicht über der Rhone liegen die Ruinen der alten Karthause la Géronde, ausgezeichnet durch den herrlichen und umfassenden Blick auf das Rhonethal aufwärts bis gegen Raron und abwärts bis nach Sitten; hier machen sich den Besuch der Fremden die Kirche zu St. Menthon und höher hinauf St. Maurice du Lac mit dem Einblick in das Einfisch-Thal streitig. Sehenswerth sind auch das alte Schloß Siders, einst das Eigenthum der mächtigen Bischöfe von Sitten, und der feste Thurm Goubin. Von dem letzteren wird im Volke erzählt, daß er aus den Zeiten der Saracenen stamme und von den Einwohnern gegen die fremden Eindringlinge, die thalaufwärts und thalabwärts schweiften und mitnahmen, was sich ihren räuberischen Händen bot, errichtet worden sei. Siders ist der beliebte Aufenthalsort der angeseheneren und reicheren Walliser, namentlich der Reste der älteren Adelsfamilien.

Auch Siders hat wie Sitten auf der entgegengesetzten Thalseite die Mündung eines langen, südwärts aufsteigenden Hochthals, das tief ins Gebirge eindringt. Es ist das Einfisch-Thal, Val d'Anniviers von den Franzosen genannt. Durchströmt von der Usenz, enthält es eine große Zahl kleiner Dörfer und geringer Weiler, aber es wird, weil es für den Fremdenverkehr sich fast gar nicht vorbereitet hat, nur erst sehr wenig besucht. Sein Eingang ist wie das fast aller Seitenthäler der Rhone eng und schluchtig; der Bach hat sich im Lauf der Jahrtausende unendlich mühsam einen schmalen Weg durch die Felsen gebrochen, aber der Mensch

kann an seinen Seiten in das Thal nicht eindringen; er muß hoch durch Wald und über Matten an den Seitenbergen emporklimmen. Gleich der erste Ort liegt umgeben von schönen Nußbäumen malerisch da, die folgenden sind aber nicht weniger schön, nicht weniger anziehend durch ihre Umgebung. Auf beiden Thalseiten sind Weiler und Häuschen hingestreut. Bei Vissoye führt ein Pfad bergwärts nach St. Luc, von wo aus die seit einigen Jahren berühmt gewordene Bella Tola bestiegen zu werden pflegt. Sie ist leicht und selbst mit Pferden zugänglich und bietet eine umfassende Aussicht, die sich über die zahllosen Gipfel der Berner Alpenkette und der Gebirge von Ober- und Unterwallis und Savoyens bis zum Montblanc erstreckt. Unweit vom Hauptort Ayer spaltet sich das Einfisch-Thal in zwei Arme, welche von der Dentblanche ausgehend ein an Kuppen und Pics reicher Felsenkamm trennt. Höher hinauf liegen Alpendörfchen, belebte und ausgezeichnete Weiden, Berge von den schönsten Formen und zum Theil bedeutender Höhe und ausgedehnte Gletscher, die bereits aus dem Gebiet des Matterhorns, hier La Grande Couronne genannt, das an einigen Stellen erblickt werden kann, herabkommen. Das eine dieser Thäler, das am Zinalgletscher endet, heißt das Zinalthal, das andere das Torrentthal, weil sein Eiswasserbach dem Torrentgletscher entfließt. Interessant ist am Ende des Zinalthals die Aussicht von dem Alp l'Arpitetta mit dem Blick auf das Thal, die Gletscher von Zinal und Durand, das Hochwanghorn, die Zinalspitze, das Gabelhorn, Rothhorn, Weißhorn und das merkwürdige Matterhorn. Unter den Merkwürdigkeiten des Torrentthals erscheinen die originellen Sennhütten, um welche weite viereckige Plätze, Parcs genannt, durch fünf Fuß hohe Mauern eingefaßt liegen. An der inneren Seite dieser Mauern befinden sich von hohen Pfeilern getragene und bedeckte Gallerien, welche dem Vieh bei schlechtem Wetter zum Unterkommen dienen. Die Wege, die aus dem Einfischthal in die Nachbarthäler führen, gelten mit Recht als sehr beschwerliche und schwierige Wildpfade. Die Einwohner des Thals und namentlich der freundlichen Gegend von Grimence sind durch regen Fleiß und Sparsamkeit bekannt und haben nach und nach zahlreiche Weinberge des Rhonethals in der Gegend von Siders in ihre Hände zu bringen gewußt.

Auf der Nordseite des Rhonethals führt von Siders aus ein interessanter Bergpfad über Varen mit der herrlichen Aussicht von Verdenhubel nach Bad Leuk, wir aber gelangen dorthin auf dem gewöhnlichen Fahrwege, der uns zunächst durch das Hauptthal der Rhone weiter aufwärts nach Dorf Leuk führt. Bei Siders schon führt die Straße durch eine breite Holzbrücke auf das linke Ufer der Rhone über und leitet uns bald in die Nähe seltsamer kegelförmiger Schutthügel, welche mit Nadelholz bedeckt und in noch unerklärter Weise entstanden sind. Dann folgt bei Pfyn, einst einem Grenzpunkte des unteren Rhonethales, der Wald, in welchem 1798 die Oberwalliser gegen die Franzosen tapfer kämpften, aber durch die Ueber-

macht und List der Gegner ruhmvoll unterlagen. Wir befinden uns hier in der herrlichsten Gegend des Rhonethals, einem freundlichen, anmuthigen Gelände, das eingefaßt von interessanten, schöngeformten Bergen, uns niedrigere, lieblichere Höhen, Burgruinen, fruchtbare Weinberge und grüne Fluren bietet. Auch an Sagen aller Art fehlt es nicht; so hausen im obern Theil des Illgrabens Höllengeister und Gespenster, welche von Zeit zu Zeit furchtbare Wasserfluthen und Schlammströme verursachen. Schöner noch als die Fahrstraße ist der Weg am rechten Thalrand. Nach einiger Zeit erreichen wir das wilde, seltsam eingesunkene Illhorn, dem gegenüber aus finsterer Schlucht die Dala herein braust. Hier, über der Dala, liegt der Flecken Leuk, ein großer Ort mit alten Häusern, mehreren Kirchen, einem kastellartigen Rathhaus und den Ruinen zweier Burgen, von denen die eine schon im Jahre 1414 von dem Volk von Wallis erobert und gebrochen ward.

Wohl nur wenig wäre der Flecken Leuk den Reisenden aller Länder bekannt, wenn nicht von ihm die merkwürdige Straße über die Gemmi ins Berner Oberland ausginge, wenn nicht an dieser Straße Bad Leuk droben am Fuß des Hochgebirgs läge. Diese Straße nicht betreten, hieße eine der interessantesten Gegenden des Oberwallis nicht besuchen. In weiten Bogen zieht sich die neue Chaussee nach Bad Leuk am Thalhang empor, erreicht bei einer Kapelle einen herrlichen Aussichtspunkt, tritt darauf in das Dalathal und zieht sich nun unweit vom Rand einer tiefen Kluft, in der der Thalstrom braust, empor. Rechts liegt mehr als 800 Fuß hoch über dem Thalgrund das Dorf Albinen, zu dem der seltsame weltbekannte Leiterpfad emporführt. Nach drei Stunden etwa haben wir Bad Leuk, kurzweg im Wallis oft Baden genannt, erreicht.

Bad Leuk ist ein alter Ort; möglich, daß seine warmen Quellen, trotzdem sie hoch oben in einem kleineren Alpenthal liegen, schon den Römern bekannt waren. Gewöhnlich erzählt man, daß sie im zwölften Jahrhundert durch einen Jäger oder Sennen entdeckt wurden. Anfänglich war neben schlechten Hütten nur ein Thurm vorhanden; denn die Gegend war einsam und nur belebt von Wölfen, Bären und andern wilden Thieren. Von den Herren v. Raron kam ein Theil des Geländes an die Bischöfe von Sitten und Jost von Silenen erbaute 1484 eine Kirche, Reservoirs und einige kleine Gasthäuser. Noch mehr that der bekannte Kardinal Matthäus Schimer, dessen Beispiel reiche Walliser Familien folgten. Im siebenzehnten Jahrhundert standen die Bäder, welche an die Familie Werra gelangt waren, im höchsten Flor, litten aber mehrmals durch verheerende Bergstürze. Erst seit 1840 wurden ebenso kräftige als glückliche Schritte gethan, um Bad Leuk zu einem Kurorte zu machen, der alle Bequemlichkeiten, welche unsere jetzigen bekannteren Bäder besitzen müssen, bietet. Es entstand die Fahrstraße, die Bäder selbst wurden verbessert und verschönert und neue Gasthäuser stellten sich

neben die älteren. Nur die alte Badeweise, von der wir bald sprechen werden, hat sich noch bis heute erhalten, vielleicht nur deßhalb, weil sie so ganz anders ist als die sonst gebräuchliche.

Bad Leuk liegt 4356 Fuß hoch über dem Meere in einem Thalkessel, der auf drei Seiten von hohen, meist steil absteigenden Bergen, dem Mainghorn, den Plattenhörnern, der Gemmi, dem Daubenhorn und den Trubeln eingeschlossen wird. Das Klima ist ziemlich rauh, nur selten erreicht die Wärme höheren Grad selbst im Sommer und nur wenig trifft die Sonne den Ort. Das Dorf besteht aus kleinen, schwarzen, unwohnlichen Holzhäuschen mit steinbeschwerten Schindeldächern, dagegen sind die Gast- und Badehäuser große moderne Gebäude. Außer der kalten Liebfrauenquelle, welche nur im Sommer fließt und noch nicht einen Grad Wärme hat, sind etwa 20 warme Quellen, deren Temperatur nicht unter 20 Grad sinkt und nicht über 40 steigt, vorhanden; sie werden in sechs Badegebäuden verwendet. Diese sind eigenthümlich genug eingerichtet. Der Hauptraum ist nämlich durch zwei sich in der Mitte kreuzende Gänge in vier quadratische Räume getheilt, welche große Badebassins bilden, in die das bis auf 26 und 27 Grad abgekühlte Heilwasser gelassen wird. In jedem dieser Bassins baden 15 bis 30 und mehr Personen, Männer und Frauen gemeinschaftlich; in lange dunkle Mäntel von Wollenstoff gehüllt sitzen sie auf den Holzbänken, welche sich an den Wänden des Bassins herum ziehen. Hölzerne Tischchen, die als Lesepulte benützt werden können, schwimmen im Bassin herum, man plaudert, singt, liest, erzählt sich Geschichten, nimmt Gesellschaftsspiele vor und führt allerlei Scherze aus. Wer Badegäste besuchen oder das Bad besehen will, geht ungescheut in den Gängen und auf den Gallerien hin und her und unterhält sich mit den Badenden. Vorzüglich sind die Badegäste Angehörige der französischen Schweiz und Franzosen; Deutsche findet man selten in den allgemeinen Bädern, noch seltener Engländer, welche die in geringer Anzahl vorhandenen, sehr theuren Bassins für einzelne Personen vorziehen. In der Regel badet man zweimal des Tags, frühmorgens und Nachmittags, und bringt im Ganzen 2, 3, ja sogar 4 Stunden ohne Unterbrechung im Wasser zu. Am heilkräftigsten wirkt das Leuker Bad gegen Hautkrankheiten, Rheumatismus und Hämmorrhoidal-Beschwerden und ähnliche Krankheiten.

Spaziergänge sind bei Leuk in großer Zahl vorhanden, aber nur wenige Kurgäste können sie, der langen Badezeit wegen, benutzen. Man pflegt die Kurpromenade, den hübschen Dalafall, die Grotten, die Anhöhe von Foljeret, Clavinen und das Dorf Albinen, zu dem der Leiterweg, bestehend aus sechs langen Leitern, und ein viel längerer Fußweg führt, zu besuchen und macht andere Parthieen zum Dala-Gletscher, auf den Guggershubel, den aussichtsreichen Galmstock, und namentlich das 9081 Fuß hohe Torrent- oder Mainghorn. Das Panorama dieses dem Hochgebirg gegenüberliegenden Berggipfels ist eins der schönsten der ganzen Schweiz,



neben die Bäder. Nur die alte Badeweise, von der wir bald sprechen werden, hat sich auch bis heute erhalten, vielleicht nur deßhalb, weil sie so ganz anders ist als die sonst gebräuchliche.

Bad Leuk liegt 4356 Fuß hoch über dem Meere in einem Thalkessel, der auf drei Seiten von hohen, meist steil abfallenden Bergen, dem Mainghorn, den Plattenhörnern, der Gemmi, dem Daubenhorn und den Trubeln eingeschlossen wird. Das Klima ist ziemlich rauh, nur selten erreicht die Wärme höheren Grad selbst im Sommer und nur wenig trifft die Sonne den Ort. Das Dorf besteht aus kleinen, schwarzen, unansehnlichen Holzhäuschen mit steinbeschwerten Schindeldächern, dagegen sind die Gast- und Badehäuser große moderne Gebäude. Außer der kalten Liebfrauenquelle, welche nur im Sommer fließt und noch nicht einen Grad Wärme hat, sind etwa 20 warme Quellen, deren Temperatur nicht unter 20 Grad kalt und nicht über 40 heiß, vorhanden; sie werden in sechs Badegebäuden verwendet. Diese sind eigenthümlich genug eingerichtet. Der Hauptraum ist nämlich durch zwei sich in der Mitte kreuzende Gänge in vier quadratische Räume getheilt, welche große Badebassins bilden, in die das bis auf 26 und 27 Grad abgekühlte Heilwasser gelassen wird. In jedem dieser Bassins baden 15 bis 30 und mehr Personen, Männer und Frauen gemeinschaftlich; in lange dunkle Mäntel von Wollenstoff gehüllt sitzen sie auf den Holzbänken, welche sich an den Wänden des Bassins herum ziehen. Hölzerne Tischchen, die als Lesepulte benützt werden können, schwimmen im Bassin herum, man plaudert, singt, liest, erzählt sich Geschichten, nimmt Gesellschaftsspiele vor und führt allerlei Scherze aus. Wer Badegäste besuchen oder das Bad besehen will, geht ungescheut in den Gängen und auf den Gallerien hin und her und unterhält sich mit den Badenden. Vorzüglich sind die Badegäste Angehörige der französischen Schweiz und Franzosen; Deutsche findet man selten in den allgemeinen Bädern, noch seltener Engländer, welche die in geringer Anzahl vorhandenen, sehr theuren Bassins für einzelne Personen vorziehen. In der Regel badet man zweimal des Tags, frühmorgens und Nachmittags, und bringt im Ganzen 2, 3, ja sogar 4 Stunden ohne Unterbrechung im Wasser zu. Am heilkräftigsten wirkt das Leuker Bad gegen Hautkrankheiten, Rheumatismus und Hämorrhoidal-Beschwerden und ähnliche Krankheiten.

Spaziergänge sind bei Leuk in großer Zahl vorhanden, aber nur wenige Kurgäste können sie, der langen Badezeit wegen, benutzen. Man pflegt die Kurpromenade, den hübschen Dalafall, die Grotten, die Anhöhe von Folzeret, Clavinen und das Dorf Albinen, zu dem der Leiterweg, bestehend aus sechs langen Leitern, und ein viel längerer Fußweg führt, zu besuchen und macht andere Parthieen zum Dala-Gletscher, auf den Guggershubel, den aussichtsreichen Galmstock, und namentlich das 9081 Fuß hohe Torrent- oder Mainghorn. Das Panorama dieses dem Hochgebirg gegenüberliegenden Berggipfels ist eins der schönsten der ganzen Schweiz.



L. Rohbock delt. J. Umbach sculpt.

VISSOYE IM EINFISCHTHAL.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



LEUK. LOUECHE.



L. Rohbock delᵗ. F. Hablitscheck sculpᵗ.

LEUK. LOUÈCHE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

schöner vielleicht als das des mit Recht vielgepriesenen Faulhorn. Und dabei ist der Weg hinauf auf die Spitze wohl etwas anstrengend, aber nicht gefährlich, obwohl man über große Schuttfelder und Schneefelder gehen muß. Herrlich stellen sich namentlich die Berner Alpen dar, zuerst der prächtige Altels und das Balmhorn, dann ferner Doldenhorn, Blümlisalp, Gspaltenhorn und Schilthorn, weiter nach rechts Jungfrau, Mönch, Eiger, Finsteraarhorn und wie sie alle heißen, die Oberländer Bergriesen, und endlich Aletschhorn, Breithorn und Nesthorn. Aber auch die Monte-Rosa-Gruppe mit dem Mischabelhorn und die Savoyschen Berge, in deren Mitte Bergkönig Montblanc in voller Majestät thront, lassen sich überblicken und vor den höchsten Bergen auf der Südseite des Rhonethals liegen zwischen hohen Gräten fast zahllose Thäler und Thalschluchten, die das freundliche Rhonethal durchbricht. In der Nähe aber zeigen sich zwischen den dunklen Felsen und den grünen Alpen breite, helle Schnee- und Firnfelder, an deren unteren Enden sich kleine Gletscher zu bilden suchen.

Schon von Dorf Leuk aus sieht man mit Staunen den langen Zickzackpfad, der an der steil absinkenden gewaltig hohen Fluh der Gemmi in zahllosen immer kürzer werdenden Windungen auf die Paßhöhe und nach Kandersteg führt; wer dem Felsen indeß näher tritt und den Pfad selbst beschreitet, wird ihn noch mehr bewundern als mächtiges Menschenwerk innerhalb einer großartigen Natur. Die Fluhwand ist so steil, daß oft die oberen Windungen des Weges genau über den unteren liegen, ja daß die unteren sogar unter den oberen fortzugehen scheinen; dabei ist der Weg steil und schmal und auf einer Seite stets von dem senkrechten Absturz begrenzt. Nur an den gefährlichsten Stellen finden sich niedrige Schutzmauern und oft bedarf der Wanderer, der nicht sehr an Bergwege gewöhnt ist, der sicheren Hand des Führers, um über schwierige Wegabschnitte fortzugelangen. Dabei ist aber der Blick auf das Thal und die Berge von einem wunderbaren Reiz, während im Vordergrund, umfaßt und eingeschlossen von den hohen Vorbergen, sich das freundliche Dalathal bis an die Rhone hinabzieht und einzelne Theile des Rhonegeländes sichtbar werden, erheben sich im Hintergrund imposante Schneegebirge, die einen Theil der penninischen Alpen bilden, die prachtvolle Gebirgsgruppe nämlich, in der das Weißhorn, Bruneckhorn, Schwarzhorn und das gigantische Matterhorn, auffallend durch seine seltsame, aber interessante Form die erste Rolle spielen.

Von Bad Leuk kehren wir zu dem Flecken Leuk zurück, um unsere Reise im Rhonethal fortzusetzen. Zuerst berühren wir, nachdem wir die Rhonebrücke wieder überschritten, Susten, dessen Name schon andeutet, daß hier ein Stapelplatz für Waaren war, und dann die Seufzermatte, wo die Oberwalliser die eingedrungenen Edlen des Unterwallis im Jahre 1318 aufs Haupt schlugen, kommen hierauf nach Agarn, in dessen Nähe ein altes, aber noch bewohntes Schloß des wallisichen Geschlechts der Freiherren von Werra liegt, und erreichen endlich das Dorf

Turtmann (Tourtemagne), sogenannt von einem Thurm (turris magna), der jetzt zur Kapelle eingerichtet ist. Man bemerkt den Ort kaum, wenn man an ihm vorüberreist, und doch sollte man ihn besuchen, wenn auch nur des hübschen Kataractes wegen, den der Bach des Turtmann-Thals wenige Minuten vom Dorf macht. Aber auch das Turtmann-Thal selbst ist sehenswerth. Nachdem man am Wasserfall steil zuerst durch Birken- und Erlengebüsch und schöne Wiesen emporgestiegen, dann aber wieder Lärchen- und Tannenwald durchwandert, kommt man in den sogenannten Dubenwald, der noch vor wenigen Jahrzehnten ein Urwald im wahren Sinn des Worts war. Dicht stand damals Stamm an Stamm, Hunderte, ja Tausende der alten Bäume waren vertrocknet und abgestorben, aber andere jüngere Bäume waren neben ihnen emporgewachsen, und suchten sie aufrecht zu erhalten, Flechten und Moose, grau und gelblich und in große lange Bündel zusammengeballt, hingen da und dort von den Bäumen, die kaum noch grünten, herab, und dicht flocht sich das Gebüsch ineinander und wehrte den Durchgang. Hier und da hatten auch die Lawine und der Waldbrand gewüthet. Massenhaft lagen an einzelnen Stellen die Baumstämme niedergerissen, zerbrochen und zersplittert, angebrannt und halb verkohlt da. Es war ein wilder schauerlicher Anblick. Das hat sich nun schon sehr, wenn auch nicht vollständig geändert; an den Urwald hat sich die Speculation gewagt und sein Holz hinab in das Thal und von dort in weite Ferne geführt. Durch den Wald gelangen wir nach Z'meiden, von wo aus das Schwarzhorn, irrthümlich oft Zehntenhorn genannt, bestiegen wird. Es gewährt, nachdem wir über wilde Felstrümmer die Spitze erreicht haben, einen umfassenden Blick auf die Walliser Gebirge, den Aletschgletscher und die Berner Hochalpen. Auch das hohe Z'meidenhorn wird oft und mit Recht seines interessanten Blicks auf das Weißhorn und die nahen Gletscher wegen erstiegen.

Ein anderes interessantes Seitenthal des Rhonethals mündet Turtmann fast gegenüber bei Gampel; es ist das nordwärts ansteigende Lötschenthal, aus dessen oberen Theil mehrmals über den Aletschgletscher die Jungfrau erstiegen worden ist. Es zieht sich zuerst nordwärts, dann nordostwärts bis an den Lotschengletscher und ist ein einsames, romantisches Thal, das noch so wenig besucht wird, das man wohl thut, sich mit Proviant zu versehen. Von Stey aus tritt man zunächst in ein enges schattiges Thal, aus dem man in hübsche Wiesengelände gelangt. Gewaltige Felsblöcke bilden malerische Parthien. Darauf wird das Thal enger, der Weg zieht sich um Bergvorsprünge und an kleinen Kapellen vorüber und gelangt nach Ferden, während die Thalkirche höher rechts in Kippel liegt. Von Ferden ansteigend überblicken wir das ganze Thal mit dem Gletscher im Hintergrund und die hohen Berge, welche es einfassen und schließen. Der Blick ist wirklich schön und großartig. Höher hinauf führt der Bergpfad über dürftige Schafweiden und Geröll und endlich erreicht er über Schnee die Höhe



L. Rohbock del. — Fr. [illegible] sculp.

BAD LEUCK UND DIE GEMMI. — LOÈCHE-LES-BAINS ET LA GEMMI.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Turtmann (Tourtemagne), so genannt von einem Thurm (turris magna), der jetzt zur Kapelle eingerichtet ist. Man bemerkt den Ort kaum, wenn man an ihm vorüberfährt, und doch sollte man ihn besuchen, wenn auch nur des hübschen Kataraktes wegen, den der Bach des Turtmann-Thals wenige Minuten vom Dorf macht. Aber auch das Turtmann-Thal selbst ist sehenswerth. Nachdem man am Wasserfall theil zuerst durch Birken- und Erlengebüsch und schöne Wiesen emporgestiegen, dann aber wieder Lärchen- und Tannenwald durchwandert, kommt man in den sogenannten Dubenwald, der noch vor wenigen Jahrzehnten ein Urwald im wahren Sinn des Wortes war. Dicht stand damals Stamm an Stamm, Hunderte, ja Tausende der alten Bäume waren vertrocknet und abgestorben, aber andere jüngere Bäume waren neben ihnen emporgewachsen, und suchten sie aufrecht zu erhalten. Flechten und Moose, grau und gelblich und in große lange Bündel zusammengeballt, hingen da und dort von den Bäumen, die kaum noch grünten, herab, und dicht flocht sich das Gebüsch ineinander und wehrte den Durchgang. Hier und da hatten auch die Lawine und der Waldbrand gewüthet. Massenhaft lagen an einzelnen Stellen die Baumstämme niedergerissen, zerbrochen und zersplittert, angebrannt und halb verkohlt da. Es war ein wilder schauerlicher Anblick. Das hat sich nun schon sehr, wenn auch nicht vollständig geändert; an den Urwald hat sich die Speculation gewagt und sein Holz hinab in das Thal und von dort in weite Ferne geführt. Durch den Wald gelangen wir nach Z'meiden, von wo aus das Schwarzhorn, irrthümlich oft Zehntenhorn genannt, bestiegen wird. Es gewährt, nachdem wir über wilde Felstrümmer die Spitze erreicht haben, einen umfassenden Blick auf die Walliser Gebirge, den Aletschgletscher und die Berner Hochalpen. Auch das hohe Z'meidenhorn wird oft und mit Recht seines interessanten Blicks auf das Weißhorn und die nahen Gletscher wegen erstiegen.

Ein anderes interessantes Seitenthal des Rhonethals mündet Turtmann fast gegenüber bei Gampel; es ist das nordwärts ansteigende Lötschenthal, aus dessen oberen Theil mehrmals über den Aletschgletscher die Jungfrau erstiegen worden ist. Es zieht sich zuerst nordwärts, dann nordostwärts bis an den Lötschengletscher und ist ein einsames, romantisches Thal, das noch so wenig besucht wird, das man wohl thut, sich mit Proviant zu versehen. Von Stey aus tritt man zunächst in ein enges schattiges Thal, aus dem man in hübsche Wiesengelände gelangt. Gewaltige Felsblöcke bilden malerische Parthien. Darauf wird das Thal enger, der Weg zieht sich um Bergvorsprünge und an kleinen Kapellen vorüber und gelangt nach Ferden, während die Thalkirche höher rechts in Kippel liegt. Von Ferden ansteigend überblicken wir das ganze Thal mit dem Gletscher im Hintergrund und die hohen Berge, welche es einfassen und schließen. Der Blick ist wirklich schön und großartig. Höher hinauf führt der Bergpfad über dürftige Schafweiden und Geröll und endlich erreicht er über Schnee die Höhe



L. Rohbock delt. Fr. Bablitscheck sculpt.

BAD LEUCK UND DIE GEMMI. . LOÈCHE-LES-BAINS ET LA GEMMI.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



L. Rohbock del.t A. Fesca sculp.t

BAD LEUK UND DAS BALMHORN. (Wallis)

LOÈCHE-LES-BAINS ET LE BALMHORN. (Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

des Lötschenberges, der Paßhöhe, über welche der schwierige Verkehr mit Kandersteg und dem Gastern-Thal stattfindet. Auch hier ist der Blick schön, aber noch großartiger und überraschender als oberhalb Ferden und auf den Thalhängen.

Im Rhonethal führt von Turtmann ab die Straße thalaufwärts weiter auf dem rechten Bord der Rhone. Wir berühren Brunk und erblicken jenseits des Thalstromes Niedergestelen am Fuß einer von oben bis unten gespaltenen Felswand. Hier stand einst die Gestelenburg, eine gewaltige Veste, die nichts destoweniger von den Wallisern 1375 gebrochen wurde. Nur wenige Trümmer sprechen noch von dem stolzen Sitz der edlen Familie von Thurn und Gestelen, von den Franzosen La Tour-Chatillon genannt. Dann folgen Raron, Sitz der beim Volk noch heut in schlimmem Ansehen stehenden Herren v. Raron, ebenfalls jenseits der Rhone und hierauf Turtig diesseits an der Landstraße. Hoch am Felsen liegt rechts von uns die Einsiedelei Fluen oder Wandfluh. Die Gegend ist nicht schön; oft überströmt die Rhone ihre Borde und macht den tieferen Theil des Thalgrundes unfruchtbar. Nur Schilf und Riedgras wachsen in ihm. Bald ist jetzt auch Vispach, gewöhnlich Visp genannt, erreicht, ein alter Flecken unweit der Mündung der Visp in die Rhone. Früher übte der Ort großen Einfluß auf das Wallis und seine Geschicke aus; viele Adelige des Landes wohnten in ihm und hatten der Sage zufolge im Flecken selbst eine eigene Kirche, da sie auch beim Gottesdienst nicht mit dem gemeinen Mann zusammen treffen mochten. Ein Theil des Orts liegt unten an der Visp und sogar noch tiefer als der Bach, ein anderer mit den beiden Kirchen höher. Unter den Häusern befinden sich manche hübsche Gebäude und auch die Kirche mit dem durchbrochenen Helmdach verdient bemerkt zu werden. Die Gegend ist ungesund; nicht selten bricht die wilde Visp, deren Bett 13 Fuß höher liegt als der Thalgrund und die oft mächtige Wassermassen herabwälzt, die Dämme und überfluthet dann die nächsten Gelände, indem sie Teiche und Sümpfe bildet. Auch Erdbeben kommen vor; dasjenige vom 25. Juli 1855, das wir im Kanton Bern mit erlebt, führte große Verheerungen mit sich. Von der Brücke und der Kirche bietet sich eine herrliche Aussicht auf das Vispachthal, in dessen Hintergrund der Saasgrat und der hohe firnbedeckte Gipfel des Balfrin emporsteigen. Der Monte Rosa läßt sich nicht erblicken. Jenseits der Rhone öffnet sich das interessante, aber nur kurze Ballschieder-Thal, von dem alte Walliser Sagen und Lieder viel zu erzählen wissen. Und unweit vom Flecken lagen einst die Trümmer des Schlosses Hübschburg, das den Grafen von Visp und Blandra gehörte und 1385 durch die Ober-Walliser gebrochen ward.

Noch vor fünfundzwanzig Jahren war Vispach in den weiteren Kreisen der Reisenden nur als unbeachteter Ort an der Simplonstraße bekannt; seitdem hat es sich als Stations-Ort am Eingang in die herrlichen Vispachthäler einen Namen zu machen gewußt. Auch wir unternehmen die Wanderung nach Saas und Zermatt.

des Lötschenberges, der Paßhöhe, über welche der schwierige Verkehr mit Kandersteg und dem Gastern-Thal stattfindet. Auch hier ist der Blick schön, aber noch großartiger und überraschender als oberhalb Ferden und auf den Thalhängen.

Im Rhonethal führt von Turtmann ab die Straße thalaufwärts weiter auf dem rechten Bord der Rhone. Wir berühren Brunk und erblicken jenseits des Thalstromes Niedergestelen am Fuß einer von oben bis unten gespaltenen Felswand. Hier stand einst die Gestelenburg, eine gewaltige Veste, die nichtsdestoweniger von den Wallisern 1375 gebrochen wurde. Nur wenige Trümmer sprechen noch von dem stolzen Sitz der edlen Familie von Thurn und Gestelen, von den Franzosen La Tour-Chatillon genannt. Dann folgen Raron, Sitz der beim Volk noch heut in schlimmem Ansehen stehenden Herren v. Raron, ebenfalls jenseits der Rhone und hierauf Turtig diesseits an der Landstraße. Hoch am Felsen liegt rechts von uns die Einsiedelei Fluen oder Wandfluh. Die Gegend ist nicht schön; oft überströmt die Rhone ihre Borde und macht den tieferen Theil des Thalgrundes unfruchtbar. Nur Schilf und Riedgras wachsen in ihm. Bald ist jetzt auch Vispach, gewöhnlich Visp genannt, erreicht, ein alter Flecken unweit der Mündung der Visp in die Rhone. Früher übte der Ort großen Einfluß auf das Wallis und seine Geschicke aus; viele Adelige des Landes wohnten in ihm und hatten der Sage zufolge im Flecken selbst eine eigene Kirche, da sie auch beim Gottesdienst nicht mit dem gemeinen Mann zusammen treffen mochten. Ein Theil des Orts liegt unten an der Visp und sogar noch tiefer als der Bach, ein anderer mit den beiden Kirchen höher. Unter den Häusern befinden sich manche hübsche Gebäude und auch die Kirche mit dem durchbrochenen Helmdach verdient bemerkt zu werden. Die Gegend ist ungesund; nicht selten bricht die wilde Visp, deren Bett 13 Fuß höher liegt als der Thalgrund und die oft mächtige Wassermassen herabwälzt, die Dämme und überfluthet dann die nächsten Gelände, indem sie Teiche und Sümpfe bildet. Auch Erdbeben kommen vor; dasjenige vom 25. Juli 1855, das wir im Kanton Bern mit erlebt, führte große Verheerungen mit sich. Von der Brücke und der Kirche bietet sich eine herrliche Aussicht auf das Vispachthal, in dessen Hintergrund der Saasgrat und der hohe firnbedeckte Gipfel des Balfrin emporsteigen. Der Monte Rosa läßt sich nicht erblicken. Jenseits der Rhone öffnet sich das interessante, aber nur kurze Ballschieder-Thal, von dem alte Walliser Sagen und Lieder viel zu erzählen wissen. Und unweit vom Flecken lagen einst die Trümmer des Schlosses Hübschburg, das den Grafen von Visp und Blandra gehörte und 1385 durch die Ober-Walliser gebrochen ward.

Noch vor fünfundzwanzig Jahren war Vispach in den weiteren Kreisen der Reisenden nur als unbeachteter Ort an der Simplonstraße bekannt; seitdem hat es sich als Stations-Ort am Eingang in die herrlichen Vispachthäler einen Namen zu machen gewußt. Auch wir unternehmen die Wanderung nach Saas und Zermatt.

Durch den Flecken ansteigend zwischen Gärten und Wiesen hindurch wandern wir in mäßiger Höhe über der Visp, die uns zur Rechten strömt, nach Neubrück. Der Balfrin ist uns immer im Gesicht geblieben. Die gewölbte Brücke, welche auf das linke Ufer des Wildbachs hinüberführt, liegt in recht anmuthiger Gegend; wir sehen nicht nur das Thal und die dasselbe umschließenden Berge, sondern auch vor uns den gewaltigen Saasgrat, der die beiden Vispthäler scheidet. Ueber dem bewaldeten Abhang des Ebiberges blickt der 11000 Fuß hohe Balfrin. Am rechten Ufer des Bachs zeigen sich hohe Erdpyramiden mit einem Stein als Kopf darauf, ganz ähnlich denjenigen, welche sich im Eringer-Thal finden. Steiler wird nun der Weg; in Biegungen windet er sich nach Stalden empor. Der kleine Ort dieses Namens nimmt sich mit seinem auf steilem Fels erbauten Kirchlein malerisch genug aus.

Bei Stalden vereinigen sich die beiden Thäler der Vispbäche, das längere Nicolai-Thal, in welchem Zermatt liegt, und das kürzere Saasthal. Schreiten wir zunächst in das letztere hinein. Nachdem wir Stalden besichtigt, in dem noch prachtvolle Nußbäume wachsen, der Weinbau gedeiht und nach südländischer Sitte Weinlauben sich über die Straßen ziehen, steigen wir etwas abwärts und erreichen bald die sogenannte Kinnbrücke, welche sich über die Gorner-Visp gelegt hat und eine der großartigsten Aussichten thalauf- und thalabwärts bietet. Bald darauf geht es nun wieder aufwärts; wir treten in schöne Wiesen und erblicken mächtige Berge, welche die Gegend des Simplon bezeichnen, und das Dorf Riemstalden, das am mit Wald und Getreidefeldern bedeckten Abhang sich aufbaut. Nun erreichen wir nacheinander den Weiler Resti, darauf Ze Schmitten und endlich Amfluh, mit schönem Blick auf das untere Saasthal und seine Ortschaften und auf den Aletschgletscher und das Nesthorn fern im Norden. Der Weg ist bis hierher einförmig gewesen; tief unten hat in enger Kluft der Wildbach gewühlt und getobt. Bei der Quelle des Hutbrunnen ist der halbe Weg zurückgelegt; links dabei erblicken wir den Mattwald-Gletscher, gelangen durch die Bodenbrücke auf die rechte Bachseite, sehen, wie von dem hochgelegenen Dorf Schweiben sich in hübschem Fall der Schweibach weißschäumend herabstürzt, und überschreiten noch zweimal die Saaser Visp. Bei einem kleinen Weiler steht die sehenswerthe Dreifaltigkeits-Kapelle und braust zu günstiger Zeit ein wasserreicher Sturzbach. Dann folgt Baalen (Aballa), worauf wir durch eine enge waldige Gegend, welche von Lawinenbahnen durchzogen wird und im Winter große Gefahren bietet, zu der lieblichen, auf einem Hügel stehenden Kapelle des heiligen Antonius gelangen. Wir versäumen es nicht, die herrlichen Blicke auf den Thalgrund, Dorf Saas, den Gletscher oberhalb Fee, das nadelförmig zugespitzte Mittaghorn, den seltsam geformten Eginer und das Allelinhorn zu genießen. Wenige Minuten später sind wir in Saas, dem Hauptort des schönen Saasthal, dessen Bach vom Allelingletscher abfließt.



VISPACH.. VIÈGE.

Durch den Flecken aufsteigend zwischen Gärten und Wiesen hindurch wandern wir in mäßiger Höhe über der Visp, die uns zur Rechten strömt, nach Neubrück. Der Balfrin ist uns immer im Gesicht geblieben. Die gewölbte Brücke, welche auf das linke Ufer des Wildbachs hinüberführt, liegt in recht anmuthiger Gegend; wir sehen nicht nur das Thal und die dasselbe umschließenden Berge, sondern auch vor uns den gewaltigen Saasgrat, der die beiden Vispthäler scheidet. Ueber dem bewaldeten Abhang des Ebiberges blickt der 11000 Fuß hohe Balfrin. Am rechten Ufer des Bachs zeigen sich hohe Erdpyramiden mit einem Stein als Kopf darauf, ganz ähnlich denjenigen, welche sich im Eringer-Thal finden. Steiler wird nun der Weg; in Biegungen windet er sich nach Stalden empor. Der kleine Ort dieses Namens nimmt sich mit seinem auf steilem Fels erbauten Kirchlein malerisch genug aus.

Bei Stalden vereinigen sich die beiden Thäler der Vispbäche, das längere Nikolai-Thal, in welchem Zermatt liegt, und das kürzere Saasthal. Schreiten wir zunächst in das letztere hinein. Nachdem wir Stalden besichtigt, in dem noch prachtvolle Nußbäume wachsen, der Weinbau gedeiht und nach südländischer Sitte Weinlauben sich über die Straßen ziehen, steigen wir etwas abwärts und erreichen bald die sogenannte Kinnbrücke, welche sich über die Gorner-Visp gelegt hat und eine der großartigsten Aussichten thalauf- und thalabwärts bietet. Bald darauf geht es nun wieder aufwärts; wir treten in schöne Wiesen und erblicken mächtige Berge, welche die Gegend des Simplon bezeichnen, und das Dorf Riemstalden, das am mit Wald und Getreidefeldern bedeckten Abhang sich aufbaut. Nun erreichen wir nacheinander den Weiler Resti, darauf Ze Schmitten und endlich Kinlaub, mit schönem Blick auf das untere Saasthal und seine Ortschaften und auf den Aletschgletscher und das Nesthorn fern im Norden. Der Weg ist bis hieher einförmig gewesen; tief unten hat in enger Kluft der Wildbach gewühlt und getobt. Bei der Quelle des Hutbrunnen ist der halbe Weg zurückgelegt; links dabei erblicken wir den Mattwald-Gletscher, gelangen durch die Bodenbrücke auf die rechte Bachseite, sehen, wie von dem hochgelegenen Dorf Schweiben sich in hübschem Fall der Schweibach weißschäumend herabstürzt, und überschreiten noch zweimal die Saaser Visp. Bei einem kleinen Weiler steht die sehenswerthe Dreifaltigkeits-Kapelle und braust zu günstiger Zeit ein wasserreicher Sturzbach. Dann folgt Baalen (Abalia), worauf wir durch eine enge waldige Gegend, welche von Lawinenbahnen durchzogen wird und im Winter große Gefahren bietet, zu der lieblichen, auf einem Hügel stehenden Kapelle des heiligen Antonius gelangen. Wir versäumen es nicht, die herrlichen Blicke auf den Thalgrund, Dorf Saas, den Gletscher oberhalb Fee, das nadelförmig zugespitzte Mittaghorn, den seltsam geformten Eginer und das Allelinhorn zu genießen. Wenige Minuten später sind wir in Saas, dem Hauptort des schönen Saasthal, dessen Bach vom Allelingletscher abfließt.



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

VISPACH. – VIÈGE.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.





C. Koehler delt. G. M. Kruz sculpt.

DAS MATTERHORN UND ZERMATT.

(Wallis)

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

Saas, auch Saas im Grund genannt, liegt in einer schönen Wiesenfläche, welche indeß sehr den Lawinen ausgesetzt ist. Die Meereshöhe ist 4550 Fuß; es gedeihen daher nur einige Küchengewächse. Die Abhänge des Thals sind zum Theil steil, nichtsdestoweniger erblickt man auf ihnen viele Weiler, einzelne Häuser und Kapellen. Die Einwohner gelten als brav und einfach. Saas ist ein sehr geeigneter Stations-Ort für Diejenigen, welche gewandt und ausdauernd im Bergsteigen sind, einen ganz schwindelfreien Kopf haben und den Besuch interessanter, aber schwer zugänglicher Punkte des Hochgebirges lieben. Alle Pässe in die benachbarten Thäler sind, so zahlreich sie auch sind, schwierig und sogar gefährlich; eben so schwer lassen sich die Gipfel der einzelnen Berge, von denen mehrere zu den höchsten der Schweiz gehören, erklimmen. Von den verschiedenen Promenaden und Excursionen seien nur einige erwähnt. Man geht nach dem Kreuzboden in der Trift, auf den Grundberg, auf Blatigen am Mittaghorn, nach Wallig auf Fee, nach Zenlauenen, dem Wallfahrtsort Fee mit seinen Passions-Stationen, in italienischem Styl gebauten Kapellen in prachtvoller Gegend mit Blicken auf das Allelinhorn und Monte Fee, nach Almagell im Thal selbst und zum schönen Wasserfall des Lehmbach, nach Z'Meigeren, noch höher im Thal und auf Eyenalp und zum Allelingletscher mit seinem Gletscherthor. Zu den wichtigeren Pässen gehören die Pässe nach dem Simplon, der Paß über den Allelin- und Täsch-Gletscher nach Täsch im Nicolai-Thal und der Adler-Paß nach Zermatt. Noch bedeutender und interessanter ist der Monte Moro-Paß nach Macugnaga in Val Anzasca, das sich zum Lago Maggiore wendet. Durch eine Gegend, in der Chloritschiefer ansteht, gelangt man zum Mattmark-See und auf die Mattmark-Alp. Hier liegt der interessante Schwarzberg-Gletscher, der bald vorrückend, bald zurückgehend gewaltige Reste einer Erdmoräne niedergelegt hat. Später gelangt man zur Distelalp und von dort auf die Paßhöhe des St. Petersrücken, die bereits eine Meereshöhe von 8390 Fuß erreicht. Die Aussicht ist wohl eine der prachtvollsten des ganzen Alpengebietes. Links erblicken wir das Joderhorn, auch Pizzo rocco genannt, und einen Theil des Grates, der das Saasthal von den Höhen und Thälern des Simplon trennt. In weiter Ferne zeigt sich der Lago maggiore, rechts aber steigt die Südseite des Monte Rosa, der dem Montblanc den ersten Rang streitig zu machen sucht, in 8000 Fuß hoher steiler Felswand ab. Vom Weißthor stürzt nun das Nordende steil an, dann folgen das Gornerhorn, die Zumsteinspitze und die Signalkuppe; weiter südlich aber baut sich der Pizzo bianco auf. Interessant sind auch die schwarzen bewaldeten Höhen, welche Val Anzasca und Val Sesia trennen und jenseits dieser Höhen die Berge von Val Sesia. Tief unten zu den Füßen des Beschauers aber liegt freundlich und friedlich eingeschlossen von den mächtigen Wänden und Abhängen des Pizzo Bianco, Monte Rosa, Weißthor, Rothhorn und Joderhorn das einsame bereits südlich angehauchte Anzasca-Thal.

Zermatt und seine Umgebung zu schildern ist eine Aufgabe, die auf wenigen Seiten nicht gelöst werden kann, wenn sie überhaupt dem Schriftsteller gestellt werden darf; wir beschränken uns deßhalb selbst und weisen auf die wichtigeren Punkte, welche in der Regel besucht werden, hin. Unsere Wanderung beginnen wir mit dem Besuch des Schwarzsee und des Hörnli. Der Weg ist nicht nur schön, sondern auch leicht gangbar; er bietet an mehreren Stellen anmuthige Blicke auf das Thal und die Gegend von Zermatt. Im Südwesten vom See erheben sich die Felsen des Hörnli, das leicht zu erklimmen ist. Die Aussicht, die sich auf das nahe gegenüberstehende, etwa fünftausend Fuß höhere Matterhorn wendet, ist überraschend schön und auch ausgebreitet; sie umfaßt die Gebirge links und rechts von dem gewaltigen Bergriesen, der die Mitte beherrscht, mit allen Felsen und den zahlreichen Gletschern, die sich zwischen ihnen in die Tiefe hinabwinden, und erstreckt sich auch auf die schöne Gruppe des Mischabelhornes und den Thalgrund der Vispach. Anderer Art sind die interessanten Wanderungen zum Findelen- und zum Gornergletscher, von denen der erstere 2½, der andere aber 4 Stunden lang ist und nach dem Aletschgletscher der größte Gletscher der Schweiz sein soll. Mit seinen 9 Firnmulden bedeckt der Gornergletscher 50 Millionen Quadratmeter. Wunderbar schön und ergreifend sind seine wild durcheinander geworfenen und keck aufgerichteten Eisnadeln, die kein anderer Gletscher der Schweiz in gleicher Zahl und gleich furchtbar wilder Schönheit zu bieten vermag.

Mehr besucht als alle andern Parthien von Dorf Zermatt aus ist diejenige zum Riffelhaus und von dort nach dem Gornergrat. Fast Niemand, der nach Zermatt kömmt, pflegt sie zu unterlassen. Das Riffelhaus liegt südwärts vom Dorf, von dem es gesehen werden kann, 2900 Fuß höher, nahe der Stelle, wo der Bach aus den verschiedenen Gletscherquellen entsteht. Der Reitweg hinauf ist gut gangbar und führt durch Matten und Heuberge in drei Stunden zum Ziel. Das Thal von Zermatt ist reich an schönen und seltenen Pflanzen; ein gutes Theil derselben findet sich in der Gegend des 1854 erbauten Hauses. Weit interessanter noch als der Blick von dieser Stelle ist derjenige, welchen der 9654 Fuß hohe Gornergrat bietet; mit Recht wird er als einer der umfassendsten und interessantesten der ganzen Schweiz bezeichnet. Der Grat selbst, der vom Riffelberge ausgeht, ist mit seinen kahlen Gneistrümmern öde und pflanzenlos, öde und pflanzenlos ist aber auch das ganze Berge- und Gletschergebiet, in das wir hineinblicken. Aber diese Oede, diese Abwesenheit alles dessen, was auf Leben und Entwicklung hinweist, diese nackten und unfruchtbaren, zerklüfteten, mit Steinbrocken bedeckten Felsen und Bergspitzen, diese weiten Firnmulden, diese zahllosen gespaltenen, grünlich schimmernden Gletscher tragen nur dazu bei, die Großartigkeit der Aussicht zu erhöhen. Welche Bergriesen treten da vor uns hin. Vor allem zieht uns der prachtvolle Anblick des Matterhorn (Mont Cervin) an, aber eine

Reihe anderer Berge, welche ihm an Höhe und Majestät wenig nachgeben, die Cima de Jazzi, der Monte Rosa mit seinen sieben Spitzen, der Lyskamm, die Zwillinge, das schwarze Breithorn, das thurmförmige Joderhorn, das Theodulhorn, die schöne Dent blanche, der Grand Cornier, die Gabelhörner, das Rothhorn, das Schallhorn nehmen unsere gespannte Aufmerksamkeit ebenfalls in Anspruch. In weiter Ferne zeigen sich Thäler der Berner Alpen, die Gruppe der Blümlis-Alp, das Doldenhorn, das Gspaltenhorn, das Bietschhorn und das Breithorn, mächtige schneebedeckte Alpen, die uns durch ihre Entfernung weniger auffallen. Und wieder näher, gerad im Nordost, steigen mächtige und unheimliche Berge des Saasthal, das Strahlhorn, die Nympfischhörner und das Allelinhorn neben den interessanten Spitzen nnd Gipfeln der Mischabelhörner empor. Fast interessanter und sehenswürdiger noch als die Aussicht von dem Gornergrat und jedenfalls noch etwas umfassender ist diejenige von der Spitze des Riffelhorns, welche indeß nur mit großer Mühe und schwerer Anstrengung zu erreichen ist. Befinden wir uns hier schon in 9022 Fuß Meereshöhe, so ist die Cima de Jazzi, obwohl sie mit weniger Anstrengung und geringen Gefahren vom Gornergrat aus erreicht werden kann, noch mehr als 2000 Fuß höher und nur 2525 Fuß niedriger als die höchste Monte Rosa-Spitze (14278 Fuß). Der Blick von dem Gipfel des abgerundeten wilden Schneebergs soll dem vom Monte Rosa fast gleichstehen und erstreckt sich weit über die Alpen und Thäler der Schweiz und Piemonts. Auch der Monte Rosa wird nicht selten erstiegen und schon haben ihn wiederholt selbst jüngere Damen erklommen; aber der Weg hinauf ist nicht nur sehr anstrengend, sondern zuletzt auch für schwindelfreie und geübte Fußwanderer mit Gefahr verbunden, so daß die große Mehrzahl der Touristen von ihm ausgeschlossen bleibt. Dabei ist die Parthie nicht immer lohnend, denn nur zu häufig hüllt sich die Gegend im Süden in ein leichtes, aber undurchdringliches Dunstmeer.

Zieht der Monte Rosa auch nicht in gleichem Maaße wie der Mont Blanc die Touristen an, gilt seine Ersteigung auch nicht für eine Anzahl junger Touristen aus England und Amerika als Etwas, was unter keinen Umständen unterbleiben darf, um die Mitgliedschaft des Alpen-Klubs mit Recht zu erlangen, so gibt es doch wie eine Tour rund um den Montblanc, so auch eine Tour um den Monte Rosa, die jeder Freund großartiger Naturscenen nicht gerne verlieren wird, wenn ihm Zeit, Mittel und Kräfte zu Gebot stehen. Sie zu schildern, fällt leider nicht in den Bereich unseres Werkes, das uns nur selten die Ueberschreitung der Grenzen der Schweiz gestattet; aber wir müssen doch mindestens die Alpenpässe erwähnen, welche aus dem Zermatt-Thal auf die italienische Seite der Alpen hinüber führen. Da ist zuerst der Gletscherpfad über das Weißthor. In früherer Zeit begangen, wurde er erst im Jahre 1848 von zwei Zermatter Führern wieder aufgefunden und benutzt. Er zieht sich zum Findelen-Gletscher und über denselben

an Cima de Jazzi vorüber auf die Paßhöhe Weißthor unweit vom Nordend und von dort nach dem Macugnaga-Gletscher und ins Val Macugnaga hinab. Schwierig und gefährlich, wird er nicht sehr häufig begangen. Wichtiger und viel häufiger betreten ist der Paß über das Matterjoch, auch Paß St. Theodul genannt. Er hat seinen Namen von dem Schutzheiligen des Wallis und ist bei 10,242 Fuß Meereshöhe der höchste und zugleich einer der interessantesten und merkwürdigsten Gebirgspässe Europas. Wir berühren zunächst den Abfluß des Triftgletschers, steigen darauf zu dem malerisch gelegenen Dörfchen auf der Platten empor, durchziehen Wiesen, Wäldchen und an seltenen Pflanzen reiche Hänge, erblicken bald darauf einen schönen Wasserfall an wilder Felswand und auf der blumenreichen Gart-Alp, die vom Theodul-Gletscher eingefaßt ist, den ausgedehnten Gornergletscher, worauf wir, nachdem wir Schnee- und Felspartheien betreten, über das ausgedehnte Schneefeld des Theodul-Gletschers wandern, das uns bis auf die Paßhöhe leitet. Ein Kreuz bezeichnet die Stätte. Vor mehr als 200 Jahren errichteten hier die Piemontesen eine Art Schanze, um sich gegen Einfälle der Walliser zu sichern; der Paß war damals gangbarer als jetzt. Jetzt ist eine kleine Gasthütte vorhanden. Selten ist der Himmel klar; gestattet er indeß den Blick in die Ferne und auf die Gipfel, so erblicken wir gegen Süden die Thäler Piemonts mit dem weißen Teppich des Tournanche-Gletschers, im Westen das Matterhorn, in Nordwesten das Weißhorn und die Berge im Nicolai-Thal, im Norden ganz fern einige Spitzen der Berner-Hochalpen, gegen Nordost und Ost aber den Saasgrat und den kleinen Mont Cervin und das Breithorn, welche fast die ganze Monte Rosa-Gruppe verdecken.

Gewiß ist eine solche Aussicht großartig und sehenswerth; schade nur, daß gerade die nächsten Berge von dem hohen Standpunkte aus weniger mächtig erscheinen, weniger bedeutende Eindrücke hervorrufen, als von denjenigen, welche wir bereits besucht haben. Jenseits des Passes sinkt der Gletscher steil ab und zeigt zahlreiche und breite Spalten; erst nach zwei Stunden mühsamen Wanderns hat man ihn verlassen und wandert nun über steile und lockere Moränen und über sumpfigen Boden zu den Sennhütten am Mont Jumont, die nochmals einen herrlichen Blick auf das Gebirge bieten. Drei Stunden später sind wir zu Val Tournanche auf dem Wege nach dem alten romantischen Orte Chatillon. —

Gleich allen Touristen, welche nicht nach dem Ruhme kühner Berggänger streben, sind wir nach Visp zurückgekehrt. Unser Weg führt uns nun wieder aufwärts im Rhonethal, an dessen linker Seite die Simplonstraße zieht. Die Gegend



BRIEG.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

[illegible] Weißthor unweit vom Nordend und von dort nach dem Macugnaga-Gletscher und ins Val Macugnaga hinab. Schwierig und gefährlich, wird er nicht sehr häufig begangen. Wichtiger und viel häufiger betreten ist der Paß über das Matterjoch, auch Paß St. Theodul genannt. Er hat seinen Namen von dem Schutzheiligen des Wallis und ist bei 10,242 Fuß Meereshöhe der höchste und zugleich einer der interessantesten und merkwürdigsten Gebirgspässe Europas. Wir berühren zunächst den Abfluß des Triftgletschers, steigen darauf zu dem malerisch gelegenen Dörfchen auf der Platten empor, durchziehen Wiesen, Wäldchen und an seltenen Pflanzen reiche Hänge, erblicken bald darauf einen schönen Wasserfall an steiler Felswand und auf der blumenreichen Gant-Alp, die vom Theodul-Gletscher eingefaßt ist, den ausgedehnten Gornergletscher, worauf wir, nachdem wir Schnee- und Felspartien betreten, über das ausgedehnte Schneefeld des Theodul-Gletschers wandern, das uns bis auf die Paßhöhe leitet. Ein Kreuz bezeichnet die Stätte. Vor mehr als 200 Jahren errichteten hier die Piemontesen eine Art Schanze, um sich gegen Einfälle der Walliser zu sichern; der Paß war damals gangbarer als jetzt. Jetzt ist eine kleine Gasthütte vorhanden. Selten ist der Himmel klar; gestattet er indeß den Blick in die Ferne und auf die Gipfel, so erblicken wir gegen Süden die Thäler Piemonts mit dem weißen Teppich des Tournanche-Gletschers, im Westen das Matterhorn, im Nordwesten das Weißhorn und die Berge im Nicolai-Thal, im Norden ganz fern einige Spitzen der Berner Hochalpen, gegen Nordost und Ost aber den Saasgrat und den kleinen Mont Cervin und das Breithorn, welche fast die ganze Monte Rosa-Gruppe verdecken.

Gewiß ist eine solche Aussicht großartig und sehenswerth; schade nur, daß gerade die nächsten Berge von dem hohen Standpunkte aus weniger mächtig erscheinen, weniger bedeutende Eindrücke hervorrufen, als von denjenigen, welche wir bereits besucht haben. Jenseits des Passes sinkt der Gletscher steil ab und zeigt zahlreiche und breite Spalten; erst nach zwei Stunden mühsamen Wanderns hat man ihn verlassen und wandert nun über steile und lockere Moränen und über sumpfigen Boden zu den Sennhütten am Mont Jumont, die nochmals einen herrlichen Blick auf das Gebirge bieten. Drei Stunden später sind wir zu Val Tournanche auf dem Wege nach dem alten romantischen Orte Chatillon. —

Gleich allen Touristen, welche nicht nach dem Ruhme kühner Berggänger streben, sind wir nach Visp zurückgekehrt. Unser Weg führt uns nun wieder aufwärts im Rhonethal, an dessen linker Seite die Simplonstraße zieht. Die Gegend



L. Rohbock del.t

A. J. Terwen sculp.t

BRIEG.

(Wallis)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

ist nicht schön; selbst die Berge, die wir erblicken, zeichnen sich in keiner Weise durch schöne oder originelle Formen aus. Der erste wichtigere Ort, welchen wir berühren, ist Gamsen, bei dem der Gamsa-Bach in die Rhone mündet. Es ist das ein wilder, Schutt und Geröll herabwälzender Bergstrom, der droben im Hintergrund des engen Nanza-Thals einen dreifachen Wasserfall bildet. Einst stand hier die sogenannte Viberische Mauer, von der nur noch Trümmer vorhanden sind; mit Thürmen besetzt, durchzog sie das Thal und lehnte sich auf beiden Seiten an die Bergabhänge an. Nach Einigen schied sie das Gebiet der Seduner und Viberer, nach Andern ward sie von den Römern erbaut; jedenfalls war sie wohl eine jener alten Landwehren, die in der Schweiz an Straßenzügen nicht selten sind. Gegenüber von Gamsen liegt unweit vom Ausgang des sagenreichen Mundthals das Dörfchen Mund. Dann folgt mit seiner alten byzantinischen Kirche Glys, von dem eine Allee nach Brieg führt, einem kleinen Marktflecken, der der Hauptort des Zehnten Brieg ist.

Brieg liegt am linken Ufer der Rhone in schönem breiten Wiesengelände in einer Gegend, welche trotz ihrer verhältnißmäßig schon hohen Lage und ihrer Umgebung durch mächtige mit Schnee und Eis bedeckte Gebirge sich durch mildes Klima auszeichnet. Wein, Safran, südliche Früchte gedeihen noch. Der Ort nimmt sich eigenthümlich aus; seine Häuser schimmern wie Silberglanz, denn die Dächer derselben sind mit Glimmerschiefer bedeckt, während die Dächer der Kirchen mit grünem, gelbgeaderten Lavezstein belegt sind. Brieg hat wiederholt durch Erdbeben gelitten. Bemerkenswerth ist der Bergbach die Saltine, welcher in die Rhone mündet und aus enger interessanter Schlucht hervorbricht.

Brieg ist Poststation für die Reisenden über den Simplon, aber die Straße berührt den Flecken nicht, sondern geht bereits von Glys ab. Zunächst wendet sie sich zur Saltine, ohne dieselbe zu überschreiten, und zieht sich dann in weiten Windungen am Berghang empor, der noch angebaut und mit Häuschen besetzt ist. Wir berühren einen Kalvarienberg mit vielen kleinen Kapellen, blicken auf Brieg, das Rhonethal und die belebten Berghänge hinab, erfreuen uns an der Gestalt des schroffen Glyshorn und an seinen wilden Felszacken und kommen endlich zum zweiten Schutzhaus, wo eine kleine Kapelle über dem Abgrund der Saltine erbaut ist, an der das Mäderhorn steht, das mit seinen Gletschern und Firnen auf uns herabblickt. Die Stelle ist malerisch und recht schön nehmen sich namentlich die weißschimmernden Bergspitzen in der Morgenbeleuchtung aus. Hier mündet auch die an interessanten Blicken in die düstre Saltineschlucht reiche alte Straße, welche der Fußwanderer gern wählt. Bald darauf verläßt die Straße die Saltineschlucht und umkreist nun in langem Bogen die Gantherschlucht. Der Weg ist fast eben und interessant der Blick in die tiefe Schlucht und auf die umgebenden Höhen. Gegenüber erblickt der Wanderer hoch oben das fünfte Schutzhaus, das er indeß

ist nicht schön; selbst die Berge, die wir erblicken, zeichnen sich in keiner Weise durch schöne oder originelle Formen aus. Der erste wichtigere Ort, welchen wir berühren, ist Gamsen, bei dem der Gamsa-Bach in die Rhone mündet. Es ist das ein wilder, Schutt und Geröll herabwälzender Bergstrom, der droben im Hintergrund des engen Nanza-Thals einen dreifachen Wasserfall bildet. Einst stand hier die sogenannte Viberische Mauer, von der nur noch Trümmer vorhanden sind; mit Thürmen besetzt, durchzog sie das Thal und lehnte sich auf beiden Seiten an die Bergabhänge an. Nach Einigen schied sie das Gebiet der Seduner und Viberer, nach Andern ward sie von den Römern erbaut; jedenfalls war sie wohl eine jener alten Landwehren, die in der Schweiz an Straßenzügen nicht selten sind. Gegenüber von Gamsen liegt unweit vom Ausgang des sagenreichen Mundthals das Dörfchen Mund. Dann folgt mit seiner alten byzantinischen Kirche Glys, von dem eine Allee nach Brieg führt, einem kleinen Marktflecken, der der Hauptort des Zehnten Brieg ist.

Brieg liegt am linken Ufer der Rhone in schönem breiten Wiesengelände in einer Gegend, welche trotz ihrer verhältnißmäßig schon hohen Lage und ihrer Umgebung durch mächtige mit Schnee und Eis bedeckte Gebirge sich durch mildes Klima auszeichnet. Wein, Safran, südliche Früchte gedeihen noch. Der Ort nimmt sich eigenthümlich aus; seine Häuser schimmern wie Silberglanz, denn die Dächer derselben sind mit Glimmerschiefer bedeckt, während die Dächer der Kirchen mit grünem, gelbgeaderten Lavezstein belegt sind. Brieg hat wiederholt durch Erdbeben gelitten. Bemerkenswerth ist der Bergbach die Saltine, welcher in die Rhone mündet und aus enger interessanter Schlucht hervorbricht.

Brieg ist Poststation für die Reisenden über den Simplon, aber die Straße berührt den Flecken nicht, sondern geht bereits von Glys ab. Zunächst wendet sie sich zur Saltine, ohne dieselbe zu überschreiten, und zieht sich dann in weiten Windungen am Berghang empor, der noch angebaut und mit Häuschen besetzt ist. Wir berühren einen Kalvarienberg mit vielen kleinen Kapellen, blicken auf Brieg, das Rhonethal und die belebten Berghänge hinab, erfreuen uns an der Gestalt des schroffen Glyshorn und an seinen wilden Felszacken und kommen endlich zum zweiten Schutzhaus, wo eine kleine Kapelle über dem Abgrund der Saltine erbaut ist, an der das Mäderhorn steht, das mit seinen Gletschern und Firnen auf uns herabblickt. Die Stelle ist malerisch und recht schön nehmen sich namentlich die weißschimmernden Bergspitzen in der Morgenbeleuchtung aus. Hier mündet auch die an interessanten Blicken in die düstre Saltineschlucht reiche alte Straße, welche der Fußwanderer gern wählt. Bald darauf verläßt die Straße die Saltineschlucht und umkreist nun in langem Bogen die Gantherschlucht. Der Weg ist fast eben und interessant der Blick in die tiefe Schlucht und auf die umgebenden Höhen. Gegenüber erblickt der Wanderer hoch oben das fünfte Schutzhaus, das er indeß

erst nach dreistündigem Marsch zu erreichen vermag. Im Osten steigen das Bortelhorn und das Furggenbaumhorn mächtig empor. Nachdem wir auf der Gantherbrücke die Schlucht überschritten, kommen wir am Ende derselben in eine von Lawinen sehr bedrohte Gegend, durch welche wir, uns hin und herwendend, nach Berisal gelangen. Hier liegt das dritte Schutzhaus und zugleich die Poststation; auf einem hübschen Bergabsatz thront ein freundliches Kapellchen. Auch in diese stille Gegend ist der Krieg eingedrungen. Von Domo d'Ossola her drang im März 1814 italienisches Militair, mehrere tausend Mann stark, über den Simplon, um Wallis wieder in Besitz zu nehmen; hier ward es von einigen Hundert kecken Oberwallisern angegriffen und bis an den Lago maggiore zurückgejagt.

Hinter Berisal steigt die Straße wieder empor, überschreitet mehrere aus Schluchtthälern herausströmende kleine Bäche und erreicht schon oberhalb der Grenze des Tannenwaldes das vierte Schutzhaus, bei dem sich ein schöner Rückblick auf den durchschrittenen Weg und die Gebirge, namentlich auch auf die Berner Alpen (Breithorn, Jungfrau und Mönch) und den gewaltigen Aletschgletscher darbietet. Dann folgt die durch festen Gneis gesprengte, 95 Fuß lange Schalbet-Gallerie, auch die „Erste Gallerie" genannt, von deren Ausgang wir auf den wie Silber glänzenden, einem gefrorenen Kataract ähnlichen Kaltwasser-Gletscher, der am Mäderhorn und Monte Leone herabkommt, blicken. Oede wird nun die Gegend; nirgend strebt noch ein Baum auf, und spärlich sprießen kleine, aber schönfarbige Alpenpflanzen. Nordwärts zieht sich in der Tiefe dunkel und finster die Saltineschlucht bis an die Rhone hinab. Zwischen Glyshorn und Kienhorn hindurchblickend, sehen wir das freundliche Städtchen Brieg und das nahe Naters, über denen drei rauhe felsige Hörner, überragt von den gewaltigen Berner Alpen, emporsteigen. Wieder liegt der mächtige Aletschgletscher, von hohen Firnen eingefaßt, vor uns. Nun berühren wir das fünfte Schutzhaus und die Kaltwasser-Gletscher-Gallerie. Die letztere ist ein merkwürdiges Werk. Größtentheils aus Mauerwerk hergestellt und gegen fünfzig Schritte lang, hat sie 11 Bögen, durch welche das Licht hineinfällt. Ueber ihr liegt ein wohlgemauertes Bett, in dem der wasserreiche Abfluß des ausgedehnten Kaltwasser-Gletschers fließt, um sich über der mittleren Oeffnung sofort in kühnem Bogen in die Tiefe zu stürzen. Droben über dem Gletscher strecken die Pyramide des Schönhorn, das seinen Namen wohl verdient, und der stolze majestätische Monte Leone ihre Häupter in die langsam dahinziehenden Wolken. Im Sommer blüht hier die Alpenrose, im Winter wehen Schneestürme und rollen Lawinen herab. In früherer Zeit war die Schlucht befestigt, aber von den Werken ist fast nichts mehr übrig. Jetzt ist auch die dritte Gallerie, welche 130 Fuß lang ist und vor der sich ein schöner Wasserfall befindet, erreicht und wir nähern uns der vierten, erst 1852 erbauten Schutzgallerie, welche 18 Bogenöffnungen zählt, und dem sechsten für die Wanderer erbauten Schutzhause. Der

Blick nach Nord verliert nun an Ausdehnung und Großartigkeit, doch sehen wir noch durch die Thalschlucht ein kleines Stückchen des Rhonethals, die glänzende Eisfläche des Aletschgletschers und die Berner Hochalpen. Noch immer steigt der Weg, aber nicht mehr lange; seitwärts von der Straße steht ein hölzernes Kreuz; wir haben in 6218 Fuß Meereshöhe die höchste Stelle des Passes, von dem wir nach Italien absteigen können, erreicht.

Die Aussicht von der Höhe des Simplonpasses ist nicht so großartig und vielseitig, als die mehrerer anderer Pässe; namentlich vermag sie mit den Blicken von der Höhe jener Uebergänge, welche am Ende zweier Hauptthäler gelegen sind, nicht zu wetteifern. Gegen Süden hin beschränkt sie sich sogar auf den von hohen Bergen eingeschlossenen Thalkessel, in welchem das einfache Bergdorf Simpeln liegt. Immerhin ist sie aber nicht ohne Interesse, denn wir erblicken eine Anzahl sehr merkwürdiger Gipfel und Gletscher, im Süden auf der Grenze gegen das Saasthal das gewaltige Fletschhorn, an dem Gletscher lagern und dessen zackige Ausläufer mit Recht den Blick auf sich ziehen, und den in einen blitzenden Schneemantel gehüllten Weißmies, seitwärts vom Hospiz in Südost das schlanke, kühn aufstrebende Schönhorn, im Osten den herrlichen dreispitzigen Monte Leone und im Norden den Kaltwassergletscher und das schwer zugängliche Mäderhorn, dessen erste Ersteiger der Canonicus Alt aus dem Bernhardiner Hospiz und der bekannte englische Gelehrte Professor Forbes waren.

Bevor wir von der Paßhöhe zum Hospiz hinabsteigen, werfen wir an dieser Stelle noch einen Blick auf die Geschichte der Simplonstraße. Wenn auch der Paß über den Simplon (ital. Sempione, lat. mons Sempronii oder Caepionis) schon in früherer Zeit häufig überschritten ward und namentlich vom Rhonethal aus bis nach Dorf Simpeln hin verhältnißmäßig leicht zugänglich war, so bildete er doch keine Hauptstraße aus dem Wallis nach Italien; vielmehr gingen in der römischen Zeit, im Mittelalter und bis ins 19. Jahrhundert hinein Handels- und Heereszüge in der Regel über den Großen St. Bernhard. Doch sollen ihn die Cimbern und dann und wann römische Heere überschritten haben. Erst Napoleon I., damals noch Bonaparte der erste Consul, machte ihn zu dem, was er jetzt ist, freilich nicht im Interesse des Verkehrs und der Schweiz, sondern lediglich, um für seine kriegsdurstigen Armeen eine bequeme Straße nach Italien zu besitzen. Mitte Mai 1800, in einer Jahreszeit, in welcher auf den Bergpässen noch reichlich Schnee zu liegen pflegt, hatte er auf fast unwegsamem Pfade unter ungeheuren Anstrengungen seine aus 60,000 Mann bestehende, mit 60 Kanonen versehene Armee über den St. Bernhard geführt, Desaix in Genua entsetzt und die siegreiche, für das französische Heer so ruhmvolle Schlacht bei Marengo geschlagen. Scharf die Zukunft ins Auge fassend, überzeugt, daß Italien nur dann von Frankreich erobert und beherrscht werden kann, wenn die französischen Krieger

leicht die Alpen überschreiten und in das Herz Ober-Italiens eindringen könnten, beschloß er ohne Zweifel schon während des Ueberganges, als er alle Schwierigkeiten desselben überdachte, eine neue Fahrstraße über den Alpenwall zu schaffen. Die Straße über den Mont Cenis vermochte seinen Zwecken nicht zu genügen, ein Fahrweg über den St. Bernhard aber schien zu schwierig und lag zu westlich. Mit sicherem Blick erkannte er, daß nur der Simplon allein das, was er forderte, ihm zu leisten vermöge; sofort ließ er die umfassenden Pläne entwerfen und aufstellen und noch in demselben Jahre (1800) konnten auf der Südseite des Gebirges im Val di Vedro die Arbeiten beginnen, während im Wallis erst 1801 der erste Spatenstich erfolgte. Ungeheure Kosten standen in Aussicht; Napoleon wußte indeß die Mittel herbeizuschaffen. Unter Leitung der Ingenieure Ceard und Gianella standen die Arbeiter, welche oft die Zahl von 25,000, ja von 30,000 erreichten. Dennoch gingen die Arbeiten nicht so schnell vor sich, als der Imperator wünschte; bekannt ist seine stehende oft ungeduldig herausgestoßene Frage: „Wann werden die Kanonen passiren können?“ Endlich, nach Ablauf von sechs Jahren, erhielt er die Nachricht, daß das von ihm begonnene Werk mit einem Kostenaufwande von 18 Millionen Franken (400,000 Fr. die Wegstunde) vollendet sei. Einen wenngleich nur schwachen Ueberblick auf die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Herstellung der Straße verursachte, ermöglichen die nachstehenden Angaben. Von Brieg aus bis zur Scheitelhöhe (6172 Fuß über dem Meere) hatte die Chaussee bei 12000 Klafter Länge nicht weniger als 4000 Fuß, von Domo d'Ossola aus aber bei 21,500 Klafter Länge 5230 Fuß, also auf 3 und 4 Klafter je einen Fuß zu steigen. Thatsächlich ist freilich die Steigung, da nicht selten lange fast ebene Strecken vorkommen, viel größer, 1 auf 15 Fuß. Dabei sollte die Straße in der Regel 25 Fuß, an einzelnen Stellen 30 Fuß Breite erhalten. Schon auf der Walliser Seite zeigten sich die Schwierigkeiten als sehr bedeutende; es waren ausgedehnte Thalschluchten zu umgehen, Wildbäche zu vermeiden, Schutzmaßregeln aller Art gegen Lawinen, Sturzwasser, Gletscherbäche, Runsen und Rüfenen an gefährlichen Stellen herzustellen. Noch schwieriger und kostspieliger gestalteten sich aber die Arbeiten auf der italienischen Seite; denn das Val di Vedro ist eine schmale, von 2000 Fuß hohen und steilen Felswänden eingeschlossene Thalkluft. Es wird berichtet, daß auf der Strecke von Arona am Lago maggiore bis Algaby (Gsteig) nicht weniger als 50,000 Kubikklafter Felsen mit einem Aufwand von 1750 Centnern Pulver gesprengt und außerdem 70,000 Kubikklafter Mauern hergestellt und 400,000 Kubikklafter Erde bewegt wurden. Und das alles war zu bewirken in einem abgelegenen Hochthal, in das keine Straßen führten, das nur wenige Sommermonate zugänglich ist, in dem die Arbeiter-Armee kaum untergebracht und nur mit ungeheuren Kosten ernährt werden konnte. Die Zahl der größeren und kleineren Viaducte von



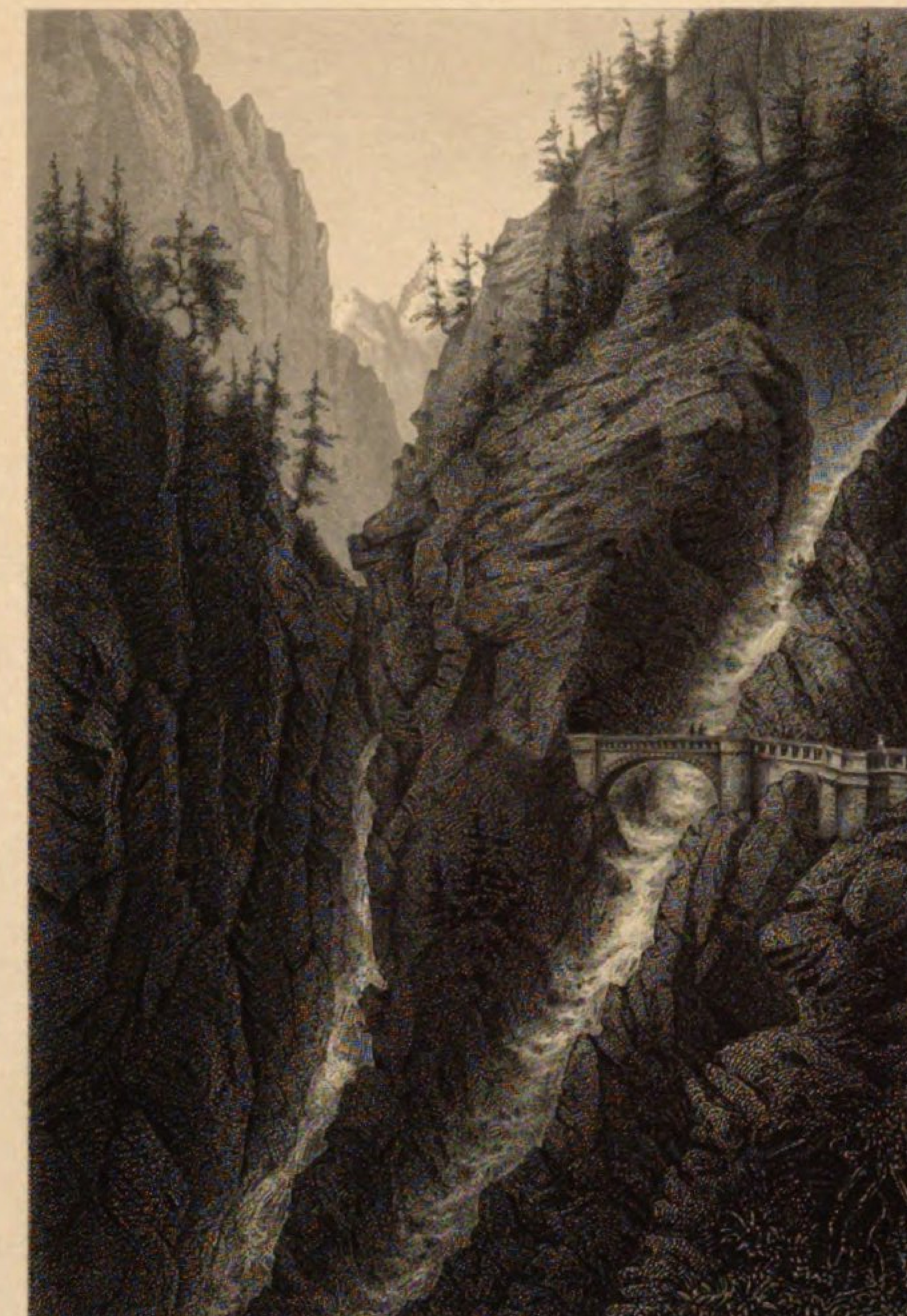


GONDO-DORF UND GALLERIE.

VILLAGE ET GALERIE DE GONDO. ROUTE DU SIMPLON.

leicht die Alpen überschreiten und in das Herz Ober-Italiens eindringen könnte, beschloß er ohne Zweifel schon während des Ueberganges, als er alle Schwierigkeiten desselben überdachte, eine neue Fahrstraße über den Alpenwall zu schaffen. Der Sattel über den Mont Cenis vermochte seinen Zwecken nicht zu genügen, ein Fahrweg über den St. Bernhard aber schien zu schwierig und lag zu westlich. Mit sicherem Blick erkannte er, daß nur der Simplon allein das, was er forderte, ihm zu leisten vermöge; sofort ließ er die umfassenden Pläne entwerfen und aufstellen und noch in demselben Jahre (1800) konnten auf der Südseite des Gebirges im Val di Vedro die Arbeiten beginnen, während im Wallis erst 1801 der erste Spatenstich erfolgte. Unendliche Kosten standen in Aussicht; Napoleon wußte jedoch die Mittel herbeizuschaffen. Unter Leitung der Ingenieure Céard und Gianella standen die Arbeiter, welche oft die Zahl von 25,000, ja von 30,000 erreichten. Dennoch gingen die Arbeiten nicht so schnell vor sich, als der Imperator wünschte; bekannt ist seine beständig ungeduldig herausgestoßene Frage: „Wann werden die Kanonen passiren können?" Endlich, nach Ablauf von sechs Jahren, erhielt er die Nachricht, daß das von ihm begonnene Werk mit einem Kostenaufwande von 18 Millionen Franken (400,000 Fr. die Wegstunde) vollendet sei. Einen wenngleich nur schwachen Ueberblick auf die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Herstellung der Straße verursachte, ermöglichen die nachstehenden Angaben. Von Brieg aus bis zur Scheitelhöhe (6172 Fuß über dem Meere) hatte die Chaussee bei 12000 Klafter Länge nicht weniger als 4000 Fuß, von Domo d'Ossola aus aber bei 21,500 Klafter Länge 5230 Fuß, also auf 3 und 4 Klafter je einen Fuß zu steigen. Thatsächlich ist freilich die Steigung, da nicht selten lange fast ebene Strecken vorkommen, viel größer, 1 auf 15 Fuß. Dabei sollte die Straße in der Regel 25 Fuß, an einzelnen Stellen 30 Fuß Breite erhalten. Schon auf der Walliser Seite zeigten sich die Schwierigkeiten als sehr bedeutende; es waren ausgedehnte Thalschluchten zu umgehen, Wildbäche zu überbrücken, Schutzmaßregeln aller Art gegen Lawinen, Sturzwasser, Gletscherbäche, Runsen und Rüfenen an gefährlichen Stellen herzustellen. Noch schwieriger und kostspieliger gestalteten sich aber die Arbeiten auf der italienischen Seite; denn das Val di Vedro ist eine schmale, von 2000 Fuß hohen und steilen Felswänden eingeschlossene Thalkluft. Es wird berichtet, daß auf der Strecke von Arona am Lago maggiore bis Algaby (Gsteig) nicht weniger als 50,000 Kubikklafter Felsen mit einem Aufwand von 1750 Centnern Pulver gesprengt und außerdem 70,000 Kubikklafter Mauern hergestellt und 400,000 Kubikklafter Erde bewegt wurden. Und das alles war zu bewirken in einem abgelegenen Hochthal, in das keine Straßen führten, das nur wenige Sommermonate zugänglich ist, in dem die Arbeiter-Armee kaum untergebracht und nur mit ungeheuren Kosten ernährt werden konnte. Die Zahl der größeren und kleineren Viaducte von





Stich, Druck & Verlag von Gustav Georg Lange in Darmstadt.

A. J. Terwen sculp.

GONDO-DORF UND GALLERIE.

VILLAGE ET GALERIE DE GONDO.

ROUTE DU SIMPLON.

Sesto Calende an bis nach Glys bei Brieg beträgt nicht weniger als 613; außerdem mußten 8 gesprengte und gemauerte Gallerieen und 20 Schutzhäuser erbaut werden.

War die Straße nun, nachdem sie vollendet worden, die beste Alpenstraße der Schweiz, so war sie, bevor Napoleon I. ihren Bau unternahm, fast die schlechteste, obwohl sie im Sommer wöchentlich von 200 Saumpferden benutzt wurde. Nicht selten war sie in Folge von Bergrutschen und Verheerungen der Bergwasser fast ungangbar; als der bekannte schweizerische Reise-Schriftsteller Ebel, der Verfasser des ersten Reisebuchs über die Schweiz, sie sah, fand er bei der Gantherbrücke eine „entsetzlich gefährliche" Stelle. An senkrechten Felsen zog sich der nur einen Fuß breite Weg über schlüpfrige Schieferbrocken und Sand, welche fortwährend in den Abgrund stürzten, abwärts. Dabei fehlten oft da und dort die Brücken und Stege. Ebel erzählt auch folgende Thatsache. Als Bonaparte über den St. Bernhard marschirte, sandte er am 27. Mai 1800 eine Kolonne von 1000 Mann Helvetiern und Franzosen unter Führung des General Bethencourt über den Simplon, mit dem Auftrage, den Paß von Isella zu besetzen. Schneestürze und Felsbrüche hatten eine Brücke über einen 60 Fuß breiten, schrecklich tiefen Abgrund fortgerissen. Der Marsch der Truppe ward so unterbrochen. Da erbot sich ein Freiwilliger, die Schlucht zu überschreiten. Er trat in die Löcher der senkrechten Felswand, in denen die Balkenköpfe geruht hatten, und gelangte wirklich, indem er seine Füße langsam und vorsichtig von Loch zu Loch setzte, hinüber. Hierauf ward ein Seil, dessen eines Ende der Freiwillige mit hinüber genommen hatte, an den Felsen in Manneshöhe aufgespannt, worauf General Bethencourt, sich an den Strick hängend und ebenfalls die Füße von Loch zu Loch setzend, dem kühnen Freiwilligen nachfolgte. Nach einiger Zeit hatte die ganze Mannschaft, obwohl sie Waffen und Tornister mit sich führen mußte, den Abgrund passirt. Zum Andenken an die That grub man später die Namen der französischen und helvetischen Offiziere in den Felsen. Natürlich schätzte man nach derartigen Erfahrungen die neue Straße sehr hoch und beim Wiener Kongreß ging man sogar soweit, daß man das Herzogthum Genua nur unter der Bedingung an Sardinien gab, daß es die Simplonstraße auf der Südseite unterhalte.

Wandern wir nunmehr weiter und besuchen wir zunächst das Hospiz, das wir in etwa zehn Minuten zu erreichen vermögen. Es ist ein mächtiges und wohleingerichtetes vierstöckiges Gebäude, zu dessen Eingang eine steinerne Doppeltreppe hinaufführt und das fast einem Palaste ähnlich sieht. Auf Napoleons Befehl gegründet, ward es unter seiner Regierung nur theilweise ausgeführt und bildete so bis zum Jahre 1825, in welchem Jahre es die Augustiner Chorherren auf dem Großen St. Bernhard von der Regierung des Wallis ankauften, eine Ruine. Nachdem es mit großen Kosten vollendet war, ward es sofort von einer

Anzahl (sechs bis acht) Geistlichen des Hospizes auf dem St. Bernhard bezogen, welche auch hier sich die Fürsorge und Verpflegung der Reisenden zur Aufgabe machten. Es enthält eine Kapelle, ein Refectorium, ein Empfangzimmer, Gastzimmer für wohlhabendere Reisende und Schlafzimmer für die ärmeren Wanderer. Im Ganzen können etwa 300 Personen untergebracht werden. Die Zahl der Verpflegten und Uebernachtenden wird auf 10—12000 jährlich angegeben. Die Bezahlung der Verpflegung wird zwar von Niemand verlangt; allein Vermögende leisten selbstverständlich eine angemessene Entschädigung und fügen selbst ein Trinkgeld hinzu, erhalten aber dafür auch bessere Speisen und guten italienischen Wein. Vom Hospiz aus pflegen die benachbarten Berge besucht zu werden, und von hier aus bestiegen auch drei der tüchtigsten Bergwanderer der Schweiz, Reg. Statthalter Studer in Bern, Buchhändler Siegfried und Professor Ulrich aus Zürich, in Begleitung mehrerer Führer den 10977 Fuß hohen Monte Leone, von dessen mittlerer Kuppe sich die gewaltige Alpenkette bis nach Uri, Glarus und Bündten, der Orteler und außerdem die Lombardei bis zu den Appeninnen überschauen lassen.

Von dem Hospiz führt die Straße weiter abwärts durch einen Felsenpaß und an dem sogenannten alten „Hospiz", einem hohen, steinernen viereckigen Thurmgebäude vorüber, das in kesselförmiger Vertiefung ursprünglich von einem Baron Stockalper als Sommersitz erbaut, jetzt den Chorherren gehört und von Hirten bewohnt wird. Die Gegend umher ist öde und zeigt dürftigen Pflanzenwuchs; außer Alpenrosengebüschen, die der Senn sehr wenig zu lieben pflegt, kommen Gesträuche fast gar nicht vor. Interessant sind nur die Gletscher, von denen der Roßboden-Gletscher, eine ungeheure Masse dunkelblauen und dunkelvioletten Eises, das mit Felstrümmern bedeckt ist, nicht selten besucht wird. Nach und nach gestaltet sich die Gegend imposanter. Wir kommen an dem siebenten Schutzhause im Engeloch vorüber, passiren eine Ebene, in welcher aufgerichtete Stangen darauf deuten, daß der Weg bei Schneewehen häufig unkenntlich wird, und erreichen, $1^1/_2$ Stunden nachdem wir das Hospiz verlassen, Dorf Simpeln, in dem sich die Poststation befindet.

Simpeln hat sich seit jener Zeit, in welcher die Straße noch nicht bestand, gehoben; es ist aber doch immer nur ein einfaches Bergdorf und macht, in dem vom Krummbach durchflossenen Thalkessel gelegen, mit seinen schlichten, wirr durcheinander hin- und hergeworfenen Häusern und deren Steindächern keinen anmuthigen Eindruck. Beachtenswerth sind nur der alte viereckige Thurm, die Kirche und das Gasthaus. Sechs Gletscher ziehen sich in seiner Nähe von den Höhen herab, darunter der Balmgletscher und der schon erwähnte schwer zugängliche Roßbodengletscher, der eingeschlossen von schöngrünen Wiesen bis nahe an die Straße heranreicht. Selbst die wohl erfahrnen Thalleute pflegen ihn nur mit der größten Vorsicht zu betreten und nur die erprobtesten Bergsteiger, welche sich an die höchsten Bergriesen

wagen können, dürfen das aussichtreiche 12400 Fuß hohe Fletschhorn zu ersteigen wagen. Jm 16. Jahrhundert ward Simpeln von einem Bergsturz betroffen, der nicht weniger als 84 Menschen das Leben kostete. Schwierige Bergwege führen von hier aus durch das Laquin-Thal nach der Almagell-Alp im Saasthal, und thalabwärts nach Algaby. Diesem letzteren Orte wendet sich auch die Straße zu. Zuerst überschreitet sie den Lawibach und tritt dann in eine wilde finstre Schlucht, welche das Laquin-Thal heißt, und das sie in vielen Krümmungen durchzieht. Hier fließt die brausende Quina, welche aus dem mächtigen Laquin-Gletscher kommend nach ihrer Vereinigung mit dem Krummbach Variola und später Doveria genannt wird. Algaby, auch Gsteig genannt, ist nur ein kleiner Weiler; sein Name soll wie Almagell, Mischabel und andere Ortsnamen der Gegend saracenischen Ursprungs sein.

Eins der interessantesten Bauwerke der Simplonstraße ist die große Gallerie von Algaby, ein in den vorspringenden Fels gebrochener und gesprengter Tunnel von 216 Fuß Länge, dem die Tunnels aller neueren Bergstraßen nachgebildet sind. Während des Krieges im Jahre 1814 ward das untere Ende des Durchbruchs mit Schießscharten versehen und befestigt. Immer enger wird nun die Thalschlucht, die bald die Schlucht von Gondo genannt wird; senkrecht und hier und da überhängend steigen die Gneiswände mehrere tausend Fuß empor. Es ist eine hochinteressante, hochromantische Gegend, die nicht mehr ihres Gleichen hat und auf Niemand ihren Eindruck verfehlt. Neben der Straße tobt über Felsblöcke in tiefem schmalen Abgrund die Doveria. Nach kurzer Zeit erreichen wir das achte Zufluchtshaus und setzen auf einer kühn hingeworfenen Brücke, die mit Recht den Namen Ponte alto führt, über den Thalstrom. Doch nicht lange bleiben wir auf der rechten Seite des Thals; in kurzer Zeit befinden wir uns wieder an der linken Thalwand, um bald darauf in die einst so hochberühmte Gallerie von Gondo, die freilich durch neue Eisenbahnbauten in den Schatten gestellt worden ist, einzutreten.

Auch hier springt der Fels weit vor und mußte durchbrochen werden. Nicht weniger als 1000 Arbeiter, welche an vier Punkten zugleich einschlugen, an beiden Enden und an zwei Stellen, bei denen sich jetzt große Seitenöffnungen der Gallerie zeigen, brauchten achtzehn Monate Zeit, um das großartige Werk, das der französische Gewalthaber anbefohlen, zu vollenden. Nicht selten wurde Tag und Nacht gearbeitet und nicht nur anfänglich, sondern auch später hingen die Arbeiter an Stricken, da sie drunten nirgends Fuß zu fassen vermochten. So wichtig hielt das Werk Napoleon der I., daß er gerade hier beim ersten Fenster zur Erinnerung an den großartigen Bau in Stein einen quadratischen Raum herstellen ließ, in welchen er die stolze Inschrift „Aere Italo XDCCCV. Nap. Imp.“ einzumeißeln befahl. „Ich that es, Italien mußte das Geld liefern!“ ruft uns der Mann zu, der damals auf seiner höchsten Höhe stand. Wie bald nachher ist der Mächtige gefallen! Der Felsen ist außerordentlich hart, die Gallerie selbst 19 Fuß breit, 15 Fuß hoch

und 683 Fuß lang. Wunderbar schön, ja aufregend ist der Blick vom südlichen Ende der Gallerie. Sowie wir aus dem Dunkel getreten, stehen wir vor einer hübschen steinernen Brücke und von der Seite her stürzt mit mächtigem Gebraus und halb in Staub verwandelt der wasserreiche Alpirn-Bach, (ital. Frissinone genannt) zahlreiche kleine Kataracte bildend in die Tiefe. Düster aber, nur von kahlen grauen Wänden eingefaßt, zieht sich die Thalschlucht der Doveria weiter abwärts, begleitet von der Straße, die ihren linken Rand einnimmt.

Doch wir wandern weiter. Der Fels hängt über den Bach herüber und nur mühsam scheint sich die Straße, die eingesprengt werden mußte, Raum zu schaffen. Krümmung folgt auf Krümmung; häufig zieht eine tiefe Furche an den Felsen hernieder, in der die Regen- und Schmelzwasser abwärts rennen und strömen. Hier und da finden sich auch kleine Wasserfälle.

Zwanzig Minuten später haben wir die letzte Ortschaft des Wallis, Gondo (von den Deutschen Gunz oder Ruden genannt), erreicht, ein kleines Dörfchen mit ziemlich armseligen Häuschen und einem alten Thurm, der von der wallisischen Familie Stockalper als Zufluchtsort der Reisenden einst errichtet ward. Die Gegend umher liefert dem kundigen Mineralogen reiche Ausbeute; in dem Thälchen von Zwischbergen, in dem ein wilder Bergbach fließt, wird sogar Gold gefunden. Jenseits Gondo stoßen wir auf einer Säule, welche die Grenze Sardiniens und Italiens bezeichnet; sie steht auf dem Gebiet des kleinen italienischen Ortes St. Marco, dessen Häuser schon italienische Eigenthümlichkeiten zeigen, und in dem auch italienisch gesprochen wird. Hoch über dem Thalbach auf einer Bergterrasse zeigt sich Trasquenas mit seiner weißen Kirche. Eine halbe Stunde später berühren wir Dorf und Mauthstätte Isella. Die Gegend leidet nicht selten durch Wildwasser, und hier war es auch, wo der französische General Bethencourt mit seinen 1000 Mann Franzosen und Helvetiern den schon erzählten kühnen Uebergang über eine brückenlose Kluft machte. Im Jahr 1839 waren die Wildwasser so angeschwollen, daß sie durch die Gallerie von Isella strömten. Nachdem wir die Einmündung des Davedro-Thals erreicht, wird die Gegend freundlicher, mehr und mehr verschwinden die ganz nackten und kahlen Felsen, an den Hängen zeigen sich grüne Rasenstrecken und blumige Breiten und auch blüthenreiche Nußbäume kommen hier und da schon vor. Wir passiren nun die siebente Gallerie, erreichen Crevola, wo wir auf einer schönen, 180 Fuß langen Brücke die Doveria nahe von ihrer Mündung in die Tosa oder Toccia überschreiten, und treten in das Thal von Ossofa, in welches die Thäler von Antigoria, Vigezza und Bugnanco auslaufen. Jetzt ist schon alles ganz italienisch geworden, die Luft, die Vegetation, die Gebäude, Aussehen, Sprache und Sitten der Menschen, fast nichts mehr erinnert an die Schweiz, die wir verlassen und in die wir sogleich zurückkehren müssen, als die schönen Berge, die uns noch umgeben. Nicht voll eine Stunde später sind wir im Domo



GLACIER D'ALETSCH.

und 683 Fuß lang. Wunderbar schön, ja aufregend ist der Blick vom südlichen Ende der Gallerie. Sowie wir aus dem Dunkel getreten, stehen wir vor einer hübschen steinernen Brücke und von der Seite her stürzt mit mächtigem Gebrause und halb in Staub verwandelt der wasserreiche Alpirn-Bach, (ital. Frissinone genannt) zahlreiche kleine Kataracte bildend in die Tiefe. Düster aber, nur von kahlen grauen Wänden eingefaßt, zieht sich die Thalschlucht der Doveria weiter abwärts, begleitet von der Straße, die ihren linken Rand einnimmt.

Doch wir wandern weiter. Der Fels hängt über den Bach herüber und nur mühsam scheint sich die Straße, die eingesprengt werden mußte, Raum zu schaffen. Krümmung folgt auf Krümmung; häufig zieht eine tiefe Furche an den Felsen hernieder, in der die Regen- und Schmelzwasser abwärts rennen und schäumen. Hier und da finden sich auch kleine Wasserfälle.

Zwanzig Minuten später haben wir die letzte Ortschaft des Wallis, Gondo (von den Deutschen Gunz oder Ruden genannt), erreicht, ein kleines Dörfchen mit ziemlich armseligen Häuschen und einem alten Thurm, der von der wallisischen Familie Stockalper als Zufluchtsort der Reisenden einst errichtet ward. Die Gegend umher liefert dem kundigen Mineralogen reiche Ausbeute; in dem Thälchen von Zwischbergen, in dem ein wilder Bergbach fließt, wird sogar Gold gefunden. Jenseits Gondo stoßen wir auf einer Säule, welche die Grenze Sardiniens und Italiens bezeichnet; sie steht auf dem Gebiet des kleinen italienischen Ortes St. Marco, dessen Häuser schon italienische Eigenthümlichkeiten zeigen, und in dem auch italienisch gesprochen wird. Hoch über dem Thalbach auf einer Bergterrasse zeigt sich Trasquenas mit seiner weißen Kirche. Eine halbe Stunde später berühren wir Dorf und Mauthstätte Isella. Die Gegend leidet nicht selten durch Wildwasser, und hier war es auch, wo der französische General Bethencourt mit seinen 1000 Mann Franzosen und Helvetiern den schon erzählten kühnen Uebergang über eine brückenlose Kluft machte. Im Jahr 1839 waren die Wildwasser so angeschwollen, daß sie durch die Gallerie von Isella strömten. Nachdem wir die Einmündung des Davedro-Thals erreicht, wird die Gegend freundlicher, mehr und mehr verschwinden die ganz nackten und kahlen Felsen, an den Hängen zeigen sich grüne Rasenstrecken und blumige Breiten und auch blüthenreiche Nußbäume kommen hier und da schon vor. Wir passiren nun die siebente Gallerie, erreichen Crevola, wo wir auf einer schönen, 180 Fuß langen Brücke die Doveria nahe von ihrer Mündung in die Tosa oder Toccia überschreiten, und treten in das Thal von Ossola, in welches die Thäler von Antigoria, Vigezza und Bugnanco auslaufen. Jetzt ist schon alles ganz italienisch geworden, die Luft, die Vegetation, die Gebäude, Aussehen, Sprache und Sitten der Menschen, fast nichts mehr erinnert an die Schweiz, die wir verlassen und in die wir sogleich zurückkehren müssen, als die schönen Berge, die uns noch umgeben. Nicht voll eine Stunde später sind wir im Domo



L. Rohbock delᵗ. A. Fesca sculpᵗ.

GLACIER D'ALETSCH.

(Valais)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



DAS VIESCHTHAL UND DER VIESCHER GLETSCHER. VALÉE ET GLACIER DE VIESCH.



L. Rohbock del.   A. Fesca sculp.

DAS VIESCHTHAL UND DER VIESCHER GLETSCHER.   VALÉE ET GLACIER DE VIESCH.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Dossola. Ein Städtchen, in dem der italienische Character noch mehr hervortritt, empfängt uns, aber es kann uns nur dann fesseln, wenn es als Stations-Ort für die Wanderungen dienen soll, welche sich von hier aus vorzüglich ins Gebirge machen lassen. Jenseits Domo durchzieht die Straße eine Thalebene, in der die wilde Tosa fließt; wir berühren Vogogna, das Dorf Ornovasco, Gravellona und das in wohlangebauter Gegend liegende Fariola und erreichen endlich Baveno am Lago Maggiore, in dessen Nähe die herrlichen Borromäischen Inseln über dem glatten Seespiegel emporsteigen.

Nachdem wir den Simplon passirt und einen kurzen Streifzug in die schönen warmen Gegenden Ober-Italiens gemacht haben, wenden wir uns wieder dem Oberwallis zu, um bis in die höchstgelegenen Thäler des Rhonethals, bis an den Ursprung der Rhone selbst und die Gletscher des Galenstocks vorzudringen. Zunächst überschreiten wir bei Brieg selbst die Rhone und erreichen in etwa zwanzig Minuten Naters. Das ist ein gar nicht uninteressanter Ort. Zwar die Häuser sind fast mehr als dürftig und halbverfallen und manche von ihnen erscheinen kaum als menschliche Wohnungen, aber dennoch gewähren sie, die einst zahlreiche Kretins bargen, durcheinandergeworfen und verschiedenartig wie sie sind, einen höchst malerischen Anblick. Zwei Schloßruinen liegen in der Nähe des kleinen Fleckens, Weingarten, und am steilen Ufer der Massa auf einer Anhöhe Flue, auch Saxon genannt. Prachtvoll ist dabei die Gegend und der Blick auf die Berge, namentlich auf das Glyshorn und das Kienhorn am Eingange der Saltinenschlucht, und auf das nahe Brieg und seine silbern scheinenden Dächer. Von hier führt ein guter Weg zum Aletschgletscher hinauf. Jenseits Naters überschreiten wir den Wildbach Massa, welcher vom Aletschgletscher kommend aus dem düstern Blindtobel seine grauen Wassermassen heraus wälzt. Bald darauf wird das Thal enger und verändert dabei seinen Character, die schönen Matten und Baumgruppen werden durch sandige Stellen und Geröllagen, welche der Rhone ihren Ursprung verdanken, ersetzt. Doch gedeiht der Wein noch. An einer kahlen, aber ansehnlichen und mehrere hundert Fuß hohen Felswand liegt die Wallfahrts-Kapelle Hochfluh; weiter thalaufwärts zeigt sich ein mächtiger mit Gesträuch und Gestrüpp überwachsener Bergsturz. Wiederum wird die Gegend freundlich, es zeigt sich eine Felsspitze, auf der die Trümmer des schon 1262 zerstörten Schlosses Mangepan stehen, und wir betreten das in reizender Gegend in einem Nuß- und Obstbaumhain um seine Kirche hingelagerte Möril. Nun überschreiten wir die Rhone, berühren Grengiols, gehen auf der Brücke bei diesem Ort über den in tiefer Schlucht brausenden Strom

und steigen gegenüber dem Ausgang des Binnenthals auf einem Zickzackweg zur höheren Thalstufe von Dorf Deisch empor, wo sich uns ein prachtvoller Blick thalabwärts bietet. Hoch über der Rhone wandern wir nun durch schöne Matten und durch Wald und ein tiefes Tobel umgehend, nach Laax und kommen, nachdem wir den Abfluß des Viescherglетschers überschritten haben, eine halbe Stunde später nach Viesch.

Die Sage erzählt, die Viescher seien im Mittelalter nicht selten über das Gebirge nach Grindelwald auf Hochzeiten und Kindtaufen gewandert; damals sollen auf beiden Seiten des Gebirges nur kleine ungefährliche Gletscher und Firnen vorhanden gewesen sein. Möglich daß die Sage nicht ganz unrecht hat; jetzt sind solche Festwanderungen unmöglich. Aber Wanderungen anderer Art kommen desto häufiger vor, denn Touristen aller Länder steigen in jedem Sommer von Viesch aus in das Gletschergebiet empor, um sich an dessen imposanten Naturschönheiten zu erfreuen und zu bilden. Auch wir zögern nicht diese Wanderung zu machen. Auf steilen schattigen Fußwegen durch Voralpen und Wald steigen wir zur sogenannten Viescher Staffel und von dort zu dem seit etwa zehn Jahren bestehenden, mit Engländern fast immer angefüllten Hotel Jungfrau empor, von dem aus wir nach einem Marsch von 1½ Stunde an schönen Aussichtspunkten vorüber auf den Gipfel des 9054 Fuß hohen Aeggischhorn gelangen. Die Spitze des Berges gleicht sehr der des bekannten Sidelhorn an der Grimsel; sie ist aus losen und unregelmäßig über einander geworfenen scharfkantigen Felstrümmern zusammengesetzt. Aber die Aussicht ist noch großartiger, wilder und anregender als die von dem hohen Berge bei der Grimselhöhe. Ganz in der Ferne vor uns erblicken wir gegen Nord drei Bergspitzen, die beiden etwas rechts sind Eiger und Mönch, diejenige links, von der sich ein gezahnter Grat herabzieht, die Jungfrau. Aus ihrer Firnmulde entspringt der ungeheure Gletscher, der unter dem Namen Aletschgletscher bekannt, der größte aller europäischen Gletscher und wohl auch der merkwürdigste derselben ist. Nachdem er sich lange Zeit fast südöstlich abwärts gezogen, wendet er sich um den Fuß des Olmenhorn herum und streicht nun, indem er zwei kleine Seitengletscher aufnimmt, beinahe südwestlich in der Richtung auf Brieg zu. Er ist fast fünf Stunden lang und von beträchtlicher Breite; auf seinem hellen geborstenen Rücken zeigen sich vier dunkle Moränen-Linien. An ihn schließt sich der am Fuß des Strahlgrat gelegene eigenthümliche Märjelen- oder Aletschsee an. Unmöglich ists alle Berge zu nennen, die sich von unserm Standpunkt in näherer oder weiterer Entfernung blicken lassen; aber es seien wenigstens einige erwähnt. Von den Berner Alpen erscheinen, außer der Gruppe von Jungfrau, Mönch und Eiger, gegen Nord hin die Vieschhörner, Finsteraarhorn und Oberaarhorn, weiter nach Nordost und Ost hin zeigen sich der Galenstock und Crispalt, dem folgen in Ost die Berge des Wallis am Geren- und Eginenthal,

an welche sich die Berge anreihen, welche Val Formazza vom Rhonethal abscheiden. Grade im Süden steigen, durch ihre Schönheit anziehend, Monte Leone und Fletschhorn empor, das letztere schon mehr als 12000 Fuß hoch, worauf die Reihe der höchsten Berge beginnt, welche im Hintergrunde des Saas- und Zermattthal liegen. Ganz fern im Südwest aber zeigt sich noch eine feine weiße Spitze über dunklen Vorbergen, es ist der König der Berge, der Montblanc im Chamounix.

Wer weitere Bergtouren ohne zu große Anstrengung zurückzulegen im Stande ist, steigt am Aeggischhorn über die Riederalp hinab durch das sogenannte Furkeli auf den Aletschgletscher selbst, überschreitet ihn, was trotz seiner Spalten nicht schwierig und gefährlich ist, und geht jenseits unterhalb des Ober-Aletschgletschers hinauf zu dem Berghaus.

Hotel Bellalp und Aletschbord wird das Gasthaus genannt, das in etwa sechstausend Fuß Meereshöhe dicht am unteren Theile des Aletschgletschers liegt. Vom Aeggischhorn geht man wohl gute 4 Stunden bis zum Aletschbord und die gleiche Zeit ist nöthig, wenn man von Brieg aus über Naters an hübschen Kastanien- und Nußbaumgruppen vorüber durch lichten Wald und über hübsche grüne Alpen zum Berghaus auf der Bellalp emporsteigen will. Von hier aus wird das 9278 Fuß hohe Sparrhorn oder Bellhorn in nicht voll zwei Stunden erstiegen; seine Aussicht ist ähnlich der des Aeggischhorn, nur geht der Blick auf den Märjelen-See fast ganz verloren und verdeckt sich ein großer Theil des Aletschgletschers, während dagegen der Ober-Aletschgletscher in seiner ganzen Ausdehnung zu den Füßen des Beschauers liegt und außerdem ein Theil des Jägi-Gletschers sich enthüllt. Ausgedehnter noch ist die Aussicht von der 12950 Fuß hohen Pyramide des Aletschhorn, aber sie ist nur den erfahrensten und tüchtigsten Bergsteigern zugänglich.

Nachdem wir nach Viesch zurückgekehrt sind, wandern wir im engen Thal weiter aufwärts. Links von uns auf der Höhe bleibt Bellwald und jenseits der in tiefem Bett brausenden Rhone liegt Mühlebach, wo der bekannte Bischof und Kardinal Schinner geboren ward; wir selbst aber kommen durch Wald und schöne Berggüter nach Niederwald. Fortwährend bleibt die Straße auf dem rechten Rhonebord. Links von uns liegt das Wallithal mit den Galmihörnern und davor dem Hangenden Firn. Die folgenden Ortschaften sind nicht bedeutend. Nach Glurigen haben wir links das schluchtige Bächithal, das vom Oberaarhorn geschlossen wird, und rechts das Blinnenthal, in dessen Tiefe das Blinnenhorn und der vergletscherte Strahlgrat emporsteigen. Nun folgen Reckingen und Münster, letzteres ein großes wohlhabendes Dorf in hoher und kalter Gegend, die aber noch Fruchtbäume und Getreidefelder besitzt und ein energisches und freiheitliebendes Hirtenvölkchen nährt.

Bevor wir von Münster weiter wandern, werfen wir noch einen kurzen Blick auf das linke Rhone-Ufer. Auch hier wie auf der rechten Seite des Stromes

finden sich Thäler, aber das einzige von größerer Bedeutung und Länge ist das Binnenthal, das von dem Gletscherbach Binne bewässert oberhalb Grengiols in das Rhonethal mündet. Am Ausgang außerordentlich schmal, bietet es manche anmuthige und romantische Parthieen. Durch dasselbe führt der beschwerliche, aber interessante Bergpfad über den Albrunpaß nach Pommatt im Formazzathal. Gewöhnlich geht man von Viesch aus und gewinnt schon auf der Höhe am Thalausgang einen schönen Blick auf das Gelände der Rhone und seine Umgebungen. Mehrere Dörfchen liegen im fünf Stunden langen Thal; zuerst treffen wir auf Außerbinn, dann auf Binnen, wo sich die Pfarrkirche und das Pfarrhaus und auch ein Wirthshaus befinden, und endlich auf Imfeld, bei dem der obere unbewohnte Thaltheil beginnt. Die Paßhöhe bietet nichts, nicht einmal einen Blick auf den obern Theil der beiden Thäler, an deren Ende sie liegt; erst wenn ein zweiter Uebergang erreicht ist, öffnet sich das Formazza Thal, in dessen höchstem Theil noch deutsch gesprochen wird und dessen vor vielen Jahrhunderten eingewanderte Einwohner aus dem Entlibuch Luzerns abstammen sollen.

Gehen wir jetzt von Münster weiter thalaufwärts. Wir bleiben am rechten Bord des immer kleiner werdenden Stromes der Rhone. Grüne Alpwiesen füllen den Thalgründ aus und steigen an den Seiten empor, schon nimmt der Baumwuchs ab. Geschenen, der erste Ort, eine fast schwarze Gruppe kleiner Häuschen, ist nur bekannt als Geburtsort zweier nicht unberühmter Männer, des Bischofs Hildebrand Jost, der am Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, und des Kanonicus Weger, des Lehrers Kaiser Joseph's des Zweiten. Andere Erinnerungen heften sich an den nächsten Ort St. Ulrichen, ein düsteres schwarzes Dorf mit weißer Kirche. Hier fochten die wackern Walliser zweimal siegreich, im Jahre 1211 gegen Herzog Berchtold von Zähringen, der über das Gebirge her erobernd eingedrungen war, und 1419 gegen die Berner, welchen das Landvolk unter Führung eines kühnen Hirten und eines Geistlichen heldenmüthig und opferbereit entgegen trat.

St. Ulrichen gegenüber öffnet sich das Eginenthal, ein reizendes stilles Alpenthal, dessen Bach, zwischen Gerenhorn und Brodelhorn hervorbrechend, beim Weiler Imloch kurz vor seiner Einmündung in die Rhone einen schönen Kataract macht. Zwei Bergpfade führen durch das Thal, der eine über den Griesgletscher nach dem Formazzathal und ein anderer über Nufenen nach Airolo im Tessin. Anfänglich sind sie noch vereinigt. Nachdem sie den Weiler Imloch erreicht, ziehen sie zuerst am Rande des brausenden und schäumenden Eginenbach und dann über grüne Alpweiden zu einigen Sennhütten empor, wo sich die Wege theilen. Der Nufenenpfad zieht sich unterhalb des Griesgletschers zur Paßhöhe Nufenen oder Novena (7280 Fuß über dem Meere) zwischen dem Nufenenstock und den Blashörnern empor, um dann jenseits über die Gruina-Alp in das von wilden und mächtigen Bergen eingeschlossene gletscherreiche Bedretto-Thal zu gelangen. Schwie-



L. Rohbock del.t — G. M. Kurz sculp.t

DER RHONE-GLETSCHER.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt

finden sich Thäler, aber das einzige von größerer Bedeutung und Länge ist das Binnenthal, das von dem Gletscherbach Binne bewässert oberhalb Grengiols in das Rhonethal mündet. Am Ausgang außerordentlich schmal, bietet es manche anmuthige und romantische Partieen. Durch dasselbe führt der beschwerliche, aber interessante Bergpfad über den Albrunpaß nach Pommatt im Formazzathal. Gewöhnlich geht man von Viesch aus und gewinnt schon auf der Höhe am Thalausgang einen schönen Blick auf das Gelände der Rhone und seine Umgebungen. Mehrere Dörfchen liegen im fünf Stunden langen Thal; zuerst treffen wir auf Außerbinn, dann auf Binnen, wo sich die Pfarrkirche und das Pfarrhaus und auch ein Wirthshaus befinden, und endlich auf Imfeld, bei dem der obere unbewohnte Thaltheil beginnt. Die Paßhöhe bietet nichts, nicht einmal einen Blick auf den obern Theil der beiden Thäler, an deren Ende sie liegt; erst wenn ein zweiter Uebergang erreicht ist, öffnet sich das Formazza Thal, in dessen höchstem Theil noch deutsch gesprochen wird und dessen vor vielen Jahrhunderten eingewanderte Einwohner aus dem Entlibuch Luzerns abstammen sollen.

Gehen wir jetzt von Münster weiter thalaufwärts. Wir bleiben am rechten Bord des immer kleiner werdenden Stromes der Rhone. Grüne Alpwiesen füllen den Thalgrund aus und steigen an den Seiten empor, schon nimmt der Baumwuchs ab. Geschenen, der erste Ort, eine fast schwarze Gruppe kleiner Häuschen, ist nur bekannt als Geburtsort zweier nicht unberühmter Männer, des Bischofs Hildebrand Jost, der am Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, und des Kanonicus Weger, des Lehrers Kaiser Joseph's des Zweiten. Andere Erinnerungen heften sich an den nächsten Ort St. Ulrichen, ein düsteres schwarzes Dorf mit weißer Kirche. Hier fochten die wackern Walliser zweimal siegreich, im Jahre 1211 gegen Herzog Berchtold von Zähringen, der über das Gebirge her erobernd eingedrungen war, und 1419 gegen die Berner, welchen das Landvolk unter Führung eines kühnen Hirten und eines Geistlichen heldenmüthig und opferbereit entgegen trat.

St. Ulrichen gegenüber öffnet sich das Eginenthal, ein reizendes stilles Alpenthal, dessen Bach, zwischen Gerenhorn und Brodelhorn hervorbrechend, beim Weiler Imloch kurz vor seiner Einmündung in die Rhone einen schönen Kataract macht. Zwei Bergpfade führen durch das Thal, der eine über den Griesgletscher nach dem Formazzathal und ein anderer über Nufenen nach Airolo im Tessin. Anfänglich sind sie noch vereinigt. Nachdem sie den Weiler Imloch erreicht, ziehen sie zuerst am Rande des brausenden und schäumenden Eginenbach und dann über grüne Alpweiden zu einigen Sennhütten empor, wo sich die Wege theilen. Der Nufenenpfad zieht sich unterhalb des Griesgletschers zur Paßhöhe Nufenen oder Novena (7280 Fuß über dem Meere) zwischen dem Nufenenstock und den Blashörnern empor, um dann jenseits über die Gruina-Alp in das von wilden und mächtigen Bergen eingeschlossene gletscherreiche Bedretto-Thal zu gelangen. Schwie-



L. Rohbock del.t G. M. Kurz sculp.t

DER RHONE-GLETSCHER.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

riger ist der Paß über den Griesgletscher; über schiefrige Schutthalden, einzelne Schneeflecken und die hohe Moräne gelangt er auf den flachen, nur von wenigen Spalten durchzogenen Gletscher, der seine Eismassen fast völlig unter grauen Glimmerschieferstaub verbirgt. Von mächtiger Ausdehnung, theilt er sich in mehrere Arme. Auf der Höhe öffnet sich gegen Nord eine der großartigsten Aussichten auf die Hochalpen Berns und ein schöner Blick auf die schneebedeckte Pyramide der hohen Punta di Pasodan. Nur ungern kehren wir hier auf der Grenze der Schweiz um, denn 2½ Stunde weiter thalwärts macht die Tosa einen wunderbar schönen Fall. Ihre Wassermasse ist weit größer als diejenige der Aar bei der Handeck, der Fall selbst aber achtzig Fuß breit, und fast 500 Fuß hoch. Ueber eine glatte, schief absinkende, unten sich verbreiternde Felswand mit drei Absätzen stürzt der Thalstrom, Wolken silberglänzenden Schaumes aufwirbelnd, und selbst in Schaum und Gischt aufgelöst, unaufhörlich in das Thal hinab. Ein schöner und so eigenartiger Fall findet sich nirgendwo in den Alpen, selbst der in seiner Art so herrliche Gießbach kann sich ihm kaum an die Seite stellen. —

Nach St. Ulrichen zurückgekehrt, wandern wir in einer halben Stunde nach Ober-Gestelen, einem alten Dorfe, das schon 4350 Fuß über dem Meere liegt. Zu allen Zeiten anscheinend ein ganz armseliges Dorf, hat es doch immer eine gewisse Bedeutung gehabt, denn es lag am Knotenpunkt wichtiger Saumstraßen, zuerst der über Nufenen in das Tessinthal und nach Italien, dann der über die Furka ins Reußthal und in die nordöstliche Schweiz und nach Bündten, derjenigen durch das Wallis nach Genf und endlich derjenigen über die Grimsel ins Aarthal und nach Bern. Dabei baute es noch immer etwas Getreide und einige Gartenfrüchte. In neuerer Zeit hat es sehr gewonnen und wird ohne Zweifel sich später noch mehr heben. An Stelle des Saumpfades über die Furka ist eine Fahrstraße getreten, eine zweite über die Grimsel kann nicht lange ausbleiben und auch die Nufenen werden vielleicht später für Wagen gangbar werden. Leider ist nur der Ort den Lawinen sehr ausgesetzt und ward im Jahre 1720 schon einmal vollständig verschüttet.

Fast eben führt nun der Fußpfad zu dem höchsten Dorf des Wallis, dem kleinen Oberwald, dessen unfreundliche russige Häuschen und Ställe inmitten grüner Wiesen liegen. Ringsum steigen mächtige, zum Theil firnbedeckte Gebirge zum Himmel empor; selten zeigt sich noch ein kleines Gehölz. Nachdem wir eine Kapelle auf einem Felsenvorsprung erreicht, gewinnen wir einen letzten Rückblick auf das obere, noch von Menschenwohnungen belebte Rhonethal; dann aber beginnt eine öde, rauhe, einförmige, mit Trümmern bedeckte Gegend, in welcher der wild tobende Thalbach tief unter uns schäumend und an Felsblöcken auffspritzend abwärts stürzt. Fort und fort steigen wir empor; endlich, nachdem wir Ober-Gestelen seit zwei Stunden verlassen, erreichen wir die junge Rhone, die einen kleinen hübschen Fall macht. Die Schlucht hat scheinbar in einem Thalkessel geendigt, aber wir treten um

eine Ecke und erblicken plötzlich den Rhonegletscher vor uns, der sich in seiner ganzen mächtigen Ausdehnung in dem tiefen und breiten Thalgrund fächerförmig hingelagert hat.

Ohne Zweifel gab es eine Zeit, in der das ganze Rhonethal bis zum Genfer See hinab und noch über denselben hinaus durch einen ungeheuren Gletscher angefüllt war, der droben im Knotenpunkt des Gebirges mit den Gletschern des Reuß- und Aarthals zusammen hing. Der Rhonegletscher ist der Rest dieses Riesengletschers, viel kleiner als der letztere zwar, aber doch immer noch von bedeutender Ausdehnung und Dicke. Zwischen Thierberg, Winterstock, Galenstock (11073 Fuß hoch) und drei andern hohen Bergen befindet sich eine tiefe, weite Bergmulde, welche mit Firn ausgefüllt ist. Hier entwickelt sich der Gletscher, der da, wo das Gebirge steiler absinkt, wild zerrissen und zerklüftet und zackige Nadeln und Schneiden emporstreckend sich durch eine Enge zwischen Nägelisgrätli und Galenstock hindurchzwängt. Bald aber hat er diese Enge passirt und nun breitet er sich muschelförmig durch das ganze Thal aus, so daß seine untere Breite wohl eine halbe Stunde Weges ausmacht. Unbedingt einer der interessantesten Gletscher und namentlich auch dadurch merkwürdig, daß er, nachdem er sich zwischen den Bergen hindurchgedrängt, sich in einem verhältnißmäßig noch nicht hoch gelegenen Thale breit hingelagert hat, zeichnet sich der Rhonegletscher dadurch aus, daß er fast rein auf seiner Oberfläche ist und namentlich keine Moränen zeigt. Nur an den Enden ist er etwas bestaubt und geschwärzt. Schön ultramarinblau erscheinen seine Spalten und Sprünge. Eine Gletscherhöhle da, wo der Gletscherbach im Sommer heraustritt, ist nicht vorhanden; das trübe weißlichgrüne Gletscherwasser wälzt sich in mehreren Armen unter den fast auf dem Boden liegenden Eismassen hervor. Da der Gletscherbach nur im Sommer strömt, so lassen ihn die Walliser als Quelle der Rhone mit Recht nicht gelten, sondern bezeichnen als den Ursprung des später so mächtigen und segensreich wirkenden Stromes drei kleine Quellchen, welche in etwas mehr als 5100 Meereshöhe im Thalboden am Wege nach der Furka entspringen. Diese Quellen kommen aus ziemlich beträchtlicher Tiefe hervor, denn ihre Temperatur ist im Winter und Sommer gleichmäßig und zeigt 13 bis 14 Grad Reaumur.

Von dem Wirthshaus an dem Rhonegletscher aus pflegen tüchtige Bergwanderer die Tour auf den 11073 Fuß hohen Galenstock zu machen; sie brauchen dazu fast einen vollen Tag, da der Marsch zum Theil über den Gletscher geht und beschwerlich ist. Die gewöhnlichen Wege führen dagegen denjenigen, der thalaufwärts gekommen ist, entweder auf die Grimsel und ins Oberhasli oder auf die Furka und ins alte Land Uri. Der erstere Weg galt in früherer Zeit seltsamer Weise als nicht ungefährlich, obwohl er nicht nur sicher, sondern auch bequem ist. Wir wenden uns, indem wir ihn verfolgen, rechts hinauf zur Mayenwand, im

Volksdialect Mayewang, so viel als blumiger Abhang bedeutend. In der That ist die Mayenwand ein Abhang, der sich in Folge seiner Lage nach Süd durch seinen Reichthum an schönen Blumen und seltenen Pflanzen auszeichnet. Alpenrosen finden sich in großer Menge, aber auch Gentianen jeder Art, schwefelgelbe und weißliche Anemonen und andere schönblühende Pflanzen zeigen sich auf Schritt und Tritt. Endlich nach 1½ Stunde ist die Paßhöhe der Grimsel, Hauseck genannt, erreicht. Wir kennen sie bereits, denn wir standen auf der kahlen, rauhen und wilden Höhe, als wir die Wanderung durch den Kanton Bern begannen, und blickten von ihr hinab in das Rhonethal, auf den Gletscher, dem die Rhone den Namen gibt, und hinüber zur Furka, den Uebergang aus dem Rhonethal ins Reußthal, den wir noch ersteigen sollen.

Der Fußweg zur Furka — es ist, wie wir bereits erwähnten, jetzt ein recht guter, aber weiterer Fahrweg vorhanden, — zieht sich vom Gletscherwirthshaus, nachdem er die junge Rhone überschritten, am östlichen Rande des Gletschers hin. Indem er aufsteigt, gewinnen wir einen schönen Blick auf den Gletscher und seine ultramarinblau schimmernden Spalten und Trichter und den herrlichen Galenstock, der sich in ein dichtes weißes Gewand gehüllt hat. Bald steigt nun der Weg schneller empor. Nachdem wir schöne Weiden, auf denen wie auf der Mayenwang die bekanntesten schönblühenden Alpenpflanzen in großer Zahl vorkommen, hinter uns gelassen, ziehen wir uns östlich zur Melli-Alp, auf der vom Melligletscher herkommend ein starker Bach fließt, welcher tief unten am Rhone-Gletscher in die Rhone einmündet. Dann gelangen wir zu einigen Sennhütten und einige Zeit nachher zu einem steilen Rasenabhang, an welchem sich der Pfad in zahlreichen Zickzackkehren bis zu dem scharfschneidigen Bergsattel der Furka, den ein Grenzstein und ein Kreuz bezeichnen, emporwindet. Auch hier befindet sich ein Wirthshaus, dem die Fahrstraße oft sehr zahlreiche Besucher zuführt. Die Aussicht ist anmuthig und zum Theil großartig. Tief unten liegt der höchste Theil des Rhonethals mit dem Rhonegletscher und dem Bach, der ihm entströmt. Rechts an der Paßhöhe erheben sich die Bromberghörner und Nägelisgrätli und die Vorberge des Galenstock, die sich im Furggenhorn bis an die Furka herandrängen, links zeigen sich der Hungerberg und das hohe Mutthorn mit dem Muttgletscher. Wenden wir uns nach Ost, so erblicken wir das freundliche Ursern-Thal, das Thal von Realp und Hospital, eingefaßt von hohen dunklen Gebirgen, von denen der eine Theil zu der Gruppe des Gotthard, der andere noch zu der des Galenstock gehört. — —

Auf der Furka haben wir unsere Wanderung durch die Schweiz begonnen, auf ihr endigen wir sie auch. Nachdem wir zuerst den mittleren Theil des Schweizerlandes, die alte Urschweiz durchschritten, ihre Thäler besucht, ihre Berge und Bergpässe erstiegen, haben wir uns nach Süd und Ost, in die Gebiete, wo die italienische und romanische Sprache herrscht, gezogen und sind von dort aus, in weitem Bogen die nördliche und westliche Schweiz, die Ebene, das Hügelland, den Jura, die savoyischen und walliser Alpen durcheilend, in jene interessante Gegend zurückgekehrt, wo fünf Hauptthäler mit den Quellen der fünf wichtigsten Ströme, des Tessin, des Vorderrhein, der Reuß, der Aar und der Rhone, aneinander stoßen und das Hochgebirge seinen interessantesten Knotenpunkt besitzt. Gewiß, wir haben einen langen, oft mühseligen Weg zurückgelegt; aber gibt es wohl auf der ganzen Erde einen andern, der eben soviel des Großartigen, des Originellen, des Schönen, des Anmuthigen bietet, der mit diesem zu wetteifern vermöchte in Naturschönheiten und Naturwundern aller Art? Wer ihn beschritten hat, wird diese Frage gewiß nicht bejahen, hätte er auch gleich Alexander von Humboldt alle Welttheile mit offenem Auge gesehen, Nord und Süd, West und Ost und alle Zonen bis zum höchsten Norden hinauf durchschritten.

Möge es uns gelungen sein, auf diesem herrlichen und interessanten Wege, der auch oft zu Stätten der Kunst und Wissenschaft und an durch historische Erinnerungen hervorragende Stellen geführt hat, der Aufgabe, welche wir uns gestellt haben, so weit als dies überhaupt möglich ist, zu entsprechen. Freilich ist das Wollen bei einer so schwierigen Aufgabe nicht das Vollbringen, aber der redliche Wille desjenigen, der die Schweiz liebt, der sie als sein zweites Vaterland betrachtet, hat doch wohl hier und da seinen Ausdruck gefunden. Eine Skizze wollten und konnten wir ja überhaupt nur, wie wir dies in der Vorrede aussprachen, liefern. Daß diese Skizze nicht nur denjenigen, welche die Schweiz oder einzelne Theile derselben sahen, eine Quelle der Erinnerung sein, daß sie auch zum Selbstschauen, Selbstempfinden anregen werde, das allerdings hoffen wir und wenn diese Hoffnung erfüllt wird, so sind wir vollkommen befriedigt.

Und nun möge auch dieses Buch seinem Schicksal entgegen gehen, und lange lebe, wachse und blühe die Schweiz, die es zu schildern versucht, und ihr tüchtiges, kräftiges, geistig und körperlich gesundes Volk. Das ist der heiße, innige Wunsch, mit dem wir diese Blätter schließen.

Druck von J. G. Schmitt in Darmstadt.

Runge, Heinrich,

Die Schweiz in Original-Ansichten ihrer interessantesten Gegenden, historisch merkwürdigsten Städte, Badeorte, Kirchen, Burgen und sonstigen ausgezeichneten Baudenkmäler alter und neuer Zeit nach der Natur aufgenommen und in Stahl gestochen von den ausgezeichnetsten Künstlern
Bd.: 3

Darmstadt 1866